UC-NRLF
B 2 892 666

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received May 1890
Accessions No. 40473 Shelf No.

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(April — Mai — Juni 1889.)

Band LIX.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

AP30
I45
v.59

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunundfünfzigsten Bande (April — Juni 1889).

		Seite
I.	Boris Lensky. Roman von **Ossip Schubin.** Viertes Buch. VII./XIV. Fünftes Buch. I./III.	1
II.	Ueber die neuere deutsche Prosa. Akademische Rede von **G. Rümelin**	36
III.	Die Geisteskranken einst und jetzt. Von **Ludwig Meyer** (Göttingen)	48
IV.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg**	59
V.	Martial, der römische Epigrammendichter. Von **E. Hübner**	85
VI.	Thomas Hobbes. Zum dritten Säculargedächtniß seines Geburtsjahres (1588). Von **Ferdinand Tönnies**	94
VII.	Geschichte einer vornehmen Dame im achtzehnten Jahrhundert. Die Gräfin Helene Potocka	126
VIII.	Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Von **S. Löwenfeld**	140
IX.	Politische Rundschau	145
X.	Eine Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine. Von **W. A. Berger**	151
XI.	Kunst und Literatur	152
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIV.	Boris Lensky. Roman von **Ossip Schubin.** Fünftes Buch. IV./XI. Sechstes Buch. I./XIV. (Schluß)	161
XV.	Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel. Briefe von **Julius Robert von Mayer** in Heilbronn und **Wilhelm Griesinger** aus den Jahren 1842—1845. Herausgegeben von **W. Preyer.** I./VII.	211

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVI.	Hamlet. Die Tragödie des Pessimismus. Von **Fr. Paulsen**	237
XVII.	Max Schneckenburger. Der Sänger der „Wacht am Rhein" und seine Tagebücher. Von **W. Lang**	260
XVIII.	Besitz, Recht, Hörigkeit unter Afrikanern. Von **Pechuel-Loesche**	281
XIX.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	296
XX.	Politische Rundschau	311
XXI.	Eine Geschichte der Landwirthschaft und Preise in England	317
XXII.	Literarische Notizen	319
XXIII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXIV.	Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte von **Hans Hopfen**	321
XXV.	Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel. Briefe von **Julius Robert von Mayer** in Heilbronn und **Wilhelm Griesinger** aus den Jahren 1842—1845. Herausgegeben von **W. Preyer.** VIII./XIV. (Schluß)	346
XXVI.	F. M. Dostojewski. Von **Eugen Zabel**	361
XXVII.	Die Wehrkraft Italiens. Von **Otto Wachs,** Major a. D.	392
XXVIII.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg**. II. Marburg und die hannoversche Episode	419
XXIX.	Die Alten und die Jungen. Von **Salvatore Farina.** Deutsch von **Hans Hoffmann.** I./IV.	443
XXX.	Georg Hanssen. Zum 31. Mai 1889. Von **Gustav Cohn**	460
XXXI.	Politische Rundschau	466
XXXII.	Literarhistorische Schriften. Besprochen von **Otto Brahm**	472
XXXIII.	Der Hamburgische Bürgermeister Kirchenpauer	474
XXXIV.	Literarische Notizen	478
XXXV.	Literarische Neuigkeiten	480

Boris Lensky.

Roman
von
Ossip Schubin.

Viertes Buch.

VII.

Er war wirklich ein wundervoller Mensch in seiner Art, und großartig gut. Die Wenigsten wußten es, wie gut er war.

Gleich den meisten hervorragenden Männern war er im Laufe seines Lebens vielfach verleumdet worden, von Niemandem aber mit überzeugenderer Geschicklichkeit als von sich selbst. Durch die Heuchelei, der er auf allen seinen Wegen begegnet war, zum zornigen Widerspruch gereizt, unterschob er seinen nobelsten Handlungen die nüchternsten Motive und sprach sich jede edle Regung rundweg ab; und da die russische Nationaleigenschaft schwungvoller Selbstverunglimpfung im abendländischen Europa ziemlich unbekannt ist, so nahmen seine Zuhörer Alles, was er über sich sagte, für baare Münze.

In der That aber war er ein durchaus großherziger Mensch, und Männern, hauptsächlich seinen Collegen gegenüber, sogar ungewöhnlich gewissenhaft. Man konnte ihm nicht einen kleinlichen Zug, einen Beweis von erbärmlichem Brotneid nachrechnen — er hatte nie einen Schwächeren, als er war, zu Boden gedrückt, um sich an seine Stelle zu setzen, sondern war im Gegentheil stets bereit gewesen, alle Strauchelnden freundlich aufzurichten und ihnen die Hand entgegenzustrecken. Er hatte merkwürdig wenig Menschen geschädigt, außer sich selbst.

Der Selbstmord Bulatow's hatte ihn hart getroffen. Während Nikolaj ziemlich ruhig die Nacht verschlief, schloß Lensky kein Auge; beständig verfolgte ihn der Gedanke an den Unglücklichen — den er von seiner Schwelle gejagt — der Gedanke an den Todten, an die zurückgebliebene, vom Jammer halb blödsinnige Wittwe.

Als er den nächsten Morgen mit Nikolaj beim Frühstück zusammenkam, sah er elend aus, und das Erste, was er dem Sohne, nachdem er ihn begrüßt, sagte, war: „Ich habe noch nachgedacht über Deine Angelegenheit — Alles bestätigt mir meine Vermuthungen. Du brauchst keine Angst zu haben,

mein armer Junge! Aber ein Bischen gedulden mußt Du Dich; Vormittag kann ich sie beim besten Willen nicht besuchen; ich muß zu dieser armen Bulatow und nachsehen, wie's mit ihr steht, was sich allenfalls für sie thun ließe; ich kann den Gedanken an ihren Jammer nicht aushalten."

Das war der Fluch dieses traurigen Cynikers auf romantischer Basis, das war seine Qual, daß er neben der maßlosen Menschenverachtung, die sich nach und nach aus seiner Lebenserfahrung bei ihm entwickelt, und die ihm nun anhaftete wie eine Krankheit, doch nie die Liebe zu den Menschen hatte in sich ausrotten können! Nur hatte die Liebe die Form des Mitleids angenommen, eines beständig fiebernden, nach Linderungsmitteln haschenden Mitleids, das mit der Zeit in Manie ausarten sollte — in Verzweiflung.

VIII.

Pfingstmontag-Nachmittag! Blaue, langsam aufsteigende Gewitterwolken am Himmel — und über ganz Paris eine dumpfe, erstickende Schwüle, und die drückende Verstimmung, welche in einer Großstadt das Ende eines auf einen Sonntag folgenden Feiertags kennzeichnet. Alles ist abgespannt von zweitägigem Müßiggang. Die Menschen vor den billigen Café's gähnen, starren müde vor sich hin und prüfen sorgsam ihre von den gestrigen Sonntagsausgaben geleerten Geldtäschchen; selbst die Kinder sind verdrießlich und freuen sich auf die Schule.

In den schmalen, sich bergauf krümmenden Straßen, die sich von der Place de la Trinité bis zu dem Boulevard Clichy hinziehen, haben die meisten Geschäfte bereits ihre Schaufenster enthüllt, ihre Thüren dem Publicum geöffnet. Es sind keine schönen Läden, meist Krambuden, in denen alte Bücher und anderer antiquarischer Plunder verkauft wird — alte Uhren, alte Strohsäcke, altes Haar; Fleckputzergeschäfte, in denen lange Reihen von gewaschenen Handschuhen, mit unnatürlich steifen, auseinandergespreizten Fingern an Bindfäden zwischen unaufgefrischten himmelblauen Morgenkleidern hängen; dann wieder irgend ein Gemüsekram, ein Speisehaus sechsten Ranges mit einem unmöglichen Namen „à l'œil crevé", „au cocher fidèle" etc.

Dann mitten zwischen der kleinlichen Nüchternheit dieser ärmlichen Buden und Schenken taucht unerwartet und überraschend malerisch irgend ein altmodisches Privathaus empor, ein kleiner Palast, der die Trauer um eine vornehme Vergangenheit an seinen zeitgeschwärzten Wänden trägt, und dessen geöffnetes Portal den Einblick gewährt in einen grünen Hof oder Gartenhintergrund, aus dem der kühle Duft frisch mit Wasser getränkten Rasens bis in die salzige Dumpfigkeit der Straße herüberweht. — Gegen zwei Uhr rollt ein Fiaker die Rue Blanche hinauf. In dem Fiaker sitzt Mascha, einen großen Strauß weißer Niphetorosen auf den Knien. Eine eigenthümliche Starrheit ist in ihren blauen Augen, die Starrheit einer panischen Angst . . . Langsam kriecht der von seiner gestrigen Sonntagsarbeit noch müde Gaul aus der Rue Blanche in die Rue Pigalle — dann in die Rue Laval. Mühsam schlängelt sich der Wagen in die schmale, steile, von grünen Gärtchen eingerahmte Avenue Frochot empor und krümmt sich

in das Höfchen hinein, in welches die Ateliers münden. — „Ist Fräulein von Sankjèwitsch in ihrem Atelier?" — fragt Mascha, indem sie aus dem Wagen steigt, die Concierge, welche sich damit beschäftigt, eine zwischen dem sperrigen Buschwerk vergessene Staffelei hinwegzuräumen.

„Ja, Mademoiselle."

Mascha zögert ein Weilchen, als sei sie nicht darauf gefaßt gewesen — dann sagt sie: „Geben Sie ihr die Rosen von . . ." Doch indem tritt Rita auf die Schwelle. „Ah," ruft sie freudig, „Du bist's endlich wieder einmal, so komm' doch herein!"

„Nein, nein," erwidert Mascha in großer Hast und Aufregung, „ich kann nicht bleiben, ich wollte Dir nur die Rosen bringen . . . zum Abschied . . ."

„Zum Abschied? . . . wie so?" —

„Papa ist gestern gekommen, und da . . ."

„Da wirst Du mit ihm fortreisen," vervollständigt Rita den begonnenen Satz. „Nun, sie sind sehr schön, Deine Rosen, aber ich nehme sie doch nicht an, wenn Du nicht hereinkommst. Du bist mir ohnehin so viele Besuche schuldig — Täubchen!" und während sie dies sagt, betrachtet sie die Kleine genauer. Ihr scheint's, als wäre etwas Ungewohntes an ihr, etwas Verändertes. Sonst saß Niemandem ein Kleid besser als Mascha; ihre Figur machte das Entzücken aller Schneiderinnen aus, und dem einfachsten Fähnchen verstand sie durch, man wußte nicht recht was, in ihrem Gang, in ihrer Haltung, ihre angeborene Eleganz mitzutheilen. Jetzt ist das anders. Die Trauerkleider, welche sie noch für ihren verstorbenen Onkel trägt, hängen an ihr, als seien sie nicht für sie gemacht — es ist etwas Verzerrtes, Verschrobenes an ihrer Persönlichkeit — Rita hat unwillkürlich das Gefühl, Etwas an der kleinen Person zurechtrücken zu wollen. „Komm' nur mit mir," dringt sie energisch in die junge Russin.

Einen Augenblick zögert Mascha, dann folgt sie der Einladung — „nur einen Moment," murmelt sie, „ich möchte Dein Atelier noch einmal sehen — ein letztes Mal und Dein neues Bild — Colja sagte, es sei so schön."

„Sieh' Dir's an — da steht's auf der Staffelei!" meint Rita, während sie die mitgebrachten weißen Rosen in einem Krug von florentinischer Faïence ordnet.

Mascha tritt vor das Gemälde. Es stellt die auf einer Bahre ruhende Leiche eines ertrunkenen Mädchens dar. Ein dünnes, armseliges Röckchen und ein derbes Leinenhemd kleben sich, von Wasser triefend, an die langgestreckten, fast mageren Glieder, die den Eindruck machen, frisch aus dem Wasser gezogen worden zu sein. Der Hals, die dünnen fein geformten Arme sind bloß, ebenso die Füßchen.

Alles das ist mit fast unerhört kühner Lebenswahrheit wieder gegeben; aber der Liebreiz des Köpfchens, das rührend zufriedene Lächeln der Todten versöhnt den Beschauer mit der Peinlichkeit des Vorwurfes.

„Wie ist Dir das eingefallen?" ruft Mascha zusammenschauernd.

„Ich hab's gesehen — in der Morgue," erklärt Rita — „an einem Sonntag, kurz nach Eröffnung des Salons; wir waren sehr lustig, Nikolaj, Sonja und ich; wir gingen in die Morgue, wie zum Trotz, aber als ich herauskam, war

mir das Herz so voll — ich fühlte sofort, daß ich ein Bild daraus machen würde. Es ist meine Art, einen unangenehmen Eindruck los zu werden."

Mascha starrt noch immer mit weit geöffneten Augen die Ertrunkene an. „Wer hat Dir dazu Modell gestanden?" murmelt sie.

„Eine kleine Nähterin aus der Rue de Douai."

„Wie zufrieden sie aussieht! Glaubst Du, daß eine Todte so zufrieden auszusehen vermag?" Mascha spricht so leise und feierlich, als habe sie eine wirkliche Leiche vor sich.

„Die Ertrunkene in der Morgue hatte diesen Ausdruck; übrigens habe ich ihn oft bei Leichen beobachtet," versichert Nita. „Hast Du nie eine Leiche gesehen?" fragt sie die Kleine.

„Nie!" sagt Mascha, den Kopf schüttelnd — „nie!"

„Nicht einmal Deine Mutter?"

„Nicht einmal die — ich wollte nicht — ich fürchtete mich" — und Nita krampfhaft am Handgelenk fassend, fragt sie athemlos: „Nita! glaubst Du, daß es nach diesem Leben noch ein zweites gibt?"

Wenn Jemand anders die Frage an Nita gerichtet hätte, so würde sie ihm wahrscheinlich allerlei zur Antwort gegeben haben; dem offenbar von Angst gepeinigten Kind antwortet sie nur ernst und einfach: „Ja!" worauf sie hinzusetzt: „und jetzt komm' von dem häßlichen Bilde weg — ich hätte Dich gar nicht aufgefordert, Dir's anzusehen, wenn ich nicht vergessen gehabt, was für eine nervöse kleine Person Du bist. Jetzt mach' Dir's bequem. Du verbringst doch den Nachmittag bei mir," und Nita will ihr den Hut abnehmen.

Mascha wehrt ihr — „ich muß fort — ich muß fort," wiederholt sie immer mit derselben hastigen Unruhe — plötzlich legt sie selbst den Hut ab — „nur ein Weilchen, ein kleines Weilchen," flüstert sie. „Setz' Dich in den Lehnsessel dort, Nita, so, und ich hierher" — sie kauert sich auf ein Kissen nieder zu Füßen der Freundin, dann den Kopf auf ihre Knie niederlegend, bittet sie: „Und nun thue mir ein wenig schön — sei lieb mit mir, recht lieb, Du kannst es so gut!"

Es ist sehr schwül, selbst hier in dem großen, luftigen Atelier. Von draußen dringt der Lärm der vorüberrasselnden Tramwaywagen bis herein, das Geschrei der Menschen, die um einen Platz kämpfen — der ganze wüste Wirrwarr eines zu Ende gehenden Feiertags, der um vierundzwanzig Stunden zu lang gedauert hat. Durch die schwere Luft tönt von fern, auf einer mittelmäßigen Geige, in etwas schleppendem Tempo gespielt, der Mittelsatz der Legende von Wieniawsky — zweimal, dreimal. Schon glaubt Nita, Mascha sei eingeschlafen, da murmelt sie, halb aufblickend: „Wie nennst Du's."

„Was?"

„Dein Bild!"

„Martyre."

„Ah, martyre . . . martyre . . . und . . . glaubst Du nicht, daß sie sich umgebracht hat? — Es ist schlecht, sich umzubringen."

Nita sagt nichts.

„Und . . . meinst Du nicht, daß sie sich umgebracht hat — weil . . ."

Mascha murmelt das leise in die Falten von Nita's Kleid hinein, „weil sie etwas Häßliches gethan hatte?"

„Aber Maschenka, wie kommst Du auf solche Gedanken!" Nita sagt es fast vorwurfsvoll.

Maschenka verstummt, und Nita fährt fort, ihr sanft den Kopf zu streicheln wie eine zärtliche Mutter, die ihr krankes Kind einschläfert.

Nach einem Weilchen hebt Maschenka von Neuem an: „Nita!" flüstert sie, und ihre Stimme klingt so matt und erloschen, daß Nita sie nur mühsam versteht, „könntest Du Jemanden lieb behalten, wenn Du von ihm wüßtest, daß er etwas Schlechtes gethan habe?"

„Was meinst Du?" ruft Nita und fühlt, daß der Körper des jungen, sich an sie schmiegenden Geschöpfs wie in heftigem Fieber zittert.

„Vermöchtest Du's zu begreifen, daß man etwas wirklich Schlechtes, etwas ganz Schlechtes gethan haben könnte, ohne selbst schlecht zu sein!"

Einen Augenblick zögert Nita, dann sagt sie: „Ja, ich glaube, ja — aber was könntest denn Du Schlechtes gethan haben?"

„Ich — o, nichts — natürlich, von mir ist nicht die Rede," versichert Mascha hastig — „nur wenn man so einsam lebt und Niemanden hat, gegen den man sich aussprechen kann, da kommen einem allerhand Gedanken — es ist dumm . . ."

„Nein!" ruft Nita heftig — „es ist nicht dumm, es ist traurig — wie hat man Dich nur bei den widerwärtigen Menschen lassen können, diese lange, lange Zeit!"

Mascha zuckt nur stumm mit den Achseln.

„Aber jetzt ist's vorüber — Du wirst glücklich sein, Du wirst wieder gesund werden und froh!"

„Ja!" murmelt Mascha kaum hörbar — „glücklich — gesund — froh!"

„Wenn ich Dich nur recht weit fort wüßte, fort von dieser staubigen Schwüle," ruft Nita — „irgendwo, wo die Welt schattig ist, saftig und grün, wo alle Tage neue Rosen aufblühen, wo die Luft am Abend beinahe so frisch und jung ist wie am Morgen . . . Du sehnst Dich doch fort?"

„Ja," murmelt Mascha — „ich sehne mich fort, fort von den Häusern, von den Menschen, von der Hitze — weit fort — irgend wohin, wo es kühl sein wird, recht kühl!"

„Armes Herz, mein armer, kleiner Liebling!"

Nach einem Weilchen flüstert Mascha: „Erinnerst Du Dich noch, wie ich das erste Mal zu Dir kam und mich vor dem Todtenkopf fürchtete? Du warst so gut mit mir; ich hatte Dich lieb von jenem Augenblick an."

„Und ich Dich, mein Engel. Vergessen darfst Du mich nicht. Du mußt mir manchmal schreiben. Versprichst Du mir's?"

Aber Mascha sagt nichts, küßt nur wiederholt die schmalen Hände der jungen Oesterreicherin. Plötzlich springt sie auf — „jetzt ist die Zeit vorbei — Adieu!" ruft sie aus — „Adieu!" Sie umarmt die Freundin mit einer Art Fanatismus und stößt sie dann rasch von sich; fast ehe Nita sich dessen versieht, ist sie aus dem Atelier und in den Wagen hineingeschlüpft — aus dem Fenster wirft sie

ihr Kußhändchen zu. Wird Nita je den starren, gläsernen Blick vergessen, mit dem das Kind sie dabei angeblickt hat?

IX.

Kaum ist die Kleine verschwunden, so ist es Nita, als ob sie ihr nachstürzen sollte — es thut ihr leid, sie nicht begleitet zu haben — einen Augenblick hatte sie die Absicht . . . „Aber . . . ich bin ihr ja nicht mehr nöthig, ihr Vater ist da,“ murmelt sie, und dabei macht sie sich von Neuem an die Arbeit, pinselt mit der unsicheren, aber zuweilen darum nur um so glänzenderen Virtuosität, die ein überreizter Nervenzustand uns verleiht, ein paar Einzelnheiten in ihr Bild hinein.

Die peinliche Erregung, welche die Scene mit Nikolaj in ihr zurückgelassen, wirkt noch immer nach. Wie tapfer sich die kleine Sonja benommen hat! Ob die Sache sich wohl später geben wird?

In den Straßen lärmt und tobt es wie früher; um Nita herum aber ist es unheimlich einsam. Noch vor einer halben Stunde hat doch irgend Etwas in dem anstoßenden Atelier rumort, es war Mademoiselle van Palsambesen, die Pferdecroupen-Malerin, die zur Abwechslung einen todten Affen mit Kohle gezeichnet hat. Jetzt ist auch die fort, das Atelier ist leer.

Die Einsamkeit erhöht Nita's Arbeitseifer. An den Kopf ihrer „Martyre“ hat sie nicht mehr rühren wollen, den hielt sie für fertig; jetzt kann sie der Versuchung nicht widerstehen, ein paar Striche um den Mund zu machen, um die Augen. Sie jauchzt laut auf vor Freude über die gelungene Wirkung; das Köpfchen ist noch zehnmal verführerischer, rührender, als es früher war — aber wem sieht es denn jetzt ähnlich . . . wem? — „Mascha“ — sie schaudert — die Aehnlichkeit darf nicht bleiben. Schade! In der Angst, ihr Werk aus vorsichtigem Zartgefühl verstümmeln zu müssen, vergißt sie momentan selbst das Mitleid mit dem kleinen Liebling. Aber nur momentan; gleich kommt die soeben erst beschwichtigte Unruhe von Neuem über sie, und wieder stellt sie dieselbe Frage: „Was sie nur hat; wär's wirklich nur unglückliche Liebe zu Carl?“

Mit einem Mal durchschleicht sie ein peinlicher Verdacht. „Es ist nicht möglich!“ ruft sie, ihre abscheuliche Vermuthung heftig von sich abwehrend . . . „das nicht . . . nein! und doch . . .“ Der Schweiß ist ihr auf die Stirne getreten; sie hat Pinsel und Palette weggelegt.

Die Luft hat sich verdüstert; es ist fast finster geworden — es gießt jetzt draußen. An ein Weitermalen ist nicht zu denken.

Eigentlich möchte sie nach Hause; doch hat ihr Kunsthändler sich für vier Uhr bei ihr angesagt. Er wird nicht kommen in diesem Guß — da! . . . ist das nicht ein Wagen, der in den Hof hineinrollt? Es klingelt an ihrer Thüre, sie schließt auf — wer ist das — sie muß sich an einem Sessel halten, um nicht umzusinken . . . Lensky! —

Trotz des Gewitterdüsters sieht sie ihn genau, die große, jetzt in den breiten Schultern etwas gebückte Gestalt, das von langem, halbgelocktem Haar umrahmte Gesicht.

Sie steht gegen das Licht; er sieht von ihr nichts als den allgemeinen dunklen

Umriß ihrer Erscheinung; aber dieser Umriß gefällt ihm; ihre Haltung, die Form ihres kleinen, stolz getragenen Kopfes hat etwas Sympathisches, und der Veilchen- und Irisduft, der ihre Gestalt umschwebt, ist ihm angenehm. Colja scheint keinen üblen Geschmack bewiesen zu haben. Wenn nur das Eis gebrochen wäre — das erste Wort zu finden ist schwer!

Langsam, und sich nach rücklings bewegend, ist sie in das Innere des Zimmers hineingetreten. Sie spricht kein bewillkommnendes Wort, bietet ihm keinen Sitz an, fragt ihn nicht einmal, was ihn herführt.

„Ein ungebetener Gast," beginnt er verlegen, linkisch, aber mit einem Lächeln von herzgewinnender Liebenswürdigkeit — „ich weiß nicht, ob Sie mich kennen — vom Sehen, mein' ich?"

Sie zuckt zusammen, ohne zu antworten.

„Nun, ja, Sie kennen mich, ich bin der und der ... Ihnen gegenüber aber bin ich jetzt nur der Vater eines armen jungen Menschen, dem Sie sehr weh' gethan haben." Er stockt, als erwarte er, sie werde Etwas sagen, sei's auch nur etwas Entgegnendes, Abweisendes; aber sie bleibt stumm, weicht nur noch einen Schritt zurück; es ist, als ob er mit einem Bild oder mit einer Statue sprechen sollte. Was hat sie nur? denkt er bei sich. — Nun, er hat's einmal dem Jungen versprochen, mit ihr zu reden — jetzt wendet sie das Köpfchen ein wenig, er erblickt die Linie ihres Profils — allerliebst ist sie, das läßt sich nicht leugnen, und welcher Zug von Stolz und Trotz um das feine Näschen, um Mund und Kinn! Es wird schwer halten, mit ihr fertig zu werden; aber es ist der Mühe werth, es zu versuchen.

„Sie finden mich offenbar sehr zudringlich," hebt er von Neuem, halb lachend an — „ja, daran läßt sich nichts ändern, es wird Ihnen doch nicht gelingen, mich abzuschütteln, eh' ich Sie zum Reden gebracht habe. Ich war in Colja's Angelegenheit eingeweiht und hatte mich mit dem Glück gefreut, auf das ich für ihn bereits zu zählen anfing; als er mir da gestern seine Verzweiflung beichtete, und so elend dabei aussah und sich doch so tapfer zusammennahm, da wollte ich Rath schaffen um jeden Preis und versprach ihm, Ihr kleines eigensinniges Herz genauer auszuforschen. Wir Väter sind kindische Menschen ... ich kann's nicht recht begreifen, daß ein warmherziges, feinfühlendes Geschöpf, wie Sie's der Beschreibung Nikolaj's zu Folge sein müssen, meinem Sohne seine Neigung versagen könnte ... Aber was haben Sie nur? — warum antworten Sie denn nicht ein Wort? ... Trotzig sind Sie offenbar, charaktervoll, und thun nichts halb, verrathen die Freundin nicht, die Freundin, für die Sie sich opfern. Hab' ich's errathen, mein Kind? — Ich möchte doch gern einmal in Ihr Gesichtchen sehen ..." er streckt den Kopf vor, blinzelt sehr aufmerksam — „und sehr — sehr reizend sind Sie auch — es lohnt sich der Mühe, Sie zu erobern ... Und ich werde Sie erobern." Er will ihre Hand in die seine nehmen, sie entzieht sie ihm hastig.

Es ist etwas heller geworden draußen; ein Sonnenstrahl arbeitet sich durch die Wolken hindurch; die großen Tropfen, welche das Unwetter dröhnend gegen die Scheiben schleudert, funkeln und glitzern. Mit einer zornigen Gebärde, der Gebärde, mit der man einer unerträglichen Situation ein Ende macht, hat

Nita dem alten Künstler ihr Gesicht ganz zugewendet. Ihre Augen sind voll von einem abweisenden Stolz, der mit Grauen vermischt ist. Er blickt sie an, blinzelnd, forschend. Eine gräßliche Unruhe bemächtigt sich seiner — „Hab' ich Sie nicht früher bereits . . ." Seine und ihre Augen begegnen einander — „Großer Gott!" Er stampft mit dem Fuß. Einen Moment steht er noch wie vor Entsetzen versteinert. — „Verzeihen Sie," murmelt er kaum verständlich, dann sich die Hand über die Augen haltend, verläßt er das Zimmer.

X.

„Nun?" ruft Nikolaj dem Vater entgegen.

Seit einer Stunde sitzt er ungeduldig in der Wohnstube des Virtuosen, seiner Wiederkehr harrend — sitzt da, ein Zeitungsblatt in der Hand, mit einem hochklopfenden Herzen, dem er einzureden trachtet, daß die Hoffnung eine leichtsinnige Lügnerin sei, auf die man nichts geben solle. Ein Blick auf das Gesicht Lensky's genügt, um dem früher so widerspenstigen Herzen die Ueberzeugung beizubringen.

„Es ist nichts," murmelt Lensky fast unwirsch — „nichts — es geht nicht, Du mußt Dich fügen, es ist einmal nicht anders!" Und als ob er jede weitere Auseinandersetzung abschneiden wollte, fragt er: „War Niemand da in meiner Abwesenheit? Keine Visite?"

„Herauf ist Niemand gekommen," erwidert Nikolaj. — „Ich dachte mir gleich, daß es umsonst sei," stottert er, mühsam eine anständige Fassung bewahrend. „Aber Du warst so überzeugt . . . Also nichts . . . gar keine Aussicht?" und mit einem kläglichen Lächeln setzt er hinzu: „'s muß eben getragen werden! . . . Ein sehr guter Artikel über Hector Berlioz steht heute im „Temps", Du solltest ihn . . . wie dumm ich bin, jetzt hab' ich die Zeitung zerrissen . . . verzeih'! . . ." Immer noch heftet er die Augen flehend auf den Vater, als hoffe er, dieser würde ihm etwas Genaueres darüber mittheilen, wie sich Alles zugetragen hat. Aber der Virtuose schweigt. Er murmelt nur Etwas vor sich hin, setzt sich dann, Nikolaj den Rücken zuwendend, neben den Kamin, und starrt in die todte Feuerstelle.

„Hat . . . hat sie Dir mißfallen?" fragt Nikolaj.

Lensky gibt keine Antwort auf die Frage.

Indem hört man laut an die Thür pochen. Bei Lensky erscheint Jeder, ohne sich anmelden zu lassen, das ist eine eingeführte Sitte.

„Herein," ruft er barsch.

Ein hoher, schmaler Mann, mit einem scharfgeschnittenen, weizengelben Gesicht und eisengrauem Vollbart, geschniegelt und gebügelt in einen knappen, vortrefflich sitzenden schwarzen Ueberrock und tadellose graue Pantalons gekleidet, einen blanken, neumodischen Cylinder in der Hand, tritt ein — Valerian Kyrillowitsch Kasin, Sonja's Vater.

„Welche Freude, Dich hier in Paris begrüßen zu können!" ruft er dem Virtuosen zu, indem er ihn umarmt; „haben wir Zwei doch das Leben miteinander genossen hier seiner Zeit, Du und ich!"

„Ja, sehr," murmelt Lensky.

„Ist das eine Luft!“ schwärmt Kasin — „wie Champagner steigt sie Einem zu Kopf. Ich bin berauscht, geradezu berauscht. Rathe, wen ich in Paris wiedergefunden habe — unsere Senta aus Wien.“

„Ich habe keine Idee, wen Du meinst,“ ruft Lensky mit schlecht verhohlener Unruhe.

„Das reizende Mädchen, welches wir damals bei der Njikitjin kennen lernten in Wien. Wir nannten sie Senta, weil sie sich in Dein Bild verliebt hatte, Borja, genau wie die Wagnerische Schwärmerin in das Bild des fliegenden Holländers. — Ich wußte kaum, daß sie einen anderen Namen habe.“

„Es ist unerträglich schwül hier,“ murmelt Lensky und reißt an seinem Hemdkragen, „öffne doch die Fenster, Nikolaj.“

Nikolaj thut's und bleibt neben dem Fenster stehen. Der Großstadtlärm tönt brausend bis herauf. Der angenehme Duft, den ein Gewitterregen hinterlassen hat, schwebt herein. Die Wolken sind zerrissen, der Nachmittagssonnenschein vergoldet und versilbert die regengetränkten Häuser, das nasse Macadam.

Um Nikolaj's Herz schleicht sich eine Empfindung, als schwebe ein Henkerbeil über seinem Nacken.

„Ich erinnere mich nicht, “ sagt Lensky.

„Wirklich, Du erinnerst Dich nicht? Aber, à propos, wenn es Dich nicht genirt, so könntest Du mir ein- oder zweitausend Franks leihen . . . ich habe bereits nach Petersburg telegraphirt . . .“

„Ich bitte Dich, Nikolaj, nimm zwei Tausendfrankbillets aus dem Schreibtisch in meinem Schlafzimmer, da hast Du die Schlüssel.“

Nikolaj nimmt die Schlüssel, verfügt sich damit in das Nebenzimmer, dessen Thüre er jedoch, wie sein Vater es nicht ohne Verdruß bemerkt, offen läßt.

„Also Du erinnerst Dich ihrer gar nicht mehr?“ schwatzt indeß Kasin weiter — „das ist mir unbegreiflich, Du warst ja geradezu toll mit ihr, begeistert; ich hatte Dich früher nie so mit einem Mädchen gesehen. Ich traf sie einen Abend bei der Njikitjin, nur einen Abend, aber ich erinnere mich ihrer sehr gut. Sie hatte freilich keinen blauen Dunst mehr von mir — sie sah und hörte damals gar nichts als Lensky . . . Du mußt Dich erinnern. Man nannte sie Senta in dem Kreis der Njikitjin.“

„Bringst Du das Geld, Colja?“ ruft Lensky gereizt zu seinem Sohn hinein.

„Gleich, Vater. Das Schloß ist rostig — ich . . . ich habe mich in dem Schlüssel geirrt . . .“ gibt Nikolaj zurück.

„Jetzt heißt sie Fräulein von Sankjèwitsch und ist die intimste Freundin meiner Tochter,“ erzählt Kasin weiter. — „Das Merkwürdigste bei dem Allen ist, daß sie Sonja nie ein Wort von Dir gesagt hat. Junge Mädchen erzählen einander doch sonst allerlei — und daß sie verflossenen Winter in einem Deiner Concerte ohnmächtig geworden ist . . . Vergessen hat sie Dich offenbar nicht. Und Du, Undankbarer . . . Lohnt es sich wirklich, Dir zu gefallen, Dir so zu gefallen? Alle musiktollen Damen waren außer sich vor Eifersucht . . . Uebrigens, wer weiß, wenn Du sie wieder erblickst, verdreht sie Dir noch einmal den Kopf; sie ist reizender als je — sehr verändert, aber hübscher geworden.“

Da tritt Nikolaj ein und bringt das Geld — bald darauf entfernt sich Kasin. Nikolaj geleitet ihn noch höflich bis an die Thür, die er hinter ihm mit dem Schlüssel zuschließt. Bei dem, was er nun mit seinem Vater zu verhandeln hat, will er nicht gestört werden.

„Also das war's . . . das," sagt er langsam, indem er auf Lensky zutritt.

„Ich begreife nicht, was Du meinst," stottert Lensky unsicher; aber sein Blick senkt sich zu Boden vor den anklagenden Augen des Sohnes.

Einen kurzen Moment herrscht tiefes Schweigen. Das Blut ist dem Virtuosen ins Gesicht gestiegen; er athmet schwer, will Etwas sagen und bringt es nicht heraus.

„Du hattest 's errathen!" ruft Nikolaj — „es war doch nur eine Nichtswürdige! . . ." dann sich an die Stirn greifend, stottert er: „vor sechs Jahren war's — damals war sie ein Kind, ein vor Begeisterung unzurechnungsfähiges, von Musik betäubtes Kind . . . man darf nicht zu streng sein! Ach! —" und plötzlich, mit einem heiseren Stöhnen, faßt er sich vor den Kopf — „es ist doch nur immer dasselbe — und Du hast recht . . . und ich war ein Narr! . . ." Er eilt hinaus. Da packt ihn eine Hand an der Achsel. „Colja! bleib!" ruft Lensky.

„Vater!"

„Es ist nicht so, wie Du glaubst," sagt Lensky langsam, den gesenkten Kopf hebend. Das Blut ist jetzt aus seinem Gesicht gewichen, es ist todtenblaß.

„Also war's nur leeres Geschwätz von Kasin's Seite?" ruft Nikolaj. „Du hast sie nie gesehen — oder zum Wenigsten gefiel sie Dir nie? . . ."

Lensky schüttelt seinen mächtigen Kopf. „Doch, sie hat mir gefallen," sagt er dumpf, „sehr; darin sprach Kasin die Wahrheit — unbeschreiblich hat sie mir gefallen. Sie hatte etwas Besonderes — etwas Wärmeres, Natürlicheres als die Anderen, und eine so eigenthümliche Art, einen anzusehen mit den Augen, die Du kennst. Ich dachte . . . aber ich hatte mich geirrt . . ." er stockt.

„Nun, Vater?" dringt Nikolaj in ihn.

„Eines Abends traf ich sie allein," murmelt Lensky, kaum verständlich. „Die Njikitjin hatte das so eingerichtet. O, die Niedrigkeit, die Gemeinheit so eines Weibes, das sich um jeden Preis bei Einem einschmeicheln will! Ich verlor den Kopf. Sie verstand mich zuerst nicht — ich glaubte, es sei Ziererei — Mußt Du Alles wissen?"

„Ja!"

„Nun —" Lensky röchelt die Worte mehr, als er sie spricht. — „Ich war wie ein wildes Thier — sie hat um Hülfe geschrien. Ich habe Jemanden kommen hören, zum Glück für sie — und ich bin erschrocken wie ein Dieb und habe mich aus dem Staub gemacht. Hast Du jetzt genug?" schreit er fast und stampft auf die Erde.

Lensky verstummt — Nikolaj's Gesicht ist grün wie das eines Menschen, dem das Blut vor Ekel in den Adern gerinnt. „Jetzt weiß ich, warum ihr vor mir graut!" . . . sagt er tonlos, ohne den Vater anzusehen. Damit verläßt er ihn.

XI.

Zur selben Stunde steht Maschenka in ihrem Zimmer vor ihrer Kaminuhr und zählt: „eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf Schläge! — Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . . sechs! . . . Jetzt muß es sein!“ sagt sie sich — „jetzt muß es sein!“

Es muß sein. Langsam, aber sicher und überwältigend hat sich die Ueberzeugung ihrer bemächtigt. Erst umschlich sie's nur wie eine unklare Angst; es war, als ob eine kalte Gespensterhand ihr über den Rücken gefahren wäre, dann kam's wie ein eisernes Gebot.

Sie hat dagegen gekämpft mit dem ganzen wilden Grauen, das ein sehr junges Geschöpf vor dem Gedanken an die Auflösung empfindet — sie will nicht — sie will nicht! Dann endlich hat die Verzweiflung in ihr, vereint mit einem Zustand täglich wachsender physischer Müdigkeit, den Entschluß gezeitigt. „Ja, es muß sein!“

Es muß sein! Wie soll sie's vollbringen? Gift? . . . Nein . . . Sie muß sich aus der Welt schaffen irgendwie — irgendwie, so daß sie Niemand findet, der sie gekannt, damit Niemand je erfährt . . .

Und in den kurzen, hellen Frühlingsnächten ist in ihrem Kopf ein Plan gereift, schlau ausgeklügelt, wie nur ein so romantisches kleines Hirn Derartiges ausdenken kann.

XII.

Alles ist bereit.

Sie hat sich die Frist gegönnt bis zu ihres Vaters Wiederkehr, und darum ist sie erschrocken bei dessen Anblick, anstatt sich seiner zu freuen. Ihr war's, als trete der Henker vor sie hin und riefe: „Komm, es ist Zeit!“

Wie gut er mit ihr war! welch' schöne Zukunft er ihr ausmalte! . . . Eine schwarze Mauer thürmt sich vor ihr — es gibt keine Zukunft mehr!

Ein . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . . sechs Schläge! Die Stunde ist da! Sie kleidet sich um — nicht einen Faden von den Sachen, die man an ihr kennt, behält sie an sich, sondern verwechselt Alles mit Dingen, die sie nach und nach, von den Strümpfen und derben Schuhen angefangen, zusammengekauft hat.

Wenn sie ans Land gespült wird, so soll kein Mensch ahnen, daß das Mädchen in dem dürftigen Arbeiterkleid die verwöhnte Tochter Boris Lensky's sein könne.

Dann nimmt sie die Perlen ihrer Mutter, die Perlen, die sie längst nicht mehr trägt, aus ihrem Schmuckkästchen und küßt sie.

Sie kniet nieder vor ihren Heiligenbildern und betet.

Jetzt erhebt sie sich — ein letztes Mal sieht sie sich langsam in ihrem hübschen Zimmerchen um. Ihr Herz hämmert zum Zerspringen.

„Elisa, sagen Sie der Tante, sie möge mich heute nicht zum Diner erwarten,“ ruft sie der Kammerjungfer durch die geschlossene Thür ins Nebenzimmer zu — „ich speise bei Papa.“

„Très bien, mademoiselle!“

Und Mascha geht. Auf der Treppe fühlt sie mit einem Mal einen brennenden

Durst. Sie tritt in das Speisezimmer, nimmt eine Karaffe Wasser vom Büffet und trinkt mit einer Art Gier. Durch den Geruch nach Leder und heißem Staub, der ein Stadtspeisezimmer im Sommer kennzeichnet, schwebt ein angenehmer Duft. Eine rothe Pyramide von schönen, frischen Himbeeren, Mascha's Lieblingsobst, thürmt sich auf einem Glasaufsatz. Mascha langt nach den einladenden Früchten, nascht zwei, drei davon. Plötzlich drosselt sie etwas an der Kehle, eine Art Uebelkeit überkommt sie, sie eilt hinaus. Schon steht sie an der Hausthür — sie zögert. Es muß sein! — Aber muß es jetzt schon sein? — Noch eine Woche, noch vierzehn Tage leben, den Sonnenschein genießen, sich von ihrem Vater verwöhnen lassen — Alles vergessen — glücklich sein! Vierzehn glückliche Tage sind lang!

Eine Uhr im Hause, drinnen schlägt das Viertel nach Sechs — in wenigen Minuten wird ihre Tante zurückkehren. Sie geht.

Jetzt ist sie auf der Straße. Die Avenue de Wagram liegt hinter ihr. Sie ist in den Champs Elysées. Das Laub der Roßkastanien trieft noch von dem letzten Gewitterregen und glänzt von Sonnenschein. Ein träumerisches Rauschen, das satte Rauschen nasser Blätter seufzt in ihren Aesten. Die Schatten werden lang. Mascha winkt einem leer vorüberrollenden Fiaker: „An die nächste Station der Hirondelle," ruft sie.

Die Hirondelle — der Vergnügungsdampfer, welcher täglich zwischen Paris und St. Cloud verkehrt — ist gerade im Abstoßen, als Mascha die Haltestelle erreicht. Sie will auf den nächsten warten. „Mais non, ma bonne fille," sagt ein von Kohlenstaub geschwärzter Heizer — „montez toujours," und er hilft ihr auf das Verdeck.

Eine Hochzeit, die Zola abschreiben könnte, befindet sich darauf — irgend ein Bedienter, der den Feiertag benützt hat, um eine alternde Köchin zu heirathen. Eine seltsame Braut — vierzig Jahre alt wenigstens, mit einem Gesicht, das vom Herdfeuer geröthet ist, und schlechten Zähnen, dazu ein schmutziges, weißes Brautkleid, kurze, weiße Handschuhe, die nach Benzin riechen, ein Brautschleier, der so grau wie eine alte Gardine aussieht, ein Kranz, der in einer Operette gedient hat und für ein paar Sous gemiethet worden ist; dazu ein junger Ehemann im Bedienten-Civil mit einem welken Sträußchen im Knopfloch. Alle Hochzeitsgäste tragen welke Blumen in der Hand oder im Knopfloch — Blumen, die aussehen, als ob man sie aus der Gosse aufgelesen hätte. Es sind Kinder unter den Gästen, vierzehnjährige Mädchen mit kurzen Röcken und sehr dünnen Beinen.

Maschenka beobachtet Alles sehr ruhig. Zuweilen vergißt sie, weshalb sie hier ist, aber nicht einen Augenblick ist sie frei von dem Druck eines gräßlichen kalten Grauens. Gelegentlich macht sie unwillkürlich Pläne für den Morgen, dann fährt sie zusammen. Morgen um die Zeit . . . was wird da sein! . . .

Klip — klap plätschern und lecken die Wellen um die hölzernen Flanken des Schiffes. Ein silbriger Glanz liegt auf der Seine. Die mächtigen Steinbögen der Almabrücke mit ihren Reliefs von modernen Soldaten in Käppi und Epauletten an den Pfeilern sind vorüber. Rechts von dem Dampfer zieht sich ein schattiges Blättermeer, links eine blaßgrüne Ebene mit unfertigen Neubauten,

Sandhaufen und langen Reihen von dünnen, jungen Pappeln. Dann kommt der Jahrmarktslärm, die durcheinander polternden Comödiantenbuden, Ringelspiele und Drehorgeln von Auteuil. Jetzt ist Paris weit hinter der Hirondelle, in eine violette Rauchwolke eingehüllt, aus welcher der Dom der Invaliden goldig herausglänzt. Grüne Ufer rechts und links, der röthliche Glanz der immer tiefer gehenden Sonne auf der Seine, auf der nassen Landschaft — und an den Ufern mächtige Weiden und süßes Flüstern in ihrem Laub — und dort, hinter einem Schleier von durchsichtig grünen Zweigen — was ist das? . . . Mascha streckt den Kopf vor . . . Eine Schar hübscher Mädchen mit großen Blumensträußen in den Händen. Wie liebliche Genien unschuldiger Freude schweben sie hinter den niederhängenden Aesten hin, sie singen ein schwermüthiges Lied — Eine antwortet der Anderen.

Weiter gleitet das Schiff, noch einmal streckt Mascha den Kopf vor . . . sie sieht die Mädchen nicht mehr — nur ein träumerisches Echo ihres Liedes schwebt noch durch das Blätterflüstern über die Wellen.

„Meudon — Meudon!“ Ein kleines graues Städtchen, an einen grünen Waldhügel angelehnt. „Sèvres“ . . . „St. Cloud“ . . . Das Dampfschiff ist umgekehrt — langsam, stromaufwärts arbeitet es sich nach Paris zurück. Mascha sitzt noch immer an Bord, todtenbleich, die Ellenbogen eng an ihre Seiten gedrückt, den Blick mit einer furchtbaren Angst auf das Ufer geheftet. „Sèvres“ . . . „Meudon“ — jetzt muß es sein . . . nein, nur noch fünf Minuten! . . .

Ein neues Gewitter ist aufgezogen; ein nicht sehr starker, aber gleichmäßiger Regen strömt nieder. Das Verdeck ist fast leer geworden, Alles in die Cabinen geflüchtet. Nur eine Gruppe von jungen Männern in Regenmänteln ist unweit Mascha's sitzen geblieben. Sie plaudern, rauchen, kümmern sich nicht um sie.

Mascha hat ein Kreuz geschlagen, ein irrsinnig unzusammenhängendes Gebet gemurmelt. Jetzt kniet sie auf die Bank, die den Rand des Dampfschiffes umfaßt, nieder — die Böschung ist zu hoch, sie kann nicht hinüber — sie kann nicht. Der Schweiß steht ihr auf der Stirn, sie gleitet auf die Bank zurück — alles Schöne und Liebe, was sie in ihrem Leben genossen, tritt ihr ins Gedächtniß — dann schweifen ihre Gedanken in die Zukunft — man wird sie finden, ganz von Koth beschmutzt, irgendwo zwischen dem Schilf am Ufer — fremde Männer werden ihr die Kleider vom Leib reißen — ihre Wangen brennen vor Scham; und dann kommt noch eine andere Angst, eine kleinliche, feige Angst, nicht vor dem Tod, sondern vor der physischen Pein, die dem Tod vorangeht — vor dem qualvollen nach Athemringen im Wasser! Sie kann nicht sterben! Sie will nicht — nein, sie will sich hinaussetzen über die schlechte Meinung der Menschen — leben um jeden Preis — nur leben! — —

Durch die verregnete Dämmerung merkt sie plötzlich, wie die Männer sie beobachten. Einer von ihnen macht einen Scherz, die Anderen lachen. Weiß Gott, über was sie lachen. Mascha aber bildet sich ein, sie hätten errathen . . .

Mit einer Regung wahnsinniger Scham reißt sie den Haken des Thürchens auf, welches das Geländer des Dampfschiffes unterbricht — sie hält sich die

Augen mit beiden Händen zu — „Mutter!" schreit sie noch einmal in ihrer Todesangst . . .

Es ist geschehen . . . .

XIII.

Der Abend war bereits weit vorgerückt. Lensky saß allein in seinem Wohnzimmer. Allerhand Empfindungen tobten in ihm durcheinander. — Eine Art Zorn drosselte ihn am Halse. „Warum habe ich ihm auch Alles gesagt?" fragte er sich. Ja, warum? — Weil er gegen jede Falschheit einen Haß hatte, der bis zur Uebertriebenheit ging — weil es ihm gewesen, als ob er Etwas von seiner Abscheulichkeit gegen Nita sühne, durch das Preisgeben seiner eigenen Schmach — weil ihn die Erinnerung an seine Rohheit dermaßen gepeinigt, daß er das Bedürfniß in sich gefühlt hatte, sich zu geißeln bis aufs Blut.

Als er so plötzlich in Nita's reine Augen geblickt, da war's ihm gewesen, als ob es auf einmal unerträglich hell würde rings um ihn herum. Er sah sein ganzes Leben so deutlich, wie er es nie früher gesehen, und es widerte ihn an. Vor einer Weile hatte er den Kellner zu Nikolaj hinaufgeschickt, um ihm zu melden, daß servirt sei. — Nikolaj hatte sich entschuldigen lassen.

Da hatte sich Lensky nicht einmal zu Tisch gesetzt. Gott! als ob er fähig gewesen wäre, Etwas herunterzuwürgen.

Der Kellner hatte ihn gefragt, ob er die Lampe anzünden solle, aber Lensky hatte ihn nur ungeduldig hinausgewinkt. Zu was brauchte er noch mehr Licht, er sah ohnehin hell genug!

Eine große Unruhe überkam ihn. Wenn Nikolaj wirklich fortreisen wollte, so war nicht mehr viel zu zaudern. — Er hörte die strauchelnden Tritte von Menschen, die eine Last über die Treppe schleppten. Man trug Nikolaj's Koffer herunter. „Er wird nicht einmal kommen, um Abschied zu nehmen," fragte er sich — „aber so kann ich ihn nicht fortlassen," rief er aus — „so nicht!" — Er ging in Nikolaj's Wohnung hinauf. Wie gewöhnlich vor einer Abreise waren alle in dem Zimmer befindlichen Kerzen angezündet, damit man nicht im Halbdunkel irgend Etwas vergessen möge. Der grelle Schein that Lensky weh. Nikolaj stand vor dem Kamin und beschäftigte sich damit, ein paar Briefe zu zerreißen und zu verbrennen. Ein neuer, steifer, harter Zug versteinerte seine Züge. Als er den Vater erblickte, drückte sein Gesicht Unruhe und Staunen aus, so daß es dem Vater kalt ums Herz wurde. Einen Moment standen sie einander stumm gegenüber. „Colja!" brachte Lensky endlich mühsam, mit unkenntlicher, halberstickter Stimme über die Lippen — „Du . . . wolltest doch nicht abreisen, ohne mir noch Lebewohl gesagt zu haben!"

„Nein — natürlich nicht," erwiderte Colja mechanisch, indem er fortfuhr, Briefe zu zerreißen.

„Colja!" Die Stimme des alten Künstlers zitterte, er legte dem Sohn die Hand auf den Aermel; er merkte, daß dieser vor seiner Berührung zurückschrak. Da packte er sich bei den Schläfen und stampfte auf die Erde — „das ist ja nicht zu ertragen," rief er; „hast Du denn kein Einsehen, begreifst Du denn

nicht, wie mich das Alles martert, mich, der ich die Sterne vom Himmel hätte holen wollen für Dich — und jetzt soll ich das Hinderniß sein an Deinem Glück! — Was, Hinderniß! . . . Sei doch vernünftig, es gibt ja gar kein Hinderniß, es ist ja nichts vorgefallen — Du brauchst sie nicht aufzugeben. Und wenn sie etwa Angst hätte, mir wieder zu begegnen, so schwöre ich Dir, daß sie nie mit mir zusammen kommen soll — daß ich Euch nie belästigen werde mit meiner Gegenwart. Alles will ich ertragen, nur nicht den Gedanken, Deine Existenz zerstört zu haben. — Colja . . . hörst Du mich denn nicht, Colja!" Er rüttelte den Sohn an der Schulter. Nikolaj wendete sich ihm zu. Der Vater erschrak über den stumpfen, theilnahmslosen Blick, der aus den sonst von Begeisterung leuchtenden Augen seines Kindes sah.

Der Kellner kam herein, um zu melden, daß der Wagen vorgefahren sei. Nikolaj griff nach seinem Hut — Lensky hielt ihn zurück und winkte zugleich dem Kellner, das Zimmer zu verlassen.

„Du schreibst doch, wenn Du dort angekommen bist?" sagte er.

„Sobald ich in Ordnung bin," erwiderte Nikolaj immer mit gleich matter, tonloser Stimme.

Warum war der Bursche denn nicht zornig, schroff bis zur Unart, abweisend gegen ihn? . . . fragte Lensky — irgend eine heftige Empfindung hätte sich mit der Zeit geben können — aber für das, was er da vor sich sah, gab es kein Heilmittel mehr. Er begriff, daß Etwas in diesem jungen Menschen gestorben war für immer; die Schwungkraft seiner Natur war gebrochen, das heilige Feuer in ihm war ausgelöscht.

„Leb' wohl, Colja!" murmelte Lensky heiser. Er nahm den Sohn in seine Arme, hielt ihn krampfhaft an sich, küßte ihn der russischen Sitte gemäß dreimal, er hätte ebenso gut eine Leiche umarmen können, so völlig erwiderungslos blieb Colja seiner Zärtlichkeit gegenüber. Nur einmal früher hatten seine Lippen etwas so Kaltes, Steifes berührt, und das war — als er Natalie geküßt im Sarg.

Dann ging Nikolaj die Treppe hinab; Lensky schlich neben ihm her bis an die Hausthür, blickte dem Wagen, der durch die Rue de la Paix mit ihm davonrollte, nach, bis er sich in dem Gewirr von anderen Wagen verlor, worauf er umkehrte und sich mit schwerem Schritte in sein Wohnzimmer begab.

Draußen regnete es jetzt langsam, stark, regelmäßig; manchmal blitzte es dazwischen blau und grell, in der Ferne polterte der Donner.

Etwa eine Stunde nach Nikolaj's Abfahrt mochte verflossen sein, als es an Lensky's Thür pochte. Erst hörte er nicht — es pochte noch einmal lauter, dringlicher. Aergerlich hob er den Kopf; er hatte ja unten hinterlassen, daß er Niemanden empfangen wolle.

„Was ist's?" fuhr er zornig auf.

„Ein Bote von Madame Jeljägin."

„Herein! . . . Was gibt's?"

„Er hat dieses Billet für Monsieur abgegeben," sagte der Kellner.

Lensky riß das Blättchen auf.

„Einen Wagen!" rief er dem Kellner zu, der stehen geblieben war, wartend, ob keine Antwort zu bestellen sei; „nur rasch!"

Der Kellner ging, Lensky heftete seine Augen noch einmal auf das Blättchen.

„Kommen Sie augenblicklich, Warwara.“

Weiter nichts. Was konnte geschehen sein? Er nahm seinen Hut, folgte dem Kellner fast auf dem Fuß und sprang in den Wagen.

„Avenue Wagram, Nr.***“ rief er dem Kutscher zu, „so schnell Sie können.“

Der Fiaker raste über die Place Vendôme, durch die Rue Castiglione, quer durch die regenverfinsterte Sommernacht an dem röthlichen Geflacker von Laternen vorbei, durch die Champs Elysées. Ein Ruck — jetzt stand der Fiaker. Lensky stürzte hinaus, das Hausthor war offen — ein unangenehmer Sumpfgeruch schlug ihm entgegen. Die Einfahrt entlang bis in den Flur sah er große Tropfen von Schlamm; sein Blick heftete sich darauf, ohne daß er sich etwas Besonderes dazu gedacht hätte. Ein Gefühl peinlichen Mißbehagens wuchs in ihm mit jedem Moment, und doch hätte er nicht recht zu sagen gewußt, was er fürchtete. Er fand Niemanden, der ihn angemeldet, der ihm gesagt hätte, wo seine Schwägerin, wo irgend Jemand zu finden sei. Das ganze Hauswesen war in Aufruhr gerathen. Rathlos stand er einen Augenblick still. Da bemerkte er, daß dieselben großen schwarzen Schlammtropfen, die er soeben gesehen, auch den Leinwandbezug, welcher den Teppich auf der Treppe schützte, beschmutzt hatten.

Und plötzlich erinnerte er sich, wie er bereits früher einmal eine solche Reihe schlammiger Tropfen gesehen — in Moskau, an einem heißen Sommertag, als man einen Ertrunkenen über die Straße getragen. Er ging den Tropfen nach, stieg die Treppe hinauf, immer noch den Tropfen nach, bis an eine Thür — er wußte, in welches Zimmer die Thüre führte! . . .

Einen Moment zögert er feige, als könne er's nicht über sich gewinnen, dem Gräßlichen in die Augen zu schauen, das ihn erwartet. Dann reißt er die Thür auf. Das Zimmer ist schlecht beleuchtet, eine einzige Kerze flackert neben dem Bett, von dem die weißen Vorhänge rücksichtslos zurückgeschlagen sind — und dort auf dem Bett liegt Etwas — er kann nicht genau sehen, was. Am ganzen Körper zitternd, steht die Jeljägin davor. Große, nasse, schwarze Flecken hängen auch an ihrem Kleid, als hätte sie mit einem schlammbedeckten Körper herumhantiert.

„Mascha!“ keucht er außer sich, die Schwägerin bei ihrem mageren Arm ergreifend und von dem Bett zurückstoßend.

Ja, da liegt Mascha, wachsbleich, mit geschlossenen Augen und naß um die Wangen klebendem Haar.

„Sie ist todt,“ ächzt er.

„Nein . . . nein, sie lebt,“ versichert die Jeljägin, aber es ist keine Freude in ihrer Stimme, sondern Unruhe und Angst.

Mascha öffnet die Augen, wendet sie von dem Vater ab und schaudert.

Lensky hat sich auf den Bettrand neben sie gesetzt; eine ihrer kleinen Hände liegt auf der Decke; er nimmt sie in die seine, küßt und streichelt sie.

„Wie ist's denn eigentlich geschehen?“ fragt er, über das Kind gebeugt.

„Als ich nach Hause kam, fand ich sie nicht,“ erklärt die Jeljägin hastig — es ist etwas Einschmeichelndes, hündisch Winselndes in ihrem Ton, als ob sie sich vor Schelte fürchte — „sie hatte bei der Jungfer hinterlassen, sie würde nicht

zum Diner zurückkehren, da sie mit Ihnen und Nikolaj speise. Ich setzte mich ruhig zu Tisch — allein, Anna dinirt bei Freunden — etwa um halb Zehn, ich hatte gerade den Diener weggeschickt, Anna zu holen, hält ein Wagen vor der Thür . . . ich höre ein schwerfälliges Stampfen im Hausflur — ein Durcheinanderreden. — Die Jungfer meldet, man verlangt Madame — ich stürze hinaus — da seh' ich zwei Männer, die das Kind hereinschleppen. Sie sagten mir — von einem Dampfer habe man — etwas vor Passy — ein Mädchen ins Wasser fallen sehen — — Mascha — — noch zur rechten Zeit stürzte man ihr nach, rettete sie. Glücklicherweise war Jemand unter den Passagieren, der sie kannte — ein Diener, der manchmal bei uns aushilft, der brachte sie hierher, sonst hätte man sie auf den Wachtposten geschleppt. Es ist schrecklich! — ein Zufall, ein fürchterlicher Zufall, eine Unvorsichtigkeit — das Thürchen des Dampfers war schlecht verwahrt — sie lehnte sich daran . . . und! . . ."

Den Kopf tief gebeugt, hat Lensky dem einfältigen Bericht zugehört. Noch immer reibt und streichelt er die kleine Hand seiner Tochter. „Was, Zufall!" murmelt er. „Wie kam sie denn überhaupt auf das Schiff? Sie hat sich umbringen wollen, aus Kummer. Armes Täubchen! Was kann man denn für einen Kummer haben mit siebzehn Jahren! O, mein muthwilliger, lustiger Liebling, mein zärtliches, trotziges Krausköpfchen, wer hat Dir denn so weh' gethan!" Dann sich wiederum der Schwägerin zuwendend: „Haben Sie wenigstens nach einem Doctor geschickt?" herrscht er sie an.

„Ich wußte nicht," murmelt sie verlegen.

Mascha zittert vom Kopf bis zu den Füßen, und dem Vater ihre Hand entziehend, versteckt sie das Gesicht in ihrem Kissen und stöhnt: „Nein — nein — keinen Doctor!"

Lensky blickt aufmerksamer zu ihr nieder — er hat begriffen! Es ist kein menschlicher Laut, es ist das Geheul eines wilden Thieres, das sich jetzt aus seiner Brust losringt — dann stürzt er sich auf seine Tochter, drosselt sie an der Kehle, schlägt sie ins Gesicht . . . „Schamlose!" schreit er.

„Pas de violence, um Gottes willen!" stottert die Jeljàgin ängstlich.

Er aber hört nicht auf sie.

„Wer war's?" röchelt er. „Wer war's?" donnert er seine Schwägerin an.

„Ich weiß nicht — ich hatte keine Ahnung, ich hatte nie das Geringste bemerkt," stottert die Jeljàgin.

„So, Sie hatten nicht einmal Etwas bemerkt," spricht er ihr nach — „nichts bemerkt! Also hast Du Dir vielleicht einen Liebhaber auf der Straße aufgelesen?" höhnt er Mascha.

Da öffnet sie die Augen, heftet sie auf ihn mit einem rührend traurigen, flehenden, demüthigen, vorwurfsvollen Blick. Ihm ist's dabei, als sei plötzlich Etwas in seinem Inneren zerrissen. Der Zorn ist fort — nur ein ungeheures Mitleid lebt noch in ihm, und er wirft sich über das Kind und schließt dessen entstellten Körper in seine Arme, an seine Brust, schluchzt und wimmert und bedeckt das bleiche Gesichtchen mit Küssen und Thränen. Indem bemerkt er, daß die Jeljàgin noch immer neben ihm steht, daß sie ihn beobachtet. Er richtet sich auf. „Was haben Sie noch hier zu thun, Sie, die Sie mir mein

Kind nicht zu behüten wußten! Gehen Sie!" und herrisch deutet er nach der Thür.

Immer noch murmelnd, erklärend, sich entschuldigend, verschwindet sie.

Die Thür hat sich hinter ihr geschlossen.

„Mascha, wie war das möglich?" fragt er leise.

Sie bleibt stumm.

„Mascha, um Gotteswillen sag's, sonst werd' ich rasend," fleht er; „es muß doch Etwas vorliegen, was Dich entschuldigt. Wie ist das gekommen — wer war's?"

„Ich sag's nicht, es nützt nichts; Ihr würdet ihm Böses thun; ich will nicht, daß ihm Böses geschieht."

XIV.

Umsonst, daß er weiter in sie dringt; sie gibt keine Antwort. Das Gesichtchen gegen die Wand gekehrt, liegt sie regungslos und stumm, wie eine Leiche.

Und endlich ist er müde geworden zu fragen; auch er bleibt stumm, sitzt neben ihr matt, abgespannt, mit dem verwirrten Gefühl eines Menschen, dem man auf den Kopf geschlagen — mit der Stumpfheit, wie sie der Aufregung eines Unglücks folgt, in das wir uns noch nicht hineingelebt haben, von dem uns das Bewußtsein noch nicht recht deutlich geworden ist. Seine Gedanken schweifen zu gleichgültigen Dingen. Er fragt sich, ob er den Schlüssel an seinem Koffer abgezogen hat; ob der Kellner den Brief abgeben wird, der auf seinem Schreibtisch liegt. Da hört er die Thür des Hausflurs gehen, hört das Knistern eines seidenen Kleides. Anna ist zurückgekehrt. Es läuft ihm kalt über den Rücken. Jetzt wird sie's erfahren, die hochmüthige Person, die immer auf seinen Liebling herabgesehen hat. Er möchte hinaus, der alten Jeljàgin den Mund zuhalten, ihr verbieten zu reden.

Kann er wohl ganz Paris den Mund zuhalten? Morgen werden es die Schwatzbasen einander erzählen vor den Hausthüren im Zwielicht — in allen Zeitungen wird's stehen.

Und er sitzt wie versteinert und rührt sich nicht — horcht — horcht, als könne er bis hier herauf hören, was sie einander sagen.

Der Schweiß steht ihm auf der Stirn, das Blut brennt ihm auf den Wangen und jetzt hört er wirklich Etwas — Anna's dünne, gläserne Stimme, die ausruft: „Quelle honte! quelle horreur!"

Mascha hält sich die Hände an die Ohren. Lensky springt auf, eilt an die Thür — die Jeljàgin hat unterlassen, sie fest zu schließen. Er drückt sie sorgfältig zu, läßt die Portière darüber herab, nur damit Mascha nichts Böses mehr hören möge. Dann tritt er wieder an ihr Bett und merkt dabei, daß sie von Fieber glüht. Er fährt ihr über die Wangen; sie faßt seine Hand, drückt sie erst an ihren Mund und hält sie dann vor ihre Augen.

„Soll ich das Licht auslöschen?" fragt er leise.

Sie nickt. Dann sitzt er neben ihr im Dunkeln. Immer stärker hat er die Empfindung, als laste auf seinem Genick etwas Schweres, Niederdrückendes, das despotische Joch eines Unglücks, dem er sich beugen muß, weil er dagegen

machtlos ist. In allen seinen Nerven zittert die furchtbare Erschütterung. Ihm ist's, als habe er Etwas neben sich zusammenstürzen sehen — Alles, woran er hing — die Zukunft seines Kindes!

Er denkt an seine ehrgeizigen Träume, an das Geld, das er für sie zusammengescharrt, er, der sonst Alles hinauswarf. Eine grenzenlose Scham peinigt ihn — es ist Alles aus — Alles! . . .

Die ganze Nacht rastlos, ruhelos, sucht er nur noch eine Handbreit blauen Himmels für sein Kind, sucht kein großes, glänzendes Glück, wie er's für Mascha geträumt — nein, nur das allerbescheidenste, nur ein erträgliches Leben — sucht eine Lösung — umsonst — nichts — nichts! Sein Geist ist wie ein gefangener Vogel, der sich bei jedem Flügelschlag an den Eisenstäben eines zu engen Käfigs wund stößt, indem er vergeblich den Ausweg sucht. Und dennoch wird er nicht müde zu suchen — sich weh' zu thun!

Die längste Nacht nimmt ein Ende. Und die Nächte zu Anfang Juni sind nicht lang. Immer heller zeichnen sich die großen, länglichen Vierecke der Fenster in das Dunkel. In der Ferne kräht ein melancholischer Stadthahn. Erst vereinzelt zwitschernd, dann in schrill schmetterndem, ohrenzerreißendem Unisono melden die Spatzen, daß sie aufgewacht sind. Der erste Wagen rasselt über die Straße, dann noch einer, mehrere, immer mehr. Der Morgen schleicht über die Dächer, blaß, glanzlos, ohne einen einzigen Sonnenstrahl. Traurig kriecht er in Mascha's Zimmer hinein, breitet sich darin aus — in schonungslos nüchternen Umrissen treten sämmtliche Gegenstände Lensky vor Augen. Alles steht unordentlich durcheinander, Alles sieht beschmutzt, verdorben aus — überall die dunklen Sumpfflecken — dort die Decke, in der die fremden Menschen die Selbstmörderin eingewickelt haben mögen, nachdem sie dieselbe aus dem Wasser gezogen — dort ein Haufen schmutziger, nasser Kleider. Es faßt ihn am Herzen. An jenem Morgen, als er von seinem Liebling Abschied nahm, lag an derselben Stelle auch ein Kleid, aber so weiß, so rein wie frisch aufgesprungene Frühlingsblüthen!

Das Bild des lichtdurchflutheten, duftigen Kämmerleins, das liebe Bild, das er beständig im Herzen getragen während seiner letzten Reise, taucht aus seiner Seele auf. Er sieht genau die lieblichen Linien der züchtig bis an den Hals verhüllten Mädchengestalt. Seine Augen heften sich auf das Bett, die Kehle schnürt's ihm zu — es ist ja dasselbe Zimmer, dasselbe Mädchen. Sie schläft auch wie damals — nein, nicht wie damals. Ihre Wangen sind vom Fieber roth, sie zuckt beständig mit den Gliedern. Leise zieht er die Decke über ihre entblößte Schulter herauf. Sie wimmert etwas im Schlafe, er horcht . . . immer dasselbe Wort: „Mutter! . . . Mutter!“

Fünftes Buch.

I.

Ein kalter Tag, wie er im Sommer auf ein heftiges Gewitter folgt. Der Himmel ist grau von Horizont zu Horizont. Die Engländerinnen ziehen ihre frisch eingekampferten Sealskins aus den Blechschachteln und lustwandeln in Pelzen auf dem Boulevard.

Die Damen im Atelier Sylvains bereiten sich einen Punsch, um sich zu erwärmen. Eine von ihnen ist ausgegangen, um Kuchen zu holen und zugleich M. Sylvains zu dem improvisirten Feste zu laden.

In der Mitte des Ateliers sitzt ein jugendliches Modell, ein neues, unverdorbenes — dreizehn Jahre alt — Namens Elisa. Elisa ist sehr beliebt. Sie verlangt noch nicht, daß man ihr gestatte, sich in den Pausen ihrer Sitzungen auf einer Chaise-Longue auszustrecken, um „Nana" zu lesen. Das einzige Tadelnswerthe an ihr ist bis jetzt, daß sie ihr ganzes Taschengeld, bestehend aus zwei Sous täglich, an altbackenes Zuckerwerk und antiquarische Leierkastenromanzen verschwendet. Sie hat den Damen gestanden, daß sie Sängerin werden will — „Sängerin sein" heißt für sie, in den Höfen herumwandern und zu einer Guitarrebegleitung jämmerliche Mordgeschichten psalmodiren.

„Dieses Kind ist bis in die Fingerspitzen hinein Künstlerin," hat ihr Impresario, ein alter Mann, der ihre Honorare eincassirt, den Damen mitgetheilt. Er heißt Gilbert und steht dem Heiligenmaler auf dem Boulevard Clichy als Apostel.

Die Damen haben Elisa für einen Monat gemiethet. Sie interessiren sich für sie wegen ihrer Unverdorbenheit und ihres weißblonden Haares. Sie bemühen sich um sie, schenken ihr Kleider, beschirmen ihre Sittlichkeit wie weiland die großen Damen des Faubourg St. Germain die Reinheit der Rachel zu beschirmen pflegten.

Das muthwillig zweifelnde Lächeln, mit welchem Nita zu all' diesen großartigen Veranstaltungen den Kopf schüttelt, ist nicht im Stande, ihnen die Freude daran zu verleiden.

Elisa posirt heute irgend etwas Fantastisches — Niemand weiß recht was, mit offenem Haar und einem grünen Sammetwamms. Das grüne Sammetwamms ist eine schäbig gewordene Taille der Gräfin d'Olbreuse, aus der man des malerischen Eindrucks halber die Aermel herausgetrennt hat. Wenn sie der unausgewachsenen Elisa zu weit in den Schultern ist, so klafft sie ihr hingegen auf eine Handbreite über dem Leibe. Aber das ist Nebensache, und Elisa's nackte weiße Arme machen sich wirklich sehr hübsch.

Die Gräfin und zwei kürzlich ins Atelier eingebrochene Schwedinnen — sie wurden mit derselben Freundlichkeit aufgenommen wie Reisende um Mitternacht in einem überfüllten Eisenbahncoupé — sind die einzigen, welche nach dem Modell malen.

Miß Frazer, die Schottin, die vor dreißig Jahren ihren Bräutigam bei einem Eisenbahnunglück verloren hat, raucht gedankenvoll Cigaretten und ist dabei in den Anblick ihrer Studie vertieft, die diesmal einen Todtenkopf mit

einem Brautkranz auf der Stirn darstellt. Ihre Landsmännin, Mrs. Chandos, liegt mit halb gelösten Flechten auf der Chaise-Longue und liest die „Chansons des gueux“ von Richepin. Manchmal declamirt sie einen Vers laut zu ihren Colleginnen hinüber; dabei stöhnt sie wie Ernesto Rossi und wühlt sich mit der linken Hand im Haare.

Soeben hat sie mit echt amerikanischem Französisch dreimal hintereinander den berühmten Vers wiederholt:

„Notre amour n'est pas un fade cataplasme,
C'est un vésicatoire qui nous donne le spasme.“

„Verderben Sie das Kind nicht,“ sagt Miß Frazer, indem sie sich zu ihr wendet.

Mademoiselle Mols, die in ihren Clavierlehrer verliebte Elsässerin, kniet neben dem Holzschemel, auf dem der Schnellsieder steht und starrt in die blaue Spiritusflamme, wobei sie wie eine Hexe in Macbeth aussieht, die zufällig corpulent geworden wäre. Die Flamme verflackert, der Spiritus ist ausgegangen. Es wird Eau de Cologne in die Maschine nachgefüllt, Mrs. Chandos steuert es aus ihrem Flacon bei.

Die schöne Mademoiselle Guichard sitzt in schwermüthiger Unthätigkeit auf einer Ecke des Modelltisches und kaut an Biscuitbrocken, die sie aus einer alten Blechschachtel von Huntley und Palmer hervorsucht.

„Bist Du müde?“ fragt Gräfin d'Olbreuse die immer bedenklicher gähnende Elisa.

„Ja, Madame,“ ist die Antwort.

„So sing' uns ein Lied, um Dich aufzumuntern.“

„Ja, sing' uns ein Lied, sing' uns ein Lied,“ seufzt Mrs. Chandos in einem träumerisch tremolirenden Mezza voce, das an Sarah Bernhardt erinnern soll.

Elisa's Augen glänzen auf, sie stellt sich in Positur. Den linken Arm straff an der Seite niederhängen lassend, mit dem rechten eckig gesticulirend, singt sie eine Romanze, deren Refrain lautet:

„Ne m'aime pas, je t'en supplie,
Car mon amour donne la mort!“

Der letzte Vers des Liedes ist:

„Arthur était au cimetière,
Les yeux fixés sur un tombeau,
Ses larmes tombaient sur la pierre,
Son visage était pâle et beau.

Il dit: adieu, infortunée,
En m'aimant t'a subis ton sort
Tu n'as pu fuir la destinée
Car mon amour donne la mort.“

Ist's die ernsthafte kleine Figur auf dem Piedestal des Modelltisches in ihrer grünen Sammetschabracke, der grelle Klang der unreifen Kinderstimme, der vlämische Accent Elisa's, die überzeugte Eintönigkeit ihres Vortrages — oder endlich der hochtragische Inhalt des Liedes, der die Wirkung hervorbringt — wer weiß es. Jedenfalls gerathen die Damen alle außer sich vor Heiterkeit;

selbst Mademoiselle Mols, welcher sonst jeglicher Sinn für Humor abgeht, brodelt und gurgelt vor verhaltenem Lachen wie die überkochende Theemaschine, vor der sie kniet.

„Mach' Dir nichts daraus," tröstet die Gräfin d'Olbreuse die verdutzt dreinglotzende kleine Sängerin, „bei unheilbar nüchternen Seelen, wie z. B. Eugene Scribe, hatten selbst die Tragödien Victor Hugo's nur einen Lacherfolg."

Die anderen Damen lachen noch lauter, Elisa reißt die Augen auf und lacht nicht.

Indem öffnet sich die äußere Thür des Ateliers, Mademoiselle van Balsambesen, die zähe Belgierin, welche ihre Inspiration in Tramwaystallungen sucht, tritt mit einem großen Paket und einem nassen Regenschirm ein und theilt den Versammelten in niedergeschlagenem Tone mit: „M. Sylvains läßt sich empfehlen, er kann heute nicht kommen, sein Papagei liegt im Sterben."

Die Heiterkeit der Damen vermehrt sich. Da tritt Nita durch die Verbindungsthür — Nita, blaß, mit den Spuren mühsam verwundener Aufregung um Augen und Mund.

„Werd' ich empfangen?" fragt sie in jenem kurzen, herben Ton, der ihr in Momenten tiefer Verstimmung eigen ist.

Sie ist ungemein populär in dem Atelier. Ihre Erscheinung ruft einen Jubelschrei hervor.

„Sie lachten Alle so herzlich, ich hätte gern mitgelacht," sagt sie, indem sie dankend den Sessel annimmt, von dem eine der Schwedinnen ihr zu Ehren einen Malkasten heruntergeräumt hat. „Worüber lachten Sie?"

„Das ist schwer zu sagen," erwidert die Gräfin d'Olbreuse, Nita eine Cigarette reichend. „Elisa hat uns das ergreifendste aller Lieder vorgesungen; ich habe etwas sehr Scharfsinniges dazu bemerkt, hierauf hat Mademoiselle van Balsambesen uns eine sehr traurige Mittheilung gemacht. Eigentlich liegt, wie Sie sehen, kein Grund zu besonderer Heiterkeit vor — das Lachen ist eben ansteckend."

„Ich wollte, ich könnte mich anstecken lassen, ich bin so verstimmt!" sagt Nita, sich wie ein schlecht ausgeschlafener Mensch reckend und die Augen reibend, „Alles geht mir quer!"

„Wie kann man verstimmt sein, wenn man Ihren Erfolg hat!" seufzt Mademoiselle van Balsambesen — deren Pferdecroupen, nebenbei gesagt, von der Salonjury abgewiesen worden sind — indem sie die mitgebrachten Kuchen symmetrisch auf einer eingetrockneten alten Palette ordnet, über die sie früher ein Zeitungsblatt gebreitet hat.

„Verdienen Sie bereits genug, um sich bei Worth Toiletten machen zu lassen?" forscht die schöne Guichard neugierig.

„Die Concierge theilte uns gestern mit, daß neulich an einem Vormittag drei Kunsthändler bei Ihnen vorgesprochen hätten. Ist das wahr?" fragt Mademoiselle Mols.

„Ja," erwidert Nita. „Sie waren sehr langweilig. Einer von ihnen bemerkte unter Anderem: „Vous avez des notes graves dans votre pinceau, des notes de contrealto . . . das Publicum ist jetzt eingenommen für Schumann

Contrealtos und Schwermuth. Beuten Sie diese Stimmung aus! . . . Was sagen Sie dazu, mit Virtuosität schwermüthig sein sollen! Gibt es etwas Dummeres als einen Polichinell, der auf Commando des Publicums Thränen vergießt! Ach, ich wollte, ich hätte Geld genug, meine Bilder zu verschenken!"

„Wir pränumeriren uns," rufen die Damen.

„Ich vergesse keine von Ihnen."

Der Punsch ist endlich fertig geworden. Mademoiselle Mols reicht Rita ein Glas.

„Wo ist denn Ihre kleine russische Freundin?" fragt Mrs. Chandos.

„Sie macht ihrem Vater die Honneurs der Ausstellung," sagt Rita und setzt ihr Punschglas an den Mund.

„Ich begegnete ihr gestern, sie schien mir sehr traurig und blaß," bemerkt die sentimentale Frazer sinnend.

„Warum sieht man den hübschen Vetter nicht mehr hier?"

„Er ist gestern abgereist nach Amerika," berichtet Rita.

„Ah, das erklärt die Verstimmung Mademoiselle Sonja's! Sonja . . . Sonja . . . welch' seltsamer Name, ihr Wesen hat etwas so sehr Anziehendes, Interessantes. Ich dachte immer, der junge Lensky sei in sie verliebt?"

„So? . . . ich dachte etwas ganz Anderes," sagt die d'Olbreuse, indem sie Rita mit einem lustig zwinkernden Blick fixirt. „Ich hätte meinen Kopf gewettet, daß . . ."

Die Gräfin läßt den Satz unvollendet. Rita erröthet und runzelt die Stirn — „nein, nein, danke meine Liebe, ich kann wirklich nicht," wehrt sie der Liebenswürdigkeit einer der Schwedinnen, die ihr durchaus einen Kuchen aufdrängen will.

„Ich bin ganz verwirrt, Sie müssen ein wenig Geduld mit mir haben," fährt sie fort.

„Wir wollen unser Möglichstes thun, Sie zu zerstreuen," sagt die d'Olbreuse gutmüthig. „Elisa, sing' noch ein Lied, etwas recht Tragisches, das wirkt am Aufheiterndsten."

Elisa's Augen glänzen freudig, und die Wichtigkeit eines Piedestals richtig schätzend, stellt sie sich von Neuem auf den Modelltisch und beginnt:

„Elle n'etait pas jolie du tout
Je l'aimais pourtant comme un fou!"

„Elisa! was fällt Ihnen ein," ruft die d'Olbreuse, welche in Pariser Chansonetten-Literatur bewandert ist — „das ist ja ein unmögliches Lied, schämen Sie sich."

Elisa fängt an zu weinen . . . Der Wind bricht sich schnaubend an den laut klirrenden Scheiben des Atelierfensters. Das tu . . . tu der schwerfällig vorüberrasselnden Tramways tönt dazwischen, Miß Frazer meint, es überliefe sie jedesmal kalt bei dem Ton. Das Tramwayhorn erinnere sie stets an den letzten Act von Ernani.

Dann erscheint der Impresario Elisa's. Sie schält sich aus ihrem grünen Sammetwamms heraus, knöpft sich in einen futteralartigen Regenmantel ein und verschwindet.

„Sie ist so unverdorben,“ seufzt Miß Frazer, ihr nachblickend.

„Hm,“ meint Nita trocken, „und Sie glauben, daß es so bleiben wird?“

„Wir hoffen es von ganzem Herzen,“ versichert Mrs. Leonidas Chandos mit Würde und aus ihrer Versunkenheit in die Gedichte Richepins heraus.

Nita seufzt. „In dieser Richtung sind mir keine Illusionen geblieben. Ich habe mich mehr als einmal bemüht, die Tugend meiner Modelle zu befestigen. Mein letzter Schützling hieß Maria. Maria — c'est de bonne augure, nicht wahr! Ich miethete sie für den Monat, um ihr nicht Zeit zu lassen, in Herrenateliers zu posiren; ich ertheilte ihr dreimal die Woche in meiner Wohnung literarischen Unterricht und ließ sie am selben Tisch mit mir Thee trinken, um ihren sittlichen Standpunkt zu erhöhen. Eines schönen Tages präsentirt sie sich in meinem Atelier mit einer triumphirenden Miene, die mir auffällt. „Mademoiselle,“ ruft sie, „ich habe den ersten Preis erhalten.“

„Den prix Monthion, Maria?“ witzelte ich — „Bewahre — den Preis bei einem Maskenball am Montmartre für das kürzeste Costüm. Was sagen Sie dazu, meine Damen? Dann blieb sie aus, und — kurze Zeit darauf . . . lächelte sie mir mit einem strahlenden Gesicht zu, im Bois. Sie trug einen Gimpel und zwei Paradiesvögel auf ihrem Hut und lehnte großartig zurück in den Kissen eines grasgrünen Victoria. — Ich ging zu Fuß!“

„Das ist sehr traurig,“ meint Miß Frazer — „dennoch sollte Sie dieser vereinzelte Fall . . .“

„Ach, sprechen Sie mir nicht von vereinzelten Fällen,“ seufzt Nita — „'s ist Eine wie die Andere. Die hiesige Luft ist unmoralisch; die Nichtsnutzigkeit ist eine Epidemie.“

„Ja, sie fordert bereits Opfer in den höheren Ständen,“ ruft jetzt eine spöttische Stimme.

Alle Damen sehen sich um, erblicken Mademoiselle Reichmann, die unvermerkt eingetreten ist, und nun in einem grauen Regenmantel, den Männerhut etwas auf dem Ohr, den Regenschirm in der rechten Hand, die Linke auf der Hüfte, das ihr übliche Spottlächeln auf den Lippen, vor Nita hintritt.

„Ja, ja, meine Damen, erschrecken Sie nicht, aber die Epidemie fordert, wie ich soeben erwähnt habe, bereits Opfer in den höheren Ständen!“ Mademoiselle Reichmann streckt das Kinn in die Luft, dreht sich langsam um und sieht dabei aus wie eine Art Schreiber Vansen in Weiberröcken.

„Was meinen Sie?“ fragt Nita scharf.

„Ich meine, daß Mademoiselle Lensky sich in der . . . hm! . . . Nothwendigkeit gesehen hat, sich ins Wasser zu stürzen.“

„Um Gotteswillen!“ schreit Nita außer sich — „ist sie todt?“

„Nein,“ entgegnet die Reichmann, „wenn sie todt wäre, würde ich Ihnen kaum in diesem Tone von der Katastrophe erzählen — der Tod entwaffnet selbst die Ironie. Sie ist nicht todt . . . hm! . . . leider. Interessirt Sie etwa der Artikel im ‚Gil Blas‘?“ Fräulein Reichmann zieht das Blatt hervor und fängt an, ein Elaborat vorzulesen, in dem Mascha's Selbstmord und ihre unzeitgemäße Rettung im witzelnden Journalistenstil haarklein dargelegt wird. Eh' die Reichmann noch die Lectüre beendet, ist Nita aufgesprungen, und ihr das

Blatt entziehend, zerreißt sie es in mehrere Stücke, die sie auf den Boden wirft. „Wie können Sie sich darin gefallen, diese Unsauberkeiten laut auszusprechen — diese Niedertracht weiter zu verbreiten," ruft sie mit funkelnden Augen — „es ist kein wahres Wort an dem Ganzen. Die arme Kleine war vernachlässigt, war unglücklich. Sie mag versucht haben, sich das Leben zu nehmen, was aber den Anlaß zu diesem verzweifelten Schritt anbelangt . . ."

„Ueber den Anlaß ist leider Niemand im Zweifel," entgegnet die Reichmann, plötzlich ernst werdend. „Es thut mir Ihnen zu Liebe selbst leid, daß ich mich aus schlechter Gewohnheit verleiten ließ, Witze zu machen. Aber die Sache hat ihre Richtigkeit. Um die Schande der unglücklichen kleinen Russin zu bestätigen, hatten ihre Verwandten, auf den Artikel im „Gil Blas" hin, nichts Eiligeres zu thun, als das Haus zu verlassen — damit sie in keiner Weise durch diese Schmach compromittirt werden sollten. Die Jeljägins haben entweder bereits das Feld geräumt oder stehen im Begriff, es zu thun."

Nita ist hinausgestürzt. Hastig ihren Hut umbindend und in ihr Jäckchen schlüpfend, eilt sie auf den Boulevard, eilt mit großen Schritten heimwärts. Sie weiß nicht, warum sie das thut, weiß nicht, was sie will, was sie sucht. Eine gräßliche Unruhe tobt in ihr, ihr Herz klopft ihr in der Brust zum Zerspringen. Ihre Wangen brennen. Die ungeheuere Scham, welche jedes vollständig reine Mädchen überkommt, wenn es von dem sittlichen Fall eines auf derselben socialen Stufe mit ihr stehenden weiblichen Geschöpfes hört, foltert sie. Wir wollen keine ihrer Schwächen verschweigen. Das erste Gefühl, welches ihr die Nachricht von Mascha's Schmach einflößt, ist eine Empfindung schwülen physischen Ekels.

II.

Im Kamin von Nita's hübschem kleinen Salon flackert ein lustiges Holzfeuer, ersetzt die Wärme und den goldenen Lichtaccent, den die Sonne heute nicht geben will — Alles ist reizend und wohnlich wie sonst, der röthliche Widerschein der Flamme tanzt auf den seltsamen japanischen Kleinigkeiten, die auf Gesimsen und Gestellen umher stehen, schimmert heiter über den strengen Ernst der geschnitzten alten Eichenkasten.

Inmitten dieser traulichen Umgebung sitzt Sonja, fröstelnd, in ein gestricktes, weißes Tuch eingemummt, den Kopf tief gesenkt. Nita tritt auf sie zu und legt ihr die Hand auf die Schulter. Sonja blickt auf, ihre Augen begegnen denen der Freundin beinahe ängstlich.

„Ah! Du weißt es auch schon," murmelt sie. Nita nickt. Einen Augenblick schweigen sie Beide.

„Es ist gräßlich!" haucht Sonja tonlos und schaudernd.

„Ja," bestätigt Nita kurz. Sie setzt sich Sonja gegenüber neben den Kamin, den Ellenbogen auf das Knie, das Kinn auf den Rücken ihrer Hand gestützt.

„Weiß man denn, wer es war," fragt sie nach einer Weile.

„Nein," erwidert Sophie, „sie will es durchaus nicht eingestehen, mein Vater hat mit Warwara gesprochen. Es ist nichts aus ihr herauszubringen. Als man sie zuerst fragte, erwiderte sie: ‚Es würde nichts nützen, und man würde ihm

Böses thun — sie wolle nicht, daß ihm Böses geschehe.' Jetzt sagt sie gar nichts mehr. Den ganzen Tag liegt sie, mit dem Gesicht gegen die Wand, stumm. Eigentlich ist etwas Großmüthiges in ihrem Schweigen."

„Wie trägt er denn die Sache?" ruft Nita plötzlich, fast auffahrend.

„Warwara theilte Papa mit, er, Du meinst doch Lensky, sei gänzlich gebrochen — im ersten Moment hätte er Mascha fast umgebracht vor Zorn, seitdem sitzt er neben ihr, streichelt ihre Hände, ihr Haar und nennt sie bei kleinen Liebesnamen. Aber sie horcht auf nichts, liegt stumm, die Zähne ineinander gebissen."

Nita senkt den Kopf, dann wirft sie gedankenlos ein Scheit Holz auf das Feuer.

„Und wir bildeten uns ein, daß die Kleine für Bärenburg eine Neigung habe!" ruft Sonja; „so erklärten wir uns ja ihre Melancholie — aber das stimmt nicht, Bärenburg war verlobt. Wir waren offenbar auf falscher Fährte. Es muß irgend einer von unseren Verbannten gewesen sein — ein Nihilist mit moralischen und politischen Umsturzideen . . ."

„Nein, nein!" Nita schüttelt den Kopf und blickt nachdenklich forschend vor sich hin. „Es war doch Carl!" ruft sie aus. „Erinnerst Du Dich, wie damals beim Empfang der Jeljägin, als Mrs. Joyce die Nachricht von Carl's Verlobung brachte, Mascha die Tasse fallen ließ und halb ohnmächtig hinauswankte? Es muß Carl sein! . . ."

„Aber es ist nicht möglich!" ruft Sonja — „er war verlobt, glaubst Du denn, daß ein halbwegs anständiger Mensch einer solchen Handlung fähig wäre? Ach, es ist gräßlich — gräßlich! Armer Nikolaj!"

Aber Nita hört sie nicht. Die Arme über die Brust gekreuzt, die Brauen zusammengezogen, sitzt sie da in Gedanken verloren und weiß nicht mehr, was um sie vorgeht.

„Mein Vater besteht darauf, daß ich morgen mit ihm nach Vichy abreisen möge," beginnt Sophie, die eigentlich nichts für lange aus ihrem inneren Gleichgewicht aufzurütteln vermag, nach einem Weilchen. „Gestattest Du, daß Deine Jungfer mir beim Packen helfen möge?"

Nita hört nicht.

Nach einem Weilchen verläßt Sophie das Zimmer.

Eine glühende Hitze zuckt Nita in allen Gliedern — es lodert ihr im Herzen fast wie ein ungeheurer Haß. Sie erträgt die durchwärmte Stubenluft nicht länger; ihr ist es, als sollte sie ersticken. Sie tritt in den dreieckigen Schmollwinkel hinter den Salon — hier ist die Stelle, wo Nikolaj vor ihr niedergesunken ist und ihr Kleid und Hände geküßt hat. Wie er seinem Vater ähnlich sah! Es überrieselt sie kalt. Sie wirft den Kopf zurück, gräbt sich die Zähne in die Lippen. — Auch hier ist's noch zu warm für sie. Sie braucht Luft, kalte, reine Luft. Die Thüre aufreißend, tritt sie auf die Terrasse hinaus. Ein scharfer Windzug schluchzt in den Bäumen des Park Monceau und wirkt erfrischend auf Nita. Beide Arme auf die nassen Sandsteine stützend, blickt sie hinunter in die grüne Wirrniß.

Warum kann sie nicht vergessen? Sie ist ja tadellos aus der Prüfung

hervorgegangen. Was kann sie die Sache weiter berühren! Eine Andere als die, welche sie ist, hätte die Erinnerung an diese unangenehme Erfahrung einfach von sich abgeschüttelt. Aber sie war nicht wie die Anderen. Von Kindheit an hatte sie eine jener Sonderstellungen eingenommen, die in jedem auf sich selbst angewiesenen jungen Menschen einen Hang zu übertrieben starken Empfindungen ausbilden.

Ihr Vater war ein überspannter Südslawe, der als Husarenofficier bei der Schlacht von Santa Lucia mit vierzig Mann eine italienische Batterie erstürmt hatte; ihre Mutter ein ebenso überspanntes Grafenkind, das sich in den jungen Helden verliebte, während er verwundet in einem zum Lazareth umgestalteten Flügel von Trutzberg, dem Bärenburg'schen Familienschlosse, lag.

Der Ehe dieser beiden romantischen Menschenkinder war Nita entsprossen.

Ihr Vater starb jung. Die Mutter hörte nie auf, ihn zu betrauern und zog sich nach seinem Tode gänzlich von der Welt zurück.

Außer ein paar Sommermonaten, die sie regelmäßig bei ihrem ältesten Bruder, dem Bärenburg'schen Familienoberhaupte (Carl's Vater) verbrachte, lebte sie Jahr aus Jahr ein in einer malerischen Villa, die eine Eisenbahnstunde weit von Wien entfernt war.

Einsam wuchs Nita heran unter dem Einfluß einer solchen Mutter und der Obhut Miß Wilmot's, die täglich zwei oder drei Acte Shakespeare mit ihr las, sie im Uebrigen auf Schritt und Tritt bei ihren Spaziergängen begleitete, sonst aber zu sehr wenig zu brauchen war.

Die große Leidenschaft ihrer Jugend war die Musik. Heimlich nährte sie den Wunsch, Künstlerin zu werden, die Welt mit ihren Leistungen zu erobern. Indessen fuhr sie zweimal wöchentlich in die Hauptstadt, um Musikstunden zu nehmen. In ein begeistertes Kunststudium vertieft, außerdem noch in die Lectüre von Allem, was poetisch und weltentrückt ist, wuchs sie heran, ohne Kinderbälle, ohne Mädchenfreundschaften — der ungeheure Reichthum ihres stürmisch schlagenden, jungen Herzens blieb unangetastet.

Ihr Vetter Carl widmete ihr als achtzehnjähriges Jüngelchen schwärmerische Huldigungen. Viele von den jungen Leuten, denen sie im Sommer in Trutzberg begegnete, erwiesen ihr die ritterlichsten Artigkeiten. Ueber diese jungen Herren wie eine kleine Königin zu herrschen, verursachte ihr Vergnügen, weiter beachtete sie dieselben kaum. Das war Alles so oberflächlich, so alltäglich. Sie hatte etwas Anderes im Kopf; ihr Herz konnte sich mit gewöhnlicher Nahrung nicht begnügen. Sie träumte von allerhand Dingen.

Der legendäre Ruf des Teufelsgeigers drang bis zu ihr. Sie sah ein Bild von ihm — das seltsame Gesicht, das nicht schön war, und das man nie vergessen konnte, wenn man es einmal gesehen, machte einen tief in ihre junge Seele hineindringenden Eindruck. Von da an trieb sie Cultus mit dem geheimnißvollen Musikanten, den sie nie gesehen und nie gehört hatte, dachte an ihn, träumte von ihm, schrieb begeisterte kindische Briefe an ihn — die sie nie abschickte und sang seine Lieder. Ihre Mutter, die noch überspannter und ebenso lebensunkundig wie die Tochter war, lächelte zu diesen Uebertriebenheiten und schenkte Nita Lensky's Bild in einem hübschen Rahmen zum Geburtstag. Nita stellte es auf

ihren Schreibtisch und umkränzte es täglich mit frischen Blumen, so lang sie draußen eine Blume finden konnte. Lächerlich war bei dieser Schwärmerei vieles — häßlich nichts.

Daß er verheirathet war, wußte sie und war stolz für ihn, daß seine Frau eine Fürstin sei und eine große Schönheit, und daß sie ihn abgöttisch liebe. Dann hörte sie über ihn andere Dinge, daß seine vornehme Frau ihn verlassen habe, daß er sich in der Welt herumtreibe, rast- und ruhelos, verbittert und verzweifelt. Ein warmes, tiefes Mitleid mischte sich in ihre Begeisterung.

Die wenigen Bekannten, mit denen sie überhaupt verkehrte, wußten von ihrer Schwärmerei, neckten sie damit und unterstützten sie darin, theilten ihr unermüdlich alle kleinen charakteristischen Züge, kurz Alles, was sie von ihm erfuhren, mit. Sie jauchzte über die Anekdoten, die für seinen Stolz, seine geniale Bizarrerie, den Großen der Welt gegenüber bezeichnend waren; und wenn man ihr von der maßlosen Güte und Großmuth sprach, die er allen Armen, Bedürftigen, Gedemüthigten jederzeit bewies, dann füllten sich ihre Augen mit Thränen. Alles, was man von ihm erzählte, vermehrte ihre Verehrung — Alles, was man einem jungen Mädchen überhaupt von ihm erzählen *konnte*, war ja auch wunderschön.

Und ihre romantische Mutter freute sich daran, daß die beängstigende Ueberschwänglichkeit des jungen Geschöpfes eine so unschädliche Ableitung gefunden.

In der ganzen Familie nannte man Nita „Senta", weil sie sich, wie die Wagner'sche Opernheldin, in ein Bild verliebt hatte, und legte der Sache auch nicht die geringste Wichtigkeit bei.

Da verbreitete sich die Nachricht, Lensky wolle drei Concerte geben in Wien, welches er früher mehrere Jahre hindurch gemieden. Ein wahres Fieber von Aufregung bemächtigte sich Nita's.

Die Baronin Sankjèwitsch that ihr Möglichstes, dem Wunsche der Tochter Rechnung zu tragen, sie in eines der Concerte zu führen. Es war schwer genug. Per Bahn nach Wien und wieder nach Hause zu fahren, war außer Frage, weil die Concerte spät Abends stattfanden. Da die Bärenburgs, in deren Palais die Baronin sonst ihr kleines Absteigequartier zu haben pflegte, dies Jahr nicht in Wien waren, entschloß sie sich dazu, mit Nita in einem Hôtel zu übernachten.

Endlich kam das Concert. Er trat auf. Er war nie schön gewesen, und war nicht mehr jung. Seine Haare waren ergraut, und seine fünfzig Jahre standen ihm in tiefen Furchen deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Aber er sah anders aus, als alle anderen Menschen; etwas Mächtiges und Fesselndes lag in seiner Persönlichkeit und zugleich irgend eine geheimnißvolle Anziehungskraft, die sich nicht beschreiben noch ergründen ließ. Ob sich Nita enttäuscht fühlte durch seinen Anblick? Nein. Mehr als je interessirte er sie. Nur intensiv musikalische Naturen könnten ihr die bis zum Schmerz übertriebene Seligkeit nachempfinden, mit der sie dem Zauberklang seiner Geige entgegenlauschte.

Sie sollte den nächsten Morgen nach Hause zurück. Da, noch denselben Abend, nach dem Concert, im Lesezimmer des Hôtels, lernte sie Madame Njikitjin kennen. Dieselbe war eine äußerlich durchaus vornehme, noch immer schöne ältere Frau mit correcter Haltung und sehr liebenswürdigen Manieren. Sie

gewann das Herz der Baronin sofort, im Uebrigen gaben ein paar Bekannte der Sankjèwitsch über die Familie der Fremden die beste Auskunft.

Sie lachte über Nita's Schwärmerei, schmeichelte dem jungen Mädchen, schmeichelte der Mutter, versprach schließlich Nita, die zu den zwei weiteren Concerten Lensky's sich keine Plätze mehr hatte verschaffen können, mitzunehmen. Die Baronin war bodenlos unerfahren. Den Tag nach dem Concert verließ sie Wien, Nita unter der Obhut der Njikitjin zurücklassend, welche versprochen hatte, das junge Mädchen persönlich wieder zu ihrer Mutter zu bringen.

Noch denselben Tag lernte Nita ihren großen Mann kennen, bei der Njikitjin, die ihm lachend die Schwärmerei des jungen Mädchens schilderte, das auch sie nicht anders als Senta nannte.

Und Nita sah ihn nur an mit ihren klaren, kindlichen Augen und konnte kein Wort hervorbringen. Er hätte von Stein sein müssen, um nicht gerührt zu sein von dieser reinen und tiefen Begeisterung. Er war nicht von Stein! — Sie gefiel ihm — gefiel ihm ausnehmend. Niemand konnte so liebenswürdig sein wie er, wenn er einmal wollte!

Andere große Männer halten sich uns gewöhnlichen Menschen gegenüber so gerad, daß wir im Verkehr mit ihnen einen steifen Hals bekommen vom Hinaufblicken zu ihrer unnahbaren Hoheitn.

Mit ihm — Nichts dergleichen. Er beugte sich zu Nita herab wie ein Großvater, der ein kleines Kind an der Hand führt. Die Scheu, welche sie ihm gegenüber anfänglich gelähmt, verschwand völlig vor der entgegenkommenden Herzlichkeit seines Wesens. Sie wurde ganz zutraulich. Wie freundlich er ihren munteren, kleinen Erzählungen zuhörte! Manchmal schob er den Kopf ein wenig vor im Laufe des Gesprächs, tauchte den Blick in ihre Augen, küßte ihr dann plötzlich die Hand und lachte . . . lachte . . . ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, was an ihrer Erzählung so besonders Komisches gewesen. Beim Kommen und Gehen küßte er sie auf die Stirn; von Zeit zu Zeit nahm er, wenn er mit ihr plauderte, eine ihrer Hände in die seinen und streichelte sie gutmüthig, väterlich. Sie fühlte sich stolz auf jede kleine Auszeichnung. Und während sie ihm gegenüber in einer Art gerührten Verehrung aufging, fing die Umgebung Lensky's an, über ihre Ueberspanntheit zu witzeln, zu lächeln. Sie merkte es nicht — damals merkte sie es nicht. In ihrer Erinnerung aber tauchten nachträglich jene beobachtenden Blicke auf . . . Noch um Jahre später jagte ihr's das Blut ins Gesicht.

Sie hatte sich dem großen Künstler aufrichtig angeschlossen, ihre überspannte, etwas mystische Begeisterung hatte sich in eine warme Anhänglichkeit umgestaltet; sie wäre durchs Feuer gegangen für ihn.

Als der Abschiedstag kam, fühlte sie sich unsagbar traurig und machte kein Hehl daraus. Er war plötzlich verändert. Anstatt sie mit einem herzlichen Wort zu beruhigen, lächelte er zu ihrer Betrübniß unbeholfen, verlegen, unsicher.

Er versprach, sie noch den Abend aufzusuchen, bei der Njikitjin, im Hôtel. Als er kam, war die Russin nicht zu Hause. Es fiel Nita gar nicht ein, sich auch nur zu fragen, ob sie ihn unter den Umständen empfangen solle oder nicht.

Warum kann sie denn nicht vergessen, noch immer nicht vergessen?

Er war anders als sonst, zerstreut, zerfahren; er verfiel momentan in brütendes Schweigen, faßte sie plötzlich bei der Hand, ließ sie wieder los. Er sprang auf, ging unruhig im Zimmer herum. Plötzlich setzte er sich neben sie und nahm ihre beiden Hände wieder zwischen die seinen — etwas in dem Ausdruck seines Gesichts befremdete sie — sie entzog ihm ihre Hände. Er haschte darnach, küßte sie beide, wobei er etwas Unverständliches murmelte. Dann . . . dann sagte er Etwas . . . Etwas, das nur eine Deutung zuließ. Er . . . ihr!

Außer sich sprang sie auf, wollte das Zimmer verlassen. Doch da . . . da, ehe sie die Thür erreichte, kam er auf sie zu — er . . . war das wirklich er, der Mann mit dem rothen Gesicht, den glitzernden Augen? Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihren Wangen . . .

Noch heute klingt ihr der verzweifelte Schreckensschrei in den Ohren, den sie damals ausstieß! — Schritte nahten von draußen, er ließ sie los. — —

Ja, das war das Ende von all' der rührenden Güte, von all' der himmelanstrebenden Begeisterung!

Den nächsten Tag hatte die Njikitjin sie der Mutter zurückführen sollen. Sie wartete nicht darauf. Mit dem frühesten Zug heimlich eilte sie von Wien fort, nachdem sie vorher die Nacht in ihren Kleidern auf einem Stuhl verbracht. Sie konnte nicht aufhören, sich vor der entronnenen Gefahr zu fürchten. Alles in ihr war voll dumpfen, wühlenden Ekels. Ihr ganzes inneres Leben war zerrissen und beschmutzt. Es war sechs Uhr früh, als sie bei der Station ausstieg, von der aus man zur Villa Sankjèwitsch gelangte. Müde und elend schleppte sie sich nach Haus. Das Gras an den Abhängen der Hohlwege funkelte von Morgenthau; das junge glänzende Laub der wilden Rosen duftete säuerlich und würzig; die Vögel jubelten in der Luft. Die Apfelbäume streckten bewillkommnend ihre blüthenbeladenen Aeste über die Mauer des Gärtchens, das die Villa umschloß. Das kleine, mit breiten, altväterischen Eisenbändern beschlagene Pförtchen knarrte in seinen rostigen Angeln — jetzt hatte Nita die Schwelle überschritten, war zu Haus! O wie lauschig, wie heimlich, wie grün, welche Fülle von Frühlingsblüthen, welch' röthlich vergoldendes Morgenlicht auf den Rasenplätzen zwischen endlos lang sich hinüberziehenden Schatten!

„Was kommst denn Du so unerwartet heruntergeschneit?" rief ihr die Mutter entgegen.

„Ich hatte Heimweh, Mutter," murmelte Nita tonlos — weiter sagte sie nichts. Ihr schwindelte bei jedem Schritt, ihr Kopf schmerzte. Sie schlich sich in ihr Zimmerchen, ihr hübsches Mädchenboudoir, um sich zu verstecken. Es war ihr Heiligenschrein, in dem sie ihre kleinen Reliquien und Kostbarkeiten aufbewahrte. Alles war mit Blumen ausgeschmückt. Aus sämmtlichen Vasen dufteten weiße Frühlingszweige, und auf dem Schreibtisch stand sein Bild auf dem Ehrenplatz und war aufgeputzt mit Blumen, wie ein Altarbild am Frohnleichnamstag. Die Baronin hatte den Empfang der Tochter, von der sie das erste Mal getrennt gewesen war, recht zärtlich feiern wollen. Sie war noch nicht fertig mit ihren Vorbereitungen. Sie hatte das Kind ja nicht so früh erwartet. Nita schossen die Thränen in die Augen, sie wendete den Kopf ab. Um wenige Stunden später lag sie in heftigem Fieber zu Bette.

Als sie sechs Wochen später von einem acuten Typhus genesen, noch sehr schwach, sich an den Möbeln haltend, wieder ihr kleines Sanctuarium betrat, schlug ein häßlicher Geruch von welken, verfaulten Blumen ihr entgegen. Da das Zimmerchen etwas abseits lag, hatte man vergessen aufzuräumen während ihrer Krankheit. Die Blumen waren in den Vasen stehen geblieben. Ach, wie schmutzig braun und verschrumpft sah das Alles aus! Wie hatten doch diese frischen Blüthen sich in etwas so Widerliches umzuwandeln vermocht! Der Staub lag überall dicht und grau, lag auch auf seinem Bilde, so daß es fast unkenntlich war unter dem Glase, das es schützte. — — —

Sie nahm das Bild und wollte es verbrennen. — Sie konnte es nicht über sich gewinnen. Wie sie es über die Gluth hielt, war es ihr, als sollte sie etwas Lebendiges ins Feuer werfen, — und da versteckte sie es nur und that ihm weiter nichts. —

Wie unangenehm war es, sich von Neuem an das Leben gewöhnen zu müssen, aus dem ihr die Freude, das Vertrauen, der Glaube an die Menschen verloren gegangen waren. Wie sie sich für den thörichten Cultus, den sie mit dem Virtuosen getrieben, verachtete, wie sie ihn haßte, ihn und Alles, was ihr ihn ins Gedächtniß zurückrief! Wie schrecklich ihr die Menschen waren, die nach ihm fragten! Selbst seinen bloßen Namen aussprechen zu hören, war ihr peinlich.

Der Himmel war eingestürzt über ihr und hatte sie gänzlich zu Boden gedrückt. Langsam, langsam richtete sie sich wieder empor; aber das Schönste in ihrem Leben sollte für immer unter den luftigen Trümmern begraben bleiben.

Ein volles Jahr nach ihrer Genesung vertrug sie gar keine Musik. Sie hatte von Jugend auf gern gezeichnet, ohne neben ihrer Leidenschaft für Musik viel Gewicht auf dies Talent zu legen; aber in ihrer großen Traurigkeit gereichte es ihr zur Zerstreuung. Auf ihr dringendes Bitten hin verließ die Baronin Sankjèwitsch Oesterreich und übersiedelte mit der Tochter, die sich von nun an der Malerei widmete, nach Paris.

Jetzt war die Mutter todt. Die Verzweiflung, welche Nita ob dieses Verlustes empfand, drängte zum ersten Mal bei ihr die Erinnerung an die alte herbe Enttäuschung völlig in den Hintergrund. Sie hatte kaum mehr daran gedacht, bis zu dem Tage, wo sie, Sonja zu Liebe, sich hatte bestimmen lassen, Lensky's Concert zu besuchen. Als sie ihn spielen hörte, als bei diesen wundersamen Tönen wieder der alte Wonneschauer durch ihre Seele glitt und an ihren Nerven rüttelte, da erwachte auch das Grauen vor der Fascination, die dieser Mann auf sie ausgeübt, und mit diesem Grauen der Haß, der Abscheu, mit dem sie sich Jahre lang getragen — ein ungeheuerer Haß — ein grenzenloser Abscheu! Sie wünschte ihm Böses aus ganzem Herzen — sie, die sonst Niemandem ein Haar hätte krümmen mögen, konnte sich nichts ausdenken, was schmerzlich genug gewesen wäre, ihn genügend zu kränken! —

„Nita! kommst Du nicht zum Essen, die Suppe ist aufgetragen," ruft Sonja der Freundin zu, die noch immer, beide Ellenbogen auf der steinernen Brüstung der kleinen Terrasse, in den Park hinunterstarrt. Sie hört nicht. „Nita, es ist servirt," ruft Sonja ein zweites Mal.

„So" — Nita schrickt zusammen, fährt sich zerstreut über die Augen. „Setzt Euch ohne mich zu Tisch," bittet sie, „ich kann nichts essen."

Nein, sie kann nicht! Immer noch bleibt sie auf der Terrasse und starrt hinunter in den Park. Die Wolken sind vorübergezogen; der Himmel ist jetzt ganz blau; die langen schrägen Strahlen der Abendsonne schimmern in der Luft, vergolden die Stämme der Bäume im Park unten. Das gestrige Gewitter hat alle Wärme aus der Welt weggescheucht; Alles zittert vor Kälte. Die Bäume im Park unten schaudern, ihre Schatten tanzen unruhig auf dem Gras, wie vom Wind bewegtes Wasser. Nur Nita fühlt die Kälte nicht. Das Blut in ihren Adern brennt wie im Fieber.

Sie ist gerächt — der Schlag hat getroffen! Aber was ist das — sie blickt zurück, die Erinnerung an die fürchterliche Scene macht keinen Eindruck mehr auf sie, schrumpft zusammen, verblaßt — jetzt ist sie verschwunden. Sie sucht ihren Haß in ihrem Herzen — sie kann ihn nicht finden.

Die Rachsucht ist ein curioses Gefühl, ein großsprecherischer Prahlhans, der klein beigibt, sobald die Gelegenheit ernst wird. Wehthun, tief ins Herz hinein wehthun, können uns nur die, welche wir lieben, und denen wünschen wir nie ernstlich etwas Böses — nie!

III.

Die Koffer der Jeljägins, Mutter und Tochter, waren bereits mit der Kammerjungfer auf die Bahn befördert worden; der Wagen, welcher die beiden Damen ebenfalls dahin bringen sollte, stand in der Durchfahrt. Vergebens hatte Warwara ihrer Tochter vorgestellt, wie sehr diese übereilte Flucht die Lage für Mascha verschlimmere, wie es dadurch geradezu unmöglich werde, ihr Unglück zu verheimlichen.

Nicht eine Stunde länger, als dazu gehörte, ihre Sachen in Ordnung zu bringen, hatte sie Anna zum Bleiben bestimmen können, und wie immer mechanisch und geängstigt mit zitternden Händen und gekrümmtem Rücken war sie dem Commando der Tochter gefolgt. Doch jetzt im letzten Moment, als der Wagen bereits vorgefahren war, und sie mit Anna zum Einsteigen bereit im Flur stand, brach sie so zu sagen von der Kette los. „Ich . . . ich habe Etwas vergessen, ich muß noch Etwas holen" . . . Mit diesen Worten stürzte sie die Treppe hinauf, stolpernd, fast bei jeder Stufe auf ihr Kleid tretend, und klopfte mit ihren magern Händen an Mascha's Thür.

„Was wollen Sie?" fuhr sie Lensky barsch an, indem er zu ihr hinaustrat.

„Ich möchte Mascha noch sehen — ich . . . ich möchte ihr einen Kuß geben, eh' ich gehe," murmelte die alte Frau, und die Thränen, kleine ärmliche Thränen, wie sie alte Leute weinen, rieselten ihr über ihre runzligen Wangen, die sie heute vergessen hatte zu schminken. „Sie war ein gutes Kind — immer sehr gut gegen mich. Bitte, bitte, lassen Sie mich zu ihr."

Er trat zurück, ließ sie ein. Sie beugte sich über das Bett, über das im Fieber glühende und zitternde Mädchen. „Maschenka! Adieu, mein Seelchen — ich habe Dich lieb, ich werde Dich immer lieb haben," murmelte sie und streichelte die Kleine und wollte sie küssen; aber Maschenka hielt das Gesicht in dem Polster versteckt, und sich mit den Händen in das Kissen festkrallend, halb wahnsinnig vor Scham, wehrte sie die Tante mit einem ungeduldigen Zucken der Achseln und dumpfem Wimmern von sich ab.

„Gott beschütze Dich, Maschenka!" murmelte die Alte.

„Was soll er noch beschützen?" rief ihr Lensky, auf das Bett deutend, mit entsetzlicher Bitterkeit zu; dann sie unsanft bei ihrem dürren Arm packend, schob er sie zum Zimmer hinaus. —

Jetzt ist sie fort; schon seit einer Stunde ist das Haus leer. Er sitzt neben dem Bett Mascha's, wie er seit gestern dagesessen hat, und sie liegt stumm, den Kopf gegen die Wand. Es ist acht Uhr; er hat das Fenster geöffnet, um die dumpfe Fieberatmosphäre etwas zu läutern. Die scharfe feuchte Luft dringt in das Zimmer. Draußen auf der Straße ist es sehr still, die Avenue Wagram speist.

Da tönt ein leichter Schritt über das vom Regen nasse und glitschrige Macadam, die Glocke im Hausflur schlägt an — jetzt noch einmal. Es dauert so lange, eh' Jemand öffnet! Wer das sein mag? Das Küchenmädchen klopft an die Thür. „Was gibt's?"

„Eine Dame verlangt mit Monsieur zu reden."

„Ich bin für Niemanden zu sprechen."

„Das sagte ich ihr, aber sie ließ sich nicht abweisen; sie verlangt durchaus, Monsieur zu sehen. Es handle sich um etwas sehr Wichtiges, meinte sie."

„Hat sie doch zum Mindesten ihren Namen angegeben?"

„Nein, sie wollte nicht — aber es ist gewiß eine vornehme Dame."

„So, und sie läßt sich nicht abweisen" — er verzieht spöttisch die Lippen. „Wo wartet sie?"

„Im Salon."

„Nun, so bleiben Sie hier, bis ich zurückkomme. Verlassen Sie keinen Augenblick das Zimmer; hören Sie, ich werde gleich wieder da sein."

Damit geht er hinunter.

Ein ärgerlich abweisendes Wort auf den Lippen tritt er in den Salon, in dem die Sessel unordentlich durcheinander stehen, die Schmuckgegenstände weggeräumt sind, und der Staub unabgefegt auf den Möbeln liegt.

Eine hohe, schlanke Gestalt tritt ihm entgegen, rasch und zögernd zugleich, offenbar vorwärts getrieben von herzlichstem Mitleid, und doch wieder zurückgehalten durch jene beklommene Scheu und Ehrfurcht, mit der sich edle Naturen einem großen Schmerz nahen. Jetzt sieht er sie genauer, fährt zusammen . . . „Sie hier!" ruft er aus — „Was wollen Sie?"

„Ihnen helfen," sagt sie einfach.

„Sie?" Er schaut sie an, staunend blinzelnd, den Kopf vorgebeugt. Im ersten Augenblick hat er Lust, ihr die Sache abzuleugnen, die Fabel von der ansteckenden Krankheit vorzubringen, die Kasin anläßlich der Flucht der Jeljägin's zu verbreiten versprochen hat. Das Gesicht Nita's jedoch belehrt ihn darüber,

daß hier jede Verstellung unnütz wäre. „Sie wissen?" murmelt er kaum hörbar, ohne sie anzusehen.

„Ja."

„Und Sie wollen mir helfen? .... Sie?" ...

Das Blut steigt ihr in die Wangen; die Situation ist für ein zartfühlendes Mädchen unerträglich. Aber mein Gott, als ob man sich noch von läppischen Prüderien beeinflussen lassen dürfte, wenn es gilt, einen Kranken zu pflegen, den kein Anderer pflegen will.

„Hat Ihnen Mascha gebeichtet?" fragt sie leise.

„Nein."

„Ist sie bei klarem Bewußtsein?"

„Ich weiß nicht; sie hat seit gestern kein Wort gesprochen; immerfort liegt sie da, das Gesicht gegen die Wand. Sie fiebert sehr stark, aber der Arzt sagt, es sei von keinem Belang, in zwei oder drei Tagen wird sie hergestellt sein. Und ich habe nicht den Muth, ihr einen Schlaftrunk zu geben." Er sagt das Alles in einer unnatürlichen dünnen, erdrosselten Stimme. „Sie wollen mir helfen? ... wie wollen Sie mir helfen?" stößt er zum Schluß bitter und trotzig heraus.

„Lassen Sie mich mit ihr reden," bittet Nita — „wir haben einander immer lieb gehabt, sie und ich."

„Ja, Sie waren sehr gut gegen sie; ich weiß, sie hat mir von Ihnen gesprochen — aber sie wird sich nur unnütz quälen, reden wird sie nicht. Zu was das Alles — es ist nichts zu machen — nichts." Er stampft mit dem Fuß.

„Lassen Sie mich zu ihr — ich habe eine Ahnung, eine Spur. Es klingt vermessen und einfältig, etwas derart zu sagen, aber wenn irgend Jemand Ihnen helfen kann, so bin ich's."

Einen Moment zögert er, dann sich zum Gehen wendend, ruft er aus: „Nun, so kommen Sie."

Sie folgt ihm über den Flur, über die schlammbespritzte Treppe bis in das Zimmer Mascha's.

„Lassen Sie mich mit ihr allein," bittet sie.

Und er läßt sie allein — geht indessen im Corridor auf und ab. Manchmal bleibt er vor der Thüre stehen und horcht. Anfangs hört er nichts, als eine weiche, einschmeichelnde, zuredende Stimme — dann einen scharfen, unwilligen Schrei — noch einen ...

„Sie wird nicht reden, zu was sie so martern?" spricht er vor sich hin. Er legt die Hand an die Klinke, drückt sie nieder. Da hört er starkes Weinen; er öffnet die Thür, sieht Nita, die auf dem niedrigen Bettchen sitzt und den Kopf des schluchzenden Kindes auf ihrem Schoße hält. Sie winkt ihm, sich zurückzuziehen — er thut es. Er steht vor der Thür und horcht — horcht, wie man dem Herzschlag eines Menschen entgegenhorcht, von dem man sich überzeugen möchte, ob er noch lebt. Er kann kein Wort verstehen, aber das thut nichts — er horcht doch. Anfangs hört er nur immer dasselbe jämmerliche Schluchzen, hört eine eintönig beruhigende, liebkosende Stimme, weich, traurig, mitleidig aufrichtend, wie wenn ein linder Lufthauch über Wiesenblumen

schwebt, die von einem Gewitterguß niedergeschlagen worden sind. Jetzt schweigt sie, er hört heisere, unkenntliche Laute. Ist das die Stimme Mascha's? — ja; er horcht, horcht ... Wie lange sie spricht — erst in gebrochenen, kurzen Absätzen, dann fließend ... wenn er nur ein Wort von dem verstände, was sie sagt! ... Noch immer horcht er — nichts mehr ... Jetzt ist es wieder Nita, die spricht; dann folgt eine lange Pause, ein herzlicher Kuß, und Nita tritt zu ihm auf den Corridor, sehr verweint, sehr blaß.

„Nun, hat sie Ihnen gebeichtet?" fragt Lensky gespannt.

„Ja, doch mußte ich ihr schwören, Ihnen nichts zu verrathen. Fragen Sie nicht, quälen Sie das Kind nicht. Heute haben wir Mittwoch, nächsten Montag sollen Sie von mir hören. Bis dahin hat sie mir versprochen, keinen neuen Versuch zu machen, sich das Leben zu nehmen. Sie wird ihr Wort halten."

Hiermit wendet sich Nita zum Gehen. Plötzlich zögert sie, dreht sich noch einmal nach ihm um: „Ich wollte Ihnen nur sagen, es war ein Unglück — sie hatte sehr wenig Schuld — ich staunte über die Großherzigkeit, die sich in jedem Wort ihres Geständnisses verrieth ..."

„Es ist sehr edel von Ihnen, daß Sie daran denken, mir das zu sagen," murmelt er; „ich wußt' es übrigens, sie ist nicht schuld; nur **ich** bin schuld. Das macht nichts besser an der Sache."

„Ich glaube an eine gute Lösung," murmelt Nita verlegen.

„Ich nicht," erwidert er herb — dann, die Davoneilende zurückhaltend, setzt er hinzu: „aber es war doch schön, daß Sie gekommen sind; die Anderen sind weggelaufen, Alle, als ob die Pest im Hause ausgebrochen wäre, und Sie, **Sie** sind gekommen ... Sie! ... Ich danke Ihnen!"

(Schluß im nächsten Heft.)

Ueber die neuere deutsche Prosa.

Akademische Rede
von
G. Rümelin.

Wir wissen von den Sprachen des classischen Alterthums, daß sie nach dunkeln Anfängen und stiller Entwicklung schließlich rasch zu hoher Vollkommenheit gelangten, diese dann aber nur sehr kurze Zeit festzuhalten vermochten und einer langen, unaufhaltsamen Entartung anheimfielen. Die Blüthezeit bemißt sich nach Jahrzehnten, das Abwelken nach Jahrhunderten. Man hat auf die Sprachen wie auf die Literaturen die alten Sagen von den vier Weltaltern der Menschheit übertragen, und setzt, indem man von der aufsteigenden Linie absieht, gleich an den Anfang ein goldenes Zeitalter, dem man dann ein silbernes, ein ehernes, zuletzt ein eisernes nachfolgen läßt. Da man nun dieselbe Wahrnehmung auch an den schönen Künsten und den Wissenschaften machen konnte, daß sie je innerhalb ihrer großen Epochen zu einem glänzenden Höhepunkt emporstiegen, von dem sie alsbald wieder herabgleiteten, so konnte man zu dem allgemeineren Erfahrungssatz oder gar geschichtlichen Gesetz gelangen, daß alles Vortreffliche in der Welt stets nur eine flüchtig vorübereilende Erscheinung sei, und die Wege der Menschheit nur über eine lange Reihe von Berghöhen führen, deren Gipfel zwar den herrlichsten Ausblick, aber keinen Aufenthalt gestatten.

Bei diesen Erwägungen kann man leicht auf die Frage verfallen: wie steht es denn mit uns selbst? Wir haben ja auch vor etwa hundert Jahren ein solches goldenes Zeitalter unserer Sprache und Literatur gesehen, durch das wir in die Reihe, wo nicht an die Spitze der modernen Culturvölker getreten sind, von dessen Schätzen wir uns noch nähren, auf das wir mit Neid und Bewunderung zurückzublicken geneigt sind. Sind wir vielleicht auch schon im Hinabgleiten aus einem goldenen zu einem silbernen Zeitalter, aus einer classischen zu einer alexandrinischen Epoche begriffen, nur ohne es zu wissen und zu merken?

Die Frage ist, wie so manche andere, um Vieles leichter zu stellen als zu lösen. Aber von dem Redner erwartet man ja nicht, daß er ausgemachte Wahrheiten und gesicherte Thatsachen vortrage; er darf seine Zuhörer auch bloß einladen, ihn auf dem Wege des Suchens nach Wahrheit zu begleiten, um dann dem Gegenstand selbst ihr weiteres Interesse und Nachdenken zuzuwenden.

Zuerst drängt sich hier die Vorfrage auf, ob denn die erwähnten Vorgänge des classischen Alterthums auf unsere modernen Culturſprachen überhaupt irgendwie eine analoge Anwendung finden können, und diese Frage ist, wie ich glaube, zu verneinen.

Man pflegt die Veränderungen, die mit der griechischen Sprache seit der macedonischen Herrschaft, mit der römischen bald nach dem Untergang der Republik vor sich gingen, zumeist aus eben diesen geschichtlichen Thatsachen selbst, d. h. aus dem Verlust der staatsbürgerlichen Freiheit abzuleiten. Aber dies erklärt im Grunde doch nur, daß die Stoffe und Richtungen der schriftstellerischen Thätigkeit andere werden mußten, daß kein Demosthenes, kein Cicero mehr zu versammeltem Volk über die wichtigsten Staatsfragen sprechen, kein Thucydides und Xenophon, kein Cäsar und Sallust selbsterlebte Geschichte in freiem und hohem Stile schreiben durften, aber nicht auch, daß der Sprachkörper selbst so tiefgreifende Umwandlungen erleiden mußte. Es gibt ja Beispiele genug, daß man auch in tadellosestem Stil den Fürsten schmeicheln, in den feinsten Wendungen Kritik und Satire üben, daß man auch unter despotischem Druck die schönsten Verse machen kann. Wenn aber der Wortschatz durch Aufnahme neuer und Umdeutung alter Ausdrücke, wenn der Satzbau, der Rhythmus und Wohlklang eine auffällige und unaufhaltsame Entstellung erfuhr, so läßt sich dies nicht bloß oder auch nur vorzugsweise aus inneren und psychologischen Ursachen verständlich machen. Es ist ja sehr fraglich, ob die Schriftsteller der nachclassischen Zeiten an Geist und Talent im Ganzen hinter denen des goldenen Zeitalters zurückstanden. Das Wesentliche ist vielmehr, daß mit den beiden alten Sprachen eine große äußere Veränderung vor sich ging. Die Mundart der Athener erweiterte sich zur Schrift- und allgemeinen Verkehrssprache in dem ganzen Umfang des macedonischen Herrschaftsgebietes. Aus dem Atticismus wurde der Hellenismus. Ebenso breitete sich die Sprache Latiums über ganz Italien und den Westen Europa's aus. Die Schriftsteller waren nur zum kleinsten Theil noch Stadtrömer und aus den alten Geschlechtern; Rom selbst war durch den Zufluß aus allen Ländern der Erde eine Weltstadt ohne vorherrschenden Landschafts- und Stammescharakter geworden. Wenn Hunderttausende, ja Millionen neben ihrer Muttersprache eine fremde zu erlernen und zu üben hatten, so konnten sich ihre mitgebrachten Vorstellungen, ja selbst ihre verschiedenen Sprachorgane nie ganz verleugnen; es war damit nothwendig ein Eindringen neuer, ein Abschleifen alter Elemente verbunden. Eine Völkersprache kann die Eigenart und die Feinheiten einer hochgebildeten Volkssprache nicht behaupten. Es ist ungefähr so, wie wenn ein Strom aus den Hochalpen und Vorbergen heraus in die flache, ausgebreitete Ebene tritt; er sammelt nun die Gewässer aus weiten Gebieten; er sieht reiche und große Städte an seinen Ufern, trägt zahllose Fahrzeuge auf seinem Rücken, bildet eine Völker verbindende Straße; aber die rasche und belebende Strömung, die schöne Färbung seines Wassers, die Reize seiner Ufer und landschaftlichen Umgebung kann er nicht mehr dabei bewahren. Alles dies trifft für unsere modernen Culturſprachen nicht mehr zu. Sie sind das Werk und Besitzthum großer, geschlossener Nationen, die ihre Angehörigen nach Millionen zählen, die keine Eingriffe fremdartiger Elemente aufzunehmen haben, die sich ganz und frei

aus ihrem inneren Wesen heraus fortbilden können. Für sie kann der Satz: kurze Blüthezeit, langer Verfall, überhaupt nicht gelten. Ich muß mich eines eigenen Urtheils über die Geschichte der italienischen, englischen, französischen Sprache enthalten, aber meines Wissens wird von Niemand behauptet, daß die Zeit, in welcher diese Sprachen zur Classicität erstarkten, zugleich auch der Höhepunkt ihrer Entwicklung sei, daß etwa Guizot, Thiers, Georges Sand, Rénan, Taine oder Voltaire und Rousseau sich zu dem Zeitalter von Ludwig XIV. wie bloße Nachzügler oder gar wie Verfall und Entartung verhalten. Aber ebenso wenig wird Jemand sagen wollen, daß die französische Sprache in diesen zwei Jahrhunderten keine Aenderungen erlitten habe. So wenig als für die Völker gibt es einen Stillstand für die Sprachen, die stets nur der Spiegel und Abdruck des Volksgeistes sind.

Und so erwartet die aufgestellte Frage doch immer noch ihre Antwort. Wenn es für Sprachen keinen Stillstand gibt, was hat sich dann an der unsrigen in den zwei Generationen geändert, die etwa seit dem Abschluß unseres classischen Zeitalters abgelaufen sein mögen; ist sie vorwärts geschritten oder zurück oder seitwärts, und in welchen Richtungen ist das Eine oder Andere geschehen?

Die Frage bedarf jedoch sofort noch einer Einschränkung. Ich muß auf der einen Seite die gebundene Rede der Poesie bei Seite lassen, auf der anderen die ernste Wissenschaft. Große Dichter sind seltene Himmelsgaben, die den Völkern geschenkt werden ohne deren Verdienst oder Zuthun. Daß wir in diesem Punkte nur Epigonen sind, wird Niemand in Frage stellen. Die Prosa dagegen ist uns zwar auch von unseren Dichtern geschaffen und geschenkt worden, aber an ihr arbeiten wenigstens alle Gebildeten stetig mit; sie gehört zu den Massenproducten eines Volksgeistes. Die Fachwissenschaften aber sind auszuschließen, theils weil ihr Umfang ganz unübersehbar wäre, theils weil bei ihnen der Inhalt des Wissens vor Allem in Betracht kommt, die sprachliche Form von mehr nebensächlicher Bedeutung bleibt.

Auch mit diesen Einschränkungen bleibt die Aufgabe noch weit aussehend genug. Da ein Ueberblick über das Ganze des damaligen und jetzigen Schriftwesens eine unerfüllbare Forderung wäre, die bloße Gegenüberstellung von Einzelnheiten aber als willkürliche Auswahl erschiene und nichts beweisen würde, so kann es sich nur darum handeln, ob sich Vergleichungspunkte auffinden lassen, die einen typischen Charakter an sich tragen und bindende oder wenigstens sehr wahrscheinliche Schlußfolgerungen gestatten.

Zuerst schienen mir hier einige Notizen statistischer Art über den Umfang und die vorherrschenden Richtungen der damaligen und jetzigen Literaturen nicht ohne Werth. Der Leipziger Meßkatalog, der die alljährlich in Gesammtdeutschland erschienenen und dem Buchhandel übergebenen Bücher aufzählt, ergab für das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine um die Summe von 3000 sich bewegende Ziffer und für das Schlußjahr 1800 3335 Bücher. Im Jahre 1885 dagegen führt er 16305 Bücher auf, also nahezu das Fünffache, obgleich sich die betheiligte Bevölkerung noch nicht ganz verdoppelt haben wird. Unter den einzelnen Fächern, in welche die ganze Büchermasse zerfällt, nahmen im Jahre 1800 die sogenannten schönen Wissenschaften oder die Belletristik mit 18 von je 100

Büchern weitaus den ersten Platz ein. 1885 trifft auf diese Rubrik mit 8 Procent noch nicht die Hälfte des früheren Antheils. Die zweite Stelle hatten damals die Theologie und Erbauungsschriften mit 10,5 Procent, die jetzt mit 8,5 Procent an den vierten Platz getreten sind, den zweiten an die vereinigten Rubriken Gewerbe und Handel, den dritten an Staats- und Rechtswissenschaften überlassen mußten. An erster Stelle erscheint jetzt mit großem Uebergewicht die Pädagogik mit Schul- und Jugendschriften; je das sechste deutsche Buch fällt auf dieses Fach. Im Uebrigen will ich nur noch erwähnen, daß damals schon das dreißigste, neuerdings erst das hundertundzwanzigste ein philosophisches war. Und so haben durchaus die beschaulichen Fächer vor den praktischen das Feld räumen müssen.

Für die Gegenwart gibt es sodann nicht nur über die Zahl der Bücher, sondern auch über die der Autoren einige bemerkenswerthe, wenn auch weniger gesicherte Angaben.

Bei der Berufsstatistik von 1882 ergaben sich für das Deutsche Reich nicht weniger als 19350 Personen, worunter 350 Damen, welche als ihren Hauptberuf eine Thätigkeit schriftstellerischer Art bezeichnet haben. Die Ziffer enthält freilich eine nicht ausscheidbare, aber vermuthlich nur kleine Anzahl von berufsmäßigen, aber in keinem Dienstverhältniß stehenden Schreibern. Dagegen kamen 2210 Personen hinzu, welche eine schriftstellerische Thätigkeit als Nebenerwerb angaben, eine Zahl, welche offenbar weit größer sein und z. B. die meisten Universitätslehrer in sich begreifen müßte, wenn überhaupt Alle, welche eine solche Thätigkeit wirklich ausüben oder schon ausgeübt haben, sie in den Listen als Nebenerwerb einzutragen gehabt hätten.

Ueber diese Verhältnisse gibt es nun für die frühere Zeit gar keine irgend vertrauenswerthe Zahlen; wohl aber kann es als notorisch gelten, daß es damals in Deutschland Personen, welche von Schriftstellerei als ihrem Hauptberuf lebten, mit etwaiger Ausnahme weniger Zeitungsredacteure so gut wie gar nicht gegeben hat. Unsere Classiker hatten alle ein sonstiges Einkommen, und wo es an solchem zeitweise fehlte, wie bei Lessing und Schiller, fehlten auch gleich Mangel und Schulden nicht. Schriftstellerische Honorare bildeten nirgends einen Nahrungsstand, jetzt theilweise einen sehr glänzenden, eine Veränderung, die ich freilich nicht gerade zu den Vorzügen der Gegenwart vor den alten Zeiten zu rechnen vermag.

Wenn nun so nach der Zahl der Personen und literarischen Erzeugnisse der Fortschritt ein ganz außerordentlicher war, so bin ich weit entfernt, aus der Menge auch auf den entsprechenden Werth zu schließen. Nur ist auch der umgekehrte Schluß nicht zulässig, daß mit der Menge der Werth sinken müßte. Die Ueberproduction einer Waare braucht keineswegs mit ihrer Verschlechterung verbunden zu sein; die große Mitbewerbung kann auch auf die Qualität fördernd einwirken. Aus der Thatsache, daß der stärkste Artikel unseres ganzen Büchermarktes Schul- und Jugendschriften geworden sind und aus der Erfahrung, daß die sprachliche Ausbildung eines Volkes durch nichts so sehr wie durch Schule und Unterricht bedingt ist, wäre für die Gegenwart immerhin eher ein günstiger als ein ungünstiger Schluß zu ziehen.

Allein um über das Sinken oder Steigen einer Sprache innerhalb ganzer Literaturperioden ein Urtheil zu gewinnen, bedarf es anderer Mittel und zunächst eines kurzen Rückblickes auf die geschichtliche Entwicklung.

Ich habe vorhin bemerkt, daß in Deutschland die Dichter zugleich auch die Schöpfer und Vorbilder unserer jetzigen Prosa geworden sind, was zwar in ähnlicher Weise bei den Völkern des Alterthums, bei den neueren aber nur in weit schwächerem Maße zutrifft. In der ersten Periode unseres geistigen Aufschwunges waren Wieland und Lessing, in der zweiten Goethe und Schiller die bahnbrechenden Führer. Es gibt zwei Hauptarten des Stils für alle Sprachen. Die eine wendet sich an die Einbildungskraft und das Gefühl; ihr Stoff sind äußere und innere Vorgänge; ihr höchstes Streben geht auf Anschaulichkeit. Die andere Art ist der Verstandes- oder Gedankenstil; sein Stoff sind Ansichten und Urtheile, seine Tugenden Klarheit und scharfes Unterscheiden. Für das Eine war Wieland, für das Andere Lessing der vorleuchtende Führer. Wieland, an den alten wie an den französischen Meistern gebildet, befreite die deutsche Prosa von ihrer Armuth und Ungelenkheit, von kläglichem und schleppendem Satzbau, von breiter Umständlichkeit; er gab ihr Leichtigkeit, Fluß und Fülle des Ausdrucks, die gewandte wohlgegliederte Periode, die freie, bewegliche, jeder Aufgabe anzupassende Wendung. Er leistete diesen Dienst aber nur seinem eigenen Zeitalter; wir sind im Besitze des von ihm Angebahnten und bedürfen seiner Führung nicht mehr. Seine Schreibweise ist eine Art von Gemein- und Mittelgut geworden, mit welcher man keinen Beifall mehr gewinnt. Auch wurde er selbst zu wortreich und ließ der zuströmenden Fülle des mannigfaltigsten Ausdrucks allzufreien Lauf. Die Xenien wünschen bekanntlich dem befreundeten Dichter, daß sich sein Lebensfaden ebenso lange fortspinnen möge als seine Perioden. Lessing, mehr Literat, Gelehrter und Denker als Dichter, ist der glänzendste Vertreter jenes Verstandesstils und der ihm eigenthümlichen Tugenden. Er ist auch keineswegs wie Wieland veraltet, sondern heute noch ein Vorbild, wenn es sich um knappen, scharfen, allem Phrasenwesen fremden Ausdruck der Gedanken, um die geflügelten Pfeile der Kritik und Polemik handelt. Wir interessiren uns heute noch, nur um seiner Schreibart willen, für Fragen, die uns ihrem Inhalt nach völlig gleichgültig wären. Auf der anderen Seite fehlte ihm das Talent der anschaulichen Erzählung, wie die Sprache der natürlichen Leidenschaft und des gehobenen, erwärmenden Gefühls. Zwischen diesen beiden, einander unter sich wenig ansprechenden, Vorbildern bewegte sich ohne raschen Erfolg und weiteren Fortschritt in den sechziger und siebziger Jahren die deutsche Literatur im Großen und Ganzen. So wenig, wie Klopstock, der Schöpfer der neuen Dichtersprache, auch für die Förderung der deutschen Prosa in Betracht kommt, war Herder's großer und umfassender Geist gerade auf diesem Gebiete erfolgreich. Er war zu vielseitig, unruhig und hastig, um seinen Gedanken die letzte Abrundung und den vollendeten sprachlichen Ausdruck zu geben, und es ist den Mustersammlungen deutscher Prosa immer schwer, in den sechzig Bänden seiner Werke Abschnitte zu finden, die nach Form und Inhalt gleich vortrefflich wären. Dagegen wurden die Leistungen von Wieland und Lessing später weit überholt von dem zweiten Dioskurenpaar Goethe und Schiller. Lessing selbst, der große Kunstkritiker, war doch nicht unbefangen und vorurtheilslos genug gewesen, um in Goethe's Götz und Werther neben dem ihm unsympathischen Inhalt noch den ganz außerordentlichen Fortschritt der deutschen Prosa, eine neue, bis dahin

unerhörte Sprachgewalt zu bemerken und anzuerkennen. Goethe's Diction ist von Anfang an bis an die Schwelle seines Greisenalters, in welchem sein Stil in eigenartige, theilweise seltsame und zopfige Abweichungen auslief, am meisten aber in seinen mittleren Jahren nicht bloß in der Poesie, sondern ebenso in der ungebundenen Rede das Höchste, was die deutsche Sprache kennt, und insbesondere liegt über Wilhelm Meister's Lehrjahren und über Dichtung und Wahrheit ein unvergänglicher Zauber der Darstellung ausgebreitet, der nie wieder erreicht worden ist. Der höchste Vorzug der Goethe'schen Schreibart liegt in der sinnlichen Klarheit und Anschaulichkeit, jener Vermählung des Sinnlichen und Geistigen, in welcher wir das Ziel und Wesen aller Kunst wie aller Sprache erkennen. Sein universeller, sonnenheller Geist, dem nichts Menschliches fremd war, übertrug dieselbe auch auf Gebiete, in welchen sie sonst am seltensten gefunden wird, wie denn auch seine kritischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten als Muster der Darstellung gelten können.

Schiller's Verdienste um die deutsche Prosa kommen seinen Dichterwerken nicht gleich; doch beherrscht er die beiden Stilgattungen der Erzählung und der denkenden Betrachtung mit derselben Meisterschaft. Kein deutsches Geschichtswerk hat jemals einen gleich ausgebreiteten Leserkreis gefunden, als Schiller's dem Inhalt nach längst überholter, aber in der Darstellung alles Frühere übertreffende Dreißigjähriger Krieg, obgleich gerade in der Kunst der Darstellung der Abfall der Niederlande noch höher zu stellen wäre. Seine Schreibweise hat etwas Energisches, vorwärts Drängendes, Hinreißendes; sie ist reich, oft überreich an rednerischen Figuren; besonders charakteristisch ist die Vorliebe für die Antithesen, die zugespitzten Gegensätze der Begriffe. Die Worte scheinen nicht aus der einfachen unmittelbaren Anschauung herauszufließen, sondern zuvor noch in die Idee eingetaucht und von ihr durchtränkt. Gleich dem Redner hat er stets bestimmte Zwecke, seien es sittliche oder ästhetische Ideale, im Auge. In den philosophischen Schriften kann nicht selten die Mischung von Rhetorik, Poesie und Abstraction einen nicht ganz harmonischen Eindruck machen, und wiewohl geistvoller, phantasie- und ideenreicher, lassen sie doch oft genug die Lessing'sche Klarheit und Schärfe der Untersuchungen vermissen. Dagegen ist Schiller ein vollendeter Sprachmeister, da, wo er nicht zum großen Publicum redet, im leichteren wie im gehobenen Briefstil.

Wir wissen aus dem Xeniensturm wie aus zahlreichen anderen Zeugnissen, daß Goethe und Schiller auch noch in den neunziger Jahren keineswegs die Anerkennung gefunden haben, welche ihnen die Nachwelt zollt, und auch im günstigsten Fall nur als die Ersten unter Gleichen galten. Sie waren mit einem kleinen Stab jüngerer Verehrer dem Heer und Troß der wortführenden Schriftstellerwelt weit vorausgeeilt. Gerade der Abstand der Sprache, welcher uns jetzt am meisten in die Augen zu fallen scheint, fand am wenigsten Beachtung. Vielmehr war man ganz besonders beflissen, ihnen kleine Freiheiten des Stils und metrische Nachlässigkeiten zu behofmeistern.

Unter den Mitteln, die damalige Schreibweise mit der späteren und jetzigen zu vergleichen, schien mir das nächstliegende und sicherste, je die besten und anerkanntesten Zeit-, Wochen- und Monatsschriften der beiden Zeitalter neben-

und nacheinander zu lesen. Als solche erschienen für die neunziger Jahre die von Schiller herausgegebenen Horen, der deutsche Merkur von Wieland, die Jenaer Literaturzeitung, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und einige andere, welche die Vermuthung namhafter Mitarbeiter für sich zu haben schienen. Auf der Seite der Gegenwart steht die nur allzugroße Zahl unserer Revuen und Rundschauen, deren Namen ich nicht aufzuzählen brauche. Es ist bei einem solchen Versuch anfangs sehr schwierig, vom Inhalt des Gelesenen ganz abzusehen und nur auf die sprachliche Seite zu achten. Wenn man sich darauf etwas eingeübt hat, so ist der nächste Eindruck der einer wesentlichen Gleichartigkeit der damaligen und jetzigen Schreibweise. Es gab so wenig, wie heutzutage, einen auch nur einigermaßen uniformen Stil, wie ihn z. B. die Franzosen haben; die individuellen Abweichungen sind unbegrenzt. Eben deshalb denkt man bei Allem, was man aus jener Zeit liest, sobald man von einzelnen jetzt veralteten Ausdrücken absieht (wie itzo, anhero, des Publici, dem Publico, was sich auch bei Goethe noch findet), daß es auch heute und gestern so hätte geschrieben werden können. Bei längerem und öfter wiederholtem Hinsehen und Vergleichen glaubte ich aber doch zu finden, daß dasjenige, was wir heute als gut und fesselnd geschrieben anerkennen würden, sobald wir von den ersten Namen selbst absehen, sehr klein zusammengeht, daß unser Maßstab ein strengerer geworden ist, daß uns die damals vorherrschende Schreibweise doch den Eindruck des Dürftigen und Schülerhaften macht, der Satzbau bald zu einfach, bald zu künstlich und schwerfällig erscheint. Wenn man Altes tadelt und Gegenwärtiges lobt, weiß man freilich niemals sicher, ob man nicht selbst im Bann von Zeitvorurtheilen steht; aber jene Vergleichung drängte mir das Urtheil auf, daß in den namhaftesten unserer jetzigen Revuen ein guter und im Wesentlichen tadelloser Stil die Regel bildet und die Ausnahmen, welche diese Regel nach oben überschreiten, zahlreicher sein mögen, als diejenigen, welche hinter derselben zurückblieben.

Denn, wenn ich hier eine allgemeinere Bemerkung einschalten darf, wir pflegen unwillkürlich, bewußt oder unbewußt, Alles, was wir lesen, der Form nach in drei Classen einzutheilen. Die erste natürliche und gleichsam normale besteht darin, daß unser Interesse ganz und ungetheilt dem Inhalt des Gesagten zugewendet ist, und wir an den Verfasser und seinen Antheil gar nicht denken. So lesen wir alltäglich die Zeitungen; so lesen die meisten Damen, und nicht sie allein, die Romane und Erzählungen, so lesen wir Alles, wobei wir nur sachliche Belehrung suchen. Von dieser neutralen und indifferenten Mitte kann nun aber nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin abgewichen werden. Der Autor kann uns an sich erinnern dadurch, daß er uns entweder zu wenig bietet oder auch mehr, als wir von ihm erwarteten und ihm zumutheten. Zu wenig bietet er, wenn seine Darstellung dunkel und schwerfällig ist, wenn er die Sprachregeln verletzt, wenn er lästige Wiederholungen, ungehörige und entbehrliche Abschweifungen einschaltet, oder was uns sonst noch Alles störend und mißfällig werden kann. Nach der anderen Seite aber kann uns der Autor auch eine willkommene Zugabe schenken, wenn er unsere Einbildungskraft in lebhafteste Thätigkeit versetzt, seiner Darstellung den Schmuck von Witz und Anmuth leiht, den fesselnden Inhalt durch reizende Form zur vollsten Geltung bringt, wenn die

Rede sich schon durch Rhythmus und Wohllaut dem Ohr einschmeichelt. Eine solche Dreitheilung ganzer Bücherschätze wäre wohl das willkommenste und beste Mittel, die sprachliche Ausbildung ganzer Zeitalter zu vergleichen, wenn sie nur nicht den Fehler hätte, unausführbar zu sein. Das Hinderniß liegt nicht nur darin, daß der Stoff, auch wenn man ihn auf das zwischen Poesie und Fachwissenschaft liegende, jedem Gebildeten zugängliche Gebiet beschränkt, doch immer noch unübersehbar bleibt, sondern noch mehr, daß für die Abgrenzung der Classen der objective Maßstab fehlen würde, sofern der Eine schon an den kleinsten Sprachmängeln Anstoß nehmen, der Andere die gröbsten nicht bemerken würde und für einen schönen Stil kaum ein Gefühl und Verständniß hätte. Als das Erwünschte und Normale wäre, die Ausführbarkeit vorausgesetzt, anzusehen, daß die Schriften, in welchen der Autor ganz hinter seinem Werke zurücktritt, die Hauptmasse bildeten; denn jedes Buch, das rein sachlich und correct, ohne mißfälligen Zusatz des Autors, wenn auch trocken und schmucklos geschrieben ist, verdient die Note gut. Die Zahl der fehlerhaften Bücher müßte möglichst klein, und von den schön geschriebenen namhaft übertroffen werden. Ein Vorherrschen dieser letzten wäre selbst, wenn denkbar, nicht einmal zu wünschen, da das Schöne niemals das Gewöhnliche werden kann und soll, so wenig als das tägliche Brot sich durch Leckerbissen ersetzen läßt. Wenn wir nun nach diesem Maßstab die Gegenwart mit der Epoche unseres goldenen Zeitalters vergleichen könnten, so würde nach meinen Eindrücken die Classe der von ästhetischem Reiz begleiteten Schriften damals weit nicht so zahlreich, aber glänzender vertreten, dagegen auch die der unter dem Mittelgut stehenden namhaft stärker gewesen sein.

Denn dahin möchte ich schließlich das Ergebniß meiner Untersuchung zusammenfassen, daß der damalige Höhepunkt der deutschen Diction zwar in einigen Richtungen unerreicht geblieben, aber in anderen auch überboten worden ist, daß ein gutes Deutsch früher nur von Wenigen geschrieben wurde, später aber Vielen zur Verfügung stand, daß somit das Gesammtniveau der zwischen Poesie und Fachwissenschaft liegenden prosaischen Literatur nicht gesunken sein kann, sondern einen Fortschritt erkennen läßt.

Daß gut Deutsch zu schreiben eine schwere Kunst sei, soll ein Mann, der zu den Meistern dieser Kunst zu zählen ist, Ludwig Uhland, oft ausgesprochen haben. Der Hauptgrund hiervon ist wohl eben der Reichthum unserer Sprache, der eine fast allzugroße Freiheit und Mannigfaltigkeit gestattet. Dennoch hat die Gegenwart wie die nähere Vergangenheit eine Reihe vortrefflicher Schriftsteller aufzuweisen, und die Sammlungen von Musterstücken deutscher Prosa finden in dem classischen Zeitalter außer den bekannten ersten Namen nur eine kleine Auswahl, im neunzehnten Jahrhundert aber eine sehr große.

Wer die undankbare Neigung hat, in der Welt nicht das Gute aufzusuchen, sondern sich über das Mittelmäßige und Schlechte zu ärgern und zu ereifern, dem kann ja auch unsere Tagesliteratur Stoff genug zu einem abstoßenden Gemälde geben. Für einen geschichtlichen Ueberblick ist Optimismus und Pessimismus gleich unbrauchbar.

Ich habe vorhin bemerkt, daß wir in einigen Punkten unsere Vorfahren und Meister auch übertroffen haben. Es geschah dies in verschiedenen Richtungen.

Einmal ist in der Zwischenzeit eine neue Stilgattung hinzugekommen, für deren Ausbildung früher die äußeren Bedingungen gefehlt haben. Beredsamkeit gab es damals nur auf der Kanzel und etwa noch auf dem Katheder, wiewohl hier für Schul- und Festreden, zumal an den Hochschulen, vielfach noch das Latein seine Herrschaft behauptete. Jetzt haben wir nicht nur die politische Rede in Parlamenten, Volks- und Parteiversammlungen, sondern auch die populären Vorträge aller Art, die sich über den ganzen Bereich menschlichen Wissens, soweit es dem gemeinen Verständniß zugänglich gemacht werden kann, ausbreiten. Nichts nöthigt in gleichem Maße, das sprachliche Element zu pflegen. Gedruckt kann man dem Publicum Alles bieten, da es ja Alles auch ungelesen lassen kann. Wer aber angehört werden, gefallen und etwas erreichen will, muß die Stiltugenden erstreben. Etwas der Rede Verwandtes sind die zuerst in England gepflegten und in Ermangelung eines deutschen Ausdrucks noch mit einem Fremdwort bezeichneten Essay's, die den Charakter von Vorträgen, gehaltenen oder nichtgehaltenen, an sich tragen und darum auch den gleichen Anforderungen unterliegen. Man wird kecklich sagen dürfen, daß der freie Gebrauch des lebendigen Wortes große Fortschritte gemacht hat.

Sodann wird man die Behauptung aufstellen können, daß zwei Wissenszweige, die ein Mittelglied zwischen eigentlicher Fachwissenschaft und einem allgemeinen Bildungsmittel höherer Art genannt werden dürfen, Philosophie und Geschichte, erst im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts die ihrem Wesen entsprechende sprachliche Ausbildung gefunden haben. Den großen Meistern von Kant bis Hegel stellte für ihre tiefgründigen Forschungen der sprachliche Ausdruck noch so spröden Widerstand in den Weg, daß sie auch den Gelehrten schwer verständlich bleiben und künftigen Geschlechtern kaum noch lesbar erscheinen mögen. Dagegen haben, um nur zwei unter sich höchst verschiedene Schriftsteller und Denker zu nennen, Schopenhauer und Lotze der deutschen Sprache die Fähigkeit abgewonnen, auch noch den feinsten und verschlungensten Gedankenreihen nachzugehen und sie zu vollster Deutlichkeit zu entwirren. In ähnlicher Weise verhält sich der ganz von Sachlichkeit durchtränkte und doch leichtflüssige, geist- und wirkungsvolle Stil von Ranke und den zahlreichen mit- und nachstrebenden Meistern der neueren Geschichtschreibung zu der ungleichen, noch suchenden, bald trockenen und schwunglosen, bald manierirten Schreibweise der Historiker des classischen Zeitalters Schlözer, Heeren, Spittler, Johannes Müller u. A.

Ich wüßte ferner kein charakteristischeres Merkmal für den Fortschritt einer Sprache, als deren zunehmende Fähigkeit, sich die Schriftwerke fremder Völker durch sinngetreue und doch noch wohlgefällige Uebersetzung anzueignen, zumal wenn, wie bei Dichtungen, die Forderung hinzutritt, die metrischen Formen des Originals beizubehalten. In dieser Beziehung hat das classische Zeitalter schon Großes geleistet. Von den beiden Hauptmethoden alles Uebersetzens, sich entweder zu dem fremden Autor hinüberzubegeben und unsere Sprache der seinen möglichst anzunähern, oder den Fremden zu uns herüberzuziehen und sein Werk zu einem deutschen zu machen, wurde die erste von Voß, die zweite von Wieland schon in glänzender Weise bethätigt, und von August Wilhelm Schlegel läßt sich sagen, daß er Beides in glücklicher Weise vereinigt hat. Man darf daher nicht

vergessen, daß in diesem Punkt die Neueren ganz auf den Schultern der Alten stehen, und daß es etwas Anderes ist, das Geleistete zu verbessern als Neues zu schaffen. Dennoch ist ein ganz entschiedener Fortschritt in der Befähigung unserer Sprache, durch Anpassung an Fremdes sich selbst noch zu erweitern, gar nicht zu bestreiten. Geibel's Uebersetzungen griechischer und römischer Dichtungen lassen, nach meinem Dafürhalten, die älteren Leistungen weit hinter sich; Wieland ist vielfach übertroffen und auch mit Schlegel haben Neuere den Vergleich nicht zu scheuen. Es hat niemals eine Sprache gegeben, die in gleichem Maße wie die unsrige sich fremden Idiomen anzunähern vermochte, ohne aus den Grenzen des eigenen Wesens herauszutreten.

Schließlich erwähne ich noch als unzweifelhaftesten Fortschritt den der Gesetzes-, Amts- und Canzleisprache, welche der Einwirkung von literarischer Seite stets am längsten widerstreben. Es ist kaum ein größerer Abstand denkbar, als der zwischen der schleppenden, weitschweifigen und doch immer noch ungenau bleibenden Fassung von Verordnungen oder Staatsschriften der älteren Zeit, und zwischen der knappen, präcisen, sprachgerechten Formulirung etwa unserer neuen Reichsjustizgesetze oder modernen Thronreden und Manifeste. Noch schlimmer stand es um die Canzleisprache, die sich auch jetzt noch nicht entschließen konnte, den Rest ihres Zopfes vollends abzuschneiden.

Jenes Zeitalter unserer classischen Denker und Dichter hat sich uns so nur als der Aufgang, aber nicht zugleich auch als der Abschluß einer neuen Epoche der deutschen Bildung erwiesen. Es müßte ja auch seltsam zugegangen sein, wenn dem anders wäre. Daß wir im Laufe des Jahrhunderts in politischen und socialen Dingen, in allen Künsten des Krieges und des Friedens mächtig voran geschritten sind, liegt klar genug zu Tage; wie sollte gerade die Sprache, der natürliche Spiegel der intellectuellen Bildung einer Nation, sich getrübt haben und ein verfälschtes Bild zurückwerfen?

Allein unsere ganze Frage hat doch auch noch eine andere Seite. Alles Bisherige drehte sich nur um Fortschritt oder Rückschritt. Es gibt aber nicht bloß geradlinige Bewegungen nach vorn oder hinten. Im Verlauf aller menschlichen Geschichte bilden vielmehr Kurven, Wellen- und Schraubenlinien die Regel, und so auch in der Entwicklung der Sprachen. Es könnte alles Gesagte richtig sein und doch die deutsche Sprache auch Seitenwege eingeschlagen haben, deren Richtung nicht gerade vorwärts zu weisen braucht. Ich zweifle sogar nicht im Mindesten, daß dies der Fall ist und glaube, daß, wenn Jemand jene Vergleichung alter und neuer Zeitschriften und Bücher noch eingehender und sorgfältiger vornehmen wollte, als es mir möglich war und für meinen bescheidenen Zweck geboten schien, er noch mancherlei kleinere und größere Veränderungen nicht nur des Wortschatzes, sondern auch des Satzbaus, Stils und der geläufigen Wendungen nachzuweisen vermöchte. Ich begnüge mich, hierfür ein einziges Beispiel noch zu erwähnen. Es betrifft den nach meinen Eindrücken überhandnehmenden Gebrauch der abstracten Substantive. Ein Hauptwort soll ja zunächst nur ein Ding, etwas Seiendes, Wahrnehmbares bezeichnen, das Adjectiv eine Eigenschaft eines solchen Dinges, das Zeitwort Etwas, was von oder mit dem Ding geschieht. Die Sprache begnügt sich aber nicht mit diesem nächstliegenden Gebrauch; sie bildet aus Adjectiv und Verbum wieder neue Hauptwörter, aus

schön, gut, gesund die Schönheit, die Güte, die Gesundheit, aus stehen, ordnen, erkennen den Stand, die Ordnung, die Erkenntniß. Diese neuen Wörter bedeuten nun nichts Anschauliches, Einfaches mehr; sie haben Ursprung und Heimath nur in unserem Kopf; sie sind abgeblaßte Schatten einer Wirklichkeit zweiter Ordnung, meistens schwer definirbar. Man könnte und sollte sie statt der abstracten die unechten oder abgeleiteten Hauptwörter nennen. Sie sind eine unentbehrliche Bereicherung aller gebildeten Sprachen und in keiner von ihnen so entwickelt und zahlreich wie in der deutschen. Denn diese besitzt die Fähigkeit, die sie nur noch mit der griechischen theilt, daß sie jedes Adjectiv und jeden Infinitiv, indem sie ihm das Neutrum des Artikels vorsetzt, zu einem Hauptwort und zwar je mit besonderer Nebenbedeutung umstempeln kann; denn das Schöne deckt sich nicht mit der Schönheit, das Warme nicht mit der Wärme, das Empfinden nicht mit der Empfindung. Ein sehr häufiger Gebrauch schon der Hauptwörter überhaupt, aber insbesondere dieser unechten, stellt besondere Zumuthungen an die Einbildungskraft und vermindert die Anschaulichkeit. Denn alle Hauptwörter sind, wie es schon ihr Name zeigt, anspruchsvoll als die stets voll betonten, schon durch die großen Anfangsbuchstaben die Aufmerksamkeit fordernden Träger und Säulen für alle anderen Redetheile. Dem Satz: eine öffentliche Rede soll vor Allem klar und verständlich sein, kann man auch die Fassung geben: die erste Forderung an eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Rede ist Klarheit und Verständlichkeit. Beide Sätze sagen inhaltlich genau dasselbe, aber im ersten Falle brauchen wir nur e i n Hauptwort und zwar ein echtes, im anderen deren fünf, worunter vier unechte. Solche Umschreibungen schlichter und einfacher Gedanken sind mehr und mehr etwas ganz Gewöhnliches und gar nicht mehr Auffallendes geworden; sie scheinen den Vorzug des Gewählten, Vornehmeren, einer gewissen Gedankenfülle zu bieten. Ich habe bei verschiedenen Schriftstellern je innerhalb der gleichen Stilgattung in größeren Abschnitten die Menge der Hauptwörter mit Unterscheidung der unechten durchgezählt. Es ist dabei Vieles zu beachten und auseinander zu halten, was sich hier nicht erwähnen läßt; insbesondere ist der Begriff des Unechten schwer scharf abzugrenzen. Ich fand es als Eigenheit des Goethe'schen Stils, daß er die wenigsten Hauptwörter gebraucht; nur je das sechste Wort ist durchschnittlich ein solches; dabei sind die echten weit überwiegend. In Schiller's Prosa findet sich Beides schon namhaft häufiger. Wir lesen jetzt tausende von Sätzen, wie den folgenden, der von einem berühmten Gelehrten und Schriftsteller stammt, und einer Blüthenlese deutscher Prosa entnommen ist. Er lautet: „Wer die Resultate der Naturforschung nicht in ihrem Verhältniß zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu dem individuellen Leben, sondern in ihrer großen Beziehung auf die gesammte Menschheit betrachtet, dem bietet sich als die erfreulichste Frucht dieser Forschung der Gewinn dar, durch Eintritt in den Zusammenhang der Erscheinungen den Genuß der Natur vermehrt oder veredelt zu sehen; eine solche Veredlung ist aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher sich alle Richtungen der Geisteskräfte reflectiren.“ Es ist hier an Gedanken und Grammatik nichts auszusetzen, aber der Satz enthält 24 Hauptwörter, worunter die größere Hälfte unechte; nahezu je das dritte Wort ist substantivisch. Eine solche Häufung hat etwas Betäubendes, unsern Intellect Umnebelndes; beim bloßen Zuhören oder

einmaligen Lesen wird kaum Jemand ganz folgen können. Aehnliches fand ich in unserer älteren Literatur noch nicht, und es war gewiß weit seltener. Die verschiedenen Redegattungen verhalten sich freilich zu diesem Punkt sehr abweichend. Das obige Beispiel gehört dem Gedankenstil an, wenn auch wohl zu dessen Ausschreitungen. Die Poesie, etwa mit Ausnahme der didaktischen, ist auf thunlichste Vermeidung aller abstracten Begriffswörter angewiesen. In unserer Romanliteratur, die ich freilich wenig kenne, glaubte ich eine gewisse Vorliebe für die kleinen Sätze und kurz gehackten Gesprächsformen mit thunlichster Vermeidung des kunstreicheren Periodenbaus zu bemerken. Das umgekehrte Extrem, die allzugroße und gedrängte Häufung von Begriffswörtern dürfte in der Gesetzes-, Amts- und Geschäftssprache, sowie in den Fachwissenschaften zu finden sein.

Das Ueberhandnehmen abstracter Sprach- und Redeformen ist aber nach meiner Ansicht nichts Zufälliges und Vorübergehendes, sondern scheint mir aus dem Wesen des germanischen Geistes selbst herauszuwachsen, der mehr als der romanische sich von der sinnlichen Wahrnehmung zu entfernen liebt und leichter in das unsinnlichere Element der Abstraction hinübergleitet.

Man mag darin eine Vergeistigung der Sprache erkennen, ich kann eine solche jedoch nur sehr bedingt als etwas Rühmens- und Wünschenswerthes bezeichnen; denn sie ist mit einer noch wichtigeren Eigenschaft der Sprache, der Anschaulichkeit, schwer vereinbar; sie erweitert die Kluft zwischen der Redeweise der Gebildeten und der gemeinen Volkssprache immer mehr; sie erschwert dem Fremden die Kenntnißnahme von deutscher Bildung und mittelbar auch uns die Erlernung von Fremdsprachen, da gerade die abstracten Begriffswörter am wenigsten genau übersetzbar zu sein pflegen.

Wir hören zwar von unseren Puristen und den Gelehrten, die uns auf die Sprachschätze des deutschen Alterthums zurückverweisen, eben dies oft genug wiederholen, daß unsere Sprache sich ganz aus ihrem eigenen Wesen, aus dem Volksgeist selbst heraus fortbilden und nicht nur alle fremden Ausdrücke, sondern auch alle sonstigen Einflüsse fremder Sprachen fernhalten müßte. Ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß wenn ein Volk nur ganz seine Eigenart in seiner Sprache verkörpern will, es damit auch die Einseitigkeiten und Mängel, die ihm anhaften, hineintragen und fortentwickeln wird, und daß dieß Princip gerade dem deutschen, auf Universalität und nicht auf Abschließung gerichteten Charakter am wenigsten entspräche. Ein Culturvolk kann seine Sprache ebensowenig isoliren als sich selbst. Insbesondere werden die Sprachen des classischen Alterthums ihren vorbildlichen Charakter niemals verlieren. Wieland und Lessing hätten die neue deutsche Prosa nicht begründen können, wenn sie nicht die nachahmungswerthen lateinischen und französischen Mustergebilde vor Augen gehabt hätten. Und so führt mich mein Thema auf dieselbe Schlußbetrachtung zurück, wie das vorjährige über die Fremdwörter: Die Erhaltung und Fortbildung unserer reichen und herrlichen Sprache bleibt unbeschadet ihrer Eigenart auf stetige Fühlung mit anderen alten und neuen Cultursprachen angewiesen, und wir werden unfehlbar in ein silbernes und ehernes Zeitalter derselben hinabgleiten, sobald wir aufhören werden, die alten Sprachen zur festen und sicheren Grundlage aller höheren Schulbildung zu machen.

Die Geisteskranken einst und jetzt[1]).

Von

Ludwig Meyer (Göttingen).

Das Thema, für welches ich auf eine kurze Stunde Ihre Aufmerksamkeit beanspruchen möchte, erscheint etwas abseits gelegen von den Gebieten allgemeiner Bildung, der Literatur, Geschichte, Naturkunde, auf welchen die diesen Abenden gewidmeten Vorträge sich zu bewegen pflegen. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß bei der Wahl jenes Gegenstandes die dankbare Erinnerung an die jetzt fast vor einem Menschenalter in Hamburg verlebte Zeit mitbestimmend wirkte. Meine damalige Berufsthätigkeit als Oberarzt der Irrenabtheilung des allgemeinen Krankenhauses erscheint mir erweitert und gehoben durch die allgemeine Theilnahme und große Opferwilligkeit, mit welcher die Bevölkerung dieser Stadt das Loos der meiner Sorge anvertrauten Unglücklichen zu erleichtern suchte. Dann hoffe ich aber auch den Nachweis führen zu können, daß die Geisteskrankheiten weit davon entfernt sind, ein von der allgemeinen Culturentwicklung einigermaßen unabhängiges Gebiet menschlichen Wissens und Könnens zu bilden, und die Psychiatrie nicht den Specialitäten zugezählt werden darf, welche das Erforderniß einer in bestimmter Richtung verfeinerten Technik, wie beispielsweise die Laryngologie, ihren Ursprung verdanken. Wohl kein Zweig der ausübenden Heilkunde steht in so innigem Contact mit den herrschenden Ideen der verschiedenen Zeiten, und die wechselnden Geschicke der Geisteskranken erscheinen als einzelne Folgen derselben.

Im Jahre 1805 hatte hier in Hamburg der Licentiat der Theologie Rüsau seine ganze Familie, die Frau nebst vier Kindern in einem Anfalle religiösen Wahnsinns getödtet. Rüsau war nach Allem, was in dieser Beziehung festgestellt werden kann, zweifellos geisteskrank, und in diesem Sinne sprachen sich auch die beiden Hamburger Physici aus. Da forderte damals der Senat den Director des Johanneums, Gurlitt, zu einem weiteren Gutachten über den Geisteszustand Rüsau's auf. Gurlitt erklärte die That als einen durch wilden religiösen Fanatismus verursachten Mord, und Rüsau wurde durch das Rad hingerichtet. Es

[1]) Im Verein für Kunst und Wissenschaft in Hamburg vorgetragen am 28. Januar 1889.

ist gewiß nicht Zufall, daß gerade zu jener Zeit die in Hamburg wie im übrigen Deutschland in der Theologie herrschende rationalistische Richtung durch die Bestrebungen des Pietismus sich sehr beunruhigt fühlte. Aber das Erstaunlichste an diesem Hergange bleibt für uns doch stets die Thatsache, daß ein Gymnasiallehrer von dem höchsten Gerichtshof zu einem derartigen Gutachten veranlaßt wird, und das in einer großen Stadt, welche auch zu jener Zeit hinter keiner andern in ihrer geistigen Entwicklung zurückstand.

Gurlitt hatte, und wohl mit Recht, den Ruf eines gelehrten Mannes von philosophischer Bildung; aber das befähigte ihn so wenig wie jeder andere Beruf, außer dem ärztlichen, zu einem Urtheil über krankhafte Zustände. Dennoch tritt uns hier, wenn auch in seltsam greller Beleuchtung, nur eine Anschauung entgegen, welche in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts als die herrschende, nicht nur der Richter, sondern auch der Aerzte bezeichnet werden muß, und deren Einfluß noch heute in gerichtlichen Verhandlungen gelegentlich zum Vorschein kommt. Man hielt die Geisteskrankheiten scharf geschieden von den anderweitigen Erkrankungen unseres Organismus, welche man, im Gegensatze zu jenen als somatische (körperliche) bezeichnete. Gleich dem Irrthum und der Schuld sollten die Geistesstörungen aus rein psychischen Vorgängen hervorgehen, der fehlerhaften Richtung, Uebertreibung oder gar einem von vorneherein sündigen Mißbrauch der Kräfte des Gemüths und der Intelligenz. (Leuret in Frankreich, Heinroth, Langermann, Ideler in Deutschland).

Bereits Kant hatte den Erweis versucht, daß die Entscheidung in gerichtlichen Fragen über den moralischen intellectuellen Zustand eines Menschen der philosophischen Facultät gebühre. Das Gleiche beanspruchte für den Richterstand und zwar in scharfsinniger Weise und nicht ohne Erfolg ein französischer Jurist, Elias Regnault, noch im Jahre 1828. Die Geisteskrankheiten seien Denkstörungen, und zu deren Beurtheilung genüge der gesunde Verstand; man brauche dabei nicht auf die physischen Erscheinungen Rücksicht zu nehmen, auf welche selbst von den Aerzten kein Gewicht gelegt würde. Der Richter erscheine aber um so mehr berufen, sich ohne Zuziehung eines Arztes eine Ansicht über die Zurechnungsfähigkeit eines Angeklagten zu bilden, als er vermöge seiner amtlichen Thätigkeit weit geübter sei, als dieser, zur Beobachtung moralischer und intellectueller Eigenthümlichkeiten. Dieser uns fremdartig anmuthende Standpunkt, nach welchem die Geisteskrankheiten überhaupt nicht als Krankheiten aufzufassen seien, fand indeß seine Hauptvertreter unter den Irrenärzten selbst. Während man heute von bekannter Seite (Lombroso) bemüht ist, Verbrechen und Wahnsinn durch die Hypothese einer wesentlich gleichen pathologischen Grundlage gleichzustellen, ist es gewiß von Interesse, daß die ersten irrenärztlichen Autoritäten jener Zeit das gleiche Ziel bereits auf dem Wege psychologischer Deductionen erreicht zu haben glaubten. Groos, Director der badischen Irrenanstalt zu Heidelberg, einer der namhaftesten forensischen Schriftsteller jener Zeit, bezeichnet die juristischen Begriffe der Zurechnungsfähigkeit und Strafe als unphilosophisch und unmenschlich; „wie einem Moloch fielen ihnen Tausende als Opfer.“ — Der noch in die moderne Epoche der Psychiatrie hinübergreifende und bis zum Ende der fünfziger Jahre wirksame Vertreter derselben an der

Universität Berlin, Professor Ideler, verlangte allen Ernstes eine Reform des Strafrechts und der Strafrechtspflege nach den Erfahrungen der Seelenheilkunde. Ihre Entscheidungen müßten bestimmend sein für die des Richters, ihr gebühre die Leitung der Gefängnisse; diese müßten zu psychischen Heilanstalten werden.

Es ist nach allen diesem nicht zu verwundern, daß man die Psychiatrie nur nebenher zur Medicin rechnete, eine gewissermaßen esoterische Disciplin derselben und ohne Schaden entbehrlich für den praktischen Arzt. Wenn es hoch kommt, ließ man die Psychiatrie als einen völlig modernen Zweig, als das jüngste Kind der ärztlichen Wissenschaft und Kunst gelten. Und doch ist nichts verkehrter, als diese, scheinbar mit logischer Bestimmtheit aus der Entwicklung der modernen Psychiatrie sich ergebende Auffassung.

Die hohe Begabung der antiken Welt, vor Allem der Griechen, in der unbefangenen Auffassung der sie umgebenden Erscheinungen tritt uns kaum auf einem anderen Gebiete so überraschend entgegen, als auf dem der antiken Heilkunde. Die Fülle ihrer noch heute zu Recht bestehenden Beobachtungen und Anschauungen muß dem heutigen Arzte geradezu wunderbar erscheinen. Dieser tritt, geschult durch ein naturwissenschaftliches Studium, vorbereitet durch die Kenntniß des Baues und der Thätigkeit der einzelnen Organe wie ihrer Abweichungen, ausgerüstet mit den Hülfsmitteln der modernen medicinischen Technik, an das Krankenbett, während der griechische Arzt lediglich auf die eigenen einfachsten Wahrnehmungen an letzterem angewiesen war, und hier die anatomischen wie physiologischen Ideen gewonnen wurden, welche das Alterthum besaß. Nun sind die uns von diesem übermittelten Kenntnisse der Geisteskrankheiten, welche man als fieberlos auftretende psychische Abweichungen zusammenfaßte, in ihrer Art nicht nur so eingehend und vollständig, wie auf irgend einem anderen Gebiete der Medicin, man war zugleich zu correcten, völlig modernen Vorstellungen über das Organ der Seelenthätigkeit gelangt. „Wisset," so lehrte der Vater der Medicin, Hippokrates vor dreiundzwanzig Jahrhunderten, „daß Vergnügen und Freude, ebenso wie Kummer und Gram durch das Gehirn empfunden werden; durch dieses Organ denken und begreifen wir, erkennen Gutes und Böses, unterscheiden Angenehmes und Unangenehmes — in ihm entsteht Raserei und Wahnsinn." Dabei soll nicht übersehen werden, daß nicht nur Dichter, sondern auch Philosophen, wie Plato und Aristoteles, den Sitz der Seele, wenigstens zum Theil, im Genick und Zwerchfell erblickten, offenbar aus keinem anderen Grunde, als daß Verletzungen des Genicks plötzlich das Leben endigen, und der Eintritt des Todes am Auffälligsten durch den Stillstand der Athembewegungen, welche das Zwerchfell hervorruft, angezeigt wird. Wie noch heute und wohl für alle Zukunft die hauptsächlichen Formen der Geisteskrankheiten, die Manie, die Melancholie 2c. in ihrer Bezeichnung das antike Gepräge aufweisen, so hat die moderne Beobachtung der Darstellung eines Celsus, dem wir die erste besondere Abhandlung über Geisteskrankheiten verdanken, eines Aretaeus von Kappadocien u. A. sich im Wesentlichen anzuschließen vermocht. Auch die von den alten Aerzten empfohlenen Heilmethoden treten uns keineswegs so befremdlich entgegen, wie wir in Anbetracht der um zwei Jahrtausende zurückliegenden Zeit ihrer Ausübung erwarten sollten. Die Principien der disciplinarischen und

freien Behandlung, die Frage des sog. Norestraint in der neueren Psychiatrie, fanden kaum weniger im Alterthum ihre Vertreter. Es gebührt sich, daß neben einem Pinel und Conolly der Name des um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebenden Caelius Aurelianus genannt werde, welcher jede Härte von der Behandlung Geisteskranker ausschloß und die Anwendung von Zwangsmitteln verwarf.

Mit dem Untergange der antiken Cultur geriethen bekanntlich vorzugsweise die Naturwissenschaften und die von ihnen abhängigen Wissenschaften, wie die gesammte Heilkunde, in Verfall. Die Irrenheilkunde wurde aber noch dadurch besonders schwer betroffen, daß sie, völlig von theologischen Ideen beherrscht und den Händen der Priesterschaft überantwortet, auf jene vorhippokratische Stufe zurücksank, da noch die Priester des Aesculap in dessen Tempeln ihre Heilkünste trieben.

Den antiken Völkern, den Griechen und in noch höherem Grade den Römern, war die Idee von dem absoluten Werthe einer Menschenseele fremd. Die Persönlichkeit kam wesentlich nach ihrer Stellung im Staate und ihren Leistungen für denselben in Betracht — Frauen, Kinder, Sklaven besaßen nur ein sehr geringes Maß persönlicher Rechte. Mit dem Emporheben der Niedrigen, der Armen im Geiste stellte das Christenthum die Idee des unermeßlichen, göttlichen Werthes der Menschenseele der antiken Cultur entgegen. Daß dieser Werth durch natürliche krankhafte Vorgänge, auch nur zeitweise, herabgemindert werden und verloren gehen könne, erschien fortan widersinnig und sündhaft. Das auffällige, ihrem bisherigen Charakter widersprechende Benehmen vieler Geisteskranken führte, unter dem Einfluß des vom Heidenthume übernommenen Glaubens an die vom Christenthum in teuflische Wesen umgewandelte Dämonen, leicht zur Idee der Besessenheit. Bis weit in das Jahrhundert der Aufklärung, das achtzehnte Jahrhundert, hinein findet sich, noch selbst unter Gebildeten und Gelehrten, die Vorstellung von dem Eindringen böser Geister in die Körper von Menschen verbreitet, und Justinus Kerner, dessen bekannte Anschauungen ein Tübinger Professor mit vieler Gelehrsamkeit zu einem Systeme ausarbeitete, wird schwerlich der letzte Vertreter dieses unheilvollen Glaubens gewesen sein.

Die Kirche empfahl, gleich anderen Bedrängten, auch den Geisteskranken einzelne Heilige als besonders wirksame Nothhelfer. Ihre Namen, auf Pergament geschrieben, dienten als Amulette, die Säulen der ihnen geweihten Kirchen waren nicht selten mit Ringen versehen, an welchen die Geisteskranken während des Gottesdienstes befestigt wurden; in einzelnen gab es besondere mit Betten ausgestattete Räume zum Uebernachten. Man erwartete von dem Schlaf in denselben die gleichsam wunderbar raschen Heilungen, welche griechische Schriftsteller von dem sog. Tempelschlaf berichten. Aus einem Wallfahrtsorte dieser Art haben sich die bekannten Irrendörfer bei Gheel in Belgien entwickelt. Dort leben weit über tausend Geisteskranke in den einfachen Wohnungen einer ländlichen Bevölkerung, welche seit dem dreizehnten Jahrhundert diese eigenthümliche Irrenpflege geübt hat.

Neuere Erfahrungen machen es sehr wahrscheinlich, daß die bekannten geistigen Epidemieen des Mittelalters wesentlich begünstigt worden sind durch die

geschilderte Stellung der Kirche zu den Geisteskranken. Die dunkelste Kehrseite derselben tritt uns in dem Wahne entgegen, daß die bösen Geister sich bei ihren unheilvollen Einwirkungen der Vermittelung ungläubiger und ketzerischer Menschen bedienen, wie die Heiligen der Kirche der Priester. Die Ideen und Handlungen der Geisteskranken sind nun wesentlich bedingt durch die äußeren Vorgänge, welche im Beginne der Erkrankung die Aufmerksamkeit besonders fesseln.

Ich muß mir schon gestatten, diesen Fundamentalsatz der Psychiatrie, soweit der Inhalt und die Richtung der Ideen und Handlungen der Geisteskranken in Betracht kommt, durch einige Beobachtungen zu erläutern. Sie sind gleichsam Experimente über die Entstehung des Hexenwesens und der Besessenheit. Eine an Melancholie leidende Bauernfrau sieht in einem Angstanfalle den Schornsteinfeger aus ihrer Herdöffnung hervorkommen. Sofort entsteht die Wahnidee, das sei der Böse, und sie müsse in die Hölle. Zugleich versucht sie von da ab triebartig in alle dunklen Oeffnungen zu dringen. Einmal gelangte sie unter den Boden ihres Zimmers, um dort gegen zehn Tage ohne Nahrung zu verweilen. Eine junge Dame, welche augenblicklich von mir behandelt wird, erblickt in einem Zustande hochgradiger Erregung die Decorationen zu der Blocksbergscene im Faust. Von da ab ist sie von der Idee beherrscht, in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg zu müssen. Mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit bleibt sie jetzt dabei, sie sei mit ihrer Nachbarin und deren Dienstmädchen nach Hexenbrauch auf einem Besenstiele zu dem Schornstein hinausgefahren, welcher deshalb gewählt worden, weil ihr Mann als Bäcker seinen Backofen mit Holz heize, wozu ein weiter Schornstein erforderlich. In den für Steinkohlenheizung bestimmten Rohren hätten sie nicht durchkommen können.

Fast mit Nothwendigkeit drängt sich uns daher die Ansicht auf, daß auf diesem Wege der Hexenwahn gleich dem der Besessenheit viele Geisteskranke, namentlich die leichter erregbaren gemüthsleidenden Frauen ergriffen habe, und daß aus den nur zu freiwilligen Bekenntnissen dieser das wüste Material zusammengehäuft ist, aus welchem unter Protection eines Papstes das corpus juris des Hexenprocesses, der Hexenhammer Innocenz VIII. aufgebaut ist. Bei den weiteren, nicht geisteskranken Angeschuldigten besorgte die Folter die Ueberführung. Die außerordentlich große Betheiligung Geisteskranker an jenen Verfolgungen ergibt sich übrigens auch aus den Mittheilungen der Aerzte jener Zeit wie der unbefangenen Prüfung der, uns noch in großer Zahl zur Verfügung stehenden Acten der Hexenprocesse selbst. Innerhalb eines verhältnißmäßig kurzen Zeitraums sind in England allein zweihundert geisteskranke Frauen als Hexen verbrannt.

In jüngster Zeit hat sich der keineswegs seltenen Uebertragung von Geisteskrankheiten auf die nächste Umgebung, der sog. psychischen Infection, das psychiatrische Interesse wieder zugewendet. Im Laufe der letzten drei Decennien zeigten sich unter abgeschlossenen Bevölkerungen, welche in ihrer geistigen Constitution das Mittelalter noch nicht überwunden hatten, unter dem Einfluß einer hochgesteigerten religiösen Erregung epidemische Ausbrüche einer Geistesstörung, welche sich in ihren Aeußerungen ganz der „Besessenheit“ und dem „Hexenthum“ anschließen, wie die sog. Prediger-, Beter- und die Lesekrankheit in Skandinavien,

Süddeutschland und Savoyen. Diese ebenso gut beobachteten, wie in ihrer Entstehungsweise begründeten Vorgänge, lassen ohne Schwierigkeit begreifen, daß der Besessenheits- und Hexenwahn und mit ihm die Hexenverbrennungen mit den Ketzerverfolgungen und dem erbitterten confessionellen Kampfe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert seinen Culminationspunkt erreichte.

Dem Drama, in welchem den unglücklichen Geisteskranken die Rolle der Hauptacteure zugefallen war, sollte auch, ganz den Kunstregeln jener Zeit entsprechend, der Hanswurst nicht fehlen. Unzweifelhaft war ein großer Theil jener Narren, welche Fürsten wie Volk berufsmäßig erheitern mußten, geisteskrank. Das geht nicht nur aus den Thatsachen hervor, welche Gelehrte, wie Flögel, über die Hof- und Volksnarren zusammengestellt haben; auch die durch die meisten Sprachen gehende Doppeldeutigkeit der Bezeichnung „Narr" entspricht durchaus dem allgemeinen Urtheile jener Zeiten. Peter der Große spielte in seiner Jugend, wie weiland König David am Hofe von Gath, den Narren, um den Verfolgungen seiner Familie zu entgehen, und Bedlam war noch im Anfang unseres Jahrhunderts ein Belustigungsort der vornehmen Gesellschaft. Der ungebildeten Menschen oft eigene Hang, sich an körperlicher wie geistiger Mißgestalt zu ergötzen, wurde in jenen Zeiten noch durch den Mangel an anderweitiger, namentlich intellectueller Unterhaltung gefördert. Der Typus dieses Narrenthums ist noch heute in unseren Irrenanstalten durch gewisse Idioten repräsentirt, welche mit einem drolligen Aeußeren eine gewissermaßen naive Stupidität, und die Neigung zum Hänseln und Necken verbinden. Da der Idiotismus in seinen auffälligeren Formen nicht selten endemisch auftritt, so befremdet es nicht, daß gewisse Gegenden und Orte als günstige Bezugsquelle des Narrenthums galten und, wie in Frankreich und Sachsen, eine Art Vorrecht auf Besetzung der Hofnarrenstellen besaßen.

Das achtzehnte Jahrhundert, das vielgerühmte Jahrhundert der Aufklärung, dürfte für die Geisteskranken als das Jahrhundert der Gefängnisse bezeichnet werden. Das Bestreben dieser Epoche war mit einer gewissen Ausschließlichkeit auf das Verstandesmäßige und Nützliche im beschränkten Sinne gerichtet. Die Geisteskranken vermochten nur, so weit sie überhaupt bemerkt wurden, Empfindungen der Beeinträchtigung hervorzurufen. Man hatte nur die Aufgabe, sie aus dem Wege zu schaffen, und brachte sie mit den anderen störenden Mitgliedern der Gesellschaft in Zuchthäusern und Gefängnissen und, so weit der Platz reichte, auch in Werk- und Armenhäusern unter. Wie die Ausnahmen nur die Regel bestätigen, so hatte damals, wie wohl zu allen Zeiten, eine fortgeschrittenere Menschlichkeit und sachgemäßere Anschauung eine geringe Zahl Geisteskranker in den allgemeinen Krankenanstalten oder besonderen Häusern, sog. Tollkasten oder Narrenthümern untergebracht. Auf einem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedruckten Blatte schildern die Vorsteher des Allgemeinen Hamburger Krankenhauses, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, in vielen beweglichen Versen die Leiden der mit inneren und äußeren Gebrechen Behafteten, zugleich aber auch die traurige Lage der hungernden und frierenden Tollen. Letztere haben sämmtlich ihre Köpfe durch die an der Wand befindlichen Behälter gesteckt und sehen eigentlich ganz vergnüglich auf die Kranken herab, denen Männer mit stattlichen Lockenperrücken mit Sägen, Messern und Latwergen zu Leibe gehen.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts erfolgte der plötzliche Umschwung in jene Gefühls- und Anschauungsweise, welche wir als die moderne bezeichnen. Die gelangweilte Welt kehrte dem in Staat und Kirche herrschenden trockenen Rationalismus den Rücken, und warf sich, wie einem neuen Heile, der ganz auf sich selbst gestellten elegischen Gefühlsseligkeit des Rousseau'schen Genius in die Arme. In diesem Sinne darf man ohne Uebertreibung Jean Jacques Rousseau den Apostel des neueren Zeitgeistes nennen. Er lehrte jenes Versenken der Seele in die eigenen innerlichsten Freuden und Schmerzen, welches den Sinn schärfte und das Mitleid erweckte, auch für die Leiden der Gemüthskranken.

Wer in der Geschichte mehr sieht, als eine Aufeinanderfolge von politischen Ereignissen und hervorragenden Männern, wird folgerichtig in der von Rousseau-schen Ideen emporgetragenen französischen Revolution auch die Befreierin der Geisteskranken erblicken. Das bekannte Gemälde, auf welchem Pinel den Irren des Bicêtre die Ketten abnimmt, ist das Feldzeichen der neueren Irrenheilkunde geworden. In der Trauer über den Verlust eines geisteskrank gewordenen Freundes hatte sich Pinel der Irrenheilkunde gewidmet. Als Arzt von Bicêtre, dem Detentionshause der Pariser Irren, gelang es diesem edlen und furchtlosen Manne nach vielfachen und nicht ungefährlichen Bemühungen, den Convent für seine Reform zu gewinnen. Der Verdacht, mit derselben politische Umtriebe zu begünstigen, hätte ihm fast das Leben gekostet. In seiner medicinisch-philosophischen Abhandlung über die Geistesverwirrung spricht er die Ansicht aus, daß der gewaltige Umschwung der Ideen eine neue Aera auch für das Studium der Geisteskrankheiten bedeute. Der Staat sei verpflichtet, „öffentliche Zufluchtsörter für die Irren" zu errichten, es sei für Ordnung, Reinlichkeit, gute Ernährung zu sorgen, die „moralische Behandlung der Irren", von „den Maximen der reinsten Menschenliebe" ausgehend, sei Vorbedingung jeden weiteren Erfolges.

Daß der von Pinel gegebene Impuls die Psychiatrie sofort zu dem gesteckten hohen Ziele tragen würde, war freilich nicht zu erwarten. Waren doch, wie wir gesehen haben, im Verlaufe vieler Jahrhunderte, gerade auf diesem Gebiete, ganze Gebirge von Vorurtheilen und Mißbräuchen zusammengetragen. Die Irrenanstalten unterschieden sich in ihrer äußeren wie inneren Verfassung zunächst kaum von den Gefängnissen, aus denen sie hervorgegangen. Massive düstere Gebäude mit einem Uebermaß von Zellen, die meist kleinen Fenster stark vergittert, der Raum zur Bewegung im Freien spärlich bemessen, von hohen Mauern eingefriedigt: das war noch die Irrenanstalt Esquirol's, Pinel's glänzend begabten Nachfolgers.

Ein eigenartiges Mißgeschick hat es gewollt, daß ein Umschwung in der Theorie der Geisteskrankheiten, welcher als ein wissenschaftlicher Fortschritt bezeichnet werden muß, die aus den Gefängnissen übernommene Disciplin zu neuer Blüthe brachte. Unter dem Einfluß der psychologischen Ideen eines Descartes und Locke hatte die Psychiatrie die Entstehung der Geisteskrankheiten in den Vorstellungen und deren Entwicklung aus den Sinnesempfindungen gesucht. Dieser in der That nur die äußere Form berücksichtigenden Anschauung gegenüber, ist es das bisher kaum genügend anerkannte Verdienst Reil's, des berühmten Klinikers und Gehirnanatomen an der Universität Halle, das sogen. Gemeingefühl,

das Gebiet der Gefühle, als das eigentliche Keimlager der Geistesstörung hingestellt zu haben. Unbestritten hat diese Lehre wesentlich dazu beigetragen, die klinische Beobachtung und Beurtheilung geisteskranker Zustände in die richtigen Bahnen zu leiten; steht doch das, bis in die neueste Zeit anerkannteste und bedeutendste Lehrbuch dieser Disciplin, das von Griesinger, noch auf diesem Boden. Aber freilich ist auch nicht zu verkennen, daß die ebenso übereilte wie unkritische Anwendung der Gefühlstheorie hauptsächlich der Zwangsbehandlung zu Gute gekommen ist.

Hauptsache, gewissermaßen Causalindication, war ja die Einwirkung auf die krankhaft veränderten Gefühle. Nun ist es bekanntlich gerade der Heilkunde recht schwierig, angenehme, um so leichter, unangenehme Gefühle zu erregen. Ist dieselbe doch nur deshalb zur Gefährtin der Ruthe in der Phantasie des Kindes geworden; denn der „Herr Doctor sitzt dabei und gibt ihm bittere Arznei."

Diese Therapie war von einer bestechenden Einfachheit. Schmerzhafte Eindrücke drängten ebensowohl den Seelenschmerz des Melancholikers in den Hintergrund, wie sie der heiteren Exaltation des Tobsüchtigen entgegentraten; sie rissen den in sich versunkenen Stupiden aus seiner Betäubung, und zwangen den zerstreuten Verrückten zur Sammlung. Innere wie äußere Mittel wurden diesem einen Zwecke dienstbar. Unangenehm schmeckende und ekelerregende Arzneien, wie der Brechweinstein, eine Fülle von Hautreizen, das Blasenpflaster, das Haarseil, die Moxe fanden reichlich Verwendung. Ein kräftiger Strahl kalten Wassers und der elektrische Strom boten ausreichenden Ersatz für die von einigen Autoritäten ungern entbehrten Ruthen. Das hauptsächlichste Rüstzeug blieben aber die Zwangsmittel — denn „nur durch die Beschränkung" sollte der „aus Form und Ordnung getretene Mensch zu derselben d. h. zur Vernunft gebracht werden können" (Heinroth). Man wurde in dieser Beziehung geradezu erfinderisch. Die einfache Zwangsjacke, welche an Stelle der Ketten getreten war, genügte nicht mehr, und das Inventar einer Irrenanstalt vor dreißig bis vierzig Jahren an Hand- und Fußriemen, Zwangsjacken von Segeltuch und Leder, Zwangsstühlen, Zwangsbetten, Zwangsschränken, Dreh- und Schwingmaschinen 2c. erweckte unwillkürlich die Erinnerung an eine Folterkammer.

Der ganze Spuk verschwand vor einer einfachen Thatsache. Conolly, der Director der damals achthundert Patienten beherbergenden Londoner Irrenanstalt Hanwell, übergab am 31. October 1839 (er hatte am 1. Juni d. J. seine Stellung angetreten) den Behörden seinen Bericht über die völlige Beseitigung der Zwangsmittel in dieser großen Irrenanstalt. Sechs Jahre später war das von ihm selbst als No-restraint bezeichnete System in sämmtliche englische Irrenanstalten eingeführt, und ihm verdanken sie in erster Linie die hervorragende Stellung, welche ihnen in der Pflege Geisteskranker bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der Zwang hat aufgehört, in der Behandlung Geisteskranker eine Rolle zu spielen und nach den zahllosen Erfahrungen eines halben Jahrhunderts ist ihm auch die eines Nothbehelfs nicht mehr zu gestatten. Der Verzicht auf Zwang bedeutet die Nöthigung zu einer erhöhten Aufmerksamkeit auf alle Bedürfnisse der Geisteskranken, zu einer steten, bis zu dem scheinbar Unbedeutendsten sich erstreckenden Menschenfreundlichkeit. Was Conolly in Hanwell constatirte,

daß der Charakter, das gesammte Verhalten der Irren sich nach Entfernung der Zwangsmittel bessere und hebe, ist überall eingetreten. Ueber dem Thore von Bedlam befanden sich zwei berühmte Bildsäulen, die in blinder Wuth an ihren Ketten zerrende Manie und die in völliger Verzweiflung zusammengesunkene Melancholie. Sie sind längst entfernt und vergeblich würde man in unseren Irrenanstalten nach jenen, Schreck und Abscheu erweckenden, Gestalten suchen, in welchen man vordem den Typus des Irreseins erblickte.

Heute unterscheiden sich die der Behandlung und Pflege unserer Geisteskranken gewidmeten Anstalten in nichts Wesentlichem von gewöhnlichen Krankenhäusern. Nicht Gitter und Mauern, vielmehr die in Lage, Bau und Einrichtungen hervortretende Behaglichkeit und Freundlichkeit ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Nach Zustand, Beschäftigung, auch Neigung, in kleinere Gruppen gesondert, bewohnt jede derselben eine ihren Bedürfnissen entsprechende Abtheilung oder ein besonderes Haus. Die Häuser der Landarbeiter liegen um den Wirthschaftshof gereiht, in unmittelbarer Nähe der Gemüsegärten und Aecker. Die Wohnung der Handwerker macht sich durch die zur Seite gelegenen Werkstätten kenntlich; Küche und Waschhaus sind den Frauen leicht zugänglich. Den Mittelpunkt des Ganzen ziert der für festliche und gottesdienstliche Vereinigungen bestimmte Bau. Gleich am Eingange und in engerer Verbindung mit den für die Aerzte und die Verwaltung vorgesehenen Räumen befinden sich endlich die klinischen Abtheilungen. Die klinische Abtheilung vereinigt, wie das schon aus der Bezeichnung hervorgeht, alle Geisteskranke, welche einer sorgfältigeren ärztlichen Behandlung und Beobachtung bedürfen. In diese Abtheilungen wird zunächst jeder Kranke sofort nach seiner Ankunft geführt. Hier befindet sich die Mehrzahl der Heilbaren. Alle Einrichtungen und Hülfsmittel eines guten Krankenhauses finden sich hier vereinigt. Einer besonderen Abtheilung für unruhige oder in anderer Weise das Zusammenleben störende Kranke bedarf es nicht, vielmehr genügt die unbedingt zu fordernde stete Aufmerksamkeit des Wartpersonals.

Zellen sind, im Vergleiche zu den älteren Anstalten, nur in außerordentlich geringer Zahl vorhanden. In der klinischen Abtheilung, welcher die tobsüchtigen Kranken vorwiegend zufallen, sind einige zu einer kleinen Abtheilung vereinigt; je eine befindet sich in jedem der anderen Häuser zur Isolierung vorübergehend Erregter. Die Fenster aus dickem Glase bedürfen keines weiteren Schutzes; der helle und freundliche Raum läßt sich ohne Weiteres wohnlich einrichten.

Mittel zur Beschäftigung und Unterhaltung sind reichlich vorhanden. Kegelbahn und Billard sind stark besucht, und Spiele jeder Art finden ihre Liebhaber. Unter Leitung eines Lehrers werden Gesangsübungen abgehalten, welche dem Kirchengesange sehr zu Gute kommen; auch fehlen einige Klaviere und Streichinstrumente nicht. Zeitungen, Zeitschriften verschiedener Art, namentlich illustrirte, sorgen mit der Anstaltsbibliothek für Lectüre.

An Sonn- und Feiertagen findet am Vormittage ein regelmäßiger Gottesdienst statt. Der Nachmittag wird, so oft es das Wetter gestattet, zu größeren gemeinschaftlichen Spaziergängen benutzt. Musikalische Abendunterhaltungen mit Tanz versammeln während der ungünstigen Jahreszeit jeden Monat an einem

Abend die größere Anzahl der Kranken im Festsaal. Dort wird auch unseres Kaisers Geburtstag gefeiert. An Stelle der geselligen Unterhaltungen im Winter, treten im Sommer Gartenconcerte und größere Ausflüge.

Kein Haus, keine zur Familie vereinigte Abtheilung entbehrt des Weihnachtsbaumes, und rührend ist die Freude, mit welcher viele Geisteskranke die von Angehörigen, Freunden oder der Anstalt ihnen gespendeten Gaben empfangen.

Die Beschäftigung im Freien, in Garten und Feld steht allen anderen voran. Ihrem lange erkannten, wohlthätigen Einfluß auf Geisteskranke entspricht die weite Ausdehnung der Gärten und Felder. Aeltere Anstalten, denen ein hinreichender Landbesitz fehlte, haben eine größere Zahl ihrer Insassen auf dem Lande in sogenannten Irrenkolonien untergebracht. Die Provinz Sachsen hat eine ganze Irrenanstalt für tausend Geisteskranke auf einem großen Rittergute, Alt-Scherbitz, errichtet. Die Häuser des Gutes und Dorfes werden, so wie sie sind, von Geisteskranken bewohnt.

Ermuthigt durch das alte Beispiel Gheels, haben verschiedene Irrenanstalten Geisteskranke der Pflege einzelner Familien anvertraut. — Nicht wenige Geisteskranke gehen in den Anstalten, aller Pflege und Sorgfalt zum Trotz, einer geistigen Verkümmerung entgegen. Sie scheinen in eine Art innerer Erstarrung verfallen zu sein; ohne ein Zeichen von Theilnahme für die Personen und Dinge ihrer Umgebung leben sie dahin. Die Zugehörigkeit zu einem kleinen häuslichen Kreise wirkt hier oft Wunder. Sie betheiligen sich an den häuslichen Geschäften, schließen sich einzelnen Personen, namentlich Kindern an, interessiren sich für die Pflege der Hausthiere. In Schottland leben gegen zweitausend Geisteskranke in ländlichen Haushaltungen, unter genauer Aufsicht der irrenärztlichen Oberbehörde (lunacy commissioners). Dr. Wahrendorff, der Leiter einer Irrenanstalt in Ilten bei Hannover, hat dort und in den benachbarten kleineren Dörfern für mehr als hundert Geisteskranke eine musterhafte Familienpflege geschaffen.

In der Fürsorge für seine Geisteskranken, namentlich dem Umfange nach ist Deutschland hinter Frankreich und England noch sehr wesentlich zurückgeblieben. In England sind fast sämmtliche Geisteskranke, von den unsrigen ist noch nicht der dritte Theil untergebracht. Aber eines und zwar sehr bedeutenden Vorsprungs darf sich Deutschland auf diesem Gebiete rühmen: des psychiatrischen Unterrichts auf den Universitäten. Mit unerheblichen, wohl bald beseitigten Ausnahmen, sind unsere Universitäten mit psychiatrischen Kliniken versehen. Jeder deutsche Arzt wird bald im Stande sein, dem Geisteskranken die wichtigste, weil erste Hülfe zu gewähren.

Man hat uns Deutsche früher wohl das Volk der Schulmeister genannt. Wir können auch heute das gerne gelten lassen, denn es entspricht in der That dem Charakter unserer Volksart, seine Erfolge durch langes und mühsames Lehren und Lernen vorzubereiten. Und deshalb erscheint die Erwartung berechtigt, daß Deutschland die ihm noch obliegende Aufgabe einer ausreichenden Fürsorge für seine Geisteskranken auf dem eingeschlagenen Wege ernstlich in die Hand nehmen wird. Denn, es möge das hier offen ausgesprochen werden, die Zustände, in welchen sich noch der bei Weitem größere Theil unserer Geistes-

kranken befindet, entspricht keineswegs der Bedeutung, welche Deutschland als große Culturnation einnimmt.

Ob in der That die Zahl der Geisteskranken in neuerer Zeit in so erheblichem Maße anwächst, um diese Aufgabe von Tag zu Tag dringlicher erscheinen zu lassen, ist freilich auf statistischem Wege nicht mit wissenschaftlicher Bestimmtheit nachzuweisen. Aber fast alle bezeichnenden Züge der modernen Cultur: die steigenden Anforderungen an die geistige Bethätigung in allen Kreisen der Bevölkerung, die Vermehrung der Anlässe zu Gemüthserregungen, welche schon das Anwachsen der Bevölkerung, und nicht bloß in den großen Städten, mit sich bringt, die ganze Art und Weise des geschäftlichen Verkehrs, ja selbst unsere Ernährungsweise, in welcher die auf das Nervensystem berechneten Mittel, Kaffee, Thee, Tabak, die Alkoholika eine hervorragende Rolle spielen, und vieles Andere drängen zu dem Schlusse, daß das Nervensystem und vor Allem seine psychische Sphäre der locus minorus resistentia, der schwache Punkt des modernen Menschen geworden ist.

Nach einer eher zu mäßigen Schätzung befinden sich in Deutschland etwa 150 000 Geisteskranke, und von diesen nur 40 000 in Irrenanstalten, während England (mit Schottland und Irland) von seinen 110 000 Irren 100 000, Frankreich von der gleichen Zahl gegen 80 000 in seinen Anstalten versorgt hat. Was geschieht nun mit den mehr als 100 000 Geisteskranken, welche in Deutschland außerhalb der Anstalten leben? Eine gewisse Zahl ist noch durch die Armenpflege in dem Armenhause oder dem Krankenhause ihres Heimathsortes untergebracht, soweit grade der Platz im engsten Sinne des Wortes reicht. Aber so dürftig unter diesen völlig ungeeigneten Verhältnissen ihr Dasein sich gestalten mag, weit beklagenswerther ist die große Masse der Irren, welche ihren eigenen Familien überlassen bleiben. Verbittert durch die vielfachen Belästigungen seitens des Geisteskranken, ebenso unfähig wie unwillig, jene als eine Folge der Erkrankungen hinzunehmen, erscheint ihnen schließlich jedes Mittel der Vertheidigung gerecht. Extreme Fälle der Vernachlässigung und Mißhandlung führen gelegentlich ein Einschreiten der Behörden herbei und gelangen dann als Sensationsstück in die Zeitungen.

Nach den Erfahrungen, welche den Irrenanstalten zu Gebote stehen, ist nicht zu bezweifeln, daß die große Mehrzahl unserer Geisteskranken der Vernachlässigung anheimgefallen ist. Nur der Staat kann hier durch sein unmittelbares Eingreifen in Gesetzgebung wie Verwaltung Rettung bringen, und wer wollte bezweifeln, daß nach dem Satze „noblesse oblige“ das die Pflicht unseres großen Vaterlandes sei?

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

Seit sieben Jahren steht sie vor mir, auf meinem Schreibtisch, die Taschenuhr Franz Dingelstedt's, unter allen Besitzthümern dieses unersättlich strebenden Mannes das prunkloseste wahrscheinlich, und ihm vielleicht doch eines der theuersten — eine große silberne Uhr, von einem Caliber, wie man es heute kaum noch sieht und schwerlich mit sich herumtragen möchte. Von dieser Uhr aber hat Dingelstedt, Cavalier wie er war, Zeit seines Lebens sich nicht getrennt. Er war ein Knabe von zwölfeinhalb Jahren, als er, in seiner Eltern Hause zu Rinteln, sie zu Weihnachten erhielt:

— Und mit der Schwester harrt' ich froh und bang
In dunkler Kammer, bis die Schelle klang,
Bis meine Mutter, just um diese Stunde
Hinein uns winkte an die Tafelrunde.

Und sieh', auf meinem Teller — lächelt nur —
In Moos versteckt lag eine Taschenuhr,
Mein Christgeschenk, sammt einem seid'nen Band,
Das prächtig auf der Sonntagsweste stand;
Der Vater ließ mich das Getriebe seh'n,
Er zog sie auf; so, sprach er, mußt Du dreh'n.
Ich aber schrie vor Freude, sprang und blickte
Sie trunken an und horchte, wie sie pickte.

Der Uhrschlüssel, ein antediluvianisches Werkzeug von unbegreiflicher Länge, Messing, mit einem hölzernen Griff in der Mitte, liegt auch neben mir, und ich könnte wohl das Wunder von damals noch einmal versuchen und der stummen Erinnerung aus seiner und meiner Heimath die Sprache wiedergeben. Doch wozu dieses Leben wecken, nachdem das andere, das ihm Bedeutung lieh, längst vorüber? Auf der weiten Wanderung nach einem Ziele, welches dem Zwölfjährigen nur dunkel vorgeschwebt haben mag, hat die Uhr ihn nicht mehr verlassen. In der

ersten Christnacht, welche der Dichter in der Fremde verbringt, in Paris (1841), mahnt sie, mit leisem Klopfen, ihn an jene von Rinteln, wo er sie empfing:

> Die Uhr war gut. Ich trug sie lang', sie schlug
> Der schönen Stunden wahrlich mir genug,
> Auch manche wohl, die ohne Zweck verdarb,
> Und eine, ach! da meine Mutter starb. —

Vierzig Jahre lang hat sie den von Staffel zu Staffel des Glücks und Erfolges steigenden Mann noch begleitet, bis auch die Stunde schlug, da er selber, am 15. Juni 1881, starb. Wie fünfundfünfzig Jahre lang er gethan, hatte er noch am Abend vor dem Tage, der sein letzter sein sollte, die Uhr aufgezogen; sie lag neben seinem Bette, sie sah seinen Todeskampf und tickte noch ein paar Stunden, nachdem er ausgelitten, dann stand sie still. Niemand hat sie mehr aufgezogen, und nun hab' ich sie vor mir, in einem schwarzen Kästchen, das, wenn ich es öffne, die Uhr mir auf einem Lager von blauem Sammet zeigt und an der Innenwand in Silber die Worte trägt: „Zur Erinnerung an den dahingeschiedenen treuen Landsmann Franz Dingelstedt."

Ja, freilich — ein treuer Landsmann ist er mir gewesen, und dieses Andenken, von seinen Kindern mir verehrt, ruft mit der Beredsamkeit, die zuweilen auch leblosen Dingen eigen, eine ganze Vergangenheit, bis in meine eigene frühe Jugend zurück. Die Uhr zeigt auf sechs. Ist es Morgen, ist es Abend? Ich weiß es nicht. Ewigkeit ist vor uns, Ewigkeit ist hinter uns, und unser Leben, das, was wir Zeit nennen, wie eine Insel, aus diesem Ocean auftauchend und in ihn wieder hinabtauchend. Ein solches Gefühl überkommt mich, wenn ich diese Uhr betrachte, die nun stille steht wie die Zeit selber für Den, der einst von ihr sang: „Sie schlug der schönen Stunden wahrlich mir genug!" . . .

Und noch Etwas ergreift mich bei ihrem Anblick, wie der leise Vorwurf eines unerfüllten Versprechens, einer noch immer nicht gelösten Schuld gegen den Verstorbenen. Zwar er, in seiner Weise scherzend, als er noch in der Fülle seiner Kraft und recht eigentlich auf der Höhe seines Lebens war, verlangte von mir nur, daß ich ihm den Nekrolog schreibe. Dieses Gelöbniß habe ich gehalten und in den „Heimatherinnerungen" (Berlin, 1882) Alles mitgetheilt, was ich aus mündlicher Ueberlieferung und persönlichem Verkehr von ihm wußte. Dingelstedt aber hätte mehr verdient; es wäre wohl der Mühe werth gewesen, ausführlich und im Zusammenhang das Leben dieses Mannes zu erzählen, welcher, wie kaum ein Anderer, mitten in der literarischen Bewegung der vierziger Jahre stand und später nicht minder bedeutend in den Entwicklungsgang des deutschen Theaters eingegriffen hat — eines Mannes obendrein, der in den scheinbaren Widersprüchen seines Charakters und den überraschenden Wandlungen seiner äußeren Existenz dem Biographen interessante Aufgaben stellt. Doch eine Biographie zu schreiben ist eine Lebensarbeit, der ich, aus mehr als einem Grunde, mich nicht gewachsen fühle. Die Grenzen meines Unternehmens waren auch von vornherein enger gesteckt. Es sollte, nach meiner ursprünglichen Absicht, sich darauf beschränken, Nachträge zu meinen „Heimatherinnerungen" zu liefern. Zu diesem Behufe wurde mir, von der Familie des Entschlafenen, nicht lange nach seinem Tode, dessen literarischer Nachlaß anvertraut. Es war nicht viel: das gesammte Ma-

terial hatte Platz in einem Holzkistchen von mäßigem Umfange und von dem Wenigen mußte das meiste noch ausgeschieden werden: Studien zu Werken, die niemals geschrieben worden, Entwürfe zu Trauerspielen, die nicht über den ersten embryonischen Zustand hinausgekommen sind, ein Romanfragment und der halbfertige Text einer Cantate. Wir werden auf diese membra disjecta noch zurückkommen, nicht etwa weil sie Dingelstedt's Talent in irgend einem neuen Licht erscheinen ließen, sondern vielmehr, weil sie für seine Persönlichkeit äußerst charakteristisch sind, indem sie zeigen, wie lebendig in ihm der Drang zu schriftstellerischem Schaffen bis zuletzt, und wie schließlich doch die „andere" Seele, die in seiner Brust wohnte, die stärkere war. Vielleicht zu vielseitig begabt, um seinen Namen mit einem bleibenden Werke zu verbinden, kann dennoch, mit einiger Einschränkung, versteht sich, von ihm gesagt werden, was Dr. Johnson auf Oliver Goldsmith's Grabstein in der Westminsterabtei schrieb: daß er nämlich fast kein Gebiet der Literatur unberührt gelassen, und keines, das er berührt, nicht geschmückt habe — „nullum fere scribendi genus non tetigit, nullum quod tetigit non ornavit." Das „Osterwort", der „Roman", die Terzinen „am Grabe Chamisso's", der Münchener „Todtentanz", und sehr vieles Andere noch in seinen „Gedichten"; sein Trauerspiel: „Das Haus des Barnevelt" und sein Roman: „Die Amazone"[1]) sind vollgültige Zeugnisse seiner poetischen Kraft nicht nur, sondern berechtigen auch zu der Annahme, daß er, bei größerer Energie, Größeres noch hätte leisten können. Aber es ist, als ob es — um in des Weltkindes eigner Sprache zu reden — seinem Ehrgeiz genügt, in jeglicher Gattung der Literatur eben nur „seine Karte abzugeben", sich und der Welt zu zeigen, was er gekonnt, wenn er gewollt — oder, sagen wir lieber: was er gewollt und sicherlich auch gekonnt hätte, wenn es ihm Ernst gewesen wäre. Dingelstedt war Einer, der, als Schriftsteller betrachtet, in seiner Jugend mehr versprochen, als später gehalten hat. Ein glänzendes Talent, aber leicht, nicht nur in dem Sinne, daß die Lösung seiner Aufgaben ihm wie spielend gelang, sondern mehr noch in dem, daß er sie vorwiegend in den bunten Aeußerlichkeiten des Lebens, nicht in den Tiefen oder Abgründen desselben suchte. Das Erste fast, was wir in seinen frühesten Aufzeichnungen bemerken, ist ein überraschender Sinn für die Regelmäßigkeit der Form und ihre geläufige Handhabung — Erbe von Seite des Vaters, eines ehrbaren, aber militärisch engen und strengen Subalternbeamten, eines kurhessischen obendrein, dem, zu jener Zeit, noch etwas vom Feldwebelthum des vorigen Jahrhunderts anhaftete. Mit dem Unterschiede freilich, daß was bei dem braven Alten sich in der exemplarischen Ordnung eines Kämmereiberichts erschöpfte, bei dem Sohne mit einem ganz anderen Inhalt, der Ahnung und dem Bedürfniß des Schönen erfüllt war, wenngleich auch die Zucht und Disciplin der Zahl, das Beispiel ausdauernden Fleißes und eiserner Pflichttreue nicht einflußlos für die Bildung seines Charakters geblieben sind. Das Geschenk der

[1]) Wenige Jahre nach Dingelstedt's Tod (1883) erschien eine englische Uebersetzung zu New-York: „The Amazon" (Putnam's Sons), und die amerikanische Kritik äußerte sich höchst günstig über das Werk: „Ein entzückender Roman, ausgezeichnet durch Kraft und Feuer, einen starken dramatischen Zug und ein seltenes Geschick in der Analyse menschlicher Beweggründe und menschlichen Charakters."

Poesie — man möchte sie unter allen guten Gaben der Menschheit wohl die „ewig-weibliche“ nennen — ward ihm, wie so vielen anderen Dichtern, von der Mutter, die er frühe verlor und niemals vergaß:

Wenn jemals mir ein Lied gelungen,
Das aus den jungen Saiten bricht,
Wenn einst mein Wort mit Feuerzungen
An gleichgestimmte Herzen spricht:
So war, so ist's ja deine Seele,
Die sich in meiner spät erschließt,
Bald klagend singt wie Philomele,
Bald adlergleich zum Himmel schießt.

Es macht ihre Erscheinung um so rührender, daß sie stets kränklich war, obwohl — nach Oetker's Schilderung — auch in vorgerückten Jahren noch eine schöne Frau mit feinen Zügen und prachtvollen Augen. Aus zahlreichen Andeutungen der hinterlassenen Correspondenz, aus einer Stelle dieses Gedichtes selber, welches Dingelstedt der Mutter zu deren letztem Geburtstag sang, scheint hervorzugehen, daß die Ehe seiner Eltern gewesen, was solche Ehen zwischen einer rauhen, nüchtern-praktischen und einer zarter angelegten, idealeren Natur immer sind: in ihrem äußerlichen Verlauf ruhig, innerlich durch einen Gegensatz getrennt, dessen sich oftmals, so auch hier, der Mann erst, bitter bereuend, bewußt wird, wenn es zu spät ist, während die Schwächere, die Frau, lebenslang darunter leidet.

Daß mir ein Gott die Macht verliehen,
Nun dir als Schutzgeist nah' zu sein!
Wie treulich wollt' ich mit dir ziehen,
Dir meine ganze Jugend weih'n;
Wie sorgsam würd' ich das entfernen,
Was dich gedrückt auf trüber Bahn . . . .

Sehr gesteigert und scharf ausgesprochen finden wir diesen Gegensatz im Sohne wieder: der „Gottes-Liedersegen“ wird ihm erst werth und lieb:

Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein Frühlingsblatt im Herbste trieb.

Seine Mutter und die Poesie sind ihm untrennbar: wenn er an seine Mutter denkt, so will er nur Dichter sein, um sie zu verherrlichen, und der Ruhm selber erscheint ihm einzig unter dieser Gestalt:

Wie trüg' ich dich zu ew'gen Sternen
Auf Ruhmesflügeln himmelan!

Aber mit den Augen des Vaters sieht er zu den „höheren Regionen“ empor, wo die Geheimen Räthe wohnen, nicht mit Ehrfurcht wie dieser, sondern mit keckem Verlangen; und beweglicheren Geistes, reich ausgestattet mit Allem, was dazu gehört, weiß er auch da hinaufzukommen. Die Mutter schied, als kaum des Sohnes erstes Liedlein in Harrys' „Posaune“ zu Hannover gedruckt war; aber der Vater, der sich mit dem Sohne fast überworfen, als dieser den Bakel des hessischen Schulmeisters mit der Feder des zünftigen Schriftstellers vertauscht, hat es im hohen Alter noch erlebt, seinen langen Franz mit allen weltlichen Ehren überschüttet zu sehen, und ich möchte nicht entscheiden, was nach seinem Urtheil mehr wog, der Lorbeer des Dichters oder die Freiherrnkrone. Für

Dingelstedt lag die Frage anders, oder sie war vielmehr keine Frage. Der Hofmann Dingelstedt hat den Schriftsteller Dingelstedt niemals verleugnet; er war im Gegentheil immer stolz darauf, durch sein Beispiel bewiesen zu haben, daß auch der Schriftsteller — und nota bene, der deutsche! — zu der höchsten Staffel der gesellschaftlichen Position emporklimmen könne, wenn ..... nun freilich, dieses „wenn", welches ein unermeßliches Opfer in sich birgt, sprach er nicht aus. Aber daß er es gefühlt und zuweilen bitter gefühlt, davon, wenn von irgend etwas, gibt sein stummer Nachlaß Kunde. Zahllose Blätter, mit Tinte beschrieben und schon vergilbt oder mit Bleifeder und fast verwischt, liegen hier aufgehäuft, wie von einem Winde herabgeweht und wohl manch' ein schöner Blüthentraum der Jugend darunter, welcher mit leisem Vorwurf, leiser Klage den Dichter in späteren Jahren angeblickt haben mag. Aber mit der strengen, vom Vater angestammten Ordnungsliebe und der Selbstironie, durch welche der Zwiespalt des Inneren sich auszugleichen sucht, hat er selbst noch bei seinen Lebzeiten die meisten dieser Papiere sorgsam in Bündel verpackt, mit Aufschriften versehen und zuweilen mit einem Witzwort abgefertigt. Er hatte zu viel Liebe für die Vergangenheit, um sich selbst von diesen ihren Reliquien trennen zu können, welche er mehrfach so bezeichnet und als solche werth gehalten hat. Auch hat er eigentlich schriftstellerisch nie ganz gefeiert; immer wieder, von einer Zeit zur anderen, rief er sich der Lesewelt ins Gedächtniß durch eine Reiseschilderung, eine literarische Reminiscenz, eine kritische oder dramaturgische Studie, jedesmal aufs neue Zeugniß ablegend von den unverminderten Eigenschaften seines Geistes und seines Stils; es erschienen seine „Faust-Trilogie" (1876) und sein „Literarisches Bilderbuch" (1879), eine Sammlung jener oben bezeichneten Aufsätze. Die große Arbeit dieser späteren Jahre war die Gesammtausgabe in zwölf Bänden: „Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke" (Berlin, Gebrüder Paetel, 1877), in welchen jedoch bedauerlicher Weise manches zur Aufnahme gekommen, was vielleicht besser weggeblieben wäre, und manches (z. B. der allerliebste Jugendroman „Die neuen Argonauten" und die erste Fassung seines schönsten Jugendgedichtes „Die Weser") weggeblieben ist, was die Kenner seiner Schriften nur ungern vermissen werden. Das Letzte, was wir von ihm haben, ist das wunderhübsche Büchlein: „Münchener Bilderbogen" (1879); aber auch dieses nur Fragment einer Autobiographie, welche zu vollenden ihn sicherlich nicht der Tod allein gehindert hat, und welche doch das krönende seiner Werke hätte werden können. Denn ein solches Leben, von einem solchen Manne geschrieben, wäre wohl ein dauerndes Denkmal unserer Zeit geworden. So, wie es steht, wird das Bruchstück, welches wir besitzen, uns nur um so schmerzlicher an das gemahnen, was wir für immer entbehren müssen.

Aber ununterbrochen, durch die Pflichten seines Amtes oder der Gesellschaft nicht gehemmt, sprudelt ihm der Quell der Lyrik in aller Frische der Jugend, bis zu seinem letzten Tage. Dieses Geschenk der Mutter ist ihm treu geblieben, und erst mit dem Leben selber entflieht es ihm. Leicht und mühelos wie einst in den Rinteler Tagen, wenn etwa das lateinische Exercitium ihn gar zu sehr langweilte, wirft er jetzt diese zierlichen Zeilen aufs Papier, sei's in den Büreaustunden seiner Kanzlei, sei's in der Unterhaltung des Salons, der Muße eines

Badeaufenthaltes, wie eben die Gelegenheit, ein Gedenktag der Familie oder die schöne Besitzerin eines Albums an ihn herantreten mag. Immer und überall sproßt es empor, und bedeckt wie mit Blumen und Grün die mannigfachen Trümmer seines Nachlasses. Die zerstreuten Blätter mit pietätvoller Hand gesammelt oder abschriftlich erhalten zu haben, ist das Verdienst einer Tochter des Dichters, der Baronesse von Dingelstedt, welcher ich hier, an der Schwelle meiner Arbeit, für diese und vielfältig sonstige Förderung derselben meinen innigsten Dank ausspreche.

Zu den genannten Nachlaßstücken kommt ferner eine Reihe von Briefen, die meisten durchaus intimer Art, und alle höchst charakteristisch für den Dichter. Sie geben am ehesten das Spiegelbild des unnachahmlichen Zaubers, welchen seine Persönlichkeit ausübte. Nirgends war Dingelstedt so ganz und so sehr er selber, mit allem, was die Natur ihm an Witz, Anmuth, Malice, feinem Spott und treuer Anhänglichkeit verliehen, als in seiner Correspondenz. Er gehörte noch der Zeit an — und in diesem Betracht wird es wohl gestattet sein, sie die gute alte zu nennen — in welcher an den Brief ein literarischer Maßstab gelegt wurde, wo Briefe mindestens individuell waren; und wiewohl er noch weit genug in die Gegenwart hineingelebt hat, um zu sehen, wie bei der heutigen Generation die Zeitung das Buch, und die Postkarte den Brief verdrängt hat, so ging er in der letzteren Beziehung doch nicht mit ihr. Trotzdem hängt, streng genommen, das Eine mit dem Anderen zusammen, folgt das Eine logisch aus dem Anderen: die Auflösung des Stils in der Literatur und in der Correspondenz. Das junge Deutschland, von welchem Dingelstedt seinen Ausgang nahm, hat das Feuilleton geschaffen; selbst in ihren umfänglichsten Werken waren die Häupter und Glieder dieser Schule feuilletonistisch und wurden es immer mehr. Dasselbe gilt von Dingelstedt: er fing, als ganz Moderner, mit dem Feuilleton an und hörte mit dem Feuilleton auf; in seinen Briefen aber hielt er an den Traditionen der Vergangenheit fest, und von den ersten des Jünglings, die dieser auf rothen oder grünen Bogen schrieb, bis zu den letzten auf dickem Velinpapier mit der Krone des Freiherrn darüber, finden sich in ihnen, immer stärker ausgebildet, die Züge seines außerordentlichen Talents. Kürzer als in den gefühlsseligen Tagen der Jugend — sie waren damals, wie Heine sagt, nicht selten „ein ganzes Manuscript“ — mögen sie geworden sein in den Jahren des mit Geschäften überbürdeten Bühnenleiters; aber aus der knappen Fassung treten um so schärfer des Schreibenden unterscheidende Kennzeichen hervor — seine Bosheit, wo es sein muß, seine Herzenswärme, wo es sein darf und der unübertreffliche Ausdruck für Beide.

Es ist vornehmlich Dingelstedt's Privatcorrespondenz, welche mir zur Verfügung steht. Sie hat, was vielleicht ein Vorzug ist, wo es sich wie hier, um die deutlichere Einsicht in seine Persönlichkeit handelt, mit der Literatur nichts zu thun, oder doch nur insofern, als Dingelstedt's Verhältniß zu ihr berührt wird. Ein reicher, eigentlich literarischer Briefwechsel mit Hebbel, mit Gutzkow, mit Freiligrath und sicher manchem anderen bedeutenden seiner Zeitgenossen muß vorhanden sein und wird unzweifelhaft auf eine oder die andere Weise ans Licht treten.

Was ich zu bieten habe, beschränkt sich wesentlich auf Folgendes:

1. Briefe Dingelstedt's an seinen Vater und andere Mitglieder seiner Familie; und auch hier ist es Fräulein Susanne von Dingelstedt, der ich für die getreuen Abschriften derselben dankbar bin.

2. Die gesammte Correspondenz mit einem väterlichen Freunde Dingelstedt's, dem kurhessischen General von Bardeleben, von dessen Sohn Herrn Oberstlieutenant a. D. von Bardeleben in Kassel zur Benutzung (im Original) mir gütigst anvertraut.

3. Sämmtliche Briefe Dingelstedt's an seinen Schaumburger Landsmann und Jugendfreund, Friedrich Oetker, durch deren Mittheilung (gleichfalls im Original) der Neffe des auch mir bis zu seinem Tode Befreundeten, Herr Professor Dr. Friedrich Oetker in Rostock, diese Arbeit wesentlich bereichert und mich zum wärmsten Danke verpflichtet hat.

4. Dingelstedt's sämmtliche Briefe an seinen Schulkameraden und Corpsbruder G. A. Vogel, lange Jahre Redacteur des „Frankfurter Journals" und gestorben zu Frankfurt 1887. Die Briefe hat mir Vogel selbst noch im Herbst 1882 (im Original) zum Zwecke vorliegenden Unternehmens übergeben.

Die Briefe Dingelstedt's an seinen Vater umfassen den Zeitraum von 1842—1857, dem Todesjahre des Letzteren. Die Correspondenz mit dem General von Bardeleben erstreckt sich über die Jahre 1837—1848. Aus den Briefen an Oetker, welche mit dem Jahre 1835 beginnen und im Jahre 1879 enden, sowie denjenigen an Vogel von 1832—1867, sind Bruchstücke schon veröffentlicht worden, und zwar von Oetker in den beiden ersten Bänden seiner trefflichen „Lebenserinnerungen" (Stuttgart 1877 und 1878), von Vogel im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" vom 10. und 11. Juni 1881. Beide Publicationen jedoch enthalten nur Auszüge, welche den Inhalt der ziemlich voluminösen Correspondenz auch nicht entfernt erschöpfen und zudem, von ganz anderen als den hier maßgebenden Gesichtspunkten ausgehend, mir genug übrig gelassen haben, was an den geeigneten Stellen zur Ergänzung meines Planes dienen mag.

Denn ich beabsichtige, das in meiner Hand vereinigte Material nicht etwa nach den Gegenständen abgesondert zu behandeln, soweit der eigentliche Nachlaß, oder nach den Personen, soweit der Briefwechsel in Betracht kommt; habe vielmehr geglaubt, der chronologischen Reihenfolge, d. h. dem äußerlichen Nebeneinander, die Reconstruction einer innerlichen und organischen Verbindung vorziehen zu sollen. Ich weiß wohl, daß meine an sich so bescheidene Aufgabe mir auf diese Weise beträchtlich erschwert wird; aber sie gewährt mir dafür den Vortheil, den Lebensgang des Dichters in seinen eigenen Worten zu begleiten und wenn auch freilich sehr viel weniger als eine Biographie, so doch etwas mehr als einen bloßen Nachtrag meiner „Heimatherinnerungen" zu liefern. Ich will nicht sagen, daß es dem allgemeinen Urtheil über Dingelstedt an einer gewissen Begründung fehle; ich begreife, daß es einer starken Rücksichtslosigkeit und einer ebenso feinen Berechnung bedurfte, um solcher Erfolge theilhaftig zu werden, wie er sie erstrebt, errungen und behauptet hat; daß es, mit einem Wort unmöglich ist, die eigene Eitelkeit zu befriedigen, ohne diejenige der Einen zu verletzen und derjenigen der Anderen zu schmeicheln. Auch läßt sich über den Werth solcher Güter streiten,

wenn sie das eigentliche Ziel einer ernsten Lebensarbeit, nicht deren zufälliges Attribut sind. Aber dies zugestanden, verlangt die Gerechtigkeit hinzuzufügen, daß während seines langen Lebens und trotz aller Verdächtigungen, die von Zeit zu Zeit auftauchten und wieder verschwanden, auch nicht der leiseste Schatten auf dem Charakter Franz Dingelstedt's haftet. Offen hat er sich zu dem bekannt, was er wollte, und niemals eines unlauteren Mittels sich bedient, um es zu erreichen. Was er war, ist er kraft seiner reichbegabten Persönlichkeit und seines energischen Willens geworden. Er hat die Gaben, welche die Natur ihm in verschwenderischem Maße verliehen, zu gebrauchen gewußt, aber niemals mißbraucht; und rein und ehrenhaft steht er vor der Nachwelt da. Das ist sicherlich viel; mehr aber noch ist, daß er sich in einer ungewöhnlich glänzenden, scheinbar nur zu sehr auf die Aeußerlichkeiten des Lebens gerichteten Laufbahn die volle Integrität seines Innern, seines Herzens, seines Gemüths bewahrt hat, die Ehrfurcht für seine Eltern, die Pietät für seine Vergangenheit, das anhängliche Gefühl für seine Heimath, und die Treue für die Freundschaften seiner Jugend, die schwärmerische Liebe für seine Frau, die hingebende Zärtlichkeit für seine Kinder, und die Dankbarkeit für Alle, die es wirklich gut mit ihm meinten. Wie er, mitten in den nicht immer erquicklichen Kämpfen, dieses Sanctuarium hütet und pflegt, wie er, in Momenten der Einsamkeit und Einkehr, sich selbst zuweilen skeptisch betrachten, und alsdann das Glück und den Frieden der Häuslichkeit nur um so voller empfinden mag — wie er sich selber sieht, und wie er sich denjenigen zeigt, denen er nichts zu verbergen braucht, wie er mit Jedem gleichsam in dessen eigener Sprache redet, mit dem biderben Vater, dem frühe schon ernsten, poetisch angehauchten Oetker, dem Zeit seines Lebens und noch mit grauen Haaren burschikosen Vogel — und wie er in all' dieser Wandlungsfähigkeit seines Talentes, die hier zugleich auf die Freundlichkeit seines Herzens deutet, doch immer derselbe bleibt, unverkennbar in seiner Anmuth und Grazie: dieses Bild Dingelstedt's, sehr verschieden von dem anderen, nach welchem die Welt ihn beurtheilt, zeigen uns sein Nachlaß und seine Briefe.

Der Schüler und Schulmeister.

(1814—1841.)

I. Rinteln.

Franz Dingelstedt, geboren am 30. Juni 1814, zu Halsdorf in Oberhessen, Kreis Kirchhain, und in frühester Kindheit nach Rinteln gekommen, wohin sein Vater versetzt wurde, begann seine literarische Laufbahn als Knabe von acht Jahren mit einem Tagebuch, welches uns in Gestalt zweier, in gelbe Pappdeckel gekleideter Klein-Octavbändchen erhalten worden ist. Wir vermuthen, daß er sie von dem Buchbinder Ohle zu Rinteln gekauft habe, den er als den Vater eines Jugendfreundes erwähnt, und dessen, auf diese Weise der Vergessenheit entrissener Name abermals bezeugt, daß von allen Verdiensten keines bei Lebzeiten schlechter und nach dem Tode besser bezahlt zu werden pflegt, als das um die

deutsche Literatur. Ebenso wissen wir aus Oetker's „Lebenserinnerungen" (I, 90) und würden es vermuthen, wenn wir es nicht wüßten, daß Franz das Tagebuch auf Wunsch seines Vaters führte, der sicherlich nicht voraussah, was er that, als er seinen Sohn zu dieser ersten schriftstellerischen Leistung antrieb! Auf einem (ehemals weiß gewesenen) Blatt, mit welchem der Deckel des ersten Bändchens beklebt ist, steht geschrieben: „Tagebuch für Franz Dingelstedt, angefangen zu Rinteln den 1. July 1822" — woraus der Witz eines Mitschülers in anderer Handschrift: „Tagebüchelchen für Fränzchen Dingelstedt" gemacht hat. Diese Notizen reichen, mit kurzen Unterbrechungen, bis Ende 1827; umfassen also den größeren Theil von Franz Dingelstedt's Schuljahren, von der Quarta bis zur Prima, und zeigen, indem sie die Vorkommnisse jeden Tages trocken herzählen, welch' ein Schüler er gewesen ist. Z. B.:

Juli, 1822. Den 1ten. In der Schule Conjugation hergesagt. Zu Hause etliche Rechenabschnitte ins Reine geschrieben. Den Nachmittag in der Schule das Vater-Unser hergesagt, zu Hause wieder Conjugationen; lateinische Exercitia gemacht, wieder etliche Rechenabschnitte ins Reine abgeschrieben, alsdann geruht.

Den 2ten. Einen deutschen Satz ins Französische übersetzt, in der Schule nämlich, dann wiederum in der Schule aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt, alsdann in der Schule etwas conjugirt, dann in dem Hause lateinische Exercitia, französische Exercitia geschrieben, dann etwas ins Reine geschrieben, dann in die Schule gegangen, dann zu Hause hat mir mein Vater drei neue Bücher gemacht, dann habe ich eine Präparation gemacht, dann wieder etwas ins Reine geschrieben, den Abend bei Licht eine Regel gelernt.

Armer Junge, der am Abend des 2. Juli, nicht lange nach dem längsten Tage, noch bei Licht eine Regel auswendig lernen muß!

Uebrigens scheint er es bald müde geworden zu sein, in solcher Ausführlichkeit zu berichten; er faßt die Thatsachen etwas knapper zusammen:

Den 3ten. Einmal in die Schule, des Morgens, beym Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, vom Herrn Dr. Schieck gelobt.

Den 4ten. Zweimal in der Schule gewesen. Eine Auszeichnung in derselben erhalten.

Zu bemerken: so sehr er sich auch fortan der Kürze befleißigt, Eins vergißt er nie zu registriren, die Auszeichnungen, die ihm werden; jeder „Punkt" (Belobigung) und „Stern", den er im Classenbuch erhält, wird mit allen Nebenumständen getreulich eingetragen — und, um die Wahrheit zu sagen, es waren der Auszeichnungen, „Punkte" sowohl als „Sterne", viel, und es wurden ihrer mit jedem Tage mehr.

Sehr bald auch erweitert sich der Gesichtskreis des kleinen Diaristen, und es sind nicht die Schulsachen allein, die von ihm verzeichnet werden. Gleich unter dem 3. heißt es:

Nachmittags mit dem Vater und Auguste nach Möllenbeck gewesen, wo wir uns ein Vergnügen gemacht haben.

Möllenbeck ist ein unweit der Weser, ungefähr eine Stunde von Rinteln, anmuthig gelegenes Dorf, mit einem alten, zur Zeit der Reformation säcularisirten Augustinerkloster, zu welchem die Familie Dingelstedt in einem besonderen Verhältnisse stand, und welches darum auch unser Poet in seinem ersten Buche: „Das Weserthal von Münden bis Minden" (Quedlinburg und Leipzig, Verlag der Ernst'schen Buchhandlung) mit gebührender Vorliebe behandelt. In diesem Buche, welches allerdings anonym erschien, in seiner Einleitung aber bereits

Dingelstedt's schönes Gedicht an die Weser enthält, heißt es, nachdem die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges geschildert worden sind, auf S. 111: „Es wurden auf den Klostergütern nun neue Colonien angelegt, das Dorf Möllenbeck wieder aufgebaut und die übrigen Klostergüter zu einer ansehnlichen Domäne vereinigt; nur die Klostergebäude blieben verödet. Die Klostereinkünfte wurden hingegen für wohlthätige Zwecke bestimmt, und theils zur Verbesserung von Predigerbesoldungen, theils für Schulen und Arme, theils für die Universität zu Rinteln verwendet, deren Einkünfte nach ihrer Aufhebung an die Universität zu Marburg übergingen." Wenige Jahre, nachdem die Universität von Rinteln aufgehoben (1809, in der westfälischen Zeit) und das Gymnasium begründet worden war (1817, am Reformationsfest) kam, als Verwalter jener Klostereinkünfte, Vater Dingelstedt aus Oberhessen nach Rinteln, mit dem Titel „Klostervogt", aus welchem für seine Söhne der Beiname „Klostervögel" ward. Ich selber habe noch den alten Herrn Klostervogt gekannt und den jüngsten „Klostervogel", Julius Dingelstedt, auf der Schule gesehen, ja aus seinem Zumpt, den er mir beim Abgang aus der Prima verkaufte, mein Latein gelernt.

So viel vom Kloster Möllenbeck; Spaziergängen dahin werden wir in unserem Tagebuch noch des Oefteren begegnen. Doch sind es auch ernstere Vorfälle, die darin angemerkt werden:

Den 4ten. Ein Glas zerbrochen.

Den 7ten. Einmal in die Kirche gegangen, wo der Herr Pfarrer eine sehr rührende Predigt hielt.

Glaube man darum nicht, daß dieser junge Mann nur zu bewundern und nicht auch zu kritisiren verstände:

Den 10ten (August). Einmal in die Kirche, wo der Herr Pfarrer sehr laut krisch.

Mittlerweile, zwischen Haus und Schule, genießt er der guten Dinge, soviel ihm davon geboten werden:

Den 10ten (Juli). Mit dem Vater nach Dankersen (ein sehr hübsches Dorf an der Weser) gegangen und daselbst Stachelbeeren gegessen.

Den 12ten. Zweimal in die Schule. Zu Hause den ganzen Tag gespielt, und ein Stück Kuchen gegessen.

Den 23ten. Heute gehen unsre Ferigen (sic!) an, daher habe ich den Tag mit Spielen zugebracht, habe aber ein sehr schlimmes Auge.

Den 28ten. Heute war Kurfürst's Geburtstag und mein schlimmes Auge ist wieder gut.

Aber ähnlicher kleiner Leiden kommen mehr vor, und wie die Freuden werden sie getreulich gebucht:

Den 1ten (September). Einmal in die Kirche. Zu Hause einmal gefallen und mich (!) die Wange verwundet.

Den 14ten. Einmal in die Schule. Zu Hause mich in den Finger geschnitten.

Einen beträchtlichen Platz in diesem Tagebuch nehmen die Freundschaften mit all' ihren Wechselfällen ein:

Den 30ten. Mit einem meiner Freunde, Namens Fritz Klincksieck, gemalt und vor ein Thor gegangen.

Den 30ten. Mit Wilhelm Volkmar, einem meiner Mitschüler, mit seinen und meinen Soldaten gespielt.

Klincksieck ist nachmals Buchhändler und Chef einer großen deutschen Firma zu Paris geworden, woselbst ich ihn, während meines dortigen Aufenthaltes, noch sah und mit echt schaumburgischer Herzlichkeit von ihm aufgenommen wurde.

Volkmar, Sohn eines trefflichen, alten, ganz in Haydn'schen Tonweisen lebenden und componirenden Organisten, hat es später als Pädagog, wenn ich nicht irre, bis zum Director des hessischen Schullehrerseminars in Homberg gebracht.

Den 22ten. Zweimal in die Schule. Des Abends mich sehr heftig mit Fritz Klinckfieck geschlagen.

Den 21ten (September). Zu Hause etwas ins Reine geschrieben und mich mit einem Mädchen geschlagen.

Nun die häuslichen und anderen Feste.

Den 6ten December. Heute ist der Geburtstag meiner Schwester Auguste und sie ist 6 Jahre alt.

Den 25ten. Heute ist Weihnachtstag und das Christkindchen ist schlecht ausgefallen.

Den 31ten. Heute haben wir Kreppel gebacken und den Abend Punsch getrunken.

Den 13ten May (1823). Heute ist Markt und deßhalb keine Schule. Auf das (sic!) Markt gegangen und meiner Schwester ein zuckernes Strickzeug mitgebracht.

Schwester Auguste, wie sie von den übrigen Geschwistern dem Knaben ihrem Alter nach, so stand sie seinem Herzen auch am nächsten. Vielfach in dem Tagebuch finden sich Spuren dieser brüderlichen Liebe, welche sich durch das ganze Leben bewähren sollte. Diese Schwester vermählte sich später mit dem trefflichen Fritz Bornemann, dem Wirth zur „Stadt Bremen", damals, und heute noch, das vornehmste Gasthaus in Rinteln, sehr schön in der Weserstraße gelegen, dicht am Blumenwall und mit dem Ausblick auf den heimathlichen Strom. Beide sind mir aus meiner Gymnasialzeit noch wohl erinnerlich: er ein jovialer Fünfziger, mit frühe schon gebleichtem Haar, berühmt durch seinen „Rothspohn", dem er, als Kenner, selber tapfer zusprach; sie eine vorzügliche Hausfrau, deren Küche sich nicht minderen Rufes erfreute, als der Keller ihres Gemahls. Zwei Töchter, Ebenbilder der schönen Mutter, die in ihrer stattlich hohen Erscheinung dem Bruder Franz auffallend glich, blühten damals eben verheißungsvoll heran.

Den 11ten Juni. Heute ist der Geburtstag meines Vaters.

Den 24ten. Heute ist der Kurfürst gekommen und ich habe ihn durch die Ehrenpforte passieren und ihm das Kissen, das die Bürgertöchter gemacht haben, überreichen sehen .... Die Häuser sind auch mit Kränzen behängt und an manchen ist von blauen Kornblumen WK gemacht .... Vier Gymnasiasten (Primaner) haben ihm ein Kissen und ein lateinisches Gedicht überreicht.

Den 30ten. Heute ist mein Geburtstag und ich habe einen Kranz, Kuchen und französisches Lexikon erhalten.

Trotz dieser aufmunternden Zeichen der Zufriedenheit wird aber nun, wir bedauern es zu sagen, das Tagebuch des kleinen Mannes immer liederlicher und verliert sich gegen Ende September in ganz undeutliche Bleifedernotizen. Es mag wohl eines starken „Antriebes" von Seiten des Herrn Klostervogts bedurft haben, um den Sohn zu seiner Pflicht und seinem Tagebuch zurückzuführen; wie es denn auch mehrfach in den vorhergehenden Aufzeichnungen heißt: „vom Vater wegen Nachlässigkeit einen Verweis erhalten." Endlich, im Oktober 1824, und zwar in der zierlichen Schrift, die von nun ab lange charakteristisch für ihn bleibt, beginnt Franz Dingelstedt, jetzt ein Knabe von etwas über zehn Jahren, aufs Neue:

Seit der Zeit, als ich dies Tagebuch nicht geführt habe, sind viele Veränderungen mit mir vorgekommen. Ich bin erstens schon 2 Halbjahre in Tertia: ꝛc.

Dann am 4. October, dem Tage der Versetzung:

Ich bin Pänultimus der ersten Ordnung geworden. Meine Censur war ungefähr: Dieser Schüler verbindet mit einem bescheidenen Betragen einen rastlosen Fleiß, der sich auf alle Theile des Unterrichts erstreckt und ihn im verflossenen Halb-Jahr bemerkbar weiter gebracht hat. Er hat 9 Sterne in Absicht des Fleißes.

Noch nicht dreizehn Jahre alt, ist er bereits (April 1827) in Ober-Secunda:

Meine Censur lautete: Behauptet seinen Platz unter den ausgezeichnetsten Schülern dieser Anstalt durch rc. (j'ai oublié le fin.)

Ein Jahr später, April 1828:

Versetzung. Ich bin bei einer äußerst splendiden Censur .... nach Prima versetzt, wo ich gleich 5ter der 2ten Bank, 7ter in der 2ten Ordnung wurde.

Im October desselben Jahres ist er bereits auf der ersten Bank, und Primus von Unter-Prima:

Reisbrei, mein Lieblingsessen, und darum Versetzungskost, schmeckte auch heute gut.

Trotz dieser erstaunlichen Erfolge macht der Primaner, der er nun ist, doch immer noch den Eindruck eines Kindes und fährt in seinem Tagebuch mit naiven Einträgen, wie die folgenden, fort:

Heute haben wir auch ein Schwein geschlachtet von 181 Pfd.

Gegen einige Lehrjungen mit Schneebällen geworfen. Das Gefecht endete mit einer Einwerfung einiger Scheiben von Seiten unsrer Feinde.

Stubenarrest wegen Ungehorsam gegen die Mutter, welches mich sehr verdroß.

Einmal dazwischen mit Bleifeder:

Seit dem 12ten warst Du wieder ein unordentlicher Esel, der ferner gar keine Aufmerksamkeit verdient. D.

Ball geschlagen. — Auf dem Kirchhof Kriegen gespielt. — Mit Volkmar auf einem sehr hohen Berg gewesen, wo ich kaum wieder herunter konnte. — Auf meinen Geburtstag erhielt ich nur Kuchen. Kurz vorher aber hatte ich neue Stiefel, schwarze Weste, Frack (!) und blaue Hose gekriegt. — Am Abend schrieb ich mir das Hebräische Alphabet ab, aus einer Grammatik, welche Klinckfieck von einem Juden holte. — Den Morgen im Garten hinter dem Hause gewesen, da Erbsen gepflückt, auch ein paar gegessen. — Mit einer Spritzbüchse, welche mir Klinckfieck für ein Stück, das ich ihn auf dem Clavier lehrte, gemacht, die Leute gesprützt. Darüber aber von einer Frau gescholten. —

Franz und Auguste machen eine kleine Landpartie, zum Besuch in einem befreundeten Pfarrhaus:

Auguste wollte gern noch dableiben die Nacht, aber ich dachte an die Mutter und sie ging mit.

Mit Auguste einen Mann aus Thon gemacht, auf einem Ruhebett liegend, mit einer ungeheuren Nase und noch viel längeren Beinen, welche er ganz gerade ausgestreckt auf eine Fußbank legte.

Heute haben wir Bickbeerenkuchen gebacken, der uns gut gerathen ist.

Heute ist Markt. Auf dasselbe (sic!) gewesen und 4 Mgr. verthan (man rechnete damals und lange noch, bis zu meiner Zeit, nach Mariengroschen, von denen 36 auf den Thaler gingen), 1 Mgr. dafür, daß ich in das Reithaus ging, wo eine Bande ihre gymnastischen Künste zeigte ... Viel Spaß über den besoffenen Schneider Sümeling, dem jedoch der hochzuverehrende Herr Gendarm Kraft nach Hause zu gehn befahl. Zu uns jedoch sprach dieser Mann: und daß sich keiner von Ihnen untersteht und ihm nachfolgt. Ein lautes Gelächt er folgte dieser Heldenrede.

Diesmal zu des Kurfürsten Geburtstag hält einer der Lehrer eine Rede „de laudibus quibus Tacitus Cattos ornavit“:

Im Schluß bat er Gott um Schutz für Fürst und Vaterland, und uns ermahnte er, unsren Vorfahren nachzuahmen. Vivat Guilelmus, floreat Hassia. Dixi — waren seine letzten Worte. — Zankte mich heftig mit Klinckfieck wegen meines Eigensinns, welchen mir schon die Mutter verwiesen.

Heute (2. August 1826) haben wir das neue Haus (für 900 Thlr.) gekauft; ich soll auch eine Stube allein haben. Juchhey!

Es ist dasselbe kleine, freundliche Haus, mit den hellen Wänden und dem Weinlaub daran, in der Ritterstraße zu Rinteln, welches heute noch steht, in welchem, so lange ich denken kann, der Herr Klostervogt gewohnt hat, und ich selber zuerst meinem berühmten Landsmanne begegnet bin, als er einmal, schon Intendant in München, bei seinem Vater zu Besuch war.

Am 26. August 1826 macht er mit seinem Vater eine kleine Reise, weserabwärts, welche für ihn „recht angenehm" war, „indem ich durch sie die Porta Guestphalia zu sehen bekam ... Auf unserem Wege wunderte ich mich über die Menge Strohdächer, Windmühlen und Holzschuhe. Pumpernickel ist gewöhnlich." — Hierauf fesseln einige Zeichnungen im Tagebuch unsere Aufmerksamkeit: sie stellen physikalische Apparate vor, mit der Unterschrift: „Hoc fecit F. Dingelstedt, den 7. October 1826," und erinnern zugleich an den ausgezeichneten Lehrer der Mathematik und Physik, Dr. Garthe, der, lange eine Zierde des Rinteler Gymnasiums, später nach Köln kam, wo er, ein Achtziger, im Jahre 1876 starb und sein Andenken heute noch in verdienten Ehren steht. Ein anderer beliebter Lehrer, dessen Name noch in meine Zeit reichte, war Dr. Fuldner.

Den 3ten (November). Abends 7—1/29 Uhr dem Herrn Dr. Fuldner Pottscherben geworfen, weil morgen seine Hochzeit mit Demoiselle Albertine Wippermann ist. Drei Fuder hatte übrigens dieses junge Pärchen erhalten, und wir hatten noch das Vergnügen, die Eltern der Braut an den Pottscherben aufräumen lassen zu sehn.

Den 18ten. Die Nacht vom 15.—16. wehte ein schrecklicher Sturm, so daß aus der Zucke (provinziell für Pumpe) des Herrn Dr. Garthe das Wasser armsdick hervorsprudelte. Dieser vermuthet ein heftiges Erdbeben.

Den 25ten. War, wie immer Weihnachten. Ich erhielt, außer den gewöhnlichen Geschenken auch eine Uhr nebst Kette ...

Welch' unzuverlässige Leute und schlechte Rechner doch die Poeten sind, selbst wenn sie durch eine solche Schule, wie die des Herrn Klostervogt, gegangen! „Heut' zwanzig Jahr!" heißt es in dem schönen Gedicht „Christnacht in der Fremde," in welchem, 1842 zu Paris, Dingelstedt voll wehmüthiger Rückerinnerung jenes Weihnachtsabends in der Heimath und dem Vaterhaus gedenkt. Aber sein „Tagebüchelchen" hat es anders: Hier steht unter dem 25. December 1822: „Das Christkindchen ist schlecht ausgefallen," und als einzige Gabe nur — „eine geographische Tabelle" vermerkt. Nein, die Uhr, welche Dingelstedt bis an sein Lebensende heilig hielt und welche nun, als theures Vermächtniß des Freundes, in meinen Besitz übergegangen ist, stammt aus dem Jahr 1826; und es ist wirklich, als ob zugleich mit ihr ein höherer Inhalt in sein Leben gekommen, als ob Etwas wie Sehnsucht oder Ahnung des Zukünftigen in ihm erwacht sei. Häufiger als vorher finden wir jetzt in seinem Tagebuch Einträge wie die folgenden: „Den Morgen verdämmert", oder „den Abend gelesen", oder „Clavier gespielt". Nicht nur erhält er jetzt selbst Musikunterricht, sondern er ertheilt auch solchen seiner Schwester Auguste — „die Stunde 1 Gutengroschen", wie er zu bemerken nicht versäumt. Jetzt auch regt sich zum ersten Mal in der Seele des Knaben, schwach und undeutlich wohl zu Beginn, aber doch schon in diesem Tagebuch immer stärker hervortretend, die Lust am Comödiespielen, die Leidenschaft

fürs Theater, welche nicht viel später den Studenten der Theologie in Marburg in ein ganz untheologisches Verhältniß zu der ersten Liebhaberin einer Wandertruppe und auf der Höhe seiner Laufbahn den gereiften Mann nacheinander an die Spitze dreier der ältesten und berühmtesten deutschen Bühnen brachte. Und noch einmal irrt er sich, wenn er einen Pariser Brief vom 12. Februar 1842, in welchem er der Geliebten seiner Jugend eine Aufführung des „Freischütz“ in der Großen Oper schildert, mit den Worten anfängt: „Erinnere Dich an einen Abend, der weit, weit hinter uns liegt, in Duft und Dämmer der Kindheit. Du warst sechs Jahre, ich acht. Ein unglückliches Stiefkind Melpomene's hatte im „Reithause“ — das liebe Reithaus, das größte Gebäude, welches ich mir denken konnte, ganz leer und ungeheuer verfallen — ein Theater aufgeschlagen. Eines Montags wurde der Freischütz aufgeführt“ u. s. w.[1]).

Die erste theatralische Reminiscenz im Tagebuch datirt vielmehr vom 8. Januar 1826:

Den Abend in der Komödie gewesen, wo nach einem Prolog (Gärtner Veit) der Bräutigam aus Holland und der Doppelpapa sehr gut gespielt wurden.

Dann, am 15.:

Den Abend wollte ich für ein Billet, welches Auguste schon einmal gehabt, in die Komödie gehen, allein — es schlug fehl.

Den 18ten. In die Komödie (der politische Zinngießer) — und darunter mit Bleifeder „hinter den Kulissen gestanden, wohin mich schon der Schmidt führte!

Den 22ten. Den Abend in die Komödie (Die Räuber auf Maria Culm), wo sehr schön gespielt wurde. Der Räuberhauptmann, ein einfältiger Räuber, der nicht 20 zählen konnte, und Luitpold, ein Knappe, spielten am besten.

Den 2ten (Februar): In der Komödie. Man gab: Hugo von Modena (oder) Die lebendig Begrabene sehr schön. Hugo von Modena (Wulkow) wurde herausgerufen, wobei wir noch das Vergnügen genossen, daß einige im Himmelreich: Z i d o n i o (st. Sidonia) quäkten.

Den 8ten. In die Komödie, wo nach einem Vorspiel (das heimliche Gericht) das Käthchen von Heilbronn sehr gut gegeben wurde. Besonders war der 3te Akt, wo das Schloß brannte, sehr schön. Man rief Käthchen (Mad. Drachmann) heraus.

Aber nicht nur zur Kritik, vielmehr noch zur Nacheiferung regten diese Schauspielabende, welche Dingelstedt's erste waren, und lange seine letzten blieben, den Hofburgtheater-Director in spe an:

Den 4ten (Februar). Probe auf die Haupt-Komödie morgen gehalten.

Den 5ten. Stubenarrest wegen Ungehorsams gegen die Mutter, welches mich sehr verdroß. Ich konnte daher auch nicht mit Komödie spielen.

Den 6ten. An einer kleinen Komödie von Pappe gearbeitet.

Den 7ten. Ich war heute in einer Höllenangst, weil ich erfuhr, daß der Herr Professor unser Komödienspielen nicht allein mißbilligte, sondern auch zu strafen gedroht hatte.

Doch geht aus dem Folgenden hervor, daß der Zorn des Herrn Professors sich auf einen der betheiligten Mitschüler beschränkt habe, dem in der That verboten ward, „noch ferner zu spielen“; während unser Secundaner fleißig fortfährt, zwischen seinen Schularbeiten „Komödien zu machen,“ Figuren zu illuminiren (denn diese Komödien scheinen wesentlich Puppen-Komödien gewesen zu sein), und Schillers „Räuber“ zu lesen, wahrscheinlich im Hinblick auf scenische Darstellung dieser Art.

[1]) Wanderbuch von Franz Dingelstedt. Leipzig, Einhorn. 1843. Bd. II, S. 122.

Das Tagebuch schließt höchst charakteristisch mit zwei Blättern, deren eines ein Verzeichniß „Abschriften für den Vater“ gibt: Gemeinderechnungen für Möllenbeck, Berichte an den Stadtrath, Meierbriefe, Nummeriren von Rollen u. s. w., jedes Mal mit der genauen Angabe des dafür empfangenen Honorars, zusammen 2 Thlr. 11 Ggr. (gute Groschen). Das zweite Blatt ist überschrieben: „Meine Sterne 1827/28,“ und enthält in einer zweifachen Reihe alle die Kreuze und Doppelkreuze, welche sich im Laufe dieses Jahres der Knabe verdient hatte. Ist es nicht, als ob man hier im Voraus schon die goldene Kette sähe, schwer von den Sternen und Großkreuzen, mit welchen, im späteren Leben, die sämmtlichen Potentaten Deutschlands (mit Ausnahme des Kurfürsten von Hessen) seine Brust geschmückt, und welche, man mochte sagen, was man wollte, seiner hohen, stattlichen Erscheinung so wohl standen?

Nicht lange, so ist Dingelstedt primus omnium, d. h. der Erste in der ersten Klasse des Gymnasiums; aber wegen seiner allzugroßen Jugend wird er, auf Wunsch des Vaters, drei Jahre darin zurückgehalten. Frühe schon war der Dichter in Franz Dingelstedt erwacht: wir haben von ihm aus dem Jahre 1827 ein Geburtstagspoem an den Vater, das uns in Abschrift aus dessen Nachlaß mitgetheilt worden, und wiewohl von sehr kindlichem Inhalt, doch bereits tadellos in der Form ist. Das erste seiner uns von ihm selbst aufbewahrten Gedichte, mit der Ueberschrift „Trost. (In einer Freundin Stammbuch, deren Vater kurz zuvor gestorben war.)“ datirt vom Mai 1829, und ist „an Emma v. A.“ gerichtet, welche, wie eine Bleifedernotiz uns belehrt, Tochter des Generals von Alten war und in Rinteln bei der Familie von Geyso lebte. Es eröffnet eine kleine Sammlung von Gedichten in Franz Dingelstedt's eigener Handschrift, welche die Widmung: „Seinem Adolph Vogel am 29. Januar 1834 von F. D.“ trägt und nebst den anderen Dingelstedt-Reliquien von dem Genannten mir übergeben worden ist. Das Gedicht lautet:

Wenn Du, verwundet von des Lebens Leiden,
Nach äuß'rer Hülfe Dich vergebens sehnst;
Wenn Du, beraubt von allen Deinen Freuden,
Von allem Troste Dich verlassen wähnst: —
Was ist es da, was in des Unglücks Nächten
Dich aufrecht noch erhält in Deinem Schmerz?
Drei Engel sind's, gesandt von höh'ren Mächten
Zum Heile für das arme Menschenherz.

Der Glauben ist's an Gott — die heit're Liebe,
Die lächelnd Deinen Seelenkummer stillt;
Die Hoffnung, die, sei auch der Himmel trübe,
Dir leuchtet, sanft in Zauberlicht gehüllt.
Sie bleiben Dir und leiten Dich durchs Leben,
Was auch der Zeitenstrom um Dich zerstört.
D'rum sei getrost! Sie werden Dich umschweben,
Bis einst Dein Genius die Fackel kehrt! —

Gewiß nicht übel für einen noch nicht fünfzehnjährigen Knaben, wenn auch noch kaum etwas darin ist vom künftigen Dingelstedt, es müßte denn die bemerkenswerthe Reinheit der Versbildung und Sprache sein. Mehr wird sich überhaupt von diesen Jugendversuchen nicht sagen lassen, welche, wiewohl erst

in Marburg zusammengestellt, doch größtentheils wohl schon aus Rinteln stammen mögen und alle den unmittelbaren Einfluß Schiller's darthun. Mythologische Bilder beherrschen die Darstellung, und wenn z. B. die Werra besungen wird, geschieht es nicht in der plastischen Weise seines nicht viel späteren schönen Gedichts auf die Weser, sondern „die Najade" wird beschworen. Nur einmal, in einem Dialog zwischen „Kosciusko und Skrzynecki auf den Trümmern von Warschau" klingt ein Ton der bewegten Zeit und der Revolution von 1830 in diese poetischen Allgemeinheiten, aber freilich noch ganz tragisch, und ohne jede Spur jener feinen Ironie, welche nachmals die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" kennzeichnet.

Etwas mehr von diesem Grundzuge Dingelstedt'schen Geistes, wenn auch nur äußerlich und durch den Gegensatz angedeutet, findet sich in dem Madrigal, welches unser Primaner in seiner zierlichsten Schrift auf die Rückseite des Umschlags von „Oertel's Lehrbuch der classischen Alterthumskunde, nach Eschenburg. Ansbach, 1809" eingetragen und — „Ergebniß der Langeweile" genannt hat. Es hat das Datum des 5. Februar 1831, und wohl mochte der junge Poet sich langweilen, für dessen Ehrgeiz, da er seit einem Jahre schon „der Erste von Allen" war, es hier Nichts mehr zu thun gab. Durch viele Schülergenerationen ist das Exemplar jenes nützlichen Buches gegangen, welches einst Franz Dingelstedt mit zahllosen rothen und blauen Strichen, Anmerkungen, Ziffern und Citaten im Text und seiner Poesie auf dem Titelblatt geschmückt hat, bis es im Jahre 1879 in Fulda wieder auftauchte und von einem lieben Landsmann mir zur Benutzung mitgetheilt wurde. Hier ist das Madrigal — eine Huldigung für die dermalige Dame seines Herzens und doch kein Compliment, wenn man Veranlassung und Ueberschrift bedenkt:

Ergebniß der Langenweile.

Was kümmern mich der alten Griechen Werke,
Was dies Gefäß und jenes alte Mahl?
Was frommt es mir, wenn ich genau bemerke,
Der Bildnerkünste vielgepries'ne Zahl?
Ich kenne nur ein einzig Bild,
Und dieses schwebt, so süß und mild,
Als unerreichtes Ideal
Dem Herzen immer vor! —

Was sind, o Zeuxis, alle deine Farben,
Und was, Apelles! deines Pinsels Licht;
Obgleich sie euch Unsterblichkeit erwarben,
Erreichen sie doch dies Gebilde nicht.
Komm, süßes Bild und zeige Dich,
Erheb' in dieser Stunde mich
Wo mir des Herzens Frohsinn bricht;
O schwebe Du mir vor!

Zwischen diese beiden Specimina seiner Erstlingsdichtung fällt aber eines, welches uns bereits den ganzen Dingelstedt zeigt: keine Copie mehr, sondern eine Parodie von Schiller, und zwar von Schiller's Glocke, welche häufig, aber, meines Wissens, niemals besser parodirt worden ist. Hier endlich hat der werdende Poet das Feld gefunden, auf dem er dereinst excelliren sollte, das der

geistreichen Beobachtung und stark moquanten Darstellung der Gesellschaft. Das Gedicht heißt: „Die Ressource", nach einer geselligen Vereinigung der haute volée von Rinteln, welche zu meiner Zeit noch bestand, und um welche, nach so vielen unterdeß verflossenen Jahren, noch immer das Echo von Dingelstedt's spöttischen Versen schwebte. Sie persifliren einen Sonntagabend dieser gewählten Gesellschaft in bewundernswerther Weise — bewundernswerth nicht nur, wenn man bedenkt, daß ein Sechzehnjähriger der Verfasser ist. In typischen Zügen schildert er das Leben der „Honoratioren" in einer deutschen Kleinstadt, wie es damals war und vielleicht heute noch ist, eng und anheimelnd, trotz seiner etwas komischen Beimischung, für Jeden, der es einmal, in seiner Jugend, mitgelebt hat. Das Gedicht ist niemals gedruckt worden, circulirte jedoch — ein Beweis seiner damaligen Popularität — in einer großen Zahl von Abschriften, deren eine mir, außer dem Original, vorliegt. Dieses, sehr zerlesen, aber in einem sauberen Octavheft und Dingelstedt's charakteristischer Handschrift, führt den Nebentitel: „Langweilige Fieber-Vision in zwang- und zwecklosen Versen von *mir*", und stammt aus den Vogel'schen Papieren. Das zweite Exemplar, offenbar von einem ungeübten Quartaner oder Quintaner, in ein liniirtes Schulheft von grobem Papier, und mit vielen Rostflecken, geschrieben, dessen eigentliche Bestimmung sich durch etwelche mathematische Figuren und ein Briefconcept am Schlusse verräth und welches außerdem, am Rande, die Parallelstellen aus Schiller's Gedicht anzieht, fand sich im Nachlasse Dingelstedt's selbst, dem es in späteren Jahren nicht wenig Vergnügen gewährt zu haben scheint, wie aus der folgenden Bleifedernotiz auf den beiden ersten Seiten, d. d. Wien, 8. December 1871 hervorgeht:

An meine lachenden Erben!

Dieses Manuscript enthält eine herrliche Jugendarbeit unseres unvergleichlichen hessischen Dichters Franz Dingelstedt aus den Jahren 1829 oder 1830, damals Primaner des Gymnasiums in Rinteln mit dem Rechte, an Ressource-Abenden mit seinen langen, von Heine besungenen Fortschrittsbeinen mittanzen zu dürfen.

Das Gedicht findet sich unter den im Druck erschienenen Werken des Dichters nicht vor, woraus zu schließen ist, daß derselbe, als er das Gymnasium mit der alma Philippina zu Marburg vertauschte, dort einmal — wie es bei Studiosen vorzukommen pflegt — total abgebrannt ist und daß das Original des Gedichts bei dieser Gelegenheit den Untergang in den Flammen gefunden hat. —

Um so kostbarer ist diese Abschrift des Gedichts und dieselbe wegen der witzigen Schreibfehler des Abschreibers — eines Schulbuben, dessen Schmierbuch das Heft ursprünglich war (s. letzte Seiten) *unbezahlbar*.

Welcher Humor! Die Gäste durch verschlossene Thüren — wie im Evangelium — hereinspazieren zu lassen! — Und gar Moblesse!! Man könnte es für einen anticipierten *Wiener* Witz des Dichters selbst auf die dortigen höheren Gesellschaftskreise halten.

Sollte ich in Oesterreich sterben, so ist *dies* Manuscript in der Auction meines Nachlasses nicht unter 1000 Gulden loszuschlagen. Ein Engländer zahlt hoffentlich 1000 Pfd. Sterling! Gott geb's!

Friedrich Stern.

Da die Hoffnung Friedrich Stern's sich — leider! — nicht verwirklicht hat, so ziehen wir vor, „die Ressource" nach Dingelstedt's Original zu geben; dieses ist, auch ohne Schreibfehler, witzig genug.

Die Ressource.

Von Lavendelduft durchschwommen
Stehn der Säle lichte Reihn;
Sonntag-Abend ist gekommen
Und es soll Ressource sein.
Seitwärts im Büffet
Dampft der liebe Thee —
Alles rüstet sich zum Feste
Und schon nahn die hohen Gäste.

Zum Hause, zu dem wohlbekannten
Sieht man sie wallen, nah und fern
Lebendig wird es auf den Gängen
Es wogt von Damen und von Herrn.
Da strömt, was sich Noblesse nennt,
Herein durch die verschloßnen Pforten
Und jede Theelaterne brennt,
Nachdem sie frisch gescheuert worden.
Sie nahn, sie nahn — die Schönen alle —
Es füllt sich die Gardroben-Halle
Und aus der Mäntel düstrer Hülle,
Die neidisch die Gestalt umfing,
Entfaltet sich in holder Fülle
Manch jugendlicher Schmetterling.

Schau! mit zephyrleichten Tritten,
Wie ein ätherisches Bild so nett,
Kommt die Eine hereingeschritten
Über des Sales glattes Parket.
Kindliche Unschuld in ihren Zügen
Und in der Sprache lispelndem Ton,
Grazie ganz und ganz Vergnügen
Athmet sie hier den Himmel schon . .
Aber in heiliger Mutterwonne,
Unter den Sternen die fruchtbare Sonne,
Steht die verklärte Frau Mama
Hinter der Fräulein Tochter da!

Dort im sicheren Siegergange,
Der seine Würde nimmer vergißt,
Nahet die Andre und träumt schon lange
Von manch köstlichem Schlemm mit Whist.

Es beleben rings die Scenen
Sich mit Farben und mit Tönen,
Wenn ein Bataillon von Füßen
Zierlich sich zu Knixen schwingt
Und ein Meer von süßen Grüßen
Chaotisch durcheinanderklingt.

Wie sich in des Sales Mitte
Alt und Jung geschmeidig trennt
Und das Alter — schöne Sitte —
Eifrig an den Spieltisch rennt.

Karten schnell bereit! —
Bald entflieht die Zeit,
Tassen rappeln, Löffel klirren
Und die bunten Blätter schwirren!

O scheue den moquanten Kreis,
Wer sich nicht rein von Vorzug weiß.
Es regt sich jegliche Lorgnette,
Die Augen blitzen scharf und schlau,
Die Lippen zucken um die Wette,
Die Nase rümpft die gnäd'ge Frau.
Und was man in der Woch' erfahren,
Was man von Mägden klug erlauscht,
Das wird mit herben Commentaren
Geschäftig aus- und eingetauscht.

An des Sales lichten Wänden,
Ewig nah und ewig fern,
Stehen mit gerung'nen Händen
Schildernd die geputzten Herrn.
Wie das gähnt und sehnt
Und im Winkel lehnt,
Unterdeß die jungen Blüthen
Einig ihre Plätze hüten.

Denn wehe, wenn es Einer wagte
Mit steifem Bückling sich zu nahn,
Wenn Einer mehr als gar Nichts sagte, —
Wie staunten ihn die Augen an,
Wie würden alle Lippen zürnen
Ob dem Verrath an gutem Brauch,
Wie würde auf den ernsten Stirnen
Sich malen der Vernichtung Hauch!
Gesondert, bis der Thee genommen,
Die Damen dort, die Herren hier,
So ist es Noth, so muß es kommen . . .
Car tel est notre bon plaisir.
So wards der Jungfrau anbefohlen,
Als sie zum ersten lieben Mal
Penible, wie auf heißen Kohlen,
Betrat den deutungsvollen Sal.
Ihr ruhten noch im Zeitenschooße
Der Langenweile düstre Lose
Und der Mama gestrenge Blicke
Betrachten, was sich wohl nicht schicke
Und hüteten das fromme Kind.
Ihr vis-à-vis in weißer Weste
Stand ihres Herzens Ideal,
In dritter Stellung strack und feste
Und sah sie an viel hundert Mal,
Da faßt sie ein unendlich Sehnen,
Da faßt ihn ein unendlich Weh, —
Er muß sich in die Ecke lehnen
Und sie trinkt seufzend ihren Thee.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit;
Sie sitzt am Tisch, er steht am Ofen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O daß sie ewig, ewig bliebe
Die schöne Zeit der grünen Liebe!

Wie die Tassen schon verschwinden,
Wie es flistert, kichert, lacht . .
Die verlegnen Minen künden,
Daß man Einungs-Pläne macht.
Jetzt, ihr Brüder! frisch
Sturm auf ihren Tisch,
Daß wir an der Liebsten Seiten
Kühn ein Plätzchen uns erstreiten.

Wer war der Kühne? Wer hat's gewagt?
Wer den mächtigen Bann bezwungen?
Ihm sei ein dankendes Hoch! gebracht,
Sein Name sei feiernd besungen!
Aber o weh! was ist gewonnen
Durch den gewaltigen Riesenschritt?
Stehn da wie Butter an der Sonnen,
Weil uns Niemand bemerkt und sieht;
Brüder! noch einmal — die Reih'n durchbrochen,
Künstlich den Feind von einander getrennt
Und ein kräftiges Wort gesprochen,
Daß man die männliche Seele erkennt.
Langes Stehen, langes Reden
Ohne Antwort, ohne Ziel,
Viel verfängliches Erröthen,
Viel verlegenes Händespiel.
Die Herzen klopfen und erwarten,
Man sinnet hin, man sinnet her,
Man greift in Eile zu den Karten
Und . . „schwarzer Peter" tönt's umher.

Nach langem Sturm ein stiller Hafen,
Nach langem Kampf ein würdig Ziel —
Ja! wenn wir nicht bis dahin schlafen,
Dann sei gegrüßt, du großes Spiel!
O du unendliches Vergnügen,
Plaisir, das kein Verstand ermißt,
Wo zauberschnell die Karten fliegen
Und wo Pique-Bube Herrscher ist.
Man giebt, man nimmt, man zieht ohn' Ende
Es regen und kreuzen sich alle Hände, —
Bis, wenn man's lang genug getrieben,
Pique-Bube allein zurückgeblieben.

Ach! schon ist das Spiel geendet,
Schon gelöst der tiefe Sinn
Und zum Schicksalsopfer wendet
Harrend jeder Blick sich hin.

Ohne Ziererei —
Schnell den Kork herbei!
Daß dem ganzen, holden Kreise
Sich der schwarze Peter weise!

Lieblich auf Pomonas Wangen
Auf der rothen Lippen Rand,
Siehet man den Schnurrbart prangen,
Den die kunstgeübte Hand
Illo's[1]) zierlich eingebrannt.
Wohl hat sie sich nach alter Sitte
Gar züchtiglich und lang gesträubt,
Doch war für ihre zarte Bitte
Sein streng gerechtes Ohr betäubt.
Drum wehe, wem die strengen Parzen
Mit ihrem Stöpsel tückisch nahn,
Wen mit den Fingern, mit den schwarzen,
Die Nemesis erreichen kann.
Der Peter entflieht,
Der Schnurrbart muß bleiben,
Wie man sich auch müht,
Mit dem Tuche zu reiben,
Um ihn zu vertreiben.
Er bleibt auf den Wangen
Geflissentlich hangen
Durch jegliches Spiel,
Auf das man verfiel
Und sagt es den Leuten und läßt es sie lesen,
Daß man heute schon schwarzer Peter gewesen.

Aber wie, wenn „auf Verlangen",
Statt der guten jeux d'esprit,
Gar ein Tanz wird angefangen
Und zuvor noch Harmonie?!
Himmel! welches Glück:
Singen und Musik,
Und den Tag, den einzig schönen,
Ein solenner Ball soll krönen!

Wie die Noten rings sich häufen,
Sehr bedenklich — Stoß auf Stoß —
Wie den Saal die Sänger durchstreifen,
Im Berufe glücklich, groß.
Wohl soll in ihren Sonntags-Zügen
Bescheidene Beklemmung liegen
Und Furcht vor strafender Kritik,
Doch malt sich inniges Vergnügen
Und Selbstgefühl im stolzen Blick.
Hinüber schaut mit süßem Feuer
Nach ihrem Platz der Troubadour,

[1]) Wer von den Jugendgenossen unter diesem Spitznamen, der auch weiterhin noch öfter begegnet, gemeint sein könne, hat sich nicht mehr ermitteln lassen.

Anm. des Herausgebers.

Den kühnen Hals umschlingt die Leier,
Es hebt die Schwanen-Brust sich freier —
Er harrt des großen Zeichens nur,
Dann will er's ihr im Liede klagen,
Was nie der Mund gewagt zu sagen,
Wovon der Frack seit Monden schwillt;
Mit Seufzern will er bombardiren
Und es mit Blicken expliziren,
Daß ihr des Liedes Sprache gilt.

Auch eine Künstlerin tritt scheu
Hervor aus dem geschmückten Kreis
Betheuert nochmals und aufs Neu',
Daß sie heut nichts zu spielen weiß,
Auch sei's zum Singen viel zu heiß,
Probirt dann blöde das Instrument,
Das sie seit wenig Jahren kennt,
Und läßt sich endlich doch beschwören,
Um das Vergnügen nicht zu stören.

Aber mitten in dem Kreise,
Der den Hochgenuß verheißt,
Waltet mit enormem Fleiße
Des Ganzen großer Schöpfergeist.
Er ordnet und lichtet,
Vereint und sichtet,
Und wählt und richtet,
Und eilt durch den Saal
Viel hundert Mal,
Und sammelt die Schaaren,
Und stimmt die Guitarren,
Vertheilet die Lieder
Und ändert es wieder,
Und führet die Damen hin an's Klavier
Und ist mit den Blicken dort und hier,
Und reget ohn' Ende
So Beine, wie Hände,
Und richtet es ein
Concert und Ball,
Allzumal,
Alles im Saal,
Alles allein
Richtet er ein.

Der Gesang hat schon begonnen,
Rings im Zimmer mäuschenstill . .
Ist denn Keiner, der besonnen
Gegen Schaden beten will?
Ach! nur nicht zu viel
Von Gesang und Spiel,
Daß das Gute auf der Erde
Nicht zu dick auf einmal werde!

Wohlthätig die Musik zwar ist,
Wenn sie der Mensch mit Maß genießt,
Und viel Plaisir und vieles Glück
Verdankt er einzig der Musik.
Doch furchtbar wird der Höllengeist,
Wenn er der Fessel sich entreißt
Und einen ganzen Abend lang
Die Hörer quält mit Ohrenzwang.
Da will's nicht schweigen, will's nicht enden,
Da singt und klingt es hell und grell
Als hätte man Ohren zu verschwenden,
Oder ein eisernes Trommelfell.
Auf den Zehen
Muß man gehen,
Nimmer stören,
Immer hören
Mit entzücktem Angesicht.
Stiehlt sich nur ein Blick
Nach dem Glas zurück,
Stört ein Unglücksfuß
Leise den Genuß —
Weh! dann ist Dein Stab gebrochen
Vom gestrengen Spruchgericht,
Zornroth hat es ausgesprochen:
„Ach! ästhetisch ist er nicht!"
Du mußt horchen, Du mußt lauschen,
Wie versteinert mußt Du stehn,
Wenn des Flügels Klänge rauschen
Und Quartette Dich umwehn.
Wenn's dann endlich ausgeklungen,
Athme tief und athme lang . .
„Nein! wie brav hat er gesungen" . .
„Ach! wie glockenrein sie sang . . .
„Gott! wie hat sie schön gespielt,
„Taktfest, meisterlich, gefühlt" . . .

Dann nahe dich mit krummem Rücken
Dem Vater, der in Rührung schwimmt,
Und der in diesen Augenblicken
Des Lehrgelds Wucherzinsen nimmt.
Auch der Mama mußt du dich zeigen
Und dich gerührt vor ihr verneigen,
Mußt feierlichst ihr gratuliren
Und etwas von „Talent" verlieren —
So kannst du schleunigst dich proußiren
So heißt es gleich: „ein feiner Mann" . .
„Man sieht ihm wohl den Kenner an."

Wohl! nun kann der Ball beginnen,
Das Concert war lang genug . .
Doch zuvor mit ernstem Sinnen
Sprecht noch einen frommen Spruch:
Gib, du lieber Gott!
Füße, flink und flott,

Allen Herrn — und allen Damen
Gib Geduld in Deinem Namen!

Des Beifalls Wogen sind verzogen,
Die Weihrauch-Düfte aufgesogen,
  Man eilt zum Spiel, man eilt zum Thee.
Die wirren Gruppen sich gestalten,
Die schöne Welt kann kaum sich halten,
  Es zuckt vom Wirbel bis zur Zeh.
Geschäftig eilt man hin und wieder,
  Man sucht sich auf und findet sich,
Man schlägt die Augen sittsam nieder,
  Man engagirt sich männiglich.
    Emsig Suchen
      Fern und nah,
    Stilles Fluchen,
      War's nicht da; —
    Süßes Glücke,
      Wenn man's fand,
    Blick im Blicke,
      Hand in Hand —
    Buntes Schwärmen
      Durch den Saal
    Staub und Lärmen
      Überall . . .

Und der Sänger mit trübem Blick
Aus der Saalthür verwaisten Ecken
Überschauet das wachsende Glück,
Sieht wie sich Alles heut
Findet und liebt und freut,
Siehet das Treiben und Klingen und Leben,
Siehet mit heißem Beben
    Liebchen vorüberschwenken . .
      Blickt sich mit Ingrimm an,
      Weil er nicht tanzen kann.
Stürzt aus dem Saal auf glühenden Sohlen,
  Weil ihm die Wehmuth das Herz zerbrach,
Fort — um die treue Pfeife zu holen
  Und sich zu trösten, so gut er vermag . . .

    Horch! da hämmerts auf dem Kasten
      Durch die Tasten
      Fein und grob . .
      Hopp, hopp, hopp
      — 's ist Galopp
      Wilde Hast
      Alles erfaßt.
    Selig kommt er angeschleift,
    Der sein Liebchen keck ergreift,
    Stürzt sich in die wirbelnden Wogen,
    Warm von ihrem Arm umzogen,
    Und als wollt' er nie sie lassen
    Wagt er's, fest sie zu umfassen,

Schwebt mit seinem süßen Raub
Stolpernd durch den heißen Staub,
Schwindelnd fliegt die Tanz-Colonne
Durch den Saal in entfesselter Wonne,
Tische wanken, Dielen schüttern,
Mütter husten, Fenster zittern,
Locken fliegen, Lippen brennen,
Augen glühen, Füße rennen,
Herzen pochen,
Busen kochen,
Jede Schranke ist durchbrochen . .
Und darunter
Trommelt es munter
Auf den Tasten
Dort am Kasten,
Fein und grob
Hopp, hopp, hopp
Stets Galopp!

Ohne Gnade
Tanzt der Mensch die Galoppade,
Bis er — auch im Weichen Held —
Todesmatt zusammenfällt!

Öd' und leer
Ist die Stätte,
Fortgelauf'ner Seufzer Bette.
In den dunklen Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen
Und verschlaf'ne Kellner schauen
Dumm herein.

Einen Blick
Nach der Wiege
Seiner Siege
Wirft Dr. juris —*) zurück;
Greift fröhlich dann nach der Laterne
Und hüllt sich in sein Pelzchen ein,
Denn war auch die Geliebte ferne,
So opfert er sich dennoch gerne
Und könnte Balldirector sein.

Noch — bevor wir heimwärts gehen
Und der süße Schlaf beginnt —
Laß uns in die Zimmer sehen,
Wo die Herrn versammelt sind: —
Tolles Quodlibet,
L'hombre und Bankett,
Stumme Spieler, laute Zecher,
Heiße Sprecher, Sylbenstecher!

---

[1]) Der Name im Original gestrichen, in der Abschrift ein „G.".

Wandert nicht rastlos, stumm
In der schweigenden Nacht
Um das Billard ein Paar herum
Nur auf das Spiel bedacht?
Geisterartig klappt der Queu
Durch die Stille rings umher
Und der taumelnde Marqueur
Murmelt verdrossen sein huit-à-deux.

Und verworrene Stimmen mischen
Von den fernen Kartentischen
Halb verständlich sich dazwischen,
Wie die entlegene Brandung schallt.

Dort am Ofen, welche Gestalt!
Ihm sank das schwere Haupt hernieder
Er schloß die Augenlieder,
Bis er — allmählich — tief —
Entschlief —

Aber da hinten im schweigenden Zimmer
Welcher eng geschlossene Kreis!
Schlechtgeputzter Lichter Schimmer,
Pfeifen, glimmend und qualmend und heiß,
Gieriges Wühlen in Zeitungsblättern,
Glühende Augen
Welche die todten Lumpen und Lettern
Heiß aufsaugen,
Steinerne Stille, plötzliches Reden
Weise Erklärungen, giftige Fehden . .
„Landtag, Gemeinderath, Zollverband,
Und Minister und Vaterland" . . .
Schnell, o Muse! zurück
Das ist Politik —
Kannegießern, Zeitungslesen
Ist dein Amt noch nie gewesen.

Wie an dunkler Straßenecke
Wächters Pfeife dreimal gellt,
Wie der Nacht gewohnte Decke
Auf die müden Menschen fällt!
Liebchen geht nach Haus,
Toller Spuk ist aus . .
Träumend folg' ich und von ferne.
Ihrer schwankenden Laterne.

Martial,
der römische Epigrammendichter.

Von
E. Hübner.

Ist es wahr, daß der Bildungswerth des griechisch-römischen Alterthums im Sinken begriffen ist? Vielen scheint es ausgemacht, angesichts des gewaltigen Aufschwunges, welchen die Pflege der Naturwissenschaften genommen hat, angesichts der ungeheueren Summen, welche von den leitenden Culturstaaten, vor Allem von Deutschland, auf ihre Förderung verwendet werden. Auch die glänzenden, zum Theil völlig unerwarteten Ergebnisse der zahlreichen Ausgrabungen in fast allen Gegenden der antiken Welt erhöhen zwar den Umfang unserer Kenntniß und dienen dem historischen Zug der menschlichen Natur zur Befriedigung; aber bieten sie unmittelbar verwerthbare Elemente der Bildung dar? Man fühlt sich oft veranlaßt, gegenüber dem in weiten Kreisen verbreiteten Bestreben nur das Moderne und Nationale als vollgültig anzuerkennen, nach Beweisen dafür zu suchen, daß dieser alten classischen Cultur, ihrer Religion und Poesie, ihrer Kunst und Wissenschaft, ihrem Staats- und Rechtswesen dennoch ein unzerstörbares Leben innewohnt. Ich finde einen solchen Beweis, außer in vielem Anderen, darin, daß man in unseren Tagen wieder einmal beginnt, griechische und römische Dichter nicht bloß in Auswahl und Uebersetzungen, sondern in ihrem gesammten Schaffen und im Original gebildeten Lesern vorzuführen. Dichter und Gelehrte, Maler und Bildhauer, romanischen und germanischen Stammes, haben nie aufgehört, aus dem unerschöpflichen Brunnen des Alterthums zu schöpfen. Auch die modernste der Künste, die Musik, entnimmt ihr unausgesetzt ernste wie heitere Gegenstände. Aber man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß für den Genuß und das Verständniß antiker Stoffe, soweit sie in jenem weiten Umfang Verwendung finden, die sichere Beherrschung der beiden Sprachen des classischen Alterthums nicht nothwendig ist. Mögen sich mit ihnen, so sagt man, Gelehrte und die es werden wollen, Lehrer und Schüler, plagen. Für das Meiste und für die Meisten genügen Nachbildungen und Uebersetzungen.

Aber so groß auch die Fähigkeit unserer Sprache ist, die denkbar schwierigsten Aufgaben der Uebersetzungskunst zu lösen (und welches Volk kann sich solcher

Uebersetzer wie Herder, Voß, Schlegel, Schleiermacher, Rückert, Droysen, Geibel, Gildemeister rühmen?), es gibt eine gewisse Art von sprachlicher Vollendung, die so eng mit dem Geist der Sprache selbst verwachsen ist, daß sie jedem Uebersetzungsversuch Widerstand leistet. Selbst das Mittel der Umschreibung, das in vielen Fällen die Uebersetzung vertreten muß, ist bei ihr nicht anwendbar, denn die Umschreibung würde die Besonderheit der Gattung aufheben. Zu den in weitaus den meisten Fällen unübersetzbaren Dichtwerken gehört das Epigramm.

Seit Lessing's „zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" (vom Jahr 1771) wissen wir, daß die vollendete Kunstform des Epigramms in möglichster Kürze und mit den einfachsten Mitteln eine Erwartung erregt und einen, oft überraschenden, Aufschluß gibt. Eine erschöpfende Geschichte des Epigramms zu schreiben, lag nicht in Lessing's Absicht. Mir ist nicht bekannt, daß eine solche seitdem geschrieben worden ist; wenigstens nicht mit dem genialen Ueberblick über die Weltliteratur, der Lessing's Arbeiten auszeichnet. Hier soll sie nicht versucht werden. Allein für die Geschichte des griechischen Epigramms muß daran erinnert werden, daß dasselbe aus der wirklichen Aufschrift (auf das Weihgeschenk, das Ehrenbild, das Grabmal) hervorgegangen ist. Es ist daher ursprünglich nur in engster Verbindung mit dem Gegenstande gedacht, auf dem es steht. Nur soweit dieser nicht schon für sich selbst spricht, dient ihm die Aufschrift zur ergänzenden Deutung. Daß sie in dichterischer Form erscheint, ist nur die Folge der allgemeinen Verwendung, welche die gebundene Rede für alles Feierliche, Erhabene, auf bleibende Wirkung Berechnete fand. Die Kürze war ursprünglich durch den Raum bedingt, der für die Aufschrift zu Gebote stand. So weit verbreitet die Verwendung von poetischen Aufschriften war, von jeher galt die hier geforderte Verbindung von Kürze und Deutlichkeit, von anmuthigem Wechsel innerhalb der immer wiederkehrenden Aufgaben, für eine Leistung höchster Kunst. Alle großen Dichter des fünften Jahrhunderts, Anakreon, Timokreon, Bakchylides, die Tragiker Aeschylos, Sophokles, Jon, Euripides und neben und nach ihnen viele Andere, z. B. Plato der Philosoph, haben gelegentlich auch vorzügliche Epigramme gemacht. Den höchsten Ruhm in dieser Kunst erreichte, wie bekannt, Simonides von Keos, von dem die berühmten Grabschriften auf die bei Marathon und Platää Gefallenen herrühren. Aber erst der Zeit relativen Verfalls, der Nachblüthe der Kunst in der Zeit Alexander's, blieb es vorbehalten, an die Stelle der wirklichen Aufschrift die fingirte zu setzen, und was bis dahin äußerer Zwang und nothwendige Folge des Gegebenen war, zum inneren Gesetz und zu freier Kunstübung zu erheben. Es würde zu weit führen, die fernere Entwicklung des kunstmäßigen Epigramms und seine verschiedenen Abarten hier zu verfolgen, obgleich der Gegenstand anziehend genug ist. Kallimachos von Kyrene, als Dichter wie als Gelehrter gleich berühmt, der Vorsteher der Bibliothek von Alexandria im dritten Jahrhundert v. Chr., bezeichnet den Höhepunkt der epigrammatischen Kunst.

Den alexandrinischen Mustern eiferten auf diesem Gebiete der Poesie die römischen Dichter nach. Schon Ennius, der begabteste und vielseitigste unter den Dichtern der hannibalischen Zeit, etwa ein halbes Jahrhundert jünger als Kalli-

machos, hat Epigramme verfaßt, die seinem auf das Edele und Große gerichteten Sinne entsprechen. Ihm folgten Dichter der gracchischen Zeit, wie Lucilius, der Satiriker, und Lutatius Catulus, ein vornehmer Dilettant von feinster griechischer Bildung. Catull, vielleicht von allen römischen Dichtern überhaupt der anmuthigste und liebenswürdigste, hat wenigstens einige Epigramme gedichtet, die selbst Lessing's strengen Anforderungen genügen. Lessing widmet ihm bekanntlich einen kleinen Abschnitt seiner „Anmerkungen". Zur Zeit des Cäsar und des Augustus haben außerdem noch viele Dichter, bekannte und namenlose, die Kunst des Epigramms in weitem Umfange gepflegt; literarisch überlieferte Anthologien und manche auf Stein erhaltene Stücke bezeugen es. Der berühmteste Epigrammendichter der augustischen Zeit war Domitius Marsus; doch ist von ihm nur sehr Weniges erhalten.

„Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen sowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat." Lessing's Worte, die noch immer zu vollem Recht bestehen. Ich setze als bekannt voraus, wie Lessing in jenen „Anmerkungen" den Martial an einer Reihe trefflich gewählter Beispiele (die sich jedoch erheblich vermehren ließen) als das Ideal des Epigrammendichters zu erweisen sucht. Wem es unbekannt oder entfallen ist, der wird es mit Vergnügen wieder lesen. Aber es ist ein berechtigter Wunsch, den Dichter, der eine solche Specialität vertritt, nicht bloß aus „zerstreuten Anmerkungen", sondern in der Gesammtheit seiner Werke kennen zu lernen. Das war bisher für den nicht gelehrten Leser unmöglich, und selbst unter den Philologen gibt es nicht viele, die vermöge ihrer besonderen Studienrichtungen ihn wirklich zu verstehen und daher auch recht zu würdigen im Stande sind. Wir haben zwar allerlei Ausgaben des Martial mit Anmerkungen, in denen nach alter Philologenunsitte Vieles steht, was man da nicht sucht, und das Meiste von dem fehlt, was man sucht. Auch an Uebersetzungen in Prosa und Versen, an Bearbeitungen und Verwässerungen in deutscher, italienischer, französischer, englischer, spanischer Sprache fehlt es nicht. Dem gelehrten Berlin hat vor jetzt gerade hundert Jahren Ramler's fünfbändige Bearbeitung (1787 bis 1791) Belehrung und Erheiterung verschafft. Aber erst jetzt haben wir eine vollständige Ausgabe des Dichters, mit deutscher Einleitung und deutschen Anmerkungen, wie sie keine andere Nation besitzt. Sie wird Ludwig Friedländer in Königsberg verdankt, der dem Dichter seit vielen Jahren eingehendes Studium zugewendet hat[1]). Jetzt kann Jeder, der nicht all' sein Latein vollkommen vergessen oder es nie gelernt hat, bequem den Dichter lesen. Eine knappe, aber ausreichende biographische und literarische Einleitung orientirt über „Martial's Leben und Gedichte". Die gelehrten Ausführungen über den Versbau, die Chronologie der Epigramme, die handschriftliche Ueberlieferung, über die Orthographie der Handschriften, die Ausgaben und Vorarbeiten kann der nichtphilo-

---

[1]) M. Valerii Martialis epigrammaton libri. Mit erklärenden Anmerkungen von Ludwig Friedländer. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1886.

logische Leser allenfalls überschlagen, obgleich auch sie des Interessanten genug enthalten. Man wird daraus mit Vergnügen sehen, wie geschickt der Herausgeber die Mitarbeit Anderer, deutscher und englischer Freunde, benutzt hat, jedem Verdienst gerecht werdend, und doch voll selbständigen Urtheils. Das Werthvollste und jedem Leser Unentbehrliche sind die Einleitungen zu den fünfzehn Büchern der Epigramme und die Anmerkungen zu den im Ganzen 1172 Epigrammen des Dichters. Zu den ersten Büchern ausführlicher, nachher immer knapper werdend, enthalten sie alles für das Verständniß des Dichters Wesentliche. Und das will viel sagen. Denn es gibt eigentlich keine Seite in dem gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung so reich entwickelten und vielseitigen gesellschaftlichen Leben der Welthauptstadt und des Weltreiches, die der Dichter nicht gekannt, mit seinem scharfen Blick fixirt, in irgend einer Weise beleuchtet hätte, erzählend, schildernd, lobend, tadelnd, bald mit behaglicher Breite, bald kurz und treffend. Dies setzt nothwendig die Bekanntschaft mit dem römischen Leben jener Zeit voraus. Der Herausgeber vermittelt sie dem Leser aufs Kürzeste, meist mit Verweisung auf die bekannten und leicht zugänglichen Handbücher, darunter vielfach auf sein eigenes weitverbreitetes Werk, die drei Bände der „Römischen Sittengeschichte von Augustus bis zu den Antoninen“. Vor Allem aber sucht er überall, soweit es geht, Lessing's Forderungen an das echte Epigramm gerecht zu werden, die Erwartung, die Spitze (die wir nun einmal immer noch französisch die Pointe nennen), den Aufschluß nachzuweisen, wo deren Auffindung irgend schwierig ist. Natürlich bleibt hier auch für den gelehrtesten und umsichtigsten Erklärer noch Manches unerklärbar. Aber weitaus die größte Menge der einzelnen Gedichte ist dem Verständniß so nahe gebracht, daß man die poetische Erfindung versteht und auf sich wirken lassen kann. In einer besonderen Rubrik der Anmerkungen sind die mit großem Fleiß von dem Herausgeber und Anderen ermittelten Vorbilder Martial's, sowie seine späteren Nachahmer aufgeführt. Darin liegt ein wesentliches Moment für die Beurtheilung seiner Originalität. Auch die Selbstwiederholungen sind sorgfältig angemerkt. Vor Uebersetzungen hat sich Friedländer mit Recht gehütet. Sie können nur in den allerseltensten Fällen die sprachliche Kraft und Eigenart der Originale wiedergeben. Mir sind keine Uebersetzungen Martialischer Epigramme bekannt, auch nicht unter den Uebersetzungen in die dem Latein so viel näher kommenden neueren romanischen Sprachen, die den Vergleich mit den Originalen auch nur entfernt auszuhalten vermöchten. Immerhin wäre es eine lockende Aufgabe für einen Literator im Stile Lessing's, an einigen ausgewählten Uebersetzungen in die verschiedenen Sprachen die Kunst des Dichters im Einzelnen zu zeigen. Nur in verschwindend wenigen Fällen scheint mir der Herausgeber den Sinn eines Epigrammes nicht ganz richtig gefaßt zu haben[1]). In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kann man der Führung des Herausgebers mit vollem Vertrauen folgen.

Eine literarische Arbeit über einen Dichter erfüllt nur dann ihren Zweck, wenn sie uns des Dichters Person so deutlich macht, daß wir sein dichterisches

[1]) Ich habe einiges der Art in einer für philologische Leser bestimmten Recension von Friedländer's Werk in der Berliner Wochenschrift für klassische Philologie, 1887, Nr. 26 und 27, näher bezeichnet.

Wollen und Können verstehen und von dem so gewonnenen Standpunkt aus seine Werke im Einzelnen zu beurtheilen vermögen. Friedländer's Einleitungen und Anmerkungen bieten die wichtigsten Züge zu dem Bilde des Menschen und Dichters Martial. Ich glaube, durch eigene Studien dahin geführt, diese Züge hier und da noch schärfer zeichnen, das Gesammtbild noch lebendiger machen zu können. Seine Kunst hat schon Lessing in unnachahmlich treffender Weise geschildert; ihn selbst will ich im Folgenden dem „allgemeinen Leser", wie die Engländer sagen, etwas näher zu bringen suchen. Was für ein Mann war er? Wie kam er dazu, die weit über tausend Epigramme zu schreiben? Die Grundlage für die Beantwortung dieser Fragen bieten Friedländer's literarische und chronologische Untersuchungen, die alle Vorarbeiten verwerthen.

Marcus Valerius Martialis ist um das Jahr 40 n. Chr. in der kleinen spanischen Stadt Bilbilis (in der Nähe des heutigen Calatayud in Aragon) von römischen Eltern geboren worden. Darin ist die römische Colonisation allen modernen Colonisationen, der spanischen, holländischen, englischen, weit voraus gewesen, daß sie überall in den eroberten Gebieten nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zahlreiche eingeborene Bevölkerung schuf, die an Sitte und Bildung sich nicht wesentlich von der Italiens unterschied. Die einheimische Bevölkerung der Provinzen, vom römischen Standpunkt aus die der „Fremden", wurde durch jene nach und nach völlig aufgesogen. So ist es ganz unwesentlich, daß Martial aus Spanien stammt; er hätte ebenso gut in Sulmo oder Venusia oder sonst wo in Italien geboren sein können. Doch hing er sein Leben lang mit leidenschaftlicher Vorliebe an dieser seiner Heimath und preist ihre landschaftlichen Vorzüge, die niemals hervorragend gewesen sein können, so wenig sie es jetzt sind. Denn Bilbilis liegt in dem nordöstlichen Theile Spaniens, an der Eisenbahn zwischen Madrid und Zaragoza, und kann, auch als die jetzt völlig kahlen Höhen noch bewaldet waren, doch nur ein Klima gehabt haben, wie etwa die nördlichsten und rauhesten Thäler des Apennin. Aber in dem immerhin fruchtbaren Thale des Jalón scheinen mindestens seit sullanischer Zeit italische Ansiedler Ackerbau und Viehzucht, besonders auch die alteinheimische Pferdezucht, getrieben zu haben. Daneben blühte daselbst die Fabrikation von Waffen; die Klingen von Toledo und die überall in Spanien üblichen Dolchmesser sind ihre Nachkömmlinge. Bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre blieb Martial in seiner heimathlichen Provinz. Eine der größeren Städte derselben, etwa Tarraco, wird ihm die höhere Bildung in Rhetorik und Philosophie vermittelt haben, die das kleine Bilbilis nicht zu bieten vermochte. Sicherlich kam er nach Rom mit der Absicht, sein Glück in der höheren juristisch-militärischen Laufbahn zu versuchen. Woran es gelegen haben mag, daß er es darin zu nichts Ordentlichem gebracht hat, welche Wege er gegangen, welche Mittel er vergeblich versucht hat, wissen wir nicht. Es fehlte ihm nicht an Empfehlungen an einflußreiche Senatoren, besonders solche, die durch Grundbesitz oder durch das eigenthümliche Verhältniß des Patronats (freiwillig übernommene oder ererbte Vertretung der Interessen einer Gemeinde im Senat und sonst) mit seiner heimathlichen Provinz in Verbindung standen. Aus seinen Epigrammen läßt sich ein langer Katalog von vornehmen Gönnern und Freunden zusammenstellen, in welchem die berühmtesten Namen der Zeit

image
not
available

standen. Auf Wunsch eines Verlegers stellte sie der Dichter zusammen; sie sind, vielleicht erst nach seinem Tode, der eigentlichen Sammlung seiner Werke in zwölf Büchern, als vierzehntes und fünfzehntes Buch angehängt worden. Nur die ersten Stücke beider Sammlungen sind etwas länger (bis zu zwölf Versen), alle übrigen, im Ganzen 355, bestehen aus nur je einem Distichon. Alle haben Ueberschriften; wer will, sagt der Dichter witzig, lese bloß die Ueberschriften. Das erste der beiden Bücher, zu den Geschenken (sie bestehen, mit nur vier Ausnahmen, sämmtlich in Speisen und Getränken), führt dementsprechend den Titel „Xenia“, Gastgeschenke; es ist bekanntlich das Vorbild für Goethe's und Schiller's berühmte Sammlung der Xenien gewesen. Das zweite Buch heißt „Apophoreta“, Mitzunehmendes. Man wählte, wie bei uns, bei den Verloosungen absichtlich Gewinne von sehr verschiedenem Werthe. Die Sammlung ist so geordnet, daß immer je ein Geschenk des Reichen und je eines des Armen, ein werthvolles und ein wohlfeiles, paarweise zusammengestellt sind. Zum Beispiel Schreibtäfelchen, unseren Notizbüchern und Briefbogen entsprechend, elegante aus Elfenbein, und wohlfeile, mit Wachs überzogene Holztäfelchen, wie sie sich vielfach erhalten haben. „Du wirst sie aber nicht als wohlfeil verschmähen, wenn die Geliebte Dir darauf schreibt, daß sie zu Dir komme.“ Die Kunst, mit welcher hier den mannigfaltigsten Gegenständen des täglichen Gebrauchs, sowie den Speisen und Getränken immer neue witzige „Spitzen“ abgewonnen werden, ist in der That bewundernswerth und höchst ergötzlich.

Aber diese drei kleinen Sammlungen bilden erst das Vorspiel für das eigentliche Werk des Dichters. Nun erst ist er sich seiner Kraft bewußt geworden; schon hatten ihn seine Epigramme in der ganzen römischen Welt bekannt gemacht. Manche mögen schon früher gelegentlich entstanden sein; die große Masse ist offenbar nach und nach gedichtet und in einzelnen Büchern von ähnlichem Umfang veröffentlicht worden. In den zehn Jahren von 86 bis 96 n. Chr. (dem Todesjahr Domitian's) sind, im ersten Jahre zwei (die ganze Ernte der früheren Jahre umfassend), in den folgenden je ein Buch Epigramme erschienen. Jedes enthält eine Einleitungsepistel, zuweilen in Prosa, meist in poetischer Form, oder aus Poesie und Prosa gemischt. Das achte Buch ist dem Kaiser Domitian gewidmet. Nach dem Tode dieses Kaisers kehrte der Dichter, nach vierunddreißigjährigem Leben in der Hauptstadt (nur eine kurze Zeit hatte er in Forum Cornelii, im nördlichen Italien, gewohnt) in seine kleine Heimath Bilbilis zurück. Das letzte, zwölfte, Buch der Sammlung ist erst sechs bis sieben Jahre nach dem letztvorhergehenden, nach der im Jahr 98 erfolgten Rückkehr des Dichters nach Spanien erschienen und enthält eine Nachlese von zum Theil schon viel früher geschriebenen Gedichten. Die poetische Kraft hatte sich inzwischen erschöpft; ihr fehlte die Anregung des hauptstädtischen Lebens. Das von den Zeitgenossen mit Recht hochgepriesene Zeitalter der unmittelbaren Nachfolger Domitian's auf dem Kaiserthron, des Nerva und des Trajan, hat in den beredten Worten Martial's keinen Widerhall gefunden. Wäre er in Rom geblieben, hätte er die neue glanzvolle Aera in seiner lebensfrohen Heiterkeit gewiß zu feiern verstanden. Uns sind aus ihr nur Schriftsteller so ernster Art wie Tacitus und Juvenal erhalten.

In dem Lebenswerk des Dichters, den zwölf Büchern der Epigramme, erscheint uns nicht bloß ein unerschöpflich reichhaltiges Spiegelbild des römischen Lebens. Auch des Dichters Person und Denkart tritt auf das Anschaulichste daraus hervor. In buntester Reihe wechseln die Bilder des kaiserlichen Hofes und der Paläste der Reichen, des Lebens und Treibens der Senatoren, Ritter, Richter, Anwälte, Militärs, Schreiber, Ausrufer, Handwerker, Sklaven aller Art u. s. w. Einen breiten Raum nehmen die Bilder aus dem literarischen und künstlerischen Kreise ein: Dichter und Redner, Philosophen, Aerzte, Bildhauer, Maler und Architekten, Schauspieler und Sänger, die Aufführungen im Circus, Theater und Amphitheater, die öffentlichen und halböffentlichen Vorlesungen, die literarischen Matinéen, bis zu den niederen Schaustellungen aller Art herab. Die Toilette, die Bäder, die Reisen, die Gastmähler, die Hochzeiten, die Geburtstage, die Morgenvisiten der Klienten, die Jagden, die Luxusmagazine, die schattigen Säulenhallen und Gärten der Hauptstadt, die engen Straßen und der laute Verkehr in den Buden und auf den Märkten, die Gemüse und Früchte, der Fischmarkt, die Auctionen, der Gottesdienst, die fremden Culte, die Astrologen, die Schoßhündchen und anderen Lieblingsthiere der Damen, die Zwerge und Spaßmacher, die Barbierstuben, die gaditanischen Tänzerinnen, die städtischen Häuserbauten —, Alles kommt in den Gedichten vor. Daneben fehlen aber auch nicht ernstere, geschichtliche und rhetorische Themata, wie z. B. die berühmten Epigramme auf den freiwilligen Tod der Porcia, der Gemahlin des Brutus, und der Arria, der Gemahlin des Paetus, sie bieten. Proben lassen sich, wie schon gesagt, nicht geben. Denn die Kunst des Uebersetzers scheitert an der gebotenen Verbindung von Kürze mit Verständlichkeit. Man kann den Martial nicht durchlesen. Ich denke mir für ihn Leser, die etwa Friedländer's „Sittengeschichte", Hehn's „Culturpflanzen und Hausthiere" oder ähnliche Bücher kennen, und nun in einer Mußestunde das eine oder das andere der Bücher Martial's lesen, mit Friedländer's Commentar. Denn ohne ihn ist Verständniß und Genuß nicht immer möglich.

Es gibt noch eine Seite in den Martialischen Gedichten, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Der geschlechtliche Verkehr, in seinen natürlichen Grenzen wie in seinen unnatürlichen Verirrungen, wird von Griechen und Römern, wie von den südeuropäischen und manchen andern Nationen noch jetzt, ja bis in das sechzehnte Jahrhundert und weiter herab auch bei uns, mit einer natürlichen Offenherzigkeit und Deutlichkeit behandelt, die unser Gefühl verletzen. Davon gibt es bei Martial eine ziemliche Anzahl sehr drastischer und keineswegs erfreulicher Proben. Der Dichter weiß sehr wohl, daß diese Dinge nicht für keusche Ohren sind. Allein der satirischen Poesie fehlt ohne diese Zuthat ein Hauptmoment des Komischen. Er entschuldigt sich deshalb wiederholt bei den Lesern und bei dem Kaiser. Doch lag darin ein Reiz für die große Masse des Publicums, den er nicht entbehren will. Der französische Gelehrte, welcher im Jahre 1701 die Ausgabe in usum Delphini veranstaltete, hat aus solchem Grunde 150 Epigramme ausgesondert. Der Streit, ob dies viel oder wenig seien im Verhältniß zur Gesammtzahl, und ob man danach des Dichters eigene Auffassung dieser Dinge bemessen dürfe, ist müßig. Er gibt nur den Anschauungen

und Sitten seiner Zeit darin Ausdruck. Auch in der bildenden Kunst der griechisch-römischen Zeit ist Vieles, über das man hinwegsehen muß. Man soll den Dichter auch hierin nehmen, wie er ist, und sich den Genuß an seiner Kunst, wie an der des Alterthums überhaupt, durch diese üblen Auswüchse einer verfallenden Cultur nicht stören lassen. Nichts hindert den Leser, die Gedichte solcher Art zu überschlagen.

Martial war nicht eitler, als viele Dichter alter und neuer Zeit. Er weiß sehr wohl, daß hin und wieder ein gutes Epigramm zu machen nicht allzu schwer ist, aber daß so viele und so gute Epigramme zu liefern keine geringe Meisterschaft voraussetzt. Auch freut er sich daran, daß nicht bloß in der Hauptstadt, sondern in allen fernen Provinzen des Reichs seine Gedichte eifrig gekauft und gelesen werden. Bereitwillig erkennt er fremdes Verdienst an, so bald es echt und wohlerworben ist, wie bei Silius und Juvenal, bei Seneca und Quintilian. Nur mit seinem Zeitgenossen, dem wortreichen Hofpoeten Statius, dem neapolitanischen Improvisator, scheint er nicht auf gutem Fuß gelebt zu haben; er erwähnt ihn nie. Alles in Allem genommen, wird man seines vornehmen Gönners, des jüngeren Plinius, Urtheil über ihn unterschreiben können, der von ihm sagt, als er mit Bedauern seinen Tod vernommen hatte: „Er war ein Mann von Talent, voll Scharfsinn und beißendem Witz; in seinen Gedichten ist des Salzes, der Anmuth und galliger Schärfe viel; aber auch nicht weniger Herz und Gemüth." Wer, an Friedländer's Hand, zum ersten Male seine Bekanntschaft macht, wird, abgesehen von dem typischen Interesse, das seine Stellung in der Weltliteratur hervorruft, sich freuen, dem gescheidten und witzigen, vielseitig gebildeten, nie langweiligen Dichter einmal näher getreten zu sein.

Thomas Hobbes.

Zum dritten Säculargedächtniß seines Geburtsjahres (1588).

Von

Ferdinand Tönnies.

„Qu'est ce qu'un philosophe? C'est un homme qui oppose la nature à la loi, la raison à l'usage, sa conscience à l'opinion, et son jugement à l'erreur.“ (Chamfort.) Richtig verstanden, paßt diese Beschreibung genau auf Hobbes. Es ist derselbe Sinn, in welchem man das achtzehnte Jahrhundert das philosophische zu nennen pflegt. Und doch ist die gewöhnliche Vorstellung von einem Philosophen anders beschaffen. Man erwartet, daß ein Solcher mit den großen Problemen, welche Allen am Herzen und doch jenseits der allgemeinen Erfahrung und Einsicht liegen, sich beschäftige: mit Dasein und Wesen Gottes, mit Wesen und Unsterblichkeit der Seele, und daß er hierüber die Ahnungen und Hoffnungen frommer Herzen in die Gewißheit eines tiefsinnigen und speculativen Denkens verwandeln könne. Das bloße Ernstnehmen dieser Probleme ist eine Huldigung ihnen dargebracht; und die Verneinung ruft immer neue Bejahung hervor. Hingegen die Kritik, welche gegen alle Tradition sich wendet, läßt die dogmatischen Fragen, von transscendenter Art, überhaupt nicht gelten und untersucht sie nur gleichsam von außen als anthropologische und historische Merkwürdigkeiten. Kritische Philosophie ist aber dem Gesetze ihrer Entwicklung nach die moderne Philosophie überhaupt. —

Wenn man nach der Menge historischer Erfahrung urtheilt, so ist jener theologische Typus des Philosophen allerdings der vorherrschende. Es ist dem Menschen natürlich, innerhalb des Glaubens seiner Väter, seines Volkes zu verharren, zumal wo dieser Glaube durch die Macht einer organisirten Priesterschaft unterstützt wird. Und nun gar, wenn aus der Priesterschaft selber die Gestalt des Denkers hervorgeht, welcher darauf hingewiesen ist, ihre Lehren in eine logisch verständliche Form zu bringen, und wenn diese Lehren schon von ihrem Ursprunge her eine so faltenreiche philosophische Gewandung tragen, wie es der christlichen Dogmatik eigenthümlich ist. Wir finden daher auch, daß dieser Typus nicht allein sich immer erneuert, sondern auch immer von Neuem mächtig wird.

Wir kennen ihn in höchst mannigfachen Erscheinungen, aber am nächsten steht er uns noch durch die romantische und speculative Philosophie, welche mit alter und neuer Mystik eine mehr oder minder innige Verwandtschaft hat, ja als specifisch deutsche Philosophie der deutschen Mystik sich an die Seite stellt. Allen derartigen Richtungen gemein ist aber der Widerstand gegen die subjectiv gescholtene Vernunft, welche doch darauf Anspruch macht, daß sie allein objective, nämlich beweisbare Wahrheit, in Gestalt von allgemeinen und nothwendigen Sätzen, darzustellen vermöge. Uebrigens aber ergeben sich hier, wie zwischen allen zeitlich zusammenhängenden Culturphänomenen, bei näherer Betrachtung sonderbare Kreuzungen. Die theologische Philosophie des Mittelalters hat selber jenen rationalistischen Charakter, wenn auch nicht principieller Weise; denn die höchsten Wahrheiten stehen ihr vor aller Untersuchung fest als offenbarte. Der moderne Antirationalismus ist in dieser Hinsicht nicht gebunden; er nennt wohl auch seine Betrachtung die eigentlich vernünftige im Gegensatze zu derjenigen des „seichten Verstandes"; womit denn schon eine besondere Varietät ins Leben tritt. Die überwiegende Richtung aber dieser neueren Speculation hält weder Verstand noch Vernunft für fähig und berufen, die erhabenen Wahrheiten, welche in religiösen Bekenntnissen enthalten sind, zu beweisen, sondern will auf anderen Wegen eine tiefere Gewißheit davon erlangen, die wohl auf verständliche Weise als Ueberzeugung des Gefühles, des Gemüthes oder des Gewissens bezeichnet wird — d. h. als Glaube. Hiermit zusammenhängend, aber bedeutender für alle wirkliche Wissenschaft ist der Gegensatz von Erkenntniß durch Vernunft und Erkenntniß durch Erfahrung. Dieser hat, wie man anzunehmen pflegt, und vielleicht allzusehr betont, bis die Kritik der reinen Vernunft geschrieben wurde, die moderne Philosophie in zwei Lager geschieden. Und nun ist es merkwürdig, wie die theologische und metaphysische Speculation bald nach der einen, bald nach der anderen Seite stärker sich hingezogen fühlt. Sie sympathisirt mit dem Empirismus; denn da hier die natürliche Theologie geleugnet wird, so eröffnet sich wieder der Platz, aus welchem durch jene die positive und gläubige Theologie verdrängt wurde; und wenn Erfahrung allein Wissen hervorbringt, so kann das innere Erlebniß und die Möglichkeit des Wunders wiederum sich geltend machen, welche Vernunft aus allgemeinen Principien und angeblich nothwendigen Naturgesetzen bestritten, ja verhöhnt hat. Auf der anderen Seite aber sind doch nur für das freie und productive Denken die übersinnlichen und geistigen Objecte vorhanden; als wirklich möchten sonst nur die erfahrenen, und als erfahren nur die mit Sinnen wahrgenommenen Thatsachen gelten. So erscheinen denn Sensualismus und Materialismus als rechte Geschwister, und werden mehr mit Furcht oder mehr mit Abscheu, meist nicht ohne Widerwillen empfunden. Dagegen gilt dann in wunderlicher Verkehrung die rationalistische als die wohlgesinnte und conservative Philosophie, nicht mehr als Magd der stolzen Frau, aber doch als eine Stütze und Gehülfin der ehrwürdigen und zu herrschen gewohnten Theologie. — In Wahrheit wird die gesammte moderne, d. h. die charakteristisch moderne und siegreich fortschreitende Denkungsart, wenn nicht durch feindseliges Verhalten, so doch durch Gleichgültigkeit gegen alle jene Probleme bezeichnet. Sie ist durch

und durch weltlich, und in demselben Maße ist sie wissenschaftlich. Sie geht aus, wie Bacon mit großen Worten verkündet, auf Beherrschung der Natur. An wahrer Metaphysik ist sie nur soweit, als noch lebendige Ueberlieferung dazu nöthigt, betheiligt; an exacter Naturwissenschaft ist ihr Alles gelegen. Descartes selber, der den Naiven wohl noch heute als Muster eines erbaulichen Philosophen gilt, mit demselben Grunde etwa wie Louis XIV. als allerchristlichster König dasteht, äußert sich in einem Briefe dahin, daß er nicht so viele Tage auf die Metaphysik als Jahre auf die Physik gewandt habe.

Zwischen ihm und Hobbes ist in dieser Hinsicht kein wirklicher Unterschied, obgleich dieser, viel weniger beflissen, zwischen sich und der herrschenden Theologie eine Brücke zu bauen, jeden Gebrauch der Vernunft, der über den Stoff der Erfahrung hinausgehe, für leer und absurd erachtet; daher dem Gassendi Beifall klatscht und beisteht, der im Banne jener metaphysischen Gespenster seine Stärke zeige, die Descartes von Neuem heraufbeschworen hatte[1]). Aber dies waren Plänkeleien zwischen alliirten Mächten: ihren Anhängern galten sie mit Recht als Vorkämpfer derselben Sache. Als die gemeinsame große Neuerung erschien diesen, was in der That die Grundlage der ganzen modernen Naturwissenschaft geworden ist: der Versuch, Alles durch räumliche Bewegung, oder — was dasselbe sagt — Alles auf mechanische Weise zu erklären. Hierdurch wurde, zugleich mit der Auctorität aller Universitäten, die classische Philosophie des Alterthums umgestürzt. Fontenelle hat in seiner anschaulichen Art diese Wandlung dargestellt. „Stellt euch vor," sagt er, „alle die hochberühmten alten Weisen säßen in der Oper und sähen den Flug des Phaëton, welchen die Winde erheben — nur setzet, sie könnten die Stricke nicht entdecken und wüßten nicht, wie der hintere Raum des Theaters eingerichtet ist. Einer von ihnen würde sagen: es ist irgend eine geheime Eigenschaft, welche den Phaëton erhebt .... ein Anderer: Phaëton hat eine gewisse Vorliebe für die Höhe des Theaters; er befindet sich nicht wohl, wenn er nicht dort ist. Noch ein anderer: Phaëton ist zwar nicht geschaffen zum Fliegen, aber er fliegt lieber, als daß er die Höhe des Theaters leer lassen sollte. Viele andere Träumereien von dieser Art haben sich den Rang streitig gemacht. Schließlich aber sind Descartes und einige andere Moderne gekommen und haben gesagt: Phaëton steigt, weil er gezogen wird durch Stricke, und weil ein Gewicht, das schwerer ist als er, hinabgeht. Auf diese Weise glaubt man nicht mehr, daß ein Körper sich bewegt, wenn er nicht gezogen oder vielmehr gestoßen wird von einem anderen Körper; man glaubt nicht mehr, daß er steigt oder fällt, es sei denn durch die Wirkung eines Gegengewichtes oder eines Federdrahtes; und wer die Natur sehen würde, so wie sie ist, würde nichts sehen als den Maschinenraum des Opernhauses." (Entretiens sur la pluralité des mondes, prem. soir). Hobbes aber setzt nicht allein darin sein Verdienst, unter diesen Zerstörern der alten Illusionen am gründlichsten zu verfahren und das System der Welt auf natürliche Weise zu erklären; sondern er glaubt nach denselben Grundsätzen das Räderwerk und die Triebfedern bloßlegen zu können, wodurch die Menschen in ihrem Zusammenleben be-

[1]) Eine Aeußerung des Hobbes, die Sorbière in der Vita Gassendi bezeugt.

wegt, gehemmt, geordnet werden. Der geistreiche Franzose an jener Stelle fährt fort: „Man will (jetzt), daß das Universum im Großen nichts Anderes sei als was eine Uhr im Kleinen, und daß Alles darin sich begebe durch geregelte Bewegungen, welche abhängen von der Anordnung der Theile.“ Ebenso sagt Hobbes in Bezug auf sein politisches Problem: „Gleichwie in einem Uhrwerk oder einer anderen etwas complicirten Maschine man die Bedeutung jedes Theiles und Rades nicht erkennen kann, wenn man sie nicht auseinander nimmt und Stoff, Figur, Bewegung jedes Theiles für sich betrachtet: ebenso ist es bei Untersuchung des Staatsrechtes und der Unterthanenpflichten nöthig, zwar nicht, daß der Staat aufgelöst, aber doch, daß er als ein aufgelöster betrachtet werde, d. h. daß man die Beschaffenheit der menschlichen Natur, durch welche Seiten sie tüchtig oder untüchtig sei, um ein Staatswesen zusammenzuschweißen, und auf welche Weise die Menschen unter einander sich verbinden müssen, die eine Einigung erzielen wollen, auf richtige Weise erkenne.“ (De cive praef. ad lect.). — Der kritische Geist des Philosophen ist dieser Geist der Analyse, welcher alle Realität in ihre Elemente auflöst und zeigt, wie diese von selber sich zusammensetzen oder von einer über ihnen befindlichen Intelligenz zusammengesetzt und zusammengehalten werden. Es ist das absolute Regiment der Logik, welches eingeführt wird, und in seiner Tendenz, der Natur Gesetze a priori zu geben, durch den Widerstand der Erfahrung zwar gehemmt wird, aber doch immer tiefer in diese eindringt und als nothwendig sich bewährt. In diesem Sinne muß die Bedeutung des Hobbes verstanden werden als eines universalen und consequenten Logikers, und die folgende Skizze will die Grundzüge seines wissenschaftlichen Charakters darstellen, um in einem anderen Abschnitte die äußeren Umstände vorzuführen, unter deren mitwirkendem Einfluß eine so entschiedene und fruchtbare Entwicklung sich zu gestalten vermocht hat.

Erster Abschnitt.

I.

Hobbes ist erfüllt von Enthusiasmus für die Wissenschaft. Denken und Erkennen erscheint ihm als die erhabenste aller Thätigkeiten; die Leidenschaft dafür sei die einzige, die der Mensch vor den Thieren voraushabe; daher meint er einmal, sie pflege bei den Individuen in umgekehrtem Verhältnisse zu dem eigentlich bestialischen Charakter zu stehen, nämlich der Raubgier, die menschlich gesprochen Habsucht genannt werde. Von solchem Trachten weiß er sich frei, und zum Preise seiner Wißbegier wird der nüchterne Rechner, der erst in hohem Mannesalter seine Werke verfaßte, von jugendlichem Geiste beredt. „Auch die Genußmenschen,“ schreibt er in einer Vorrede, „vernachlässigen die Philosophie aus keiner anderen Ursache, als weil sie nicht wissen, wie große Wollust der beständige und innigste Verkehr des Geistes mit der herrlichen Welt in sich birgt.“ — Unter den Wissenschaften aber kommt keine durch allgemeine Bedeutung, Gewißheit und vollendeten Ausbau der Mathematik gleich, und sie macht das Lieblingsstudium, wie aller tüchtigen Köpfe des Zeitalters, so des Hobbes aus. In ihrem Werthe, ihrem Nutzen sieht er das Muster für die Philosophie schlechthin. „Alle För-

derung, die dem menschlichen Leben zu Theil wird: durch Beobachtung der Gestirne, durch Beschreibung der Länder, durch Rechnung der Zeiten, durch weite Seereisen; Alles was schön an Gebäuden, stark an Festungen, staunenswerth an Maschinen ist, kurz Alles, was die heutige Zeit vor ursprünglicher Barbarei auszeichnet, ist beinahe ganz die Wohlthat der Geometrie. Denn was man der Physik verdankt, das verdankt die Physik wiederum der Geometrie." So war man im Allgemeinen, und ist man geneigt, alle gute und schlechte Praxis als Anwendung richtiger oder falscher Theorie vorzustellen, den Fortschritt der Menschheit als Fortschritt ihres Wissens. Diese Anschauung ist historisch so verkehrt, wie sie ideell wahr ist. Die Theorie löset sich immer reiner von der Praxis ab, aus der sie herstammt, und gewinnt, je mehr sie vollkommen und genau wird, die bestimmende Herrschaft über sie. Dies ist insonderheit die charakteristische Bedeutung geworden, wodurch jene allgemeine Theorie geschehender Veränderungen oder beharrender Zustände in der materiellen Welt hervorragt, welche wir mit einem Namen, der ursprünglich nur die Kunst und nicht die Wissenschaft bezeichnen sollte, Mechanik zu nennen gewohnt sind, und ihre Ausbildung war es, welche alle namhaften Philosophen dieser Zeit sich aufs Innigste angelegen sein ließen. Sie in gleichen Rang mit der Geometrie zu erheben, gelingt durch eine Reihe von entschiedenen Abstractionen, welche es möglich machen, alle Bewegungen als Quantitäten zu begreifen und an einander zu messen. So werden alle ihre Probleme durch Rechnung lösbar, wenn auch noch so complicirte; und Rechnen ist der einfachste Ausdruck streng logischen Denkens überhaupt, welches keine anderen Voraussetzungen macht, als daß jedes gedachte Ding sich selber gleich, und daß ein Ganzes gleich der Summe seiner Theile sei. Hobbes stellt in diesem Sinne den oft citirten Satz an die Spitze seiner Logik, daß Denken und Rechnen eines und dasselbe seien, welchen Satz er freilich nicht in alle Consequenzen verfolgt hat.

Dies aber wird nun vorgestellt als das Ziel der Wissenschaft überhaupt: alle Vorgänge und Zusammenhänge so deutlich zu begreifen wie die Wahrheit, daß $2 \times 2 = 4$. Rasch führte das Wachsthum der mechanischen Theorie zu der Hoffnung, daß nunmehr alle Vorgänge der Natur erklärbar und berechenbar werden müßten, mit anderem Worte, daß die gesammte Physik als rationale oder mathematische Wissenschaft darstellbar sei. Dies schien nur des einen Vordersatzes zu bedürfen, daß außer räumlicher Bewegung es keine Ursache gebe, wenn aber keine Ursache, so auch keine Wirkung — denn jede Wirkung ist eine neue Ursache — und wenn weder Ursache noch Wirkung, so überhaupt keine Thatsache. Diese Verallgemeinerung wagten zu gleicher Zeit Descartes und Hobbes; sie nahmen damit vorweg und stellten als Programm auf, was in langsamer Annäherung die fortschreitende Naturwissenschaft der folgenden Jahrhunderte zu verwirklichen bemüht gewesen und noch bemüht ist, so sehr auch durch tiefere Einsicht in die unendliche Complication von Kräften, und besonders durch Hereinziehung der nicht nachweislich auf mechanische Weise wirkenden Gravitation die Aufgabe sich hat verwickeln und erschweren müssen. Jene genialen Denker konnten einen Augenblick in der Idee schwelgen, daß eine Festung im Sturme sich einnehmen lasse, von der nur ein großes Vorwerk in unseren Tagen

durch die mechanische Wärmelehre dem Andrange der Forscher gewichen ist. Hobbes hat aber doch besser als Descartes die Grenzen der scheinbar allmächtigen Methode eingesehen. Indem er der Ausführung näher kommt, verzichtet er darauf, seine physikalischen Erklärungen als nothwendige zu beweisen. Den Unterschied von abstracter Bewegungstheorie und concreter Physik bestimmt er dahin, daß dort von bekannten Ursachen aus die nothwendigen Wirkungen beschrieben werden, hier von gegebenen Phänomenen als Wirkungen nur mögliche Ursachen gesucht werden können — denn die Natur wirke auf mannigfachen Wegen. „Beide Ableitungen", sagt er, „pflegen Demonstrationen genannt zu werden, jene aber mit besserem Rechte. Denn es ist von größerem Werthe zu wissen, wie wir vorliegende Ursachen richtig gebrauchen können, als die unwiderrufliche Vergangenheit zu erkennen. Daher ist nur die Wissenschaft derjenigen Dinge a priori möglich, deren Erzeugung von der eigenen Willkür des Menschen abhängt; folglich die Geometrie und derjenige Theil der Physik, der unter die angewandte Mathematik gerechnet zu werden pflegt." Die Probleme, welche hier verborgen liegen, hat Hobbes nicht gelöst, aber die Witterung von Problemen ist oft ein hohes Verdienst. Unter den großen Urhebern der mechanischen Theorie, welche das Zeitalter zieren, wird Hobbes nicht genannt. Kein bleibendes Gesetz ist von ihm aufgestellt, keine Formel erfunden worden. Dennoch ist die unsägliche Mühe, die er sich gegeben hat um scharf zugeschnittene Definitionen, um die anschaulich klare Darstellung der Probleme, nicht verloren gewesen. Der Einfluß, den das Buch De Corpore auf die Ideen des Leibniz gehabt hat, ist, obschon immer verkannt, doch nicht schwer erkennbar, und daß auch Newton seines verrufenen (denn das war Hobbes) Compatrioten System nach dieser Seite hin seiner Kenntniß, ja seines Studiums gewürdigt hat, ist aus manchen Gründen wahrscheinlich. Aber dieser wie viele andere Zusammenhänge der gelehrten Geschichte sind verwischt und schwer zu entziffern. Sicher scheint jedoch, daß die eigentliche Physik des Hobbes auch zu ihrer Zeit von geringerer Bedeutung gewesen ist. Er ist freilich auch in diesem Felde überall auf den richtigen Spuren. Das System des Copernicus nahm er ohne jeden Vorbehalt auf, was im Vergleiche zu der zaghaften Haltung des Descartes wenigstens einige moralische Bedeutung hat. Er erkennt die Kepler'schen Gesetze an, und diese in Verbindung mit der ganzen heliocentrischen Ansicht „auf Grund klarer und verständlicher physikalischer (d. h. mechanischer) Principien auszulegen, ist er in seiner Weise nicht minder als Newton beflissen"[1]. „Jene aber," sagt er selber, „die da annehmen, daß dies (nämlich die Lenkung der Planeten durch die Sonne wie des Mondes durch die Erde) durch eine magnetische Kraft oder durch unkörperliche, immaterielle Species geschehe, supponiren keine physische Ursache, ja supponiren gar nichts, denn ein Bewegendes, das nicht körperlich ist, gibt es nicht; und was magnetische Kraft sei, weiß man nicht, wenn sie aber erkannt sein wird, so wird man finden, daß sie eine körperliche Bewegung ist." Mit jenen verschmähten Erklärungen hatte noch Kepler sich begnügt. Die Prophezeihung des Hobbes ist

[1]) G. C. Robertson. Hobbes, S. 190. Diese gründliche und lehrreiche englische Monographie habe ich in den „Philosophischen Monatsheften" 1887, behandelt.

interessant. Bekanntlich hat auch Newton keineswegs die Gravitation als actio in distans gelten lassen wollen, wenn er auch ihre instantane Wirkung behaupten mußte, und doch erschien seine Theorie den consequenten Mechanikern seiner Zeit, mochten sie Cartesianer oder Hobbisten sein, als ein Schritt zurück zur Erklärung durch occulte Qualitäten, und rief ihre Proteste hervor. Wobei bemerkenswerth ist, daß Descartes selber noch die instantane Ausbreitung des Lichtes als sicher angenommen hatte. — Hobbes versucht sich mit mechanischen Hypothesen auch an der Theorie des Lichtes, der Wärme, der Farben, des Windes, des Donners, der Schwere und anderer Phänomene, die für solche Behandlung noch unreif waren. Die Energie seines Denkens und manche bedeutende Ahnungen sind doch immer der bewundernden Theilnahme würdig.

II.

Aber an ein wichtiges Hauptstück dieser Philosophie treten wir heran, wenn wir die Lehre von der Wahrnehmung betrachten. Durch das Princip der mechanischen Ansicht werden alle Qualitäten in meßbare Quantitäten räumlicher Ausdehnung oder darin wirksamer Bewegung verwandelt, mithin ihre scheinbare Realität aus der Natur eliminirt. Wenn sie nicht real sind, müssen sie ideal sein, Zuthaten des wahrnehmenden Subjectes. Aber gerade ihr ideelles und psychisches Dasein, das Niemand leugnete, scheint zu seiner Erklärung ihr Dasein im Gegenstande zu fordern, wie ein Bild nicht ohne sein Original gedacht werden kann. Von solcher Art war denn auch die überlieferte Lehre, welche merkwürdiger Weise im Alterthum gerade bei den Materialisten (Demokrit, Epikur, Lucrez) ihre Ausbildung gefunden hatte, aber auf Umwegen tief in die peripatetischen Schulen des Mittelalters eingedrungen war. Diesen gemäß lösen von allen Dingen fortwährend membranartige Bilder (Species), welche ihres Wesens Kern enthalten, sich ab und schwirren in der Luft, bis sie in einen offenen Sinn eintreten, wo sie dann weiterer Verarbeitung unterliegen. Die Vernichtung dieser ebenso einleuchtenden Vorstellung als oberflächlichen Hypothese ist eigentlich der bedeutende Entschluß, durch welchen die gesammte neue Philosophie ihre kritische Stellung zur Welt begründet. Denn nun kann es schon heißen, daß unsere Empfindungen und Ideen mit den Dingen, wie sie an sich selber sein mögen, keine Aehnlichkeit haben, und es wird, unter der Voraussetzung, daß eine äußere Welt existire, durchaus unbegreiflich, wie doch durch ihre Wirkungen auf die Sinne Wahrnehmung entstehen könne. Die Schwierigkeiten, an die noch heute fast Alle glauben, sind freilich selbstgeschaffene und beruhen auf Begriffen, denen ohne Recht absolute Gültigkeit beigelegt wird, während man sich begnügen muß, die Thatsachen zu nehmen, wie sie sind, und von causaler Erklärung nicht mehr fordern darf, als sie zu leisten vermag. In Wahrheit wird durch die Argumente, welche die objective Realität der Qualitäten widerlegen, zugleich die Wahrheit eingeschärft, daß auch das Dasein der Körper selbst als seelische Thatsache allein gegeben ist, und daß wir ein unmittelbares Wissen von anderer Art nicht haben können. Dies erkannten sowohl Hobbes als Descartes, welche beide jene kritische Wendung in so entscheidender Weise eingeleitet haben; und Jeder legt seine Einsicht auf eigenthümliche Weise dar. Beide gewinnen

auch den Standpunkt wieder, welchen sie brauchen, nämlich die von subjectivem Beiwerk entblößte Körperwelt als ausgedehnte und bewegte (in ihrer substantiellen Unabhängigkeit von unserer Vorstellung) zu entschiedener Geltung zu bringen. Für Descartes, hierin den echteren Rationalisten, ist die Vernunft ein selbständiges Erkenntnißvermögen. Sie begreift klar und deutlich die Ausdehnung im Raume als einziges Attribut der körperlichen Substanz. Darum ist es auch wirklich. Gegen solche Begründung richtet sich eigentlich die Kantische Kritik mit ihrem Resultate, daß „alle Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinen Verstande oder reiner Vernunft nichts sei als lauter Schein, und nur in der Erfahrung Wahrheit sei.“ Dies ist völlig im Sinne des Hobbes, der freilich weit entfernt bleibt von Kant's Darstellung der apriorischen Elemente, wodurch Erfahrung allererst möglich gemacht werde (obgleich er die Idealität von Raum und Zeit, als nothwendigen Formen für alle Anschauung von Dasein und Bewegung, stark genug hervorhebt). Hobbes bringt die Realität der Außenwelt als Inhalt eines nicht bloß zweckmäßigen, sondern unerläßlichen, aber doch seinem Wesen nach willkürlichen Begriffes hervor; in demselben Verstande, aber mit anderer Abgrenzung, wie der naive Realismus, der sich in der Sprache ausprägt, zwischen bloßen Einbildungen und wirklichen Dingen unterscheidet. Er sagt in geistreicher Erörterung, wenn wir uns alle Dinge als vernichtet denken wollten und nur einen philosophirenden Menschen als nachbleibend, so würde dieser in seiner Erinnerung alle Vorstellungen oder Phantasmen ebenso besitzen, wie unter der Voraussetzung einer wirklichen Welt. „Sie können aber“ (diese Phantasmen), fährt er bedeutsam fort, „betrachtet werden, d. h. in Rechnung kommen unter doppeltem Namen, nämlich als innere Accidentien des Geistes — und auf diese Weise werden sie in der Psychologie betrachtet — oder als Bilder von äußeren Dingen, d. h. als (wenn nicht in Wahrheit, so doch in unvermeidlichem Scheine) außer uns bestehend; und auf diese Weise sind sie zunächst (nämlich in der Physik) zu betrachten.“ Dies ist in der That der ganze Werth des Begriffes der Materie, daß er eine Wissenschaft möglich macht, in welcher alle wechselnden Erscheinungen als bloße Veränderungen in der gegenseitigen Lage zwischen beharrenden, theilbaren oder untheilbaren, Körpern vorgestellt und erklärt werden, d. h. zuletzt in die Einheit eines Gedankensystemes aufgehen.

III.

Wir lernen nun auch, was von dem berufenen Materialismus zu halten ist, dessen man von je diesen vorsichtigen Forscher geziehen hat, so daß er beinahe unter der Last solcher Anklage seines Platzes unter den Philosophen verlustig geworden ist. Die Wahrheit zu sagen, hat Hobbes auch in diesem Stücke nichts gethan, als dem Princip der Naturwissenschaft einen allgemeinen Ausdruck verliehen, woran Niemand Anstoß nehmen kann, der nicht etwa noch heute die Erklärungen durch substantielle Formen, durch Instinct, durch Antipathie und Sympathie oder durch occulte Qualitäten, im Gebiete der Physik für wesentlich richtiger hält als die Aufweisung mechanischer Aequivalente. Allerdings glaubt er auch die Sinnesempfindung, unter Annahme realer Objecte, durch Bewegungen erklären zu können, die von diesen aus dem Organe sich mittheilen, vom Organe zum Gehirn,

endlich von da zum Lebensherde, dem Herzen; durch die Reaction des Organismus von Innen nach Außen entstehe das Bild oder ein anderes „Phantasma“. Diese Theorie hat er versucht, in Bezug auf alle Sinne durchzuführen; aber am tiefsten geht seine Beschäftigung mit dem „vornehmsten der Sinne“, dem Gesicht, wie denn auch die Optik gerade zu jener Zeit ein von allen Philosophen mit Eifer betriebenes Studium war. Daß die Wirkung des Lichtes auf das Auge nach Analogie seiner Wirkung auf einen complicirten unlebendigen Apparat (wie die Camera obscura) betrachtet werden müsse, und das Sehen einem Reflexe vergleichbar sei, war dabei die leitende Maxime, welche um so reiner zur Geltung kam, je mehr die Theorie der eindringenden Bildchen verdrängt wurde und ein causaler Zusammenhang zwischen den Veränderungen in der Configuration des Objectes und denjenigen des Organes als das Einzige nachblieb, was der physikalischen Behandlung aufgegeben war. Dieses regulative Princip für den Theil der physiologischen Forschung zu verallgemeinern, welcher schon einer mathematischen und mechanischen Darstellung zugänglich erschien, — dies ist der Gedanke des Hobbes, nichts weiter. Es ist nicht die letzte und tiefste Ansicht, die für psychologische Probleme möglich ist; denn diese müßte von der Wahrheit und Idee des Lebens ausgehen. Aber jene Behandlung bleibt diejenige der objectiven Wissenschaft, und die einzige die für praktische Zwecke brauchbar ist; sie ist so richtig, als das Dasein unseres Körpers und der anderen Körper wahr ist, worauf sie sich bezieht. Hobbes hat nie aufgehört, Phantasmen von Bewegungen zu unterscheiden; aber im Raume und somit zugehörig zu der realen Welt, die wir in den Raum versetzen, gibt es nicht Phantasmen, sondern nur ihnen entsprechende Bewegungen, welche das wahrnehmende Wesen nicht als Bewegungen erkennt, sondern als Licht und Farben sieht, als Töne hört u. s. w. Man wird zugestehen müssen, daß jene hergebrachte und leichte Erklärung, ich möchte sagen, definitiver materialistisch ist, als die neue mechanische. Denn wenn auch jene Bildchen als immaterielle gedacht werden sollten, so müßten sie doch gleich Körpern fliegen und ins Sensorium hineinspazieren; während hier von der Beschaffenheit des Organismus und seiner Organe, also zuletzt von deren eigener Thätigkeit, welche des äußeren Druckes nur zu ihrer Anregung bedarf, der Act der Wahrnehmung abhängig gemacht wird. Hobbes und Descartes legen auf das Argument Gewicht, daß ein Schlag aufs Auge auch im Dunkeln die Lichtempfindung hervorrufe; womit denn ebensowohl gesagt ist, daß sie von Innen erzeugt, als daß sie von Außen bewirkt werde.

Aber freilich: jene frühere Denkungsart ließ doch eine Seele im Leibe wohnen, ein immaterielles Princip, das als Wille die todte Maschine regiert und als Intellect jene Bildchen empfängt, behält, ordnet. Und der Seele blieb auch Descartes treu, der ihren Sitz in eine Drüse des Gehirns verlegt und sie dieses durch alle Erregungen der materiellen Lebensgeister mitbewegten Organes zum Empfange von Eindrücken und zur Mittheilung ihres Willens an den ihr schlechthin fremden Körper, wie eine freie und wahrhaft göttliche Herrscherin sich bedienen läßt, ohne daß sie an dem Spiele der materiellen Kräfte irgendwelchen unmittelbaren Antheil nimmt und mehr als die Richtung darin verändert, eben dadurch aber der vollkommenen Bestimmung willkürlicher Bewegungen des

Menschen sicher. Den Werth und die Geschichte dieses berühmten Theoremes können wir nicht hier erörtern; aber man braucht nicht weit zu sehen, um zu finden, daß es sich, wo eine Ausgleichung der naturwissenschaftlichen Ansicht mit moralischen Ideen erstrebt wird, in immer neuen Gestalten wiederholt, und daß in der That die meisten Physiker und Physiologen, wenn sie nicht die psychischen Thatsachen, auch die menschlichen, zu leugnen wagen — wie Descartes in Bezug auf die Thiere — einer punktuell gedachten Seele so eine Stelle im Kopfe concediren müssen, ohne daß sie über die Consequenzen dieser Vorstellung so exacte Rechenschaft von sich fordern, wie die Cartesianer allerdings gethan haben. Wir hatten schon Gelegenheit, diese Schwierigkeiten als selbstbereitete zu stigmatisiren; in Uebereinstimmung mit Spinoza, welcher sagt: „er (Cartesius) hatte nun einmal den Geist als so sehr unterschieden vom Körper begriffen, daß er weder von der Vereinigung beider noch vom Geiste selber irgend eine einzelne Ursache bezeichnen konnte, sondern genöthigt war, zur Ursache des ganzen Universums, d. h. zu Gott seine Zuflucht zu nehmen". Die große und nützliche, ja unerläßliche Abstraction der materiellen Substanz trägt an diesem Nothstande die Schuld. Man kann sich ihrer bedienen und doch anerkennen, daß zum Wenigsten die lebendigen Körper nichts an sich selber sind als Empfindung, Wille, Seele oder wie immer man es nennen mag; welches Sein aber ihre objective Realität als Körper auf keine Weise stören muß, da es jedenfalls durch äußere Sinne nicht wahrnehmbar ist, daher einer durchaus anderen Betrachtung angehört. Für jene ist auch der Mensch nur ein Stück complicirter Materie von mannigfachen inneren und äußeren Bewegungen; und daß diese Realität als ihre eigene Idee noch etwas anderes ist, würden wir nicht wissen können, wenn wir nicht selber uns zugleich als ein solches Stück Materie und als das Subject oder die Idee derselben erkennten.

Hobbes hat zwar Erwägungen dieser Art nicht angestellt. Aber sie sind mit seiner Auffassung am besten vereinbar. Der spinozistischen reinen Consequenz, welche überall materielles und psychisches Sein und Wirken gleichsam wie zwei Abschriften desselben Textes darzustellen versucht, steht er nicht allzu ferne. Mit einer Ablehnung, die halbe Zustimmung ist, sagt er (aber lange vor Spinoza's Auftreten): „Ich weiß, daß einige Philosophen, und zwar bedeutende Männer, behauptet haben, daß alle Körper mit Sinnesempfindung begabt seien, und ich sehe nicht, wenn die Natur der Wahrnehmung allein in Reaction gesetzt würde, auf welche Weise sie widerlegt werden können. Aber wenn auch aus der Reaction anderer Körper ein Phantasma entstehen sollte, so würde es doch, nach Entfernung des Objectes, sogleich aufhören; wenn sie nicht, um auch nach dieser Entfernung die eingedrückte Bewegung zu behalten, geeignete Organe haben, wie die Thiere es haben, so werden sie nur so viel wahrnehmen, daß sie niemals sich erinnern werden, etwas wahrgenommen zu haben; und so geht es die Wahrnehmung in dem Sinne, wie wir jetzt davon handeln, nichts an. Denn insgemein verstehen wir als Wahrnehmung ein durch die Phantasmen vermitteltes Urtheil über die gegenständlichen Dinge; vermöge der Vergleichung nämlich und Unterscheidung von Phantasmen; dieses aber kann, wenn nicht die Bewegung im Organe, aus der das Phantasma entstanden ist, eine Zeitlang bleibt, und das

Phantasma selber von Zeit zu Zeit wiederkehrt, nicht entstehen. Der Wahrnehmung also, von der hier die Rede ist, und die insgemein so geheißen wird, hängt nothwendigermaßen irgendwelches Gedächtniß an, wodurch man das Frühere mit dem Späteren vergleichen, und Eines vom Anderen unterscheiden kann." In demselben Sinne betont er, das ganze lebende Wesen sei Subject der Wahrnehmung, und man sage richtiger: das Thier sieht, als: das Auge sieht. Jener wichtigen Stelle aber hat Leibniz, der überhaupt in und aus dem Hobbes zu lesen verstand, seinen Satz nachgebildet, daß die Körper momentane Geister seien.

IV.

Hobbes ist Materialist in dem Verstande, wie alle Welt es ist oder mehr und mehr wird. Daran ist ihm gelegen, die Wirklichkeit und Möglichkeit separater Existenz der Seele zu leugnen. Den Aberglauben möchte er vernichten, der bei allen Völkern naturwüchsig ist und tief in alle wissenschaftlichen Deutungen der Dinge sich eingenistet hat, daß die Seele ein Ding sei, das den Körper im Tode, wenn nicht auch im Schlafe, in Ohnmachten und ekstatischen Zuständen verlasse und ein luft- und schattenhaftes Wesen dem Träumenden und Visionär sichtbar werden könne. Dem Seelengespenst, diesem höchst poetischen oder höchst greulichen Phantasiegebilde, geht er mit dem Schwerte der Kritik zu Leibe. Er wird nicht müde, zu wiederholen, was, damals noch parador, jetzt trivial geworden ist, daß alle solche Erscheinungen lediglich subjectiv seien, nur dem Grade ihrer Deutlichkeit oder der Stärke der Einbildung nach verschieden. Es ist einerlei, ob das Gespenst, wie vom Volke, für eine Materie, oder, wie von den Philosophen, für immateriell erklärt wird (was Hobbes für eine sinnlose Verbindung von Worten erklärt, denn was Etwas sei, müsse irgendwo, folglich im Raume oder ausgedehnt, d. i. körperlich sein) — „in Wirklichkeit ist es nichts als ein Tumult oder ein krankhafter Zustand des Gehirns." — Es ist höchst merkwürdig zu beobachten, wie von einem verfallenden Glauben eine Position nach der anderen aufgegeben, neue besetzt, die weiter zurückliegen, oder mit neuem Scheine, wenn nicht mit neuen Gründen befestigt werden. Tylor hat auch unter diesem Gesichtspunkte den Geisterglauben studirt. Der Geist wird gleichsam immer dünner. Wenn die theologische Philosophie ihn für schlechthin unkörperlich hält, so genügt dies schon der Phantasie nicht mehr; das Theorem des Descartes ist eine weitere Stufe rückwärts; noch verlorener ist die punktuelle Seele jüngerer Speculation. Und wenn ernsthafte Denker nicht mehr sich darauf einlassen, ihre in der Welt der Phänomene mögliche separate Existenz zu behaupten, so wenig wie man im Volke noch die Fenster öffnet, um die Seele des Entschlafenen hinausfliegen zu lassen, so glauben die Meisten wenigstens ihre räthselhafte Verbindung mit dem Leibe nöthig zu haben, um die Thatsache der Willkür zu erklären, oder auch um dem aus anderen Gründen festgehaltenen Glauben an ihre metaphysische Unsterblichkeit so etwas wie ein logisches Fundament zu geben. Auch diese letzten Stellungen sind beinahe verlassen; die Ansicht des Gemüthes unterliegt der Ansicht des kalten Verstandes. Der geschmähte Denker, dessen scharfer Blick die wissenschaftliche Unhaltbarkeit voraussah, hat gesiegt. Mit der losen Seele verschwindet der freie

Wille, den Hobbes unerbittlich widerlegt; — was Wille heißt, erscheint ihm als von Begierde und Lust, diese als vom Acte der Wahrnehmung nicht wesentlich verschieden; in Absicht auf den Körper sind alle nur als Bewegungen zu deuten. Es versteht sich, daß Hobbes (wie vor ihm Pomponatius und unter seinen Zeitgenossen der englische Jesuit Thomas White, genannt Th. de Albiis oder Th. Anglus) die natürliche Unsterblichkeit der Seele bestreitet; daß er sie auch als aus der Schrift nicht nachweisbar verwirft, mußte seinen Gründen zur Stütze dienen. Hatte doch auch das servum arbitrium hohe theologische Auctorität.

Die Schwäche der hobbesischen Psychologie ist schon angedeutet worden. Sie läßt sich darauf zurückführen, daß er, wie noch fast alle Psychologen bis auf den heutigen Tag, den Empfang von Eindrücken oder die Erkenntniß (im weitesten Sinne) für das Erste und den daraus gewonnenen Besitz für den eigentlichen Inhalt des menschlichen Geistes — oder wie man jetzt lieber sagt: Bewußtseins ansieht; den Ausdruck des eigenen Wesens in Gefühl und Willen aber als bloße Folge und Wirkung. Daher fehlt ihm das Verständniß für die natürlichen Tendenzen zu bestimmter Thätigkeit, mögen sie angeboren, angewöhnt oder erlernt sein, die auch den Verlauf der Vorstellungen beherrschend, den Gelegenheiten und Reizen gleichsam auflauern, um dadurch hervortreten zu können, wie der Schauspieler des Beifalls harrt, um wiederzukommen. Seiner Beobachtung sind diese Thatsachen nicht fremd, wie ganze Capitel bezeugen; aber auf die Grundsätze der Theorie haben sie wenig Einfluß gewonnen. Diese sind vielmehr jener puren rationalistischen Ansicht nicht fern, welche, von Condillac und Helvetius ausgebildet, überall zu Grunde liegt, wo wir tiefer in die Denkungsart unseres Zeitalters hineinsehen: daß die Menschen ihrer Anlage nach gleich, nur durch Umgebung, Erziehung und besonders durch die Menge des erworbenen Wissens verschieden gemacht werden. Diese Ansicht hängt mit dem Irrthum von der Priorität des Intellectes eng zusammen. Denn so es der Wahrnehmung und Vorstellung bedarf, um die Begierde zu erregen, so folgt, daß Alle das begehren, wovon sie die Vorstellung haben, daß es gut, nützlich, angenehm sei; z. B. Geld, Ehre, Macht schlechthin. Alle streben danach, und sind nur verschieden durch ihre Meinungen über die Mittel, solches Glück zu erreichen und durch die Menge der Mittel, worüber sie verfügen. Daß nun das menschliche Thun und Treiben eine sehr starke Neigung hat, im Verlaufe der Culturentwicklung auf eine so einfache und klare Formel sich zu reduciren — wie auch jeder Einzelne, je mehr er ein Denkender ist, um so schärfer seine Zwecke setzt, die Mittel zu erkennen und sich ihrer zu bemächtigen strebt — dies ist eine Wahrheit, die mit logischem Zwange bewiesen werden kann und durch Erfahrung bestätigt wird. Darum müssen wir auch die Bedeutung des hobbesischen Gedankens vielmehr danach würdigen, daß er eine (quasi) geometrische, als daß er eine (quasi) physikalische Theorie des Menschen darbietet; es sind vielmehr Figuren (Schemata), die er construirt, als reale Körper, die er beschreibt und erklärt; aber nur jene sind der strengen Deduction fähig, und diese stehen in einem mehr oder weniger bestimmbaren Verhältnisse zu jenen; ihre gegenseitige Annäherung ist die Aufgabe fortschreitender Wissenschaft. — Durch die Lehre von der Nothwendigkeit aller

menschlichen Handlungen hebt sich doch wieder der starke Wirklichkeitssinn unseres Denkers gegen die Beruhigung bei jenen Constructionen ab. In Streitschriften gegen einen scholastisch gebildeten Bischof, die zu den am meisten vergessenen seiner gesammelten Werke gehören, hat er diese Lehre vertheidigt und den Ruhm erworben, der Erste zu sein in der ganzen Epoche, der ohne theologische Beimischung diesen starken Wein des Gedankens zu kosten gibt. Die späteren Deterministen fügen seinen Argumenten wenig Erhebliches hinzu. Hobbes sieht vor Allem klar, daß die Frage eine rein logische ist. Menschliche Thaten sind für den Beobachter von gleicher Art mit anderen Ereignissen der Natur: die vergangenen unabänderlich, zukünftige so oder so möglich, so lange man noch in dem Ringe ihrer Bedingungen (der causa integra) eine Lücke läßt, oder irgend einen mitbestimmenden Umstand nicht *kennt*; daher *war* auch das Vergangene anders möglich, wenn man einen einzigen solchen Umstand abzieht. Hobbes hat nicht ausdrücklich den causalen Connex zwischen Willen und Bewegung geleugnet, wodurch das Theorem Spinoza's den Vorzug größerer Deutlichkeit hat. Aber aus einer lebhafteren Anschauung, als bei Spinoza vorkommt, der wegen des fliegenden Steines manchmal citirt wird, ruft er aus: „Ein hölzerner Kreisel, der von den Jungen gepeitscht wird und herumläuft, bald an eine Wand, bald an die andere, bald wirbelnd, bald Leute ans Schienbein stoßend, wenn er seine eigene Bewegung empfände, so würde er denken, daß sie von seinem eigenen Willen ausgehe, es sei denn, er fühlte, *was* ihn peitschte. Und ist etwa ein Mensch, wenn er nach einer Stelle um eine Gunst, nach der anderen um ein Geschäftchen hin und her rennt und die Welt belästigt mit verkehrten Schreibereien, Antworten darauf verlangend, deshalb irgendwie klüger, weil er denkt, er thue es ohne andere Ursache als seinen eigenen Willen, und die Peitschen nicht sieht, die seinen Willen verursachen?" — Man weiß, daß noch jetzt diese Ansicht für gefährlich gehalten wird. Wenn sie es ist, so thut dies ihrer Wahrheit keinen Eintrag. Alle Erkenntniß ist gefährlich, die von unreifen Gemüthern aufgenommen wird. Und sicherlich ist die Vorstellung der Freiheit nicht ohne immanente Vernunft von den Menschen erfunden worden, wie sie auch ihres Werthes nicht entkleidet werden kann.

The tree of knowledge is not that of life. (Byron.)

V.

Wir betrachten Hobbes als typischen Rationalisten. Dazu gehört auch die Universalität seines Denkens. Nach dem großen Plane seines Systemes will er die hauptsächlichen Objecte der Wissenschaft in drei Abtheilungen umspannen, vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitend. Denn als alles Wirkliche enthaltend, was der philosophischen Untersuchung zugänglich sei, stellt sich ihm der Begriff des Gegenstandes oder Körpers dar; unter den Körpern ist keine Art merkwürdiger als der Mensch; und der eigentliche Mensch ist der Mensch im Staate oder der Bürger (De Corpore — De Homine — De Cive —). Daneben geht aber eine ältere Eintheilung des Stoffes, welche noch, dem physikalischen Princip zuwider, ein Gedankending als Gegenstand gelten läßt: nämlich die Eintheilung in natürliche und moralische Körper, worauf sich die beiden Wissenschaften beziehen: Physik und Politik. Hier wird dann die Theorie des Menschen nur zwischen-

geschoben als für die Politik unerläßlich. In Wahrheit hat das ganze Studium unseres Denkers zwei Perioden gehabt. In der früheren sind seine Objecte Mensch und Staat: hier wird von Naturkörpern nur gehandelt, insofern der Mensch einer ist, und zwar nur psychologisch. In der späteren sind es Natur und Staat: hier kommt (im lateinisch verfaßten System) der Mensch schon dem Umfange der Behandlung nach zu kurz. Dies ist durchaus merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß gerade die tiefgehende Beschäftigung mit Mathematik, Mechanik, Physik, unseren Autor mehr und mehr zweifelhaft gemacht hatte über die Gültigkeit seiner apriorischen Theorie der menschlichen Natur; denn diese war es, was die Staatstheorie erfordert. Wir sehen, daß in beiden Perioden der Staat vorkommt. Und allerdings hat Hobbes bis zuletzt festgehalten, daß von diesem Dinge eine rationale Wissenschaft möglich sei, „weil wir ihn selber machen"; wie von Geometrie, weil wir die Figuren selber construiren.

Die Politik ist nun bekanntermaßen die Gedankenarbeit gewesen, welche den Namen des Philosophen von Malmesbury am meisten berühmt und am meisten verrufen gemacht; beides Zeugniß dafür, daß es ein sehr bedeutendes Stück Arbeit gewesen ist, welchem Eindrucke auch heute kein unbefangener Leser sich entziehen kann. Der innere Zusammenhang mit der mechanischen Physik ist aber nur scheinbar; jene, die politische Theorie, ist unabhängig entstanden und ruht auf ihren eigenen Principien. Der äußere Zusammenhang ist um so stärker: beide sind Anwendungen einer streng logischen Methode, womit zugleich ihre Grenze angegeben ist. Denn nun werden wir nicht eine Theorie des Lebens erwarten, sondern eine Theorie des Rechtes: dem Sinne gemäß, in welchem Recht einer logisch exacten Behandlung unterworfen werden kann, und von der römischen Kaiserzeit her unterworfen worden ist. Hierin ist unstreitig der Grundbegriff die bindende Kraft der Verträge, indem nichts Bindendes von anderer Art im normalen Zustande vorausgesetzt wird; aber auch Vertrag nur der Idee nach bindend; was daraus entspringendem Rechte die Macht gibt, ist ein unwiderstehlicher Zwang, der entweder seine Erfüllung bewirkt, oder als Strafe angedroht wird wider Verletzung. Um die Einheit dieses Gedankens durchzuführen, muß man alle mit einander verkehrenden Menschen zuerst durch gewisse Grund-Verträge gebunden denken und sich verpflichtend, allem (auch vermeintlich rechtmäßigem) Zwange, wie aller Gewalt überhaupt wider einander, zu entsagen, und das Recht dazu einer einzigen Person zu übergeben, welche die Aufgabe und Fähigkeit haben muß, was Rechtens sei zu erkennen und zu bestimmen, und die Macht, das erkannte Recht durchzusetzen. Eine solche Construction fehlt in der römischen Jurisprudenz; sie nahm ius publicum quod ad statum rei romanae spectat als etwas Gegebenes, und hielt es nicht für nöthig, es zu begründen. Vielleicht hängt diese Thatsache mit der Opposition der Stoa gegen den Epicuräismus zusammen, da dieser allerdings ein solches Theorem ausgebildet hatte. Im Mittelalter hat der Begriff des socialen Contractes (den Unkundige noch immer für eine Erfindung J. J. Rousseau's ausgeben!) von je eine Rolle gespielt; aber mit dem Beginne der sog. neuen Zeit wurde er, wie die Kanone in der Kriegführung, zu einer furchtbaren Waffe, deren sich feindliche Parteien in den heftigsten Literaturkämpfen bedienten. Zuerst richtete er sich vorzüglich gegen das Emporkommen des über

das Volk sich erhebenden Staates, d. i. gegen die Fürsten, die ihren Willen als absoluten Staatswillen geltend machten. Kirche und Stände waren in diesem Sinne, beides auf protestantischer und auf katholischer Seite, eng verbunden, daß sie die fürstliche Gewalt durch die Bedingungen der Unterwerfung eines ursprünglich freien Volkes eingeschränkt halten wollten, und den Fürsten, der diese naturrechtlichen Schranken zu durchbrechen wage, für einen Tyrannen erklärten, dem der Gehorsam verweigert werden dürfe, ja unter Umständen müsse, und den zu tödten als erlaubt, Manchen als verdienstlich galt. Der fürstliche Absolutismus bildete sich in den meisten Ländern immer schärfer aus trotz dieser Opposition, die bei der Theorie, wie bekannt ist, es nicht bewenden ließ. Die Politik des Hobbes hat ihre wesentliche Bedeutung nicht durch ihre schroffe Polemik gegen solche Doctrinen. Sie ist nicht umsonst bemüht gewesen, dem Probleme eine rein wissenschaftliche Gestaltung zu geben, die bis dahin unter theologischen Argumenten und scholastisch gedachten Begriffen verhüllt war. Die Frage der Fürstengewalt wird secundär. Die Construction des Staates schlechthin als der universalen und freien Willkür in Bezug auf seine Bürger, als der einen und untheilbaren Herrschaft in Gesetzgebung, Gericht, Verwaltung aller Art, nicht bloß Heer- und Steuerwesen angehend, sondern Volkswirthschaft, Polizei, Gottesdienst, Unterricht, ward hier zum ersten Male in dem Sinne unternommen, welchen die ganze moderne Entwicklung, zumal der continentalen Länder, eine überwiegende Tendenz zeigt, zu verwirklichen.

Der Staat ist bei Hobbes Vernunft und vernünftiger Wille der Menschheit. So wie im einzelnen Menschen ein wissenschaftliches Denken und Erkennen seines wirklichen Nutzens und Schadens für sein Thun bestimmend werden kann, allen Begehrungen nnd Widerstrebungen entgegen, die auf Gefühlen, Gewohnheiten u. s. w. beruhen; so hebt gegen alle die mannigfachen, verworrenen, streitenden Autoritäten, durch welche die Menschengruppen, zeitweilig verbunden, zeitweilig einander bekämpfend, in unsicherem Zustande beharren, die einzige höchste Autorität sich ab, die des Souveräns. So hatte auch die Kirche, welche aus dem römischen Reiche hervorging, und neben ihr das heilige Reich selber, die gesammte Menschheit umfassen und beherrschen wollen: die Kirche in geistlichen Dingen wirklich allen Einfluß zusammenhaltend, das Reich in seiner weltlichen Universalität mehr und mehr nur ihren Schatten darstellend. Innerhalb seiner gestalten sich die Königreiche, Herzogthümer, Grafschaften und kleineren Herrschaften, deren reale Einheit die in ihrem Besitze selbständige Dorfgemeinde bleibt; aus Dorfgemeinden entwickeln sich Stadtgemeinden, die einander befehden, gleich allen übrigen freien Mächten, aber auch zu Bündnissen sich die Hände reichen. In allen diesen nationalen territorialen und localen Gebieten, aus den feudalen Rechtstiteln oder aus sonst gegebener Gerichts-, Heeres-, Finanzhoheit kann sich die Realität entwickeln, welche im Begriffe der Souveränität oder des Staates ausgedrückt wird. Am frühesten geschah es durch die Städte, am vollkommensten in den Königreichen. Dort wird die Majestät eines Ganzen über seine Theile durch die Einheit der Bürgerschaft, hier durch die überlegene Stellung eines Hauptes, dem durch seine Geburt die höchste Würde zukommt, bethätigt. Aber je weiter und bedeutender dies Gebiet der Macht, desto entschiedener sind die Widerstände,

welche sich gegen ihre Ausbreitung wehren. In Königreichen und Fürstenthümern wird dem Princip der Herrschersouveränetät das der Volkssouveränetät entgegengewälzt. Beide behalten noch, in den Theorieen, eine intime Beziehung auf gegebene historische Zustände: dieses auf die natürliche Gliederung des Volkes in Familien, Wohnsitzen, Ständen, wodurch, von unten gesehen, das Ganze als ein föderalistischer Aufbau erscheint; jenes durch die Berufung auf ererbtes, legitimes, göttliches Recht des fürstlichen Berufes, der als Krone auch die Einheit des Ganzen von Ursprung her darstellen soll. Beide sind noch im Glauben an das Naturrecht gegründet, als ein objectives moralisches Gesetz, das allem positiven Rechte seine Kraft verleihe und darüber waltend bleibe. Im Begriffe der Staatssouveränetät, den Hobbes zuerst und Keiner nach ihm mit gleicher Consequenz ausbildet, sind diese Basen ausgeschieden, ihre Gegensätze aufgehoben. Er setzt nichts voraus, als den mündigen Menschen schlechthin, keine Abstammung, keine Zugehörigkeit zu irgendwelcher Körperschaft, irgendwelcher Religionsgemeinschaft. In Bezug auf den Staat sind alle Menschen gleich: die Fürsten selber nicht ausgenommen. Aus der Natur des Menschen werden die allgemeinen Menschenrechte, aus diesen das Recht des Staates abgeleitet[1]).

VI.

Hobbes will daher zuerst den Menschen darstellen in seiner nackten Natürlichkeit, im Reiche der Freiheit, ungehemmt durch Herrschaft und Gesetz. So dünkt ihn der Mensch das wildeste der wilden Thiere; nicht allein der Hunger des Augenblickes treibt ihn, sondern auch der Hunger der Zukunft. Er strebt nach grenzenloser Macht; und jeder empfindet am meisten mit Lust, was er vor Anderen voraus hat, mit Aerger, was Andere vor ihm voraus haben. So ist das Leben einem Wettrennen zu vergleichen, worin Jeder thut, was er kann, um den Mitläufer unschädlich zu machen und zuerst zum Ziele zu gelangen. Hobbes ist unerschöpflich in Wendungen, diesen unbedingten Egoismus zu beschreiben und die Heuchelei zu entlarven, hinter der er sich verberge. So nenne Jeder das gut, was ihm selber gefällt und nützlich ist, und behaupte, es sei an und für sich gut, also auch für die Anderen, obgleich des Einen Nutzen des Anderen Schade sei; man gebe demselben Dinge einen gehässigen Namen, wenn man es beim Gegner finde, das man mit einem schönen Namen schmückt, wenn es einem selber zu eigen ist. Ja, durch ihr Interesse geblendet glauben die Meisten wirklich, das sei das Rechte, wobei sie sich gut stehen und suchen es durch das Herkommen oder durch Vernunft zu begründen, je nachdem ihnen der Erfolg wahrscheinlicher ist:

„Dies ist die Ursache, daß die Lehre von Recht und Unrecht fortwährend bestritten worden ist, mit Feder und Schwert, die Lehre von Linien und Figuren nicht also; denn in diesem Felde bekümmern sich die Menschen nicht darum, was die Wahrheit sei, da sie Niemandes Ehrgeiz,

---

[1]) Tocqueville macht eine Anmerkung über das Gesetzbuch Friedrich's II., welche das Wachsthum dieser Theorie zeigt. „Nirgends ist vom erblichen Rechte des Fürsten oder seiner Familie oder von irgend einem besonderen Rechte die Rede, das von dem des Staates verschieden wäre. Das Wort Staat ist bereits der einzige Ausdruck, dessen man sich bedient, um die königliche Gewalt zu bezeichnen." — Ancien Régime, S. 266 der Uebersetzung von Boscowitz.

Nutzen oder Vergnügen kreuzt. Denn ich zweifle nicht, wenn es ein Ding gewesen wäre, irgend eines Menschen Eigenthumsrechte, oder (richtiger gesagt) dem Interesse Derjenigen, welche Eigenthum haben, zuwider, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei Winkeln eines Quadrates gleich sind; so würde diese Lehre, wenn nicht bestritten, so doch durch Verbrennung aller Geometriebücher unterdrückt worden sein, so weit als die Betheiligten es durchzusetzen vermocht hätten."

Der Wettbewerb ist die erste Hauptursache des Streites unter den Menschen; die andere ist Mißtrauen, welches natürlich und vernünftig ist, da jeder vor der Habgier, dem Neide und dem Uebermuth des Anderen auf der Hut sein muß; die dritte ist Eitelkeit. Aus der ersten Ursache braucht man Gewalt, um sich zum Herren über Anderer Leiber, Frauen, Kinder und Vieh zu machen; aus der zweiten, um diese Güter zu vertheidigen: denn die beste Vertheidigung ist rechtzeitiger, überlegener Angriff; aus der dritten Ursache entzweien und zanken sich die Menschen um Kleinigkeiten: ein Wort, ein Lächeln, abweichende Meinung, und jedes andere Zeichen der Unterschätzung, sei es unmittelbar gegen ihre Personen, oder reflectirt an ihrer Sippe, Freunden, Nation, Beruf, Namen. „Hieraus ist deutlich, daß die Menschen während der Zeit, wo sie ohne eine gemeinsame Macht, die sie alle in Schranken hält, leben, sich in demjenigen Zustande befinden, welcher Krieg geheißen wird, und zwar in einem Kriege jedes Einzelnen gegen jeden Anderen." Hiergegen gilt der Einwand nicht, daß doch nicht ein beständiges Raufen stattfinde. „Denn wie das Wesen von schlechtem Wetter nicht in einem oder zwei Regenschauern liegt, sondern in einer Tage lang dauernden Neigung dazu; ebenso besteht das Wesen des Krieges nicht im wirklichen Fechten, sondern in der erkannten Bereitschaft dazu, alle Zeit hindurch, wo es keine Versicherung des Gegentheils gibt." Diese Versicherung zu suchen, ist Gebot der Vernunft oder der Natur, ist darum moralisch. Denn Hobbes will und kann nicht denken, daß es eine andere Aufgabe für den Menschen gebe, als vermöge seiner Ueberlegung für sich zu sorgen. So wie Mäßigkeit vernünftig ist, so ist auch freundliches Betragen gegen Andere vernünftig, wenn auch nur unter der Bedingung, daß es erwidert werde. Wenn natürliche Liebe und Wohlwollen nicht als Thatsachen verkannt werden (was nicht immer der Fall ist), so gelten sie doch nicht als ohne Weiteres lobenswerth; denn der Mensch kann dadurch in sein Verderben rennen. In Wirklichkeit handelt ein Jeder nach seiner augenblicklichen Einsicht und Meinung von dem, was gut für ihn sei; und Niemand ist berechtigt, ihn dafür zu tadeln (im Naturzustande). Denn wenn auch anerkannt würde, daß alles gut sei, was zur Förderung des Friedens dient, so hängt die Entscheidung, ob etwas dazu geeignet sei, zuletzt doch von günstiger oder mißgünstiger Auslegung ab. So sind zwar Alle einig, daß Lüge schlecht sei; aber wenn der Lügner von deiner Partei ist, so wirst du sie eine Nothlüge oder gar diplomatische Klugheit nennen. Ein allgemein gültiges Urtheil läßt sich nur durch positive und bindende Bestimmungen erreichen, welche der Staat in seinen Gesetzen gibt, und welche er selbst, wenn auch durch den Mund seiner Richter, interpretirt. Dies ist der universale Maßstab, der an die Stelle der unzähligen einzelnen Maßstäbe tritt. Folglich gibt es das Gute an sich noch nicht, so lange als verschiedene Staaten vorhanden sind; denn die Staaten leben im Naturzustande mit einander, vielmehr wider einander. —

Weil der Staatsgedanke des Hobbes universalistisch ist, der Leviathan ein Alles verschlingendes Ungeheuer, so wird die Nothwendigkeit des Zwanges nicht (oder doch nur nebenher) durch die nothwendige Einigkeit gegen äußere Feinde begründet — für den Menschheitsstaat würde es ja äußere Feinde nicht geben — sondern allein der Antagonismus der Interessen im Innern fordert es, daß ein unbedingter, übermächtiger Wille vorhanden sei, dem gegenüber alle einzelnen Willen gleich ohnmächtig sein sollen. Dennoch muß man sagen, das Vorbild dieses Staates ist der „Kriegs-Staat", um einen ehemals (in Deutschland) geläufigen Namen der Armee zu gebrauchen. In Wahrheit hat nur in den Ländern, wo um auswärtiger Politik willen große stehende Heere errichtet wurden, das gesammte Regierungswesen den Charakter solcher centralisirter Verwaltung angenommen, wodurch es wie eine complicirte Maschinerie aussieht; während dort, wo die Gesellschaft ihrem kosmopolitischen Zuge freier folgen durfte, die Bedeutung des Staates bis in die jüngste Zeit zurückgeblieben ist, und nur die Gerichtshoheit jene Ausbildung erfuhr, die zur Sicherung von Handel und Wandel nothwendig ist. Hobbes scheint hierdurch widerlegt zu werden, wie denn auch seine Theorie, im eigenen Lande am meisten verschmäht, durch Locke eine liberale Umbildung erfuhr, die zugleich als eine individualistisch beschnittene Erneuerung der ständischen und kirchlichen Staatsansicht sich darstellt, welche Hobbes für immer hatte zerstören wollen. Aber man muß unterscheiden. Hobbes will keineswegs behaupten, daß eine allgemeine Regulirung nothwendig oder auch nur am besten sei. Seine eigene Vorliebe ist, wie eines jeden wissenschaftlich gerichteten Menschen, für individuelle Freiheit, soweit sie nur irgendwie mit den Staatszwecken verträglich sei. Er drückt sich einmal durch ein Gleichniß hierüber aus. „Wie ein Gewässer," sagt er (de cive XIII, 15), „wenn auf allen Seiten durch Ufer eingeschlossen, stagnirt und verdirbt, wenn auf allen Seiten offen, sich ausbreitet, und um so freier strömt, je mehr Ausgänge es findet; so auch die Staatsbürger: wenn sie nichts ohne Geheiß von Gesetzen thun könnten, so würden sie erstarren, wenn Alles, verwildern; und je Mehreres durch die Gesetzgebung unbestimmt gelassen wird, desto größerer Freiheit genießen sie." Ja, im Leviathan erklärt er es für ein unveräußerliches Recht, außer im Falle der gemeinen Noth, dem Kriegsdienste sich zu verweigern, wenn man einen guten Stellvertreter beschaffen könne! Woraus zu ersehen ist, wie die realen Haifische noch über den ideellen Haifisch hinausgehen[1]).

Wenn man aber die wesentlich juristische und logische Bedeutung dieser Staatsomnipotenz festhält, so muß alles Auffallende und Paradoxe, was an dieser Theorie haften geblieben ist, verschwinden. Denn man wird die Zeichen der Zeit wenig verstanden haben, wenn man nicht erkennt, daß diese Auffassung des Verhältnisses von Staat und Individuum (oder Gesellschaft) immer mehr siegreich vordringt, gegenüber der anderen, die dem Staate eine limitirte Aufgabe zuweist. Die eigentlich kritische Frage in dieser Hinsicht ist die

[1]) „Es galt bis gegen 1700 überall in Europa der Grundsatz, daß zum Eintritt in die stehende Armee Niemand gezwungen werden könne." (Schmoller, Die Entstehung des preußischen Heeres, „Deutsche Rundschau", 1887. Bd. XII, S. 265.)

des Eigenthums geworden. Treten die Menschen mit ihrem Eigenthum in den Staatsverband, oder macht erst der Staatsverband das Eigenthum? Man kann nicht zweifeln, wie Hobbes diese Frage beantwortet. Aehnlich, aber zu seiner Zeit bedeutender, war die religiöse Frage. Auch aller öffentliche Cultus und Unterricht in irgendwelcher Glaubenslehre ist (nach ihm) durch Zulassung, wenn nicht durch Anordnung des Staates bedingt. Was sonst Aberglaube, wird dadurch zur Religion gemacht. Daher wendet sich die praktische Spitze seines Radicalismus ganz und gar gegen die Kirche, in welcher Gestalt immer sie ein eigenes Recht geltend machen möge: die päpstliche ist die gefährlichste; aber die bischöfliche und presbyterianische sind nicht minder unvernünftig und der freien Entfaltung der Staatsthätigkeit im Wege. Am besten gefallen ihm die Independenten, und es ist einer der groben Irrthümer in den Literaturgeschichten, wenn man ihn zum Theoretiker „der englischen Hochkirche" gemacht hat. Die große Erörterung im „Leviathan", wodurch er mit einer Kritik auch der biblischen Tradition, die an Kühnheit kaum übertroffen worden ist, dem „Reiche der Finsterniß" allen Boden entziehen wollte, ist von mehr als historischem Interesse. Unsere Redner des Culturkampfes hätten daraus lernen können. Denn dieselben Leidenschaften, dieselben Meinungen und Bestrebungen werden noch heute wider einander ins Treffen geführt. Daß aber die Tendenz jeder modernen Staatsentwicklung wirklich dahin geht und gehen wird, die Religion zur Privatsache, und dagegen einen auf natürliche Moral und positive Gesetzeskunde gerichteten Volksunterricht obligatorisch zu machen, das wird nicht so leicht erkannt und zugegeben, wenn auch das Vorbild des Musterlandes der Staatseinheit zum Nachdenken darüber auffordert — Frankreichs. Und dies ist die eigentliche Zukunftsidee gewesen, an der unser Philosoph mit seinem Herzen hing, weshalb er auch die völlige Verweltlichung der Universitäten und die actuelle Freiheit der Wissenschaft, durch Aufhebung des besoldeten Kirchendienstes, als eine nothwendige Reform vom Staate forderte. Alles in Allem zu sagen: der Staat ist ihm ein Mensch im Großen; er soll aber sein ein Philosoph im Großen, und diesem gleich „die Natur wider das Gesetz (nämlich natürliche Einrichtungen, natürliche Religion, natürliches Recht wider alle gegebenen und historischen, d. h. bunt verworrenen Zustände, unwissenden Aberglauben und sinnlose Bräuche), die Vernunft wider die Gewohnheit, sein Urteil wider die gemeine Meinung" geltend machen und durchsetzen. Dies ist die stärkste Idee, welche durch das Zeitalter der Revolution wirksam geworden und geblieben ist; und seine charakteristischen Propheten, Voltaire sowohl als Rousseau, wandelten in den Spuren des Thomas Hobbes.

Zweiter Abschnitt.

VII.

Nach dieser Uebersicht über das Werk des wenig gekannten, oft übel verstandenen Denkers wende ich mich zu einer Skizze seines Lebens, dessen Blüthe in die merkwürdige Epoche fällt, welche Goethe „eine der prägnantesten in der englischen, ja in der Weltgeschichte überhaupt" geheißen hat[1]). Und was Goethe

[1]) Materialien zur Geschichte der Farbenlehre: „Newton's Persönlichkeit".

sogleich von seinem ungern bewunderten Newton sagt, mögen wir, mit einem Vorbehalte, auch auf jenen Vorgänger anwenden. „Wie muß nicht durch eine solche Zeit ein Jeder sich angeregt, sich aufgefordert fühlen! Was muß das aber für ein eigener Mann sein, den seine Geburt, seine Fähigkeiten zu mancherlei Anspruch berechtigen, und der Alles ablehnt, und ruhig seinem von Natur eingepflanzten Forscherberuf folgt." Den Knaben Thomas freilich wies seine Geburt nur darauf hin, ein Geistlicher zu werden — das war sein Vater — und durch seine Fähigkeiten hätte er es leicht zum Bischof bringen mögen; oder ein Handschuhmacher — wie sein Oheim, dem er die Mittel des gelehrten Unterrichts und der Universitätsbildung verdankte — und dann würde er etwa, gleich diesem, den Rang eines wohlhabenden Bürgers und Aldermans der Stadt Malmesbury erreicht haben. Anstatt dessen ist er nur ein Hauslehrer und ein Weltbürger geworden! Aber ein langlebiger in mehr als einem Sinne. Bis ins zehnte Jahrzehnt dauerte sein natürliches Leben, was schon P. Bayle um so auffallender gefunden hat, da die Frau Pfarrerin, durch das Gerücht vom Nahen der Armada in Schrecken gerathen, zur Unzeit ihn geboren hatte. Das war am Charfreitag den 5. April 1588. Die einundneunzig Jahre, die ihm beschieden waren, zerfallen in drei Abschnitte. Der erste führt ihn schon über die Schwelle des Mannesalters hinaus — 1628; es folgt die Zeit seiner Hauptwerke bis zum siebzigsten Jahre, 1658; endlich das hohe Greisenalter, in eifriger Thätigkeit bis ans Ende (1679).

Der erste Abschnitt theilt sich wiederum in zwei gleiche Hälften. Eine frühreife Knabenzeit: noch nicht vierzehn Jahre alt, übersetzt er des Euripides Medea in lateinische Verse; verlebt alsdann fünf Jahre auf der Universität Oxford über scholastischer Logik und Physik. Der zwanzigjährige Baccalaureus, von dem Präsidenten seiner Bursa empfohlen, kommt als Tutor in ein vornehmes Haus, mit dem er bis zu seinem Tode in enger Verbindung geblieben ist. Der Baron Cavendish von Hardwicke, bald darauf Earl of Devonshire, wollte, als ein Mann der neuen Zeit, anstatt eines griesgrämigen Doctors, einen frischen, jungen Burschen zum Hofmeister und zugleich Gefährten seines Sohnes setzen, war auch mit der Wahl so trefflich zufrieden, daß er die Freunde (das waren die Altersgenossen rasch geworden) bald auf die große Reise ins Ausland zu entsenden wagte. Uebrigens ist aus dieser Werbezeit wenig bekannt. In den früheren Jahren versah der junge Gelehrte mehr die Dienste eines Pagen, in den späteren wurde er der Secretär seines Lords; in beiden Stellungen behielt er Muße genug für seine Studien, an Büchern war kein Mangel; seine Liebe gehörte den alten Dichtern; das politische Interesse seines Herrn wies ihn auf die Geschichtsschreiber hin; und der Philosoph hat immer daran festgehalten, daß Historie die unerläßliche Bedingung für das Verständniß politischer Theorie sei. Als Frucht dieser Arbeiten entstand eine sorgfältige, in vielen Stücken congenialische Uebersetzung des Thukydides, dem Lord und Freund gewidmet, der im Jahre 1625 seinem Vater als Earl succedirte. In diesen Jahren wurde Hobbes, schon zum Manne gereift, des Umgangs bedeutender Männer theilhaftig. Franz Baco zog ihn zu sich heran, mit Edward Herbert, später Baron Cherbury, wurde er bekannt; Ben Jonson und der gleichfalls berühmte schottische Poet Sir Robert

Ayton ließen sich herbei, seinen Thukydides zu revidieren. Aber als das Buch in der Presse war, traf den Autor ein schweres Schicksal: sein Herr wurde durch heftige Krankheit hingerafft. Die Wittwe entließ ihn des Dienstes. Das Buch erschien im folgenden Jahre; auf den unmündigen Erben war die Dedication übergegangen. — Hier beginnt die zweite Periode im Leben des Hobbes; in seinen Studien tritt an Stelle der Historie die Wissenschaft. Die Geometrie mußte er sich erst entdecken, um mit Verwunderung an ihr das Vorbild der unwiderleglichen Demonstration zu finden, welches er für die Lösung seinen Geist beschäftigender politischer und anthropologischer Probleme nöthig hatte. Hierfür wurden ohne Zweifel die achtzehn Monate fruchtbar, die er, in einem neuen Engagement als Informator, 1629 und 1630 zu Paris verlebte. Schon im folgenden Jahre wurde er von der Gräfin-Wittwe in ehrenvoller Weise in das Haus Cavendish zurückgerufen, um ihren dreizehnjährigen Sohn zu unterrichten und sodann (1634) auf der Reise nach Frankreich und Italien zu begleiten. Auf dieser Reise zuerst vertiefte sich Hobbes in das Studium der Mechanik und der Optik, und versuchte sich an jener mechanischen Theorie der Wahrnehmung, in deren unabhängige Begründung er seinen höchsten Stolz setzte. So war er glücklich, nach Italien zu kommen und Galilei besuchen zu dürfen, der nach seiner oft wiederholten Lobpreisung „zuerst die Pforte der Physik eröffnete". Auf dem Rückwege verweilten wiederum die Reisenden in Paris; und diesmal begann hier die Freundschaft des Hobbes mit dem wackeren Mönche Marin Mersenne, der in seinem rastlosen Eifer von den Bemühungen und den großen Plänen des englischen Ketzers die eingehendste Kenntniß nahm, und nachdem dieser heimgekehrt war, setzten sie ihren wissenschaftlichen Verkehr in regem Briefwechsel fort. Um diese Zeit aber hatten die schottischen Unruhen begonnen, und alle Welt war gespannt auf die Entwicklung des Verhältnisses von Staat und Kirche, von König und Ständen. Hobbes, in engeren Kreisen schon bekannt durch seine Profession, die Politik auf mathematische Weise begründen zu können, wurde durch den als General der Cavaliere später berühmten Grafen Newcastle (der ein Neffe des ersten Devonshire, damals Gouverneur des Prinzen von Wales war,) zur Abfassung eines Werkes angeregt, dessen Entwurf vielleicht in viel frühere Zeit zurückging, und worin von Mechanik und Physik keine Rede war. Dieses sein erstes philosophisches Buch wurde im Mai des Jahres, welches zuerst das kurze, später den Beginn des „langen" Parlamentes erlebte, vollendet und in vielen Abschriften (aber nicht durch den Druck) verbreitet; Newcastle meinte vermuthlich, in jene bedeutende Gruppe von Lords, die an der Opposition gegen die Politik seines Freundes Strafford Theil nahmen, ein wirksames Geschoß zu schleudern. Aufsehen wurde in der That durch die „Elements of law natural and politic" verursacht[1]), und der Verfasser, der schon in die Macht seiner Beschützer Mißtrauen setzte, überdies von ängstlicher Natur war, fühlte sich unbehaglich (schon

[1]) Daß unter diesem Titel die Schriften Human Nature (von Vielen für das beste Werk des Hobbes gehalten) und De corpore politico ein ursprüngliches Ganzes ausmachten, war meinem Freunde Robertson und mir zu entdecken vorbehalten. In diesem Augenblicke (März 1889) erscheinen die von mir seit lange vorbereiteten Ausgaben dieses Werkes und des gleich zu erwähnenden Behemoth (London, Simpkin Marshall & Co): von beiden die ersten echten und vollständigen Ausgaben.

ein Jahr früher hatte er das Amt des Hofmeisters bei dem mündig gewordenen Zögling niedergelegt) und verließ das Land, um einen ruhigen und sicheren Aufenthalt bei den französischen Nachbarn dagegen einzutauschen, wo unter Richelieu's klugem Regiment Künste und Wissenschaften in der Hauptstadt sich versammelten.

So bildet das Ende des Jahres 1640 einen neuen Einschnitt in diesem Lebenslauf, wie es in der großen Krisis des englischen Staates einen Wendepunkt bezeichnet. Elf ereignißvolle Jahre vergingen, bis Hobbes in sein Vaterland zurückkehrte, und fast die ganze Zeit verlebte er in seinem geliebten Paris, in dem wissenschaftlichen Cirkel, dessen Mittelpunkt bis zu seinem Tode (1648) Mersenne blieb: „der treue Freund," — schrieb Hobbes als vierundachtzigjähriger Greis in seiner versificirten Vita — „ein Mann, gelehrt, weise und ausnehmend gut, dessen Zelle allen Schulstuben vorzuziehen war, denn" — fügt er grimmig hinzu — „professorum omnes ambitione tument"... Außer Gassendi, der 1645 seine Pariser Professur erhielt, nahmen noch viele vortreffliche Männer, deren Namen zum Theil in den gelehrten Annalen erhalten sind, an den Zusammenkünften Theil, bei denen die Wände der Mönchszelle, anstatt mit Heiligenbildern, mit Cirkeln und Quadraten bemalt wurden. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes wurde Hobbes durch den Mönch in seine Controverse mit Descartes verwickelt, gehörte auch zu denen, welche die Meditationen im Manuscript erhielten, und ihre Einwände dagegen geltend machten, ohne daß es ihm gelang, den Respect des stolzen Einsiedlers zu gewinnen; er selber, um den Freunden, die mit Spannung auf sein angekündigtes System warteten, wenigstens etwas zu bieten, bearbeitete den größeren Theil seines englischen Werkes, wovon er jenen erzählt haben mochte, unter dem Titel „de cive" lateinisch, so daß das letzte Drittel des Systems zuerst herauskam, in sehr kleiner Auflage (Paris 1642 in -4°). Es war das Buch, welches nachher wohl die größte Verbreitung gefunden und den Namen des Autors am tiefsten in die Weltliteratur eingeprägt hat. Es erregte sogleich bei seinem Erscheinen die größte Bewunderung, selbst Descartes konnte nicht umhin, der allgemeinen Anerkennung sich anzuschließen; bald entstand eine lebhafte Frage nach den vergriffenen wenigen Exemplaren; einem philosophirenden Arzte, Sorbière (demselben, der später Gassendi's Werke herausgegeben hat), gelang es, das Handexemplar des Autors mit der Einwilligung, daß eine neue Ausgabe in Holland gedruckt würde, zu erlangen. Gassendi und Mersenne sandten ihre enthusiastischen Glückwünsche dazu, die den Eingang des eleganten Elzevirbändchens zierten. „Ich kenne keinen Schriftsteller, der tiefer als jener eine Untersuchung zu führen vermöchte, Niemanden, der beim Philosophiren freier von Vorurtheilen wäre. O, hättest Du doch auch die übrigen Sachen, die er verfaßt hat, ihm entwinden können", schreibt Gassendi. Und der Mönch: „Da höre ich, hochgelahrter Sorbière, daß Du jenes fürtreffliche Werk des unvergleichlichen Hobbes über den Bürger nach 's Gravenhaage, d. h. einen ungeheuren literarischen Schatz mit Dir entführt hast, durch neue Gedanken vermehrt, die, den einzelnen Schwierigkeiten genugthuend, einen ebenen Weg herstellen sollen. So siehe denn zu, daß ein ausgezeichneter Drucker jenes goldene Buch in einer Ausstattung wie mit Edelsteinen verziert, ans Licht bringe, und nicht länger laß es von unserer Sehnsucht vermißt werden. Aber mögest Du auch nach Kräften den Autor drängen, nicht

immer aufs Neue das ganze philosophische System, welches er im Kopfe gestaltet und mit der Feder ausführt, in den uns so fatalen Schrank einzuschließen, wodurch er am Ende uns nöthigen wird, an die königliche Autorität zu appelliren, um den abgünstigen Schrank zu erbrechen.“ Im Jahre 1654 ward das also von zwei Männern unantastbarer Orthodoxie gepriesene Buch auf den Index libb. prohibb. gesetzt; später die sämmtlichen lateinischen Werke, von denen inzwischen schon 1644 Mersenne in seinen physikalischen Büchern einige Bruchstücke bekannt gemacht hatte. Im Jahre, als „de cive“ erschien (1647), wurde Hobbes durch ein schweres Nervenfieber an den Rand des Grabes gebracht. Er lag in St. Germain sechs Monate darnieder; einmal war ihm der Besuch des guten Paters angesagt, und daß man durch dessen Einfluß ihn zu bekehren hoffe; „dann soll er nicht kommen,“ antwortete der Kranke, „ich glaube, daß ich leichter ihn bekehren würde.“ Dennoch kam der Freund, und begann, seiner Pflicht gemäß, von der Macht der Kirche, die Sünden zu erlassen. „Mein Pater“, sagte Hobbes, „dies Alles habe ich längst bei mir selber erwogen. Es würde lästig sein, jetzt darüber zu streiten. Gewiß hast Du Angenehmeres zu erzählen. Wann hast Du Gassendi zuletzt gesehen?“ — Alsbald kam der geistliche Herr, milden Herzens, auf andere Dinge zu sprechen. Wider alle Hoffnung fand der Unbekehrte seine Genesung und kehrte zu seinen Studien zurück. Damals hatte er dem nachmaligen König Karl II., der mit einem großen Gefolge niedergeschlagener Anhänger im Jahre zuvor nach Paris gekommen war, mathematische Vorträge zu halten. Hobbes hatte eben im Begriffe gestanden, der Einladung eines jungen Edelmannes, der bis in späte Tage sein glühender Verehrer blieb, auf dessen Landgut in die Languedoc zu folgen, und schon seine Koffer vorausgesandt, als der prinzliche Antrag ihn zurückhielt. Nun war die Freiheit seiner Muße eingeschränkt; und doch, während er unterdessen an seinem System weiterarbeitete, lag ihm ein anderer Gedanke näher. An der königlichen Sache verzweifelte er; vielleicht trug die persönliche Bekanntschaft mit dem lustigen Kronprinzen dazu bei. Drüben in der Heimath sah er ungeheuere Kräfte sich entfalten; das Haupt des Königs fiel; ein Mann von gewaltigerer Persönlichkeit rückte der verlassenen Stelle immer näher, und wo immer er eingriff, brachte er das Staatsprincip in so rücksichtsloser Weise zur Geltung, daß Hobbes ihm Beifall zollen mußte. Warum sollte nicht auf den Trümmern des alten Gebäudes ein neuer Staat aufgebaut werden, nach besseren Regeln, wie sie inzwischen so klar wie die Sätze des Euklid waren bewiesen worden? Die ganze philosophische Lehre, die mit der geistlichen Herrschaft auf das Engste verquickt war, zerschmolz vor dem strahlenden Lichte der neuen weltlichen Wissenschaft. Nur ihre Staats- und Rechtstheorien standen noch in ungerechter Geltung und zeigten überall ihren verderblichen, die große Vernunft der staatlichen Souveränität hemmenden, wenn nicht zerstörenden Einfluß. Ein letzter Hauptschlag gegen das ganze System mußte noch geführt werden; mochte davon lernen, wer es vermochte. Hobbes hat damals wohl gesagt, daß er mitunter seine Ouvertüren mache, aber daß er seine Gedanken nur zur Hälfte entdecken könne; daß er denen es nachmache, die das Fenster für einige Augenblicke öffnen, aber es geschwind

wieder schließen, aus Furcht vor dem Sturme[1]). Dazu kam ein Anderes. Unter den flüchtigen Cavalieren lebte noch die feudale Treue alter Tage; in dem leichtsinnigen Prinzen erkannten sie, nachdem sein Vater ein entsetzliches Ende gefunden hatte, ihren Herrn und König. Hobbes wollte an dieser Hartnäckigkeit unvernünftiger Empfindung keinen ferneren Antheil haben; freilich war er selber nur ein armer Unterthan, aber was waren sie mehr, wenn ihre Güter confiscirt wurden, wozu der Rumpf bereits Anstalten machte? Er kannte seinen Einfluß auf viele dieser Edelleute, und wollte sie mit allem Nachdruck lehren, daß es keinen Grund des Gehorsams gebe, außer in dem gewährten Schutze, und daß von dem Augenblicke an, wo ein bisheriger Herr ohnmächtig erfunden wird, alle Bande der Verpflichtung gegen ihn gelöst sind. Ein Grundsatz, den seitdem, mit einigen belächelten Ausnahmen, alle vernünftigen Menschen, wenn nicht anerkannt, so doch befolgt haben. Für den Zweck dieses Beweises verfaßte Hobbes in englischer Sprache den „Leviathan oder über Materie, Form und Macht eines kirchlichen und bürgerlichen Staates". Im Herbst 1649, nach der Hinrichtung Karl Stuart's, schrieb Hobbes an Gassendi: „Ich sorge für meine Gesundheit, um mich, wenn das Glück es fügen sollte, für die Rückkehr nach England aufzubehalten." Da Mersenne gestorben, Gassendi, der eine Lungenentzündung durchgemacht hatte, in seine südliche Heimath gereist war, so mochte unserem Philosophen in dem Schwarme von Geistlichen und Rittern, die immer zahlreicher um den ärmlichen Hof sich drängten, recht einsam zu Muthe sein. Am meisten Genuß bot ihm vermuthlich der Umgang mit seinem alten Verehrer, dem nunmehrigen Marquis von Newcastle, der nach bitteren Schicksalen und Irrfahrten, die der verlorenen Schlacht bei Naseby folgten, endlich auch in der französischen Hauptstadt zur Ruhe kam; alle Trübsal und Noth (sie hatten einmal ihre Kleider um ein Mittagessen verpfänden müssen) wurde von seiner tapferen und geistreichen zweiten Gemahlin Margarete getheilt, welche außer Bänden von Gedichten, Dramen, philosophischen Betrachtungen, fingirten Briefen, auch eine Lebensbeschreibung ihres Gatten gedruckt hinterlassen hat, die manchen Einblick in das tägliche Leben jener Zeit darbietet. Der Marquis zog alle bedeutenden Männer, deren er habhaft werden konnte, zu seiner Tafel, und liebte es, sie in Disputationen zu verwickeln. Hier nahm die große Fehde zwischen Hobbes und dem Bischof Bramhall über das Problem des freien Willens ihren Ausgang; einmal gelang es, wie angegeben wird, sogar Descartes, der wahrscheinlich nach dem Tode Mersenne's in Paris sich aufhielt, mit seinen erleuchteten Antagonisten Gassendi und Hobbes zusammenzubringen; der davon erzählt hat, war, als vierter Gast, der Dichter Edmund Waller, der zu den größten Enthusiasten für seinen Landsmann-Philosophen gehörte. Die Marquise selbst (oder vielmehr Herzogin, da sie dieses schrieb) gibt einen charakteristischen Bericht über die Unterhaltungen, welche bei solchen Gelegenheiten stattfanden:

„Als mein Lord in Paris war, in seinem Exil, da traf es sich einmal, daß er im Gespräch war mit einigen seiner Freunde, unter denen auch jener gelehrte Philosoph Hobbes sich befand, und da fingen sie an, unter anderem über diesen Gegenstand zu sprechen, nämlich ob es möglich

[1]) Aus „Lantiniana MS. ou bons mots et remarques de M. Lantin, conseiller au Parlement de Dijon" in Joly Additions sur Bayle.

wäre, den Menschen künstlich fliegen zu machen, wie Vögel thun; und als einige in der Gesellschaft ihre Meinung dahin abgegeben hatten, daß sie für wahrscheinlich hielten, es sei thunlich mit Hülfe künstlicher Flügel, da erklärte mein Lord, daß er es für durchaus unmöglich erachte, und bewies es durch folgenden Grund: „Die Arme des Menschen," sagte er, „sind nicht an seine Schulter gesetzt in derselben Weise, wie die Schwingen der Vögel sind; denn der Theil des Armes, welcher an die Schulter anschließt, ist beim Menschen einwärts gesetzt, als nach der Brust zu, aber bei den Vögeln auswärts, wie nach dem Rücken zu; welche entgegengesetzte Lage es verhindert, daß der Mensch dieselbe Fliegthätigkeit mit seinen Armen entwickeln sollte wie Vögel mit ihren Schwingen." Und dieses Argument gefiel Mr. Hobbes so gut, daß er so freundlich war, davon Gebrauch zu machen in einem seiner Bücher, wenn ich mich richtig erinnere im „Leviathan". Ein andermal verfielen sie auf ein Gespräch, das betraf Hexen, und Mr. Hobbes sagte: „Obwohl er vernünftigerweise nicht glauben könne, daß es Hexen gebe, so könne er doch auch nicht ganz damit zufrieden sein, zu glauben, es gebe keine, aus dem Grunde, daß sie, wenn strenge verhört, es selber zu bekennen pflegten." Hierauf antwortete mein Lord: Obgleich er für sein Theil sich nicht darum kümmere, ob es Hexen gebe oder nicht, so sei doch seine Meinung diese: daß das Geständniß der Hexen und ihr Leiden dafür aus einem irrigen Glauben hervorgehe, nämlich, daß sie einen Pact mit dem Teufel geschlossen hätten, ihm zu dienen für solche Belohnungen, als in seiner Macht stehe, ihnen zu geben; und daß es ihre Religion sei, ihn zu verehren und anzubeten; in welche Religion sie einen so festen und standhaften Glauben setzten, daß, wenn irgend etwas ihren Wünschen gemäß geschehe, sie glaubten, der Teufel habe ihre Gebete erhört und ihre Bitten erfüllt, wofür sie ihm Dank sagten; wenn aber die Sachen ausfielen wider ihre Gebete und Wünsche, dann wären sie in Unruhe und fürchteten, sie hätten ihn beleidigt oder ihm nicht so gedient, wie sie sollten, und bäten ihn um Vergebung für ihre Uebertretungen. Auch (sagte mein Lord) bilden sie sich ein, daß ihre Träume wirkliche äußere Handlungen sind; z. B. wenn sie träumen, in der Luft zu fliegen oder aus dem Schornstein; oder daß sie in verschiedene Gestalten verwandelt seien, so glauben sie nicht anders, als daß es wirklich so ist; und diese niederträchtige Meinung macht sie beflissen, dem Teufel solche Ceremonien zu vollbringen, daß sie ihn anbeten und verehren wie ihren Gott und bereit sind, zu leben und zu sterben für ihn. Solches erklärte mein Lord selber in Betreff von Hexen, und auch dies war Mr. Hobbes so freundlich, in sein vorerwähntes Buch aufzunehmen."

Es findet sich in der That manche ähnliche Erörterung in den Schriften des Hobbes; ob aber nicht der Lord früher aus dem Umgang mit dem Philosophen solchen Gedankengang sich zu eigen gemacht hatte? Wie dem auch sei, wenn man richtig horcht, so wird man aus diesem Berichte die kühnste Freigeisterei heraushören, und verwundert sein über ihre frühreife Entwicklung in diesen vornehmen Cirkeln. In naher Freundschaft stand Hobbes damals auch mit dem Poeta laureatus, Sir W. Davenant, dessen heroisches Gedicht „Gondibert" er einer täglichen Prüfung und Correctur unterzog; auch geleitete er das gedruckte mit einer Vorrede, in welcher seine Ansichten über Wesen und Nutzen der Poesie sich darbieten; und obgleich es erstaunlich ist, diese nüchterne, ganz prosaische Betrachtung von einem Manne zu hören, der noch Zeitgenosse Shakespeare's gewesen war, so würde doch Shakespeare vermuthlich nicht weniger als der vergessene Davenant jene Anmerkungen als wahr und richtig anerkannt haben: so nahe liegt eine kühl verständige Denkungsart dem classischen Stile der Künste. Ich komme auf den „Leviathan" zurück. Edward Hyde, nachmals Earl of Clarendon, Mitglied des Cabal-Ministeriums und Verfasser der berühmten „History of the Rebellion", ein Schulkamerad des Hobbes, damals im Gefolge des Prätendenten, erzählt viele Jahre später:

„Als ich von Spanien nach Paris zurückkehrte (es war im Winter 1650—51) kam Hobbes häufig zu mir und sagte mir, sein Buch, welches er Leviathan nennen wollte, sei unter der Presse

in England, und daß er jede Woche einen Bogen zur Correctur empfange, wovon er mir einen oder zwei Bogen zeigte; und er meinte, es würde fertig sein in wenig mehr als einem Monate, und zeigte mir die Epistel an Mr. Godolphin, die er an die Spitze stellen wollte[1]) und las sie mir vor, und sagte zum Schluß, er wisse, wenn ich sein Buch lese, ich würde es nicht leiden mögen und erwähnte darauf einige seiner Folgerungen; als ich ihn dann frug, warum er solche Doctrin publiciren wolle, sagte er nach einer Rede zwischen Scherz und Ernst über die Sache: „Die Wahrheit ist, ich habe Lust heimzukehren.“ Nun war es sehr kurz, nachdem ich in Flandern angekommen war, und dies war nicht viel mehr als einen Monat später, da wurde Leviathan mir gesandt von London aus, und ich las ihn mit viel Begierde und Ungeduld. Noch war ich kaum fertig damit, da zeigte mir Sir Charles Cavendish (der edle Bruder des Herzogs von Newcastle, damals in Antwerpen lebend, ein Herr von allen Vorzügen des Geistes, deren sein Körper ermangelte, in allen anderen Rücksichten ein wundervoller Mensch), einen Brief, den er gerade erhalten hatte von Hobbes, worin der Wunsch enthalten war, er möge ihn wissen lassen, was meine Meinung sei von seinem Buch. Hierauf bat ich, er wolle ihm sagen, ich könne mich nicht genug wundern, daß ein Mann, der eine so große Ehrfurcht für das bürgerliche Gouvernement hege, daß er alle Weisheit und selbst die Religion in einen schlichten Gehorsam und Ergebung darein auflöse, ein Buch publiciren sollte, wofür er nach der Verfassung eines jeden jetzt in Europa bestehenden Gouvernements, ob es monarchisch oder demokratisch sei, im höchsten Grade und mit den strengsten Strafen bestraft werden müßte. Mit dieser Antwort (die Sir Charles ihm sandte) war er nicht zufrieden, und fand nachher, da ich zum König nach Paris zurückkehrte, daß ich sein Buch sehr stark kritisirte, welches er in einer wunderschönen Abschrift auf Velin dem Könige überreicht hatte; und fand gleicherweise mein Urtheil insoweit bestätigt, daß er wenige Tage, ehe ich hinkam, gezwungen war, heimlich aus Paris zu fliehen, da die Justiz sich bemüht hatte, ihn zu ergreifen, und bald nachher entkam er nach England, wo er niemals irgend welche Belästigung fand.“

Ueber die letzten Vorgänge sind noch mehrere Berichte vorhanden, die auf den Philosophen selber zurückgehen. Die Theologen bei Hofe verklagten das Buch als Lehren enthaltend, die sowohl häretisch als antiroyalistisch seien (beides hatten sie Grund genug zu behaupten). Der König der Schotten — wie er damals genannt wurde — „schenkte sein Vertrauen denselbigen, denen einst sein Vater vertraut hatte“ (bemerkt Hobbes mit Ironie 1672). Hobbes fiel in Ungnade; der Hof wurde ihm verboten. Ja, nach der Erzählung Hyde's, welche dieser anderswo bestätigt, scheint es, daß ein Haftbefehl bei der französischen Regierung erwirkt wurde. Ludwig XIV. hatte gerade, ein Knabe von vierzehn Jahren, seine königliche Mündigkeit erlangt; am 14. September sah Hobbes von seinem Fenster aus an der Brücke St. Michel die glänzende Cavalcade, mit welcher der junge König zum Parlament sich begab (mitgetheilt im Tagebuch Evelyn's, der Hobbes dort besuchte). Der Geächtete dachte an das blutige Schicksal der Regiciden Dorislaus und Ascham; auch glaubte er, daß der französische Clerus ihm auf den Hacken sei (diese Furcht scheint aber leer gewesen zu sein). Noch wußte er nicht, wie man in England ihn aufnehmen werde, von einer neuen Krankheit war er kaum genesen (der berühmte Gui Patin hat ihn damals behandelt), der Winter war schon eingetreten; dennoch machte er sich schleunig auf den Weg. „Frostwetter, hoher Schnee, ich ein alter Mann, scharfer Wind; ein störrisches Pferd und holpriger Weg, die Plage zu vermehren — so kam ich nach London; aber nirgends in der Welt konnte ich gesicherter sein. Damit es nicht scheine, als sei ich heimlich gekommen, mußte ich mich mit dem Staatsrath versöhnen (d. h. er erklärte seine Unterwerfung),

[1]) Dessen Bruder Sidney Godolphin, ein hochbegabter adliger Jüngling, war im Bürgerkriege gefallen und hatte dem Hobbes ein Legat von 200 £ hinterlassen, wovon dieser durch Hyde von der Insel Jersey aus zuerst Kunde erhielt.

und hierauf ziehe ich mich mit höchstem Frieden zurück und gebe also wie vorher meinen Studien mich hin." Damals trat er aufs Neue mit ausgezeichneten Männern in regen Verkehr. Unter ihnen war der Jurist John Selden, den man Honos Britanniae nannte, und der längst berühmte Doctor William Harvey. Harvey, der von Lord Bacon gesagt hat, er philosophire wie ein Reichskanzler, scheint von Hobbes eine hohe Meinung gehabt zu haben, wie dieser von ihm. Selden, der 1654 starb, vermachte dem Philosophen ein Legat von 10 £, und Harvey folgte diesem Beispiele; er erlebte noch das lange erwartete Erscheinen des Werkes „De Corpore" (1655), welches auch Gassendi noch auf seinem letzten Lager empfing; dieser küßte das Buch und rief aus: „Wahrlich, hierin ist der süßeste Kern der Weisheit!" Sie waren die einzigen Lebenden, deren Namen in der Vorrede mit hohen Ehren genannt wurden; von Harvey heißt es: „Die Wissenschaft vom menschlichen Körper, den nützlichsten Theil der Physik, hat in seinen Büchern über die Bewegung des Blutes und über die Zeugung der Thiere mit wundervollem Scharfsinn aufgedeckt und demonstrirt W. H., der Könige Jakob und Carl erster Leibarzt; der Einzige meines Wissens, der eine neue Lehre, mit Ueberwindung der Abgunst bei seinen Lebzeiten zu voller Anerkennung gebracht hat." — Uebrigens hatte Hobbes, wie mehrerer bedeutender Freunde sich zu erfreuen — unter denen noch die Dichter Sam. Butler und Abraham Cowley, die Schriftsteller William Petty, Kenelm Digby, Walter Charlton genannt zu werden verdienen — so unter vielen kleinen Feinden zu leiden. „Leviathan", sagt er, „hatte mir den gesammten Clerus zum Gegner gemacht . . . gegen ihn haben zuerst sie Schmähungen geschrieben, und waren Ursache, daß er um desto mehr gelesen wurde; fester stand er darum und, hoffe ich, wird er stehen durch alle Zukunft, mit seinen eigenen Kräften sich wehrend." Seinem Ruhme schädlicher war allerdings die lange und unerquickliche Polemik, in die er als Gegner der algebraischen Methode in der Geometrie und durch seine Versuche, die alten Vexirprobleme zu lösen, mit dem ausgezeichneten Mathematiker John Wallis verwickelt wurde. Dazu kam dann die Bramhall-Disputation über Freiheit des Willens; der alte Herr war rings um sich zu schlagen genöthigt. Inzwischen scheinen auch von der herrschenden Puritanerpartei Viele ihn geehrt zu haben; nach einem Berichte, den Hyde empfing, wurde er in London verhätschelt. Sicherlich hat der Protector selber für sein Genie sich interessirt: es gibt sogar eine Nachricht, daß er ihm die bedeutende Stellung eines Staatssecretärs angeboten habe. Und gewiß ist, daß er durch seinen Leibjournalisten im „Mercurius politicus" umfassende Auszüge aus den politischen Schriften unseres Autors abdrucken ließ; wie auch in seinen eigenen Briefen und Reden Spuren eines Einflusses sich zeigen. — Bessere Muße für seine Arbeiten fand Hobbes auf dem Lande, und er hatte schon eine Heimath wieder gefunden im Haushalte seines ehemaligen Zöglings, des Grafen Devonshire, der, wenn auch vom Oberhause ausgeschlossen, sich längst in die neue Regierung ergeben hatte und auf seinem Landgut Latimers wohnte, wohin er den alten Lehrer mit allen Ehren einlud, in seinem Hause ein Asyl zu suchen. Und hier vollendete dieser nicht allein „De Corpore", sondern auch drei Jahre nachher (1658) das Buch „De Homine", womit sein System abgeschlossen war und zugleich der Zeitraum, den wir als das Mittelstück seines Lebens betrachten wollten, zu Ende ist.

VIII.

Zu Ende gingen auch Republik und Protectorat; nachdem die überwältigende Gestalt Oliver's verschwunden war, trat die große Ernüchterung ein, die bald der Stuartpartei das Ruder wiederum in die Hände gab. Hobbes kam, den Einzug zu erleben, mit seinem Patrone in die Hauptstadt; bei den Eltern der Gräfin wohnten sie, der greise Philosoph stand am Thore, als sein ehemaliger Geometrieschüler im Glanze der Restauration vorüberfuhr; dieser erspähte den Alten, nahm freundlich den Hut ab, ließ ihn dann herankommen und bot ihm seine Hand zum Kusse, indem er sich nach seiner Gesundheit und sonstigen Umständen erkundigte. Einige Tage später befahl er ihn zu Hofe und gab dem trefflichen Maler Samuel Cooper Auftrag, sein Porträt zu malen, das später der König in seinem Privatcabinet aufhängen ließ und als ein Kleinod schätzte. Auch setzte er dem alten Herrn eine Pension von 100 £ aus, deren Zahlung aber später, bei den schlechten Finanzen, ins Stocken kam. Karl II. war, wie bekannt ist, ein Herrscher von gewinnenden Manieren und wissenschaftlichen Neigungen; kein Wunder, daß er an dem originellen Wesen, dem kaustischen Witz und dem vielseitigen Wissen des Alten seinen Spaß hatte. Gegen Sorbière, der 1662 in London war und beim Könige Zutritt hatte, verglich dieser den Hobbes mit einem Bären, gegen den man die Doggen hetzen müsse, um sie zu üben. Mit der Zeit hat aber die Verbindung mit dem Hofe dem guten Namen des Philosophen vielleicht mehr Eintrag gethan als seine Schriften; „er hatte nur zu viele Schüler dort", sagt Hyde, und sicher ist es, daß Freidenkerthum und Lasterhaftigkeit damals einen Bund eingingen, der mit schärferen Augen bemerkt zu werden pflegt als der häßlichere von Laster und Frömmelei. Das Freidenkerthum aber hängte an den Namen dessen, den noch heute wohl die Engländer als „Vater des Unglaubens in unserem Lande" bezeichnen, in einer Weise sich an, die ihm selber durchaus lästig werden mußte. Und seine Feinde versäumten nicht, die Association derartig einzuschärfen, daß ein deutliches Causalverhältniß daraus zu werden schien. „Dieser ist ein Wüstling." „Natürlich; denn er ist ein Hobbist" — als ein notabler Fall in diesem Bezuge wurde der Tod des berüchtigten Earl of Rochester ausgebeutet. Noch unangenehmer war ein Ereigniß in Cambridge (1669), wo ein liederlicher Student (vermuthlich dazu angestiftet) hobbesische Thesen vertheidigen wollte, und nachher vor versammeltem Senate nicht allein Widerruf leistete, sondern auch bekannte, daß die Principien des Hobbes an seinem üblen Lebenswandel schuld seien. Der wackere Alte gerieth über diese Comödie in gerechte Entrüstung[1]).

Auch sonst blieben ihm diese letzten Jahrzehnte von Aergernissen und Sorgen keineswegs frei. Es ist nicht ganz klar, weshalb er nicht Mitglied der privilegirten Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften geworden war, deren Princip als einer

[1]) Nur im Vorübergehen will ich den sonderbaren Vorgang erwähnen, wie man ihn zuerst literarhistorisch zu mißhandeln versuchte. Anthony a Wood hatte in seinem großen Sammelwerke „Geschichte und Antiquitäten der Universität Oxford", ihm einen eingehenden freundlichen Artikel gewidmet. Da nun das Werk lateinisch bearbeitet wurde unter Redaction eines Dr. Fell, nahm dieser Gelegenheit, aus jenem Artikel alles Lobende auszustreichen und einige Schmähungen einzuschwärzen; Hobbes erhob einen durchaus würdigen Protest dagegen (1674).

wissenschaftlichen Anstalt außerhalb der Universitäten (denn diese hatten durch die Restauration volle kirchliche Couleur wieder erhalten) er durchaus zugethan war; aber der Einfluß des Wallis und seiner Freunde war wohl darin zu stark; unter diesen befand sich auch der treffliche Robert Boyle, mit dem Hobbes in eine Controverse bei Gelegenheit der Luftpumpenexperimente sich stürzte. Er nahm überhaupt an den vielen Experimenten Anstoß und pflegte zu sagen, wenn wirklich das Probiren über Studiren gehe, so würden Köche und Apotheker die besten Philosophen sein; er fordere dagegen, daß man in den Bahnen Galilei's fortschreite, gleich ihm (Hobbes) selber, und die Theorie der Bewegung annehme, welche das Buch „De Corpore" entwickelt habe, oder eine bessere an die Stelle setze. Doch hatte er auch zahlreiche Freunde in der Gesellschaft, die nur (nach seiner Meinung) nicht thätig genug für ihn waren. Er berief sich lieber auf sein Renommée ‚jenseits des Canals', und in der That hat es ihm in Paris damals an Anhängern nicht gefehlt. Dagegen wurde die Polemik mit Wallis immer bitterer und mehr und mehr persönlich. Gegen die directe Anklage, den „Leviathan" zur Unterstützung Cromwell's geschrieben zu haben, wehrte er sich schon 1662, in einer Dedication seiner „Sieben philosophischen (d. h. physikalischen Probleme" an den König, mit Berufung auf die Amnestie und mit der charakteristischen Entschuldigung, daß er unter anderen Waffen auch eine mit doppelter Schneide aufzuweisen habe; und in demselben Jahre schrieb er gegen den Ankläger seine „Betrachtungen über Ruf, Loyalität, Sitten und Religion des Thomas Hobbes", worin er gewichtig mit Wallis abrechnete, der seiner Zeit Depeschen Karl's I. für die Parlamentarier dechiffrirt und sich dessen sogar gerühmt hatte. Aber die bischöfliche Partei hatte auch die Oberhand im Hause der Gemeinen. Nachdem im Jahre 1665 die Pest und im folgenden der große Brand London verwüstet hatten, erachtete sie die Zeit für gekommen, an „Atheismus und Unheiligkeit" durch Aechtung des kühnen Philosophen ein Exempel zu statuiren. Man beschloß eine Untersuchung von Mißbräuchen in der Presse, und insonderheit sollten ein Buch des schon erwähnten katholischen Priesters White und Mr. Hobbes' „Leviathan" strenger Prüfung unterliegen. Hobbes glaubte, man wolle ihn verbrennen. Damals entwarf er eine gelehrte „historische Erzählung betreffend Häresie und deren Bestrafung", um nachzuweisen, daß zu der Zeit, da das angefochtene Buch geschrieben ward, keine Autorität existirt habe, die über jenes Verbrechen erkennen konnte, daß insonderheit nach Auflösung des hohen Commissionshofes der Elisabeth kein anderer Gerichtshof befugt sei, eine Meinung als häretisch zu verurtheilen; diese Abhandlung, die erst nach seinem Tode herauskam, war die Frucht erneuerter theologischer, aber auch juristischer Studien; aus den juristischen, worin der Greis noch mit Eifer einen Anfang machte, ging auch ein interessanter „Dialog über das englische gemeine Recht" hervor, der leider Fragment geblieben ist. Jene Inquisition hatte, Dank dem Einflusse des Lord Arlington und Anderer zu seinen Gunsten, keine Folgen; aber der König wurde doch vermocht, auf den literarischen Eifer des Alten einen Bann zu legen. Er konnte keine Druckerlaubniß mehr erhalten; der „Leviathan" wurde stark begehrt und stieg im antiquarischen Preise; eine lateinische Uebersetzung, die theilweise eine Umarbeitung war, mußte mit den sämmtlichen lateinischen Werken

in Amsterdam erscheinen (1668); zwei Jahre später erblickte daselbst der theologisch-politische Tractat des gebannten Israeliten das Licht der Welt, „enthaltend einige Dissertationen, durch welche gezeigt wird, daß die Freiheit des Philosophirens nicht nur ohne Schaden der Frömmigkeit und des gemeinen Friedens eingeräumt werden, sondern auch nur mit diesen beiden aufgehoben werden könne.“ Wir wissen nicht, ob Hobbes diese Schrift noch gesehen oder von ihr gehört hat; er würde gesagt haben, das sei, wenn nicht seine ausgesprochene Lehre, so doch seine unzweifelhafte eigene Meinung. — Das merkwürdigste Werk aber, das der Achtzigjährige noch verfaßt hat, dessen Zulassung zum Druck der König aber in persönlicher Audienz dem Autor verweigerte, ist eine dialogische, mit Reflexionen reich durchsetzte, Geschichte der beiden revolutionären Decennien (1640—1660), die Hobbes unter dem Titel „Behemoth oder das lange Parlament“ dem Lord Arlington dedicirte. Der Titel macht das Werk als ein Gegenstück zum „Leviathan“ deutlich: der Staat das eine Ungethüm, der Bürgerkrieg das andere. Das Büchlein enthält vielleicht die erste rationalistische Betrachtung der neueren Geschichte, in dem Sinne, wie sie später durch Voltaire populär wurde: auf bewußte Priesterlist wird die Macht der Kirche zurückgeführt; deren einflußreichstes Werkzeug sind die Universitäten; die Ursache der Niederlage des Königs sieht er, außer in der Abhängigkeit desselben von der Kirche und besonders der intoleranten Politik Laud's, hauptsächlich in dem Mangel eines großen stehenden Heeres, dessen Ausbildung und Besitz Cromwell's Feldherrntalent die Herrschaft geben mußte; und mit der Stimmung des Heeres rotirt die souveräne Gewalt. — Als das Werk noch kurz vor dem Tode des Autors in unechten und verstümmelten Ausgaben herauskam, machte es dennoch, wie nicht zu verwundern ist, das größte Aufsehen. In Hobbes aber erwachte in seinen letzten Jahren wieder die Liebe zur Poesie; der Siebenundachtzigjährige gab noch die Uebersetzungen des ganzen Homer (in gereimten Jamben) heraus. „Warum ich sie machte?“ (sagt er in der Vorrede) — „weil ich nichts Anderes zu thun hatte; warum sie publicire? weil ich dachte, es möchte meine Gegner davon abziehen, ihre Narrheit an meinen ernsteren Sachen zu zeigen, um sie nun an meinen Versen auszulassen, in der Absicht, ihre Weisheit darzuthun.“ — So erreichte er denn, immer noch fehdelustig, sein einundneunzigstes Jahr. Waren doch die alten Tage auch an Freuden ihm nicht arm. Im Hause des Patrons war er geehrt und beliebt; sein tägliches Leben war behaglich; wir haben ergötzliche Schilderungen, wie es zwischen Wanderungen, Ballspiel, nebst anderen Uebungen und Abhärtungen des Leibes, Visiten in den Gemächern der einzelnen Familienglieder, Studien in tiefer Stille und Einsamkeit, Spielen auf der Baßgeige, und sogar heimlichem Solosingen bei Nacht, regelmäßig eingetheilt war. Ziemlich häufige Correspondenz verband ihn mit seinen Freunden und Verehrern in Frankreich; leider sind nur die von ihm empfangenen Briefe erhalten[1]). Nicht selten wurde er durch Besucher erfreut, wenn er auch vorlaute Disputanten darunter nicht leiden mochte. Die Herren, welche des Grafen Gäste waren,

[1]) Seitdem dieses geschrieben wurde, habe ich (im September 1888) zu Paris die umfangreiche Correspondenz Sorbière's (in einer für den Druck bestimmten Abschrift) gefunden, worin siebzehn Briefe des Hobbes, zum Theil von hohem Interesse, enthalten sind, welche ich demnächst in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen gedenke.

pflegten auch bei dem alten Hofmeister vorzusprechen. So ward er ausgezeichnet durch wiederholte Aufwartungen des Großherzogs von Toscana, Cosmo's III., der im Jahre 1669 England bereiste und Porträt nebst sämmtlichen Werken des Philosophen mit sich nahm, „um sie unter den köstlichsten Kleinodien der Mediceischen Bibliothek aufzubewahren". Und in der Reisebeschreibung, die der junge Fürst verfassen ließ, erhebt er seinen Gastfreund Devonshire mit höchstem Lobe als hervorragend durch Liberalität, Großmuth und Achtung vor gelehrten Männern. „Diese Tugenden beruhen," fährt er fort, „auf seiner universalen Kenntniß der Wissenschaften, welche er der ausgezeichneten Erziehung verdankt, die er von Mr. Hobbes empfing; denn dieser hat ihm Neigungen und Gewohnheiten eingeprägt, die von denen der anderen Adligen weit verschieden sind, so daß er weder an ihren Mängeln noch an den Lastern Theil hat, die der Nation eigenthümlich sind, indem Beides an ihm durch Anmuth und Milde der Sitten aufgehoben ist." Im gleichen Sinne hatte auch Sorbière berichtet, der noch hervorhebt, wie sehr auch der Graf seinem alten Lehrer dankbar sei, ihn liebe und verehre. Seit Mitte der sechziger Jahre, nachdem die Gräfin-Mutter gestorben war, lebte die Familie abwechselnd auf den Stammschlössern in der Peak (Derbyshire), deren Naturschönheiten Hobbes in jüngeren Jahren durch ein episches Gedicht gefeiert hat; im Winter des Jahres 1679 zogen sie von Chatsworth nach Hardwicke; Hobbes, schon krank, wollte nicht zurückbleiben, wie ihm freistand; auch machte er die Reise ohne Beschwerde, aber bald mußte er sich rüsten zum Sterben. Als der Arzt ihm erklärt hatte, daß er keine Heilung mehr finde, soll er gesagt haben: „Dann bin ich froh, ein Loch zu finden, um herauszukriechen aus der Welt." Kurz darauf wurde ihm durch Paralyse die rechte Seite gelähmt und die Sprache geraubt. Er starb am 4. December 1679 und wurde beigesetzt in einer benachbarten Capelle, neben der Großmutter seines Patrones; dieser ließ ihm einen Denkstein errichten von schwarzem Marmor, dessen Inschrift sein Verhältniß zur Familie Devonshire bezeichnet und dazu die Worte fügt: VIR PROBVS, ET FAMA ERVDITIONIS DOMI FORIS Q. BENE COGNITVS (ein rechtschaffener Mann, und durch gelehrten Ruhm daheim und in der Fremde wohl bekannt).

IX.

Hobbes wird geschildert als ein ziemlich großer schlanker Mann, von aufrechter Haltung bis ins Greisenalter. Er hatte für sein Gesicht eine sehr große Stirn, kleine runde Augen, so lebhaft, „als ob eine lebendige Kohle darin funkelte". Er trug einen röthlich-blonden starken Schnurrbart, sonst nur ein Läppchen (tip) an der Unterlippe, was zusammen mit der modischen Cavaliertracht seinen Porträts ein martialisches Aussehen gibt. Dagegen scheint er von nervösem und furchtsamem Naturell gewesen zu sein, was seine Feinde weidlich ausbeuteten; er selbst bekennt mit einem lateinischen Wortspiel, daß seine Mutter von ihm und der Furcht zugleich (meque metumque simul) sei entbunden worden. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre war er auch kränklich; übrigens kein Stubengelehrter, sondern ritterlichen Uebungen geneigt, ein Mann von Welt, in der Jugend gesellige und sinnliche Freuden nicht fliehend. Wie die meisten namhaften Philosophen ist er dem Ehestande fern geblieben und erachtete den Cölibat für die

angemessenste Lebensart eines wissenschaftlichen Mannes. Er hielt in Treuen zu seinen Verwandten und vergalt einem Neffen, der ein übler Haushalter und dem Trunke ergeben war, was sein Oheim an ihm gethan hatte. Durch Testament vertheilte er sein kleines Vermögen in Legaten und bedachte auch seinen Kammerdiener reichlich. — Zur Charakteristik führe ich noch an, was in der vielleicht bedeutendsten Gegenschrift gegen den „Leviathan" Lord Clarendon von dem Verfasser bemerkt (1674). „Die durchgängige Neuheit dieses Werkes," sagt er „(und das gegenwärtige Zeitalter gibt sich ja nur allzu sehr der Neuheit hin), empfängt große Gewähr und Autorität durch den bekannten Namen des Autors, eines Mannes von ausgezeichneten Gaben, von großem Verstande, durch einige Belesenheit, aber erheblich mehr durch Denken geübt; eines Mannes, der viele Jahre im Auslande und in Beobachtung der Welt zugebracht hat; der die gelehrten sowohl als die modernen Sprachen versteht; der lange den Ruf eines großen Philosophen und Mathematikers gehabt und seiner Zeit Umgang mit sehr vielen würdigen und außerordentlichen Männern gepflogen hat. . . . Doch ist es immer eine Klage unter seinen Freunden gewesen, daß er zu viel Zeit mit Denken hinbrachte, und zu wenig mit Verwerthung dieser Gedanken in Gesellschaft anderer Leute von denselben oder eben so guten Fähigkeiten," . . . wozu der wackere Lord, der in den gewohnten Geleisen blieb, sich selber ohne Zweifel gerechnet hat. — „Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publicum einen bösen Stand": Alles in Allem hat Hobbes die Wahrheit dieses Satzes erfahren. Auch die Nachwelt ist ihm selten gerecht gewesen. Unter den Vielen, die von seinem Geiste sich nährten, haben Wenige zu seinem Namen sich bekannt. In Deutschland erregte durch die Kühnheit, mit der es geschah, vieles Aufsehen der ehrliche hallische Professor N. H. Gundling (1671—1729). Er bezeugt, daß in Frankreich zu seiner Zeit „der Hobbesianismus stark im Schwange ging"; wovon die Spuren nicht schwer zu finden sind. Aber erst Diderot hob wieder mit der Bewunderung eines Entdeckers hervor, wie unvergleichlich der Mann und sein Werk ihm erscheine; wie hoch er über Locke hervorrage, über Labruyère und Larochefoucauld. Im eigenen Lande verdankt er die Wiederherstellung des ihm gebührenden Ranges der Schule Bentham's; die „philosophischen Radicalen" studirten ihn mit Eifer: James Mill und John Stuart, Georg Grote der Historiker, A. Bain, Sir W. Molesworth (der mit großen Geldopfern die sämmtlichen Werke herausgeben ließ) und Andere. Durch diese wiederum aufmerksam geworden, sagt der am meisten congeniale August Comte: „Es ist Hobbes hauptsächlich, auf den die wichtigsten kritischen Gedanken historisch zurückgehen, welche ein unbegründetes Herkommen unseren Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts noch immer zuschreibt, denen doch im Wesentlichen nichts als die unerläßliche Verbreitung jener Ideen verdankt wird" — „Hobbes ist der wahre Vater der revolutionären Philosophie." (Cours de phil. pos. V, 499). Zur Bestätigung diene das Urtheil Ranke's (Englische Geschichte, Bd. IV, S. 325), welches so sich zusammenfaßt: „Trotz seiner Entfremdung von der Mitwelt bleibt Hobbes historisch unendlich merkwürdig. Menschen und Dinge wechseln, aber in Wort und Schrift ausgedrückte Gedanken können über diesen Wechsel hinüber eine Wirkung auf die fernsten Epochen haben."

Geschichte einer vornehmen Dame im achtzehnten Jahrhundert.

Die Gräfin Helene Potocka[1]).

Diese Dame hat uns unter dem Namen der Prinzessin Helene von Ligne schon einmal beschäftigt. Bereits vor einiger Zeit schilderten wir die Jugend des nach Paris verschlagenen Polenkindes nach den Aufzeichnungen ihrer eigenen kindischen Feder; erzählten ihren Austritt aus der klösterlichen Erziehungsanstalt Abbaye-aux-Bois, ihre Verheirathung mit dem Prinzen Carl von Ligne, den Tod des Letzteren auf dem Schlachtfelde und die Wiederverheirathung der Wittwe mit dem polnischen Grafen Vincenz Potocki[2]). Wir schieden von dem mannigfach anregenden Buch mit dem befriedigenden Gefühle, daß unsere Heldin nach vielen harten Kämpfen in den Hafen eines ruhigen, glücklichen Lebens eingelaufen sei und sich an der Seite des selbsterwählten Gatten der irdischen Güter erfreuen würde, welche ihr in reichlichem Maße beschieden waren.

Auch der Verfasser hielt sein Werk für abgeschlossen. Erst als nach Bekanntwerden desselben seitens der Nachkommen der dramatis personae der Wunsch einer Fortsetzung lebhaft ausgesprochen und für diesen Fall reichhaltiges Material in Form von Correspondenzen, Tagebüchern und mündlicher Information auf Grund von Familienüberlieferungen zur Verfügung gestellt wurde, entschloß sich Lucien Perey, auch die Geschichte der Gräfin Potocka zu schreiben, die uns hier geboten und freilich nur Demjenigen verständlich sein wird, welcher das Jugendbuch der Prinzessin von Ligne kennt; denn in diesem sehen wir, wie schon in dem Kinde die seelischen und geistigen Anlagen hervortraten, welche, von der klösterlichen Erziehung nur in geringem Grade beeinflußt, später Gewalt gewannen und zu Leidenschaften wurden. Schon in dem Tagebuche, wie man sich erinnern wird, klagt sich die kleine Prinzessin an, dem ersten Eindrucke gegenüber stets machtlos zu sein; und alles Ringens unerachtet, fand sie auch im reiferen Leben nicht die

---

[1]) Histoire d'une grande dame au XVIIIe siècle. La comtesse Hélène Potocka par Lucien Perey. Paris, Calmann Lévy. 1888.

[2]) Deutsche Rundschau, August 1887, Bd. LII, S. 256 ff.

Kraft des Willens und des Widerstandes, welche nur durch ernste Jugenderziehung hätte geschaffen werden können.

Als die Prinzessin von Ligne sich im Herbste 1788 nach Warschau begab und dort den Oberkämmerer des Königs Stanislaus, Grafen Vincenz Potocki, kennen lernte, entbrannte die Fünfundzwanzigjährige von einer so heftigen Leidenschaft, daß sie, ihres Mannes und einzigen Kindes Sidonie, welches in Wien zurückgeblieben war, vergessend, nach nichts strebte als nach einer Vereinigung mit dem Grafen, trotzdem der Mann, den sie begehrte, ebenso wohl, wie sie selber damals noch, verheirathet war. — Sie fühlte später oft, die einzige Sühne dieses doppelten Treubruchs könne nur darin bestehen, daß sie fortan ihr Leben, komme was da kommen möge, dem Mann ihrer zweiten Wahl hinzugeben, ja zu opfern habe, und diese Rechtfertigung wenigstens hat sie sich verdient, inmitten endloser, fortdauernd erneuter Prüfungen, welche ihr der, jeder Zuneigung unwürdige Graf Potocki nicht ersparte.

Bot in dem früheren Bande unserer Erzählung die Schilderung des Klosterlebens in der Abbaye-aux-Bois und der vornehmen französischen Gesellschaft kurz vor Ausbruch der Revolution einen ganz eigenthümlichen Reiz, so kommt hier zu dem culturhistorischen Interesse noch das eines intimen Seelengemäldes hinzu. Mit Spannung folgen wir den merkwürdigen Schicksalen, welche dem schwachen polnischen Fürstenkinde beschieden waren und romantischer sind, als die Phantasie sie sich ausdenken könnte. Wir wohnen einer, mit dem Tode der Heldin endenden Tragödie bei; wir erleben es gewissermaßen, wie sie mit dem Dämon in ihrer Brust kämpft, wie sie eine unwürdige Neigung aus dem Herzen reißen will, aber stets, wie von einer unlösbaren Kette gezogen, in das schmähliche Joch zurückkehrt. Der Schauplatz der also bewegten Handlung ist noch größer und tiefer als der des ersten Bandes; die Revolution, die Kriege Napoleon's, die Theilung Polens, die Rückkehr der Bourbonen nach Paris bilden den historischen Hintergrund, von welchem die auftretenden Personen sich zuweilen in glänzender, öfter aber noch in düsterer Beleuchtung abheben.

Die Prinzessin Helene Massalska, verwittwete Prinzessin von Ligne, war bereits im dreißigsten Jahre, als sie mit dem Grafen Vincenz Potocki in der Capelle des Bernhardinerklosters zu Werki in Polen getraut wurde. Dem persönlichen Einflusse ihres Onkels, des Fürstbischofs von Wilna, verdankte sie es, daß sich ein Priester bereit fand, die Ehe einzusegnen, bevor das päpstliche Document eingetroffen war, welches die frühere Ehe des Grafen Potocki für ungültig erklärte.

Das neuvermählte Paar, im Besitze des Segens der Kirche, begab sich, unbekümmert darum, daß ihrer Ehe das eigentlich gesetzliche Fundament noch fehle, nach dem in der Ukraine gelegenen Potocki'schen Landsitze Kowalowka, um die ersten Wochen eines zweifelhaften Glückes dort zu verbringen. Schon im Juli 1793 gebar die Gräfin einen Knaben, welcher Alexis getauft wurde und im Mai 1794 folgte ein Knabe, der den Namen Vincenz erhielt.

Kowalowka war ein reizender Aufenthaltsort, und die Gräfin verstand es, die landschaftlichen Vorzüge der Umgebung durch Gartenanlagen, unter der

Leitung eines französischen, emigrirten Gärtners, noch zu verschönern. Mit Geschick und Geschmack machte sie das Innere des lange verwahrlosten Schlosses wieder wohnlich, ließ die Möbel mit vorgefundenen Stoffen neu beziehen, und sorgte, außer für gute Küche, auch für musikalische und sonstige künstlerische Genüsse. Helene selber spielte Harfe und Clavier, recitirte vortrefflich und wußte mit feiner Kennerschaft die zahlreichen Kupferstiche, welche der Graf hier und da zusammengekauft hatte, zu ordnen und zu erklären. Sie mochte dabei wohl innerlich ihres inzwischen auf dem Feld der Ehre verstorbenen Gatten, des Prinzen von Ligne, gedenken, welcher einst ihr Lehrmeister im Kunstverständniß gewesen war; doch kam sein Name nie mehr über ihre Lippen. Sie that, was sie konnte, dem Grafen Potocki den Aufenthalt auf dem einsam gelegenen Schlosse so angenehm wie möglich zu machen; und der Graf, obgleich an die Zerstreuungen des polnischen Hofes und das bunte Leben in Warschau gewöhnt, ertrug das idyllische tête-à-tête in Kowalowka mit vieler Grazie. Die einzigen Unterbrechungen desselben bildeten gelegentliche Reisen nach der größeren Stadt Dubno, wo der Graf mit benachbarten Gutsbesitzern und jüdischen Händlern zusammentraf; denn seine Geldverhältnisse waren beständig in Unordnung. Helene war während dieser Trennungen, welche der Graf nicht abzukürzen suchte, stets untröstlich. Ihre Briefe enthalten immer Variationen über dasselbe Thema, ihre Liebe. Den Antwortschreiben des Grafen, trotzdem er es an Betheuerungen auch seiner Liebe nicht fehlen läßt, merkt man indessen schon einen gewissen Zwang an.

Die Trauung in Werki war seiner Zeit so geheim gehalten worden, daß selbst die frühere Gattin des Grafen, die Gräfin Anna, geborene Mycielska, erst nach der Geburt des Alexis von der anderweitigen Verheirathung ihres Mannes Kenntniß erhielt. Sie glaubte aus dieser Verheimlichung schließen zu dürfen, daß es dem Grafen Potocki mit seiner neuen Neigung nicht recht ernst sei, daß es sich vielmehr nur um eines jener flüchtigen Verhältnisse handle, an die Jener sie längst gewöhnt hatte. Sie nahm daher ihre früher ausgesprochene Einwilligung in die Scheidung zurück und schrieb an den Fürstbischof von Wilna: „Ich höre, daß der Graf, mein Ehemann, öffentlich mit der Prinzessin von Ligne, welche sich Gräfin Potocki nennt, zusammenlebt. Nun ist aber der Erlaß, durch welchen meine Ehe für ungültig erklärt worden wäre, niemals vollzogen, noch von dem Römischen Hofe gebilligt worden; ich reise nach Warschau, um die nöthigen Schritte zu thun, damit jene nichtige Ehe cassirt werde, und verweigere jetzt jede Zustimmung zur Scheidung."

Der Fürstbischof hatte sich, von den damaligen politischen Zerwürfnissen völlig in Anspruch genommen, um die Herzensangelegenheiten seiner Nichte nicht weiter gekümmert, sondern lebte in der sicheren Hoffnung, daß der Graf Potocki alles Erforderliche gethan haben würde, um die Trennung seiner früheren Ehe zu bewirken. Er war daher außer sich vor Erstaunen und Zorn, als er jenen Brief erhielt; hatte er es doch verschuldet, daß die neue Ehe eingesegnet worden, ehe die Auflösung der früheren feststand! Sein erster Gedanke war ebenfalls, daß der Graf sich einen verrätherischen Streich erlaubt, daß er die Frau, die ihm Alles geopfert, die, unverantwortlicher Weise — ohne an ihr Kind erster Ehe zu denken — ihm sogar durch eine Schenkungsacte ihr ganzes Vermögen

abgetreten hatte, jetzt, wo die Sachlage schwierig zu werden begann, verlassen und zu seiner legitimen Frau zurückkehren werde. Das Schreiben, welches er in dieser Stimmung an den Grafen richtete, schlug in Kowalowka wie ein Blitzstrahl ein. Die Gräfin Helene sah sogleich das Schlimmste voraus, Ungültigkeit ihrer Ehe, Illegitimität ihres Kindes — damals lebte der zweite Knabe noch nicht —, ja, es stiegen selbst in ihrem Herzen Zweifel an der Ehrlichkeit ihres Mannes auf.

Vor Allem kam es nun darauf an, den neu erwachten Widerstand der Gräfin Anna zu brechen, da nur mit ihrer Einwilligung Schritte in Rom gethan werden konnten. Diese verlangte zunächst,. daß Potocki zur persönlichen Besprechung nach Warschau kommen solle.

Helene sah ihn mit begreiflichem Bangen scheiden und versuchte, noch nach seiner Abreise sogar, ihn vor dem Wiedersehen zu warnen. „Ich bin überzeugt," schreibt sie ihm, „eine Zusammenkunft mit der Gräfin Anna wird die Regelung der Sache aufhalten. Wenn sie Dich liebt, so wird diese Liebe noch wachsen, sobald sie Dich wiedersieht, und sie wird sich wohl hüten, unsere Angelegenheit zu beschleunigen. Wenn sie Dich nicht liebt, wird sie überhaupt nichts lieben, und dann liegt ihr auch an der Scheidung nichts. — Du sagst, Du liebst sie nicht. Nun gut! Aber wenn Du sehen solltest, daß sie Dich liebt, wenn sie es Dir selbst sagt? Wenn Du Dich nicht Zornesausbrüchen, sondern Ergüssen der Sanftmuth und Zärtlichkeit gegenüber siehst? — Ich bin bei dem Gedanken in Verzweiflung, daß sich auch nur eine Regung des Entbehrens in Deiner Seele einstellen könnte; dies würde für immer das Unglück meines Lebens sein."

Dem Schreiber dieser Zeilen ist zufällig ein Einblick in die Porträts des Grafen Vincenz und der Gräfin Anna, welche sich noch im Besitze der Familie in Krakau befinden, gestattet worden. Der Kopf des Grafen nimmt beim ersten Anblick für ihn ein, er ist oval geformt, lange, lockige Haare schmücken ihn, Lippe und Kinn ziert ein schmales Bärtchen. Aber bei näherer Betrachtung verliert sich dieser günstige Eindruck, denn das Gesicht ist glatt, die Augen sind schmal, um den Mund spielt ein eben nicht angenehmes, selbstbewußtes Lächeln. Die Gräfin Anna dagegen hat ein gutes, ehrliches Gesicht und einen liebenswürdigen Ausdruck; sie ist in Gesellschaftstoilette und zeigt schöne, volle Formen.

Graf Vincenz mag wohl selbst die Begegnung mit seiner früheren Frau gescheut haben, denn er schreibt auf dem Wege nach Warschau an Helene, er sei fest entschlossen, dem Wiedersehen auszuweichen und nicht nach Warschau zu gehen. Helene ist entzückt davon und antwortet ihm: „Ich bin noch im Bett; Dein Bild steht vor mir; wie oft ist es Zeuge meines Schmerzes! Es ist der treue Gefährte meines Schicksals, stets von meinen Thränen benetzt oder brennend unter meinen Küssen. Gestern habe ich mich damit beschäftigt, die Haarlocken, welche ich von Dir habe, zu parfümiren und in Ordnung zu bringen; ich habe sie nach der Länge ausgesucht und mit kleinen Bändern zusammengebunden. Diese Beschäftigung war mir so lieb und werth, daß ich den ganzen Tag damit zugebracht habe."

Der Fürstbischof war nicht damit einverstanden, daß der Graf die persönliche Verhandlung mit der Gräfin Anna zurückweise und legte es ihm als ein Mißtrauen an sich selber aus; er versprach aber schließlich doch seinen mäch-

tigen Beistand, der dann freilich sehr bald auf tragische Weise hinfällig werden sollte.

Der Fürstbischof, der sich jeder Zeit mehr um eine Unterstützung der russischen Politik in Polen als um das Wohl seines Bisthums gekümmert hatte, befand sich eben in Warschau, als bei der Erhebung der Polen unter Kosciusko diese Stadt von den Patrioten erobert wurde. Unter Denjenigen, welche, des Hochverraths bezichtigt, der Wuth des Pöbels zum Opfer fielen, war auch der Fürstbischof.

Die Nachricht von dieser entsetzlichen That kam nach Kowalowka, als Helene eben von ihrem zweiten Knaben entbunden worden war. Obgleich ihr die Einzelheiten vorenthalten wurden, ergriff sie die Mittheilung von dem blutigen Ende Desjenigen, der ihr in ihrem Leben nur Gutes erwiesen hatte, doch aufs tiefste. Mit ihm war der letzte Halt, den sie in ihrer eigenen Familie gehabt, dahin, und sie gestand sich mit einem gewissen Schreck, daß es jetzt, außer ihrem Manne und ihren Kindern, Niemanden auf der Welt gebe, den sie noch liebte.

Da die Gräfin Anna von ihrem Willen nicht abzubringen und nach dem Tode des Fürstbischofs keine vermittelnde Vertrauensperson mehr vorhanden war, blieb kein Ausweg, als persönliche Verhandlung. Indessen verlief die gefürchtete Zusammenkunft besser, als das gequälte Herz der Daheimgebliebenen vorausgesetzt. Noch am Abend desselben Tages, an welchem die Begegnung in Warschau stattgefunden, schrieb Graf Vincenz seiner Gattin Helene, „seine unerschütterliche Festigkeit" habe der Gräfin Anna jede Aussicht auf eine Wiederversöhnung genommen. In der That zog dieselbe jetzt, nachdem die Finanzverhältnisse ihrem Willen gemäß geordnet worden waren, ihren Widerspruch zurück, und die Scheidung der ersten Ehe wurde am 20. November 1794, also zwei Jahre nach dem kirchlichen Vollzug der zweiten, rechtsgültig anerkannt.

Hiermit war aber nur ein Theil des drohenden Ungemachs abgewendet. Da die Gültigkeit der Ehe erst von jenem Zeitpunkte an datirte, waren die bereits vorhandenen Kinder, als außerhalb derselben geboren, unfähig, Namen und Rang des Vaters zu führen und seine Intestaterben zu werden. Neue Sorgen erfüllten daher das Herz ihrer Mutter.

Derjenige Theil Polens, in welchem die Potocki ihren Wohnsitz genommen, war inzwischen unter russische Herrschaft gelangt, und es konnte jetzt nur ein Machtspruch der Kaiserin Katharina helfend eingreifen. Um diesen anzurufen, machte sich Graf Vincenz auf nach St. Petersburg. Bei der mangelhaften Beschaffenheit der Wege, der Transportmittel und der Gasthöfe waren zu jener Zeit Reisen in Rußland mit vielen Unbequemlichkeiten und großem Zeitverluste verbunden. In einem kleinen Wirthshause zwischen Riga und St. Petersburg erkrankte der Graf, und als in Folge davon längere Zeit kein Brief von ihm ankam, gerieth seine Gemahlin in eine solche Erregung, daß sie nichts abhalten konnte, ihm nachzueilen. Unterwegs, in Mohilew, empfing sie zwar die Nachricht von seiner Wiederherstellung und Weiterfahrt, blieb indessen jetzt dort, um dem Entfernten näher zu sein. Sie war, selbst in den geringfügigen Dingen, nicht fähig, ihre Ungeduld zu zügeln und sich zu beherrschen. Ein anderer Mann, der sie wirklich geliebt und ihr gegenüber nicht, wie Graf Vincenz, stets nur

eine Rolle gespielt, hätte ihr undisciplinirtes Wesen durch ernste, vernünftige Behandlung wohl auf ein ruhigeres Gleichmaß zu stimmen vermocht und die mannigfachen vortrefflichen Eigenschaften dieser heißblütigen, ihm ganz hingegebenen Natur zur volleren Entwicklung gebracht. Aber der Graf war niemals ehrlich gegen sie, weder in seinen Briefen noch in seinem ganzen sonstigen Verhalten; wie er sich um ihre Vorwürfe nicht kümmerte, so machte er auch, seines Unrechtes sich wohl bewußt, ihr nie einen ernsthaften Vorwurf, und nur in einem Punkt äußerte seine Liebe sich herrisch, in der Eifersucht. Der Gedanke, seine Gemahlin in Mohilew zu wissen, wo bekannte Familien, wie die Esterhazy, Branicki und andere residirten, war ihm unerträglich, und als endlich nach mühseligen und kostspieligen Verhandlungen die Legitimirung der Kinder von der russischen Regierung erlangt worden, erfolgte beim Wiedersehen der Gatten nach der viermonatlichen Trennung eine Scene, die demüthigend für die Gräfin und nichts weniger als rühmlich für den Grafen war.

Auf der Rückreise besuchten sie Wilna, um sich dort über den Stand des fürstbischöflichen Nachlasses zu informiren. Es ergab sich, daß derselbe, nach Abzug der Schulden und eines für die Prinzessin Sidonie (Tochter der Gräfin aus erster Ehe) bestimmten Vermächtnisses, immer noch zehn Millionen Gulden betrug. Die russische Regierung hatte jedoch in willkürlicher Weise die Güter unter Sequester gestellt, so daß vor der Hand die Gräfin Helene, die einzige Erbin, nichts ausgezahlt erhielt.

Als das Ehepaar endlich wieder in Kowalowka anlangte, und Helene ihre Kinder wiedersah, umarmte sie dieselben und rief, mit von Thränen erstickter Stimme: „Jetzt seid Ihr wirkliche Potocki!"

In den nun folgenden zwei Jahren ungestörter Ruhe fühlte Helene sich auf dem schönen Landsitze glücklicher als je sonst in ihrem Leben und, wie sie zum Träumen überhaupt geneigt war, so liebte sie es später, sich in Gedanken oft dorthin zurückzuversetzen. In jener Zeit entwickelte sich Alles, was in ihrem Charakter Gutes war, auf das vortrefflichste. Bei der Sorglosigkeit ihres Gemahls und seinen steten finanziellen Verlegenheiten gab sie sich in unermüdlicher Arbeit der Beaufsichtigung der Verwaltung hin, suchte überall Ordnung und Sparsamkeit einzuführen, nahm sich zugleich des Looses der armen Leibeigenen in humanster Weise an und übte die freigebigste Gastfreundschaft. Sie trat nicht nur mit den Nachbarn in regen Verkehr, sondern nahm ganze Familien Emigrirter, wie die Familie Polignac, bei sich auf.

Der Graf ließ seine Frau nach Belieben schalten und walten, da er wohl sah, welche Befriedigung diese Thätigkeit ihr gewährte; er selber aber fand sich nicht bewogen, in seinem Leben und seinen Lieblingsbeschäftigungen irgend eine Aenderung vorzunehmen. Während Helene mit peinlicher Sorgfalt Pfennige zu sparen suchte, verschwendete er große Summen im Spiel und trotz des bedeutenden Vermögens, welches er selbst besessen und desjenigen, welches ihm Helene abgetreten hatte, verschlechterten seine Verhältnisse sich unglaublich, und es sammelte sich eine solche Schuldenlast, daß ein Ausweg geschafft werden mußte.

Bei der Gräfin Helene, welcher er seine Calamitäten nicht vorenthalten konnte, gingen die Herzenssorgen ja doch noch weit darüber hinaus. Es waren ihr härtere

Schicksalsschläge vorbehalten. Ein drittes Kind, ein Mädchen, welches im April 1795 geboren war, hatte nur kurze Zeit gelebt und auch die beiden Knaben, auf welche sich ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit concentrirt, wurden ihr in kurzen Zwischenräumen entrissen. Zuerst starb der zweite Knabe Vincenz an einem Halsübel, und im März 1799 fiel auch das letzte Kind, Alexis, einer ähnlichen Krankheit zum Opfer. Der Schmerz der Mutter bei dem Verluste dieses, von ihr besonders geliebten Knaben war grenzenlos. Nachdem ihre drei Kinder ihr genommen waren, gedachte sie der Vision bei ihrer nächtlichen Trauung in Werki, der drei Särge, welche, von Niemandem außer ihr gesehen, ihr den Weg versperrten, als sie die Stufen des Altars hinansteigen sollte, und als sie wie gebannt stehen blieb, vor ihr in den Boden versanken.

In solcher Gemüthsverfassung machte es keinen großen Eindruck auf sie, als sie hörte, daß die Gläubiger das ganze Mobiliar von Kowalowka, den Marstall eingeschlossen, mit Arrest belegt hätten, und sie verließ den ihr früher so lieb gewesenen Aufenthaltsort ohne Bedauern. Nicht lange währte es, bis der Verkauf des gesammten Hausrathes erfolgte, und hierbei soll auch das schöne, jetzt im Berliner Museum befindliche, von Madame Lebrün gemalte Brustbild der Gräfin für ein Spottgeld versteigert worden sein.

Das Ehepaar nahm seinen Wohnsitz in Brody, in Galicien auf österreichischem Boden, fern von den russischen Gläubigern. Graf Vincenz besaß dort ausgedehnte Ländereien, die Stadt Brody selbst gehörte ihm, damals Mittelpunkt des galicischen Handels, der sich ausschließlich in Händen der Juden befand, war sie deshalb fast nur von jüdischen Familien bewohnt. Die Zölle, die Steuern, die Gastwirthschaften, der Salz- und Schnapsverkauf, Alles, was Geld einbrachte, war an Juden verpachtet. Die Gräfin bemerkt in ihrem Tagebuche, daß bei ihrer Ankunft in Brody die Judenschaft eine Deputation mit dem Rabbiner an der Spitze an sie geschickt und ihr Geschenke überbracht habe. Sie beschreibt die Sitten und Gebräuche der Juden in lebhaft anziehender Weise und vergißt auch nicht, bei besonderen Gelegenheiten, z. B. als sie zu einer jüdischen Hochzeit eingeladen wird, in echt weiblicher Weise anzugeben, welches Costüm sie dabei getragen habe. Ebenso wie der Rabbiner, kam auch die griechisch-katholische Geistlichkeit, um der Gräfin ihre Aufwartung zu machen und die vorgeschriebenen Ceremonien vorzunehmen.

An standesgemäßen Umgang dagegen war in Brody nicht zu denken. Das einzige der Gräfin nahestehende weibliche Wesen war ein junges Mädchen aus einer verarmten adligen Familie, in den Briefen stets „die Karwoska" genannt. Als Gesellschafterin engagirt, hatte sie gewußt, sich das Vertrauen ihrer Herrschaft zu erwerben. Helene fand ein Vergnügen darin, mit ihr zu musiciren, und wenn die Karwoska, von der Harfe der Gräfin begleitet, Abends im Salon sang, überwand Graf Vincenz den Schlaf, der ihn sonst in den Abendstunden zu überfallen pflegte und betheiligte sich an der Unterhaltung. Der einsame Aufenthalt in dem verlassenen Städtchen war für das Glück der Ehegatten nicht vortheilhaft. Jedes Blatt des Tagebuches der Gräfin spricht von einem Zerwürfniß und Streite.

Da kam, wie ein Licht in dunkler Nacht, ein Brief der Prinzessin Sidonie von Ligne, dieses Kindes, welches, in Wien vor vierzehn Jahren von der Mutter

zurückgelassen, dort von der Großmutter, der alten Fürstin von Ligne, erzogen worden war. Kaum, daß die Gräfin ihrer Tochter sich noch entsann. Graf Vincenz hatte das, vom 23. October 1802 datirte Schreiben Monate lang in Händen behalten, und, nachdem die Adressatin es endlich erhalten, wagte sie nicht, darauf zu antworten, weil sie den Zorn ihres Mannes durch jede Annäherung an die Ligne'sche Familie zu erwecken fürchtete. Aber dennoch war jener Brief nicht umsonst geschrieben; denn die Gedanken der Mutter kehrten seit jener Zeit immer wieder zu diesem vernachlässigten Kinde zurück, dem sie schließlich die Erlösung aus den trüben Verhältnissen verdanken sollte, indem Sidonie das Mittelglied zu einer Annäherung an die Ligne'sche Familie wurde.

War der Aufenthalt in Brody schon bisher für Helenen sehr trübselig gewesen, so wurde er ihr ganz unleidlich, als sie eines Abends die Entdeckung machen mußte, daß zwischen ihrer Gesellschafterin, der Karwoska, und dem Grafen ein Verhältniß bestehe. Sie ward so tief im innersten Herzen davon getroffen, daß sie schwer erkrankte. Als sie wieder genesen war, hielt nichts sie mehr in Brody zurück. Sie packte das Nothdürftigste in die Koffer und fuhr nach Lemberg, der nächsten größeren Stadt, angeblich um eine dort wohnende vertraute Freundin zu besuchen, in der That aber mit der Absicht, zu ihrem Manne nicht wieder zurückzukehren. Da traf sie im Hause der Freundin den alten Fürsten von Ligne, welcher, von ihrer Herzensnoth unterrichtet, ihr entgegengereist war. In seinen Armen, wie ein Kind weinend, schüttete sie ihm ihr ganzes Herz aus. Diesem weisen und guten Mann gelang es, sie zu beruhigen und davon zu überzeugen, daß unter den obwaltenden Umständen eine Scheidung von dem Grafen ihrem Rufe schaden und sie in der Gesellschaft unmöglich machen müsse. Sie solle nach Brody zurückkehren, von ihm nöthigen Falles die Erlaubniß erlangen, getrennt von ihm, vielleicht in Paris, zu leben und unter dieser Voraussetzung könnte wohl auch an eine Wiedervereinigung mit ihrer Tochter, nach welcher sie sich lebhaft sehnte, gedacht werden.

Als sie, diesem Rathe folgend, nach fünftägiger Abwesenheit wieder im Hause ihres Mannes eintraf, that dieser, als kehre sie von einer Spazierfahrt heim. Die Karwoska war entfernt, sonst schien im gewöhnlichen Lauf der Dinge sich nichts geändert zu haben, außer daß der Graf einem Briefwechsel seiner Frau mit ihrer Tochter kein Hinderniß mehr in den Weg legte und die Annäherung seiner Stieftochter an ihre Mutter auch ihm die Erinnerung an seinen Sohn aus früherer Ehe, den Grafen Franz Potocki, ins Gedächtniß zurückrief. Er hatte sich bisher wenig um denselben gekümmert, die Sorge für seine Erziehung vielmehr der Gräfin Anna überlassen. Jetzt suchte er ihn in Leipzig, wo er lebte, auf und war sehr überrascht, in dem Erben seines Namens einen liebenswürdigen, durchaus vollendeten Cavalier zu erblicken. Wie Helene an dem Briefwechsel mit der Tochter, fand er am Verkehr mit seinem Sohne Gefallen; und während beide Gatten bisher vermieden hatten, von ihren nicht gemeinsamen Kindern mit einander zu reden, wurde bald das künftige Schicksal von Franz und Sidonie ein Lieblingsgegenstand ihrer Unterhaltung. Der Gedanke lag nahe, diese beiden Kinder, zwischen denen kein verwandtschaftliches, ehehinderndes Verhältniß bestand, mit einander zu verbinden, und Helene scheint ihn zuerst gefaßt

zu haben. Sie sagte sich, daß nur auf diesem Wege ihr Vermögen, welches sie einst in so unkluger Weise ihrem Manne abgetreten hatte, wieder ihrer Tochter zu Gute kommen könne. Da der Graf zu ihrem Erstaunen keine Bedenken äußerte, machte sich Helene mit der ihr eigenthümlichen Hast daran, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen; sie begab sich zunächst nach Brünn, wo sie den Fürsten von Ligne antraf und für den Plan gewann; der Graf übernahm es, die Gräfin Anna zur Einwilligung zu bewegen. An dem Einverständnisse der Hauptpersonen zweifelte Niemand.

Inzwischen waren die Sequestrationsmaßregeln in Betreff der Wilna'schen Güter gemildert worden; es hatten sich auch in Folge eines vortheilhaften Gutsverkaufs die Finanzen des Grafen gebessert, so daß er, dem lange gehegten Wunsche seiner Gemahlin nachgebend, den Winter von 1806 zu 1807 in Paris verbrachte. Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem Helene Paris verlassen hatte und in diesem Zeitraume war die Revolution mit ihren Schrecken über Frankreich hinweggezogen. In jenem Winter fingen die vornehmen Familien eben an, aus der Verbannung nach Paris zurückzukehren, und es stand eine Zeit neubelebter Geselligkeit in Aussicht.

Helenen's erste Schritte nach ihrer Ankunft waren nach der Abbaye-aux-Bois gerichtet, wo sie ihre Jugendjahre zugebracht hatte. Das Gebäude war noch vorhanden, aber unbewohnt; die Nonnen waren verschwunden, die Aebtissin todt, wie Helene von den Nachbarn erfuhr. In den Straßen fand sie sich kaum zurecht; in den Namen derselben hatten Könige und Heilige den Patrioten und modernen Philosophen Platz gemacht; von den vornehmen Palästen war ein großer Theil in Miethshäuser umgewandelt worden; die Wappenschilder über dem Thore der Hôtels waren fortgenommen und revolutionäre Inschriften an ihre Stelle getreten.

Helenen's Ankunft in Paris ward bald bekannt, und diejenigen ihrer Pensionsfreundinnen, welche in Paris anwesend waren, kamen, um nach so langer Zeit mit ihr ein frohes Wiedersehen zu feiern; aber manche fehlten, und ihre blutige Spur verlief auf dem Concordienplatz oder an der Barrière du Trône, wo zuletzt die Guillotine gestanden.

Ueber den Einfluß, welchen die Revolution auf die vornehme Welt ausgeübt hat, enthält das Tagebuch interessante Beobachtungen. Die Sitten erscheinen der Gräfin ganz verändert. Besonders klagt sie darüber, daß die gerühmte französische Galanterie verschwunden sei. Auch die Stunden der geselligen Vereinigungen sind verlegt, wie sie bemerkt; man speist zu anderen Tageszeiten; die Theaterstunde ist eine spätere geworden; an Stelle der gemüthlichen Zusammenkünfte zur Conversation werden Routs nach englischer Art veranstaltet u. dergl.

Der Graf hatte eine große Wohnung in Paris gemiethet, sie mit einem Luxus, von dem man jetzt keinen Begriff mehr hat, ausgestattet und empfing dort in freigebigster Weise. Der Salon der Gräfin Potocka war bald der gesuchteste unter den fremden, und sie selbst fühlte sich wieder heimisch, Brody mit allen traurigen Erinnerungen vergessend. Es hatte sich auch das gute Einvernehmen zwischen den Ehegatten wieder hergestellt, so daß, als der Graf im Frühling nach Deutschland reiste, um die Verbindung der Kinder selbst zu betreiben,

sie sich Beide täglich schrieben. Dieses Heirathsproject reifte einem glücklichen Abschluß entgegen, da die Hauptbetheiligten sich bei eingeleiteter Bekanntschaft lieb gewonnen hatten. Unter solchen Umständen brachte Helene auch das von der Gräfin Anna geforderte Opfer, bei der Hochzeit selbst nicht zugegen zu sein, sondern der Gräfin Anna den Vortritt zu lassen. Mit seinen beiden Frauen konnte dieser moderne Graf Gleichen nicht wohl erscheinen; er beschränkte sich sogar darauf, nur bei der Unterzeichnung des Ehevertrages anwesend zu sein.

Die Trauung fand am 8. September 1807 in Mariaschovka bei Teplitz statt, und das junge Paar trat seine Hochzeitsreise über Wien, zum Besuche der alten Fürstin von Ligne, nach Paris an, von Helenen mit Ungeduld erwartet. Die Ankunft in Paris, das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter, die achtzehn Jahre lang getrennt gewesen, ist so dramatisch geschildert, daß man es mitzuerleben und die Bewegung der Mutter mitzuempfinden meint.

Es schien jetzt für die viel geprüfte Frau eine glücklichere Zeit anzubrechen. Alle ihre Wünsche waren erfüllt; sie lebte in ihrem geliebten Paris, im Glanze des Reichthums und Ansehens, von ihren Kindern verehrt und von ihrem Manne geliebt. Aber der Stachel des Mißtrauens und der Eifersucht war immer noch in ihrem Herzen, und bei dem geringsten Argwohne gerieth sie in leidenschaftliche Aufregung. Als der Graf im August 1809 wie gewöhnlich nach Polen gereist war, wohin ihn seine Geschäfte riefen, folgte sie ihm plötzlich ohne sein Wissen nach, um ihn, wie sie aus aufgefangenen Reden ihrer Leute und Denunciationen aus Polen vermuthete, im Verkehr mit der Karwoska zu überraschen. Als sie ganz unerwartet in Radziwilow, wo sich der Graf befand, eintraf, wurde ihr selbstverständlich kein freundlicher Empfang zu Theil. Sie fand nichts vor, was ihren Verdacht hätte bestätigen können, und verließ beschämt Radziwilow, hatte aber kaum die Grenze erreicht, als sie in Folge einer neuen anonymen Denunciation, welche ihr in den Wagen flog, wieder umkehrte, nach Radziwilow zurückkehrte, das ganze Haus von Neuem untersuchte, gleichfalls ohne Erfolg, und nach einer entsetzlichen Scene mit ihrem Manne, betrübten Herzens fortfuhr, nach Brody zu. Hier angelangt, richtete sie folgenden merkwürdigen Brief an ihn:

„Ich habe auf eine Weise, welche keinen Zweifel zuläßt, erfahren, daß die Karwoska vor meiner Ankunft in Radziwilow anwesend war und sich noch jetzt dort befindet. Da dies der Fall ist, wie soll ich auf Dein mündliches Versprechen bauen, daß Du mir nachkommen wirst? Und dennoch kann ich an so viel Falschheit und Treulosigkeit nicht glauben. Aus Deinen Briefen ersehe ich, daß Du die Denunciation, welche ich erhielt, schändlich und boshaft nennst, aber Du nennst sie nicht erlogen; Du schwörst, daß Du mich liebst, aber Du versprichst nicht, daß Du die Person, welche sich zwischen uns drängt, nicht mehr wiedersehen willst. Ich will Dir ein Mittel angeben, wie Du mich beruhigen kannst, und das Dir beweisen soll, daß ich Deinen Schwüren noch Glauben schenke; ich schicke Dir zwei Schreiben; wenn Du sie nicht alle beide in gutem Gewissen unterzeichnen kannst, so wollen wir noch einmal einen Schleier über die Vergangenheit werfen. Unterzeichne sie wenigstens für die Zukunft, dann werde ich beruhigt abreisen, und wenn Du Deinen Eid nicht hältst, habe ich wenigstens ein Schreiben, welches mir ins Grab folgen wird, und mit welchem ich Dich vor Gottes Richterstuhl fordern werde. Sollte ich so glücklich sein, daß Du unterzeichnen kannst, so werde ich Dir mehr als der ganzen übrigen Welt glauben, und es würde mir dadurch ein schweres Gewicht vom Herzen genommen.“

Der Graf, froh, so leichten Kaufes loszukommen, unterschrieb ohne Bedenken die beiden gewünschten Erklärungen, von denen die erste dahin lautete, daß er

bei seinem Ehrenworte versichere, die Karwoska habe sich weder bei Helenen's Ankunft in Radziwilow befunden noch sei sie jetzt dort, und die zweite das Versprechen enthielt, die Karwoska nie wiederzusehen und ihr auch nicht zu schreiben.

Bei Uebersendung der beiden Schriftstücke bemerkte er Folgendes:

„Ich lese eben Deinen Brief; das Mittel, welches Du anwendest, ist ungewöhnlich und demüthigend; aber ich liebe Dich, und Du bist krank; es beruhigt Dich. Ich unterzeichne blind beide Billets. Möge Gott mir das Herz, das Vertrauen meiner Helene wieder schenken, wie ich ihr Beides hingegeben habe."

Im Besitze ihrer beiden Scheine reiste Helene beruhigten Herzens ab; in Breslau mußte sie zwei Monate warten, bis der Graf ihr nachfolgte, und im Frühjahr 1810 trafen sie Beide wieder in Paris ein. Die Gesellschaft ihrer Tochter war für die Gräfin eine fortdauernde Quelle des Trostes und der Erheiterung. Die Ehe der jungen Leute erwies sich als eine durchaus glückliche. Graf Franz, der zuerst in französische Militärdienste eingetreten war, und als Adjutant des Marschalls Davoust sich als tüchtiger Officier gezeigt hatte, nahm, wie die Meisten seiner Landsleute, seinen Abschied, als es klar ward, daß die Hoffnung auf Wiederherstellung Polens nur ein Trugbild gewesen.

Napoleon war damals auf der Höhe seines Ruhmes und wurde von der Pariser Gesellschaft fast vergöttert. Die Aufzeichnungen der Gräfin enthalten darüber manches Bemerkenswerthe. So kam einmal in ihrem Salon zur Sprache, daß der Kaiser sich über die Oper in Paris wegwerfend geäußert habe. „Wenn dies allgemein bekannt wird", rief Frau von Coaslni, eine leidenschaftliche Royalistin, „so wird bald keine Katze mehr in der Oper sein. Denn die Franzosen sind in einem solchen Grade unterjocht, daß, wenn der Kaiser verkündete, er wolle nur noch über Cyklopen herrschen, Jeder sich mit Begierde ein Auge nehmen lassen würde."

Helene wohnte der Krönung Napoleon's in der Kirche Notre-Dame bei und macht eine begeisterte Schilderung des Herganges der Feier. Für sie ist Napoleon damals der außerordentlichste Mensch, welcher je gelebt hat. Sie vergleicht seinen Kopf mit dem des Apollo, findet ihn aber noch schöner. Seine Mutter ist in ihren Augen die gebenedeiteste Frau der Erde.

Wie sollte sich diese Anschauung, welche freilich die in Frankreich vorherrschende war, ändern, als Napoleon's Glücksstern erlosch!

„Am 4. April 1814, dem vierten Tage unserer Befreiung" — so datirt Helene sieben Jahre später einen Brief an ihren Mann aus Paris, wo sie sich damals allein mit ihrer Tochter aufhielt:

„Nach vier Monaten voller Angst und Unruhe, jeden Augenblick den Tod erwartend, packte ich am 30. März Abends Alles, was ich besonders Kostbares besaß, in einen Korb und erwartete, was da kommen sollte. — Der Angriff (der Verbündeten auf Paris) fing am Morgen um 6 Uhr bei Belleville an: um 10 Uhr hatten die Alliirten es in Händen. Ich war mit meinen Freunden und allen Leuten des Hauses auf dem Boden. Der Kanonenlärm kam näher. Montrouge wurde genommen, und man griff Montmartre an u. s. w. Als der Tag zu Ende ging, stieg ich in den Salon hinab: wir setzten uns zu Tisch, als bald darauf der Donner der Kanonen wieder begann. Dies brachte uns abermals auf die Beine; Alles lief, um Neues zu erfahren, und wir hörten, daß die Franzosen suchten, den Feind zurückzutreiben; da fing unsere Angst wieder an. — Ich wußte damals noch nicht, daß der Kaiser Alexander, dieser Retter Frankreichs, dem General

von Witt, welcher die Barrière erobert, bei Todesstrafe verboten hatte, weiter vorzudringen, da sonst jener Theil der Stadt der Wuth der Soldaten zum Opfer gefallen sein würde."

Auch über den kurzen Aufenthalt Ludwig's XVIII. in Saint-Ouen, dem Sommersitze der Potocki'schen Familie in der Nähe von Paris, über den Einzug des Königs, über die Zurückführung der geraubten Kunstschätze aus dem Louvre nach den Ländern ihrer Herkunft u. s. w. erfahren wir manches Neue aus diesen Briefen, welche dadurch, und da sie nur Selbsterlebtes berichten, einen gewissen historischen Werth gewinnen.

Noch einmal, im October 1814, reiste die Gräfin nach Brody, von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben. Als sie ihrem Manne, welcher vorangereist war, den Entschluß mittheilte, ihm nachzufolgen, schrieb sie:

„Es ist mein erstes Herzensbedürfniß, Dich zu sehen; der Verlust meiner Gesundheit und meines Lebens erschreckt mich nicht. Wie sonderbar, daß mich das Schicksal nach der Ukraine zurückruft! Es kommt mir vor, als ob mich etwas dorthin treibt und an sich zieht; gewiß soll ich dort mein Geschick beschließen; es ist recht, daß dies eher dort als irgendwo anders geschieht."

Ihre Voraussicht täuschte sie; nicht in polnischer Erde sollte sie ihre letzte Ruhestätte finden.

Während sie in Brody war, starb in Wien der alte Fürst von Ligne, ihr treuester Freund und Berather. — Schon im ersten Bande dieser Geschichte wird aufmerksamen Lesern die Vorliebe Lucien Perey's für den Fürsten von Ligne aufgefallen sein. Dieses Interesse hat sich auch in der Fortsetzung des Werkes erhalten, und wir würden dem Verfasser aus dieser, über den Rahmen einer Nebenperson hinausgehenden Berücksichtigung des Fürsten einen Vorwurf machen dürfen, wenn nicht Alles, was er über diesen, auf dem Schlachtfelde, in der Literatur und in der Gesellschaft hochangesehenen Mann erzählt, uns zeigte, wie sehr er dieser Bevorzugung werth war.

Helene betrauerte den Hingang ihres Schwiegervaters aufrichtigen Herzens, und als sie auch äußerlich die Zeichen der Trauer anlegt, glaubt sie zu ihrer Entschuldigung bemerken zu müssen, daß sie von dem Prinzen Carl niemals geschieden worden.

Während der hundert Tage befand sich die Gräfin mit ihrer Tochter in der Nähe von Wien und kehrte erst nach Napoleon's Verbannung nach Paris zurück.

Nicht wenigen Menschen ist es gegeben, daß sich, wenn die Scheidestunde naht, ganz unerwartet Momente finden, in denen sie mit einem Male lange Vergangenes und Vergessenes klar wieder vor sich erscheinen zu sehen meinen, und meistens werden dies Erinnerungen an die Zeiten und Orte sein, wo sie sich in der hohen Zeit des Lebens besonders glücklich gefühlt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist ein Brief erwähnenswerth, welchen Helene am 19. October 1815 an ihren Mann schrieb; es war ihr letzter, und er lautet folgendermaßen:

„Wolle Gott, lieber Vincenz, daß Du bald in Brody ankommst und recht rasch wieder abreisest, denn ich kann ohne Dich nicht meines Lebens froh sein, meine Existenz bedarf eines so innigen Seelenbündnisses, als zwischen uns besteht. Die Natur hat mich denjenigen Geschöpfen zugesellt, welche das Leben nicht mehr ertragen können, wenn ihnen der Gefährte genommen wird, dem sie sich angeschlossen haben. Nimm ein naturhistorisches Wörterbuch zur Hand, darin findest Du wohl diese Wesen aufgeführt und kannst dann meinen Namen am Schlusse beifügen. — Gestern, am Montag, war es schönes Wetter: die Orangerie ist ins Treibhaus gebracht, wir sind darin spazieren gegangen, der Gärtner hat Alles sehr gut besorgt; er hat in der Mitte ein

Amphitheater von Moos gemacht, Blumentöpfe hineingestellt und Kieswege angelegt. Der Anblick des Treibhauses erinnert mich jedesmal an Kowalowka, an den Ort, wo ich so viel Glück und so viel Unglück erlebt habe. Die Insel, der große Ahornbaum, die blumigen Anhöhen stehen vor meinen Augen; an Deiner Seite durchstreife ich sie und werfe dabei einen Blick auf die Vergangenheit. Am Ende meiner Laufbahn sehe ich, was ich Alles unterwegs verloren habe; ich möchte umkehren und meine Lieblinge wieder in meine Arme schließen. — Lebewohl, mein Vincenz, schone Dich, liebe mich und komme zurück. Ich umarme Dich mit aller Kraft meiner Seele."

Als der Graf diesen Brief erhielt, war die Hand, welche ihn geschrieben, wohl schon erkaltet. In der Nacht des 30. Octobers 1815 erkrankte Helene plötzlich und starb nach zwölf Stunden in den Armen ihrer Tochter.

Graf Vincenz gab sich beim Empfange der Todesnachricht heftigen Schmerzensäußerungen hin; aber ob es ihm sehr ernst damit gewesen, wagen wir nicht zu entscheiden. Sicher ist, daß weder er noch auch ihre Tochter daran dachten, den sterblichen Ueberresten Derjenigen, welche ihnen mit so großer Liebe zugethan gewesen, die gebührende Ehre zu erweisen. Denn in den Registern des Kirchhofes Père la-Chaise in Paris findet sich die unglaublich klingende Notiz:

„Helene Massalska, Ehefrau Potocki, zweite Reihe rechts vom Grabe des Marschalls Ney, am 2. November 1815 provisorisch beigesetzt, ist am 21. März 1840 (weil nicht reclamirt) in die allgemeine Grube geschafft worden, wo sie verblieben ist."

Im Anhange des Buches lesen wir ausführlich, welchen unermeßlichen Schatz an Brillanten, Perlen und Edelsteinen jeder Art die Arme besessen hat, die doch kein Herz das ihre nannte, keinen Freund hinterließ, um ihrer irdischen Hülle sich anzunehmen, und ihr, für ein Geringes, ein Grabkreuz zu setzen!

Wer, der vor ihrem Porträt im Berliner Museum steht, vermöchte so viel Unglück aus diesen sanften, schönen Zügen herauszulesen!

Den deutschen Lesern möchten wir zum Schlusse noch ein Wort über den Verfasser, Lucien Perey, sagen. Dem französischen Publicum ist er lange schon bekannt.

Der Preis des Buches ist, nach französischen Begriffen, hoch — jeder Band kostet 7½ Francs — und dennoch sind von dem ersten Theile binnen Jahresfrist elf Auflagen erschienen. Man sieht, unsere Nachbarn jenseits der Vogesen haben noch nicht verlernt, wirklich *gute* Bücher zu schätzen. Denn dieses enthält weder schlüpfrige Beschreibungen noch politische Anspielungen oder Ausfälle gegen Frankreichs Feinde, obwohl der Stoff zu Beidem reichlich Gelegenheit geboten hätte. Vielleicht konnte nur eine Frauenhand mit so zarter Berührung die vergilbten Blätter öffnen, die geschlossen geblieben, seitdem sie vom Auge des Adressaten durchflogen, vielleicht mit seinen Thränen benetzt worden waren. Vielleicht besaß nur eine edle Frau den Tact, aus dem reichhaltigen Stoffe dasjenige auszuwählen, was, menschlich gedacht und empfunden, ein Recht hat, fortzuleben und der Nachwelt überliefert zu werden.

Es ist kein Geheimniß mehr, daß sich hinter dem Pseudonym Lucien Perey eine Dame verbirgt, Fräulein Luce Herpin, welche, in Genf geboren, seit vielen Jahren in Paris ansässig ist, wo ihr Vater als ein angesehener Arzt bekannt war. Nach dem Tode ihrer Eltern beschäftigte sich die Tochter unter Anderem auch mit dem Sammeln von Autographen und gelangte dabei zufällig in den Besitz der Originalbriefe des Abtes Galiani. Als sie dieselben mit dem davon herausgegebenen

Abdruck verglich, entdeckte sie zu ihrem Erstaunen willkürliche Aenderungen, welche den Sinn mitunter unrichtig wiedergaben. Dies veranlaßte sie, mit Hülfe eines jüngeren, bücherkundigeren Gelehrten, Gaston Maugras, einen wahrheitsgetreuen Abdruck der Briefe zu veranstalten und mit einer kurzen Lebensbeschreibung und erklärenden Noten zu versehen. Das Buch gefiel, die Französische Akademie verlieh demselben sogar einen Preis, und für Fräulein Herpin war es eine Quelle so großer Befriedigung, daß sie von einem Werke zum anderen kam. An Galiani schlossen sich zwei Arbeiten über Madame d'Epinay, die Freundin Galiani's, und erhielten ebenfalls den Preis der Akademie [1]); darauf folgte „Voltaire's Leben in Delices und Ferney" [2]), und diesem endlich das Buch, welches uns hier beschäftigt hat.

Die Perey'schen Bücher haben in der guten französischen Gesellschaft großen Anklang gefunden, und die Verfasserin verdankt diesem Umstande die für Autoren unschätzbare Gunst, daß überall, wo sie anklopft, sich die Familienarchive öffnen, und man ihr gestattet, hineinzugreifen und der Mitwelt zugänglich zu machen, was Jahrhunderte lang begraben lag.

H. v. W.

[1]) La Jeunesse de Madame d'Epinay und Dernières années de Mme d'Epinay, son salon et ses amis. Paris, Calmann Lévy.

[2]) La vie intime de Voltaire, aux Délices et à Ferney (1754—1773). Paris, Calmann Lévy.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

(Zweite Gesammt-Ausgabe. Unter Leitung von W. Wattenbach. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.)

Zu den großen Ereignissen deutscher Geschichte, mit denen der Name des Freiherrn vom Stein für alle Zeiten verknüpft ist, gehört auch die Gründung der Monumenta Germaniae. Die heilige Liebe zum Vaterlande hat dieses literarische Denkmal errichtet. Unter den wechselvollen Eindrücken der Befreiungskämpfe befestigte sich in Stein der Gedanke, daß es zur Erzeugung und Erhaltung nationaler Gesinnung nur ein Mittel gebe: das Studium der vaterländischen Geschichte. Aus einer nur dilettantischen Neigung entwickelt sich ein leidenschaftliches Verlangen, die Vorzeit kennen zu lernen aus den Berichten der Zeitgenossen, aus den Quellenschriften selbst, in denen bei aller Unbeholfenheit des Ausdrucks, bei aller Kindlichkeit der Auffassung, sich der Widerhall einer längst vergangenen Zeit in voller Frische und Ursprünglichkeit erhalten hat. Aber als Stein an die Arbeit ging, nahm er zu seinem Leidwesen wahr, daß es an einer systematischen Sammlung auch nur der wichtigsten Quellen vollkommen mangle; selbst wenn man sich die Mühe nicht verdrießen ließ, dieselben aus Dutzenden von Folianten zusammenzustellen, so legten sich andere stärkere Hindernisse in den Weg; es stiegen die ernstesten Bedenken auf über die Brauchbarkeit der Texte; diese wimmelten von Druck- und Lesefehlern, von Einschiebungen und Zusätzen, die nicht der Autor gemacht hatte; sie unterschieden nicht zwischen Eigenem und Fremden, weil man die Arbeitsweise der mittelalterlichen Schriftsteller noch nicht kannte. Manche Quellen fand Stein überhaupt nicht; sie lagen noch ungedruckt in irgend einem Archiv, und man kannte sie nur aus gelegentlichen Citaten eines modernen Historikers. Wie beneidenswerth erschienen ihm die Franzosen und Italiener, die in den umfassenden Sammlungen von Bouquet und Muratori das ganze Material beisammen fanden, das sie zu ihren geschichtlichen Studien benöthigten. Ein Sporn mehr für Stein, diesen Typus deutscher Beharrlichkeit, seinem Volke eine gleiche, wenn möglich bessere Sammlung zu verschaffen. Seitdem er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen, hat er diesen Gedanken mit der ganzen Energie seines Wesens verfolgt.

Nur Einen gab es, der lange Zeit vor Stein einen gleichen Plan gefaßt hatte und, unter günstigeren Verhältnissen, im Stande gewesen wäre ihn auszuführen. Das war Leibniz. Aufs Nachdrücklichste wies er darauf hin, daß es nützlicher sei, die deutschen Geschichtsquellen zu sammeln, als elegante Geschichtswerke zu schreiben. Wäre seine Weisung zur That geworden, so hätte die Voltaire'sche Fabel von dem „dunklen und barbarischen Mittelalter" niemals ein so zähes Leben entwickeln können; wenn sie überhaupt je entstanden wäre. Aber selbst ein Leibniz konnte zur Ausführung eines solchen Werkes weder der Unterstützung der Regierungen oder opferwilliger Männer noch der Empfänglichkeit eines Volkes entbehren, das sich seiner Nationalität bewußt ist.

Das aber war es gerade, was Stein nach den glorreichen Siegen von 1813 und 1815 vorfand. Die Männer, denen er seinen Plan im persönlichen oder brieflichen

Verkehr auseinandersetzte, stimmten enthusiastisch zu. Sie waren die geistigen Repräsentanten des Volkes, das Gewissen der Nation. Auch Goethe erwärmte sich für das Unternehmen. Im Juli 1815 hatte er gemeinschaftlich mit Stein eine Rheinreise gemacht, und angesichts der Stätten, die an erhebenden Erinnerungen überreich sind, sich leicht davon überzeugen lassen, daß die geschriebenen Denkmäler des Mittelalters das gleiche Recht auf Beachtung hätten wie die in Stein und Erz. Es war für Goethe eine rechte Freude, als er vier Jahre später an seinem siebzigsten Geburtstage von der in Frankfurt tagenden Centraldirection — die Gesellschaft hatte sich kurz vorher constituirt — zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. „Welcher Deutsche," so heißt es in seiner Antwort, „sollte sich nicht schon im Allgemeinen über ein so glücklich gefördertes Unternehmen aufrichtig erfreuen, und wie sehr muß ich mich gerührt fühlen, wenn ich, an einem mir höchst bedeutenden Tage, durch die Ernennung zum Mitgliede mich wahrhaft geehrt sehe. Waren meine dichterischen und sonstigen Arbeiten zwar immer dem nächsten und gegenwärtigsten Leben gewidmet, so hätten sie doch nicht gedeihen können, ohne ernsten Hinblick auf die Vorzeit. In diesem Betracht darf ich wohl mich der erwiesenen Gunst bescheiden dankbar erfreuen und die Hoffnung nähren, zu jenen herrlichen vaterländischen Zwecken einigermaßen mitzuwirken."

In der That, der vaterländische Zweck stand in erster Reihe, in der zweiten erst der wissenschaftliche; als diejenigen, welche dem Unternehmen ihre Dienste weihen wollten, sich am 20. Januar 1819 zu einer Gesellschaft verbanden, nahmen sie als Wahlspruch die schönen Worte: „Sanctus amor patriae dat animum", „die heilige Liebe zum Vaterlande gibt Muth." Wenn es ursprünglich in Stein's Absicht gelegen hatte, die Sammlung zu beschränken auf die Zeit vom Emporkommen des Merovingischen Hauses bis zum Untergang des Staufischen, so ließ er sich bald zu einer Ausdehnung bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts bestimmen. Eine Beschränkung auf die Zeit, da Deutschland eine achtunggebietende Stellung in Europa einnahm, hätte wirklich keine innere Berechtigung gehabt; und wenn die Geschichte keine einseitige Lehrmeisterin werden soll, so muß sie auch erzählen, wie aus dem nationalen Staatswesen sich ein territoriales entwickelt und den Grund gelegt hat zu der Zerrissenheit, an welcher unser Volk bis in unsere Tage hinein gekrankt hat. Und überdies: da man einmal Nachforschungen anstellte in privaten und öffentlichen Bibliotheken, in den Archiven der geistlichen und weltlichen Corporationen, so wäre es unklug gewesen, die Quellen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bei Seite zu schieben; denn sie tragen denselben Charakter wie die Quellen der vorhergehenden Zeit und erfordern deshalb die gleiche Behandlung. Späterhin hat man sogar die Grenze nach der oberen Seite hin erweitert, indem man auch diejenigen Schriftsteller mit einbezog, welche der Periode des Uebergangs aus der Römischen in die Germanische Zeit angehören.

Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle eine Geschichte der Monumenta Germaniae zu schreiben. Aber sie haben eine Geschichte; eine Geschichte, die viel interessanter und lehrreicher ist als die manches Dynastengeschlechts. Nur Eines sei hervorgehoben. So groß auch Stein's Organisationstalent gewesen ist, so bereitwillig die gewonnenen Mitarbeiter sich ihrer Aufgabe unterzogen, man kam in der ersten Zeit nicht über ein unsicheres Tasten und Versuchen hinaus. Es war ein Glück für das neue Unternehmen, daß ein junger Göttinger Gelehrter, Georg Heinrich Pertz, in die Reihe der Mitarbeiter eintrat und sofort auf einer wissenschaftlichen Reise durch Oesterreich und Italien und die darüber eingesandten Berichte seine glänzende Befähigung für diese Art von Arbeiten documentirte. Als er von der Reise heimkehrte, wurde ihm die Leitung der Monumenta übertragen. Er zählte damals neunundzwanzig Jahre. Seinen durchdringenden Scharfsinn, sein umfassendes Wissen, einen nie ermüdenden Fleiß und den ungestümen Drang seiner Jugend legte er in die neue Thätigkeit hinein, die so recht für ihn geschaffen war und ihm über Alles zusagte. Der erste Band erschien 1824; unterstützt von einer Reihe von Gelehrten hat Pertz das Werk derart gefördert, daß durchschnittlich alle zwei Jahre ein Band erschien.

Fünfundzwanzig Bände tragen seinen Namen. Erst nach der Gründung des deutschen Reiches ging die Leitung des Ganzen auf eine Centraldirection über, aus deren Mitte der Vorsitzende erwählt wird. Die Monumenta Germaniae umfassen 33 Bände in Folio und 20 Bände in Quart.

Es ist schwer, dem Fernstehenden eine Vorstellung davon zu geben, in welchem Umfange die historischen Studien seit der Zeit, da die ersten Monumentenbände erschienen, sich erweitert haben. Der Eifer wurde angeregt durch die Zugänglichkeit der Quellen; die Kreise, welche an den Studien direct oder indirect theilnahmen, vergrößerten sich mehr und mehr; durch Tausende von Kanälen wurde auch der großen Masse des Volkes die Kenntniß der Vergangenheit zugeführt; mit der Kenntniß stieg das Interesse, und das Interesse verwandelte sich in hingebende Begeisterung für die Männer der Vorzeit und half jene nationale Gesinnung erzeugen, welche an der Wiedergeburt des deutschen Reiches nicht den kleinsten Antheil hat. Mit Zahlen kann man geistige Entwicklungsreihen nicht beweisen, man muß das empfinden. Der Schreiber dieser Zeilen fürchtet keinen Widerspruch selbst in einer Zeit, welche den Erfolg einer Wissenschaft nur nach sinnfälligen Resultaten zu bemessen geneigt ist. Wer aus den Aeußerungen des Volksgeistes Rückschlüsse zu machen versteht auf die wirkenden Ursachen, wird den historischen Studien das Zeugniß nicht versagen, daß ihre Erfolge im nationalen Leben unendlich bedeutsame geworden sind.

Gleich von Anfang an hat man in den Kreisen Stein's und Pertz's daran gedacht, die deutschen Geschichtsquellen nicht bloß einer mehr oder weniger großen Anzahl von Historikern zugänglich zu machen, sondern auch allen denen, „welche kein Latein verstehen oder doch aus Vorurtheil oder Bequemlichkeit die im Latein des Mittelalters geschriebenen Werke nicht lesen“ wollen. Schon in dem Jahre (1824), in welchem der definitive Plan der Monumente festgestellt wurde, entwarf Johann Friedrich Böhmer den Plan zu einer Uebersetzung der Geschichtschreiber; zunächst von Tacitus bis auf Rudolf von Habsburg. Als erste Forderung stellte er Lesbarkeit der Texte und eine ungezwungene Sprache hin; damit war nicht gemeint, daß das Streben nach einem schönen Ausdruck dem Charakter des Originals Abbruch thun dürfe. Böhmer verlangte zugleich vollständige Treue in der Sache selbst; die Uebersetzung müsse so sein, daß auch der Historiker sich ihrer bedienen könne, wenn ihm einmal das Original nicht zur Hand sei. Selbstverständlich dachte er nur an eine Auswahl der Geschichtschreiber; nur die hervorragendsten sollten zu Worte kommen, während die Masse der trockenen Annalisten und Chronisten bei Seite blieb. Er konnte darauf hinweisen, daß einige von ihnen schon längst dem deutschen Volke durch Uebersetzungen bekannt seien, so namentlich Einhard, der Biograph Karl's des Großen, Wipo, der Biograph Konrad's II., Lambert von Hersfeld mit seiner Geschichte Heinrich's III. und der Anfänge Heinrich's IV.; der bedeutendste aber, Otto von Freising, der Verfasser der „Thaten Friedrich's“, hatte einen Platz gefunden in Schiller's Historischen Memoiren, im dritten Bande.

Der Plan ist damals nicht zur Ausführung gelangt. Die Geldmittel, über welche die Gesellschaft verfügte, waren zu bescheiden, um neben den großen Ausgaben für Reisen, Druck der Monumente und Honorare noch eine Sammlung von Uebersetzungen zu ermöglichen. Erst zwei Jahrzehnte später hat Pertz die Wiederkehr eines bedeutsamen Tages der deutschen Geschichte und die gehobene patriotische Stimmung dazu benutzt, um jenen Plan zur Ausführung zu bringen. Am 16. Juli 1843 waren tausend Jahre verflossen, seitdem durch den Vertrag von Verdun die deutschen Lande getrennt wurden von den romanischen Theilen der fränkischen Monarchie. Deutschland feierte sein tausendjähriges Bestehen. An jenem Tage trug Pertz dem Minister Eichhorn das Gesuch vor, durch Zusicherung eines Honorars eine Uebersetzung auserlesener Geschichtschreiber zu ermöglichen; und vom Minister befürwortet, erhielt das Gesuch die Zustimmung Friedrich Wilhelm's IV. Die Ausführung wurde fünf der hervorragendsten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften übertragen, außer Pertz, Jacob Grimm, Carl Lachmann, Leopold Ranke und Carl Ritter. In Wirklichkeit hat Pertz

allein die Ausführung in die Hand genommen, und unter seiner Leitung erschienen denn auch 52 Lieferungen, nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern wie gerade ein Bändchen aus der Hand des Uebersetzers hervorging. Nach einer Reihe von Jahren schlief das Unternehmen ein, da Pertz durch sein zunehmendes Alter an der Fortführung der Arbeit verhindert wurde. Und das hatte die bedauerliche Folge, daß die Regierung den Auftrag als erloschen betrachtete und die bisher gewährte Unterstützung eingehen ließ.

Inzwischen aber hat sich — auch eine Folge der großen Ereignisse der siebziger Jahre — auf literarischem und buchhändlerischem Gebiete eine bedeutende Wandlung vollzogen. Unter den größten Schwierigkeiten hat, nach dem Ableben von Pertz, eine Leipziger Verlagshandlung nicht nur die Fortführung des Unternehmens nicht aufgegeben, sondern auch, nachdem einzelne Bändchen vergriffen waren, eine neue Gesammtausgabe in die Hand genommen, ohne Unterstützung von Seiten einer Akademie, ohne staatliche Subvention, einzig und allein vertrauend auf den nationalen Sinn des deutschen Volkes. Indem die Redaction demjenigen Manne anvertraut wurde, dem wir ein classisches Werk über Deutschlands Geschichtsquellen verdanken, waren dem Unternehmen schon vor der Ausführung die Sympathien aller Derjenigen gesichert, welche sich mit historischen Studien beschäftigen. Der neue Plan, welcher die engen Grenzen des alten erweitert hat, kündigt an, daß er in 83 mehr oder weniger starken Bändchen die hervorragendsten Geschichtsschreiber aus einem Zeitraum von anderthalbtausend Jahren vereinigen wird; vom ersten Auftreten der Germanen bis in die Zeiten der Reformation. Es versteht sich von selbst, daß für die ersten Jahrhunderte nur griechische und römische Historiker zu Worte kommen; ist doch dem deutschen Volke ein großer Vorzug dadurch zu Theil geworden, „daß über die vor seiner eigentlichen Geschichte liegende Vorzeit, über die Zeit, aus welcher einheimische Berichte nicht einmal in der Form der Sage auf uns gekommen sind, ein hochgebildetes Volk mit älterer Cultur, dem die Deutschen als Feinde entgegentraten, eingehende Schilderungen und Berichte uns hinterlassen hat." (Wattenbach.) Ich nenne nur Plutarch und Cäsar, Velleius und Sueton, und den sie alle überragenden Tacitus. Erst vom sechsten Jahrhundert ab, welches uns die Geschichte der Goten von Jordanes und die zehn Bücher Gregor's von Tours geschenkt hat, sind es Historiker germanischer Abkunft, denen wir die Kenntniß unserer Vergangenheit verdanken. Nur wenig Ausländer sind in die Sammlung aufgenommen und nur in den Fällen, wo sie besonders wichtige Aufschlüsse über deutsche Ereignisse gewähren. Jedes Jahrhundert ist vom sechsten ab durch eine stattliche Reihe von Bänden vertreten, und wenn das fünfzehnte mit nur dreien eine Ausnahme zu machen scheint, so ist daran zu erinnern, daß in dieser Zeit die Localgeschichte schon so sehr überwiegt, daß für die Reichsgeschichte sich kaum noch Darsteller fanden.

Ein großer Vortheil gegenüber dem älteren Unternehmen besteht darin, daß die Bände in chronologischer Folge ausgegeben werden. Mit dem fünfzehnten Bande, enthaltend den Paulus Diaconus und die übrigen Geschichtsschreiber der Langobarden, ist das achte Jahrhundert abgeschlossen; das neunte ist mit Einhard's Annalen und seinem Leben Karl's des Großen eröffnet worden[1]). Im Durchschnitt sollen alle

[1]) Urzeit. Bd. I, II: Die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus' Germania. Bd. III: Auszüge aus Ammianus Marcellinus. Sechstes Jahrhundert. Bd. IV: Das Leben des hl. Severinus. Bd. V: Jordanis Geschichte der Goten nebst Stellen aus seiner römischen Geschichte. Bd. VI: Procopius Vandalenkrieg. Bd. VII: Prokop Gothenkrieg. Bd. VIII, IX: Gregor von Tours, Zehn Bücher fränkischer Geschichten. Siebentes Jahrhundert. Bd. X: Isidor's Geschichte der Gothen, Vandalen und Sueven, nebst Auszügen aus der Kirchengeschichte des Beda Venerabilis. Bd. XI: Die Chronik Fredegar's und der Frankenkönige, die Lebensbeschreibungen des Abts Columban, der Bischöfe Arnulf und Leodegar, der Königin Balthilde. Achtes Jahrhundert. Bd. XII: Leben der Aebte Gallus und Otmar. Bd. XIII: Leben des hl. Bonifacius von Wilibald, der hl. Lioba von Rudolf von Fulda, des

Monate ein oder zwei Bände je nach dem Umfange erscheinen, so daß in sieben bis acht Jahren das Sammelwerk vollendet sein wird. Man hat sich nicht damit begnügt, die vorhandenen Uebersetzungen für diese zweite Gesammtausgabe einfach abzudrucken; sie sind vielmehr einer durchgreifenden Verbesserung unterworfen, und die Einleitungen, welche über die Lebensumstände des Verfassers den Leser unterrichten, sind vielfach auf Grund der neueren Untersuchungen durchaus verändert worden. Und was die Brauchbarkeit erhöht, das ist ein zuverlässiges Register am Schlusse eines jeden Bandes.

Allen Deutschen, ohne Unterschied der Bildung, sei die Sorge für das neue Unternehmen ans Herz gelegt. Keine der gangbaren Literaturgeschichten nimmt von den Geschichtschreibern des Mittelalters Notiz, weil sie sammt und sonders lateinisch geschrieben haben; aber der Geist darin ist deutsch, ebenso wie das Empfinden, und deutsch ist Alles, wovon erzählt wird. In den naiven Berichten dieser Männer liegt ein wahrer Schatz, der noch lange nicht genug gekannt und gewürdigt ist; und die empfängliche Jugend wird sich in gleicher Weise daran bilden wie das reifere Alter, nachdem die fremde Form durch eine einheimische ersetzt ist. Als eine merkwürdige Erscheinung bedünkt es uns, daß die Monumenta Germaniae bisher so gar keinen Einfluß auf die Reform des geschichtlichen Unterrichts ausgeübt haben; und doch weiß jeder Lehrer, daß selbst der lebendigste Vortrag nicht im Stande ist, eine so nachhaltige Wirkung hervorzubringen wie die Lectüre der Quellen selbst. Gibt es etwas Eindrucksvolleres als die Erzählung Lambert's über die ersten Regungen bürgerlichen Selbstbewußtseins und über die Tage von Canossa oder etwas Rührenderes als den Nachruf eines unbekannten Autors auf Heinrich IV.? Was erzählen die Monumente nicht Alles dem, der zu hören versteht! Sie erzählen von glorreichen und unglücklichen Tagen, von edlen und niederen Leidenschaften, vom Emporkommen und Verschwinden von Geschlechtern, vom Leben des Volkes, das im Schweiße seines Angesichts das tägliche Brod erwirbt, und vom glanzvollen Dasein einer begüterten Minderheit; sie erzählen von einem sehnsüchtigen Verlangen nach politischer Einheit und selbstsüchtigen Sonderbestrebungen, vom stillen Leben in der Enge des Klosters und der frischen Thätigkeit eines kräftigen Bürgerthums. Aber sie erzählen nicht bloß von vergangenen Zeiten, sondern auch von gegenwärtigen. Die Monumenta Germaniae sind zugleich ein Denkmal deutscher Wissenschaft; sie erzählen davon, wie eine Anzahl der besten Männer unseres Volkes, nicht immer unter günstigen Verhältnissen, mit einem Fleiß, einem Eifer, einer Hingebung sonder Gleichen an dem Werke gearbeitet hat; wie die Liebe zum Vaterlande Großes vollbringen kann. Sanctus amor patriae dat animum.

Berlin. S. Löwenfeld.

Abtes Sturmi von Eigil, des hl. Lebuin von Hucbald. Bd. XIV: Die Lebensbeschreibungen des hl. Willibrord, Gregor's von Utrecht, Liutgar's und Willehad's von Bremen. Bd. XV: Paulus Diakonus und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden. Neuntes Jahrhundert. Bd. XVI: Kaiser Karl's Leben von Einhard. Bd. XVII: Einhard's Jahrbücher. Aus des Paulus Diakonus Geschichte der Bischöfe von Metz. Die letzten Fortsetzungen des Fredegar. Bd. XVIII: Ermoldus Nigellus Lobgedicht auf Kaiser Ludwig und Elegien an König Pippin. Bd. XIX: Die Lebensbeschreibungen Kaiser Ludwig's des Frommen von Thegan und vom sog. Astronomus.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Der Todestag Kaiser Wilhelm's I. wurde allerorten in Deutschland pietätvoll gefeiert. Stehen die Thaten des deutschen Kaisers, welchem das Einigungswerk der Nation in so herrlicher Weise gelungen ist, in den Annalen der Weltgeschichte mit goldenen Lettern verzeichnet, so rief die Wiederkehr des 9. März nicht minder die Erinnerung an die Eigenschaften des Herzens wach, durch welche Wilhelm I. der gesammten Bevölkerung menschlich nahe gerückt wurde. Der Zufall fügte es, daß das siebzigjährige Militärdienst-Jubiläum eines der treuesten Gehülfen des Kaisers Wilhelm I. beim großen Einigungswerke, des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke, der Trauerfeier vom 9. März unmittelbar vorherging. So durfte denn auch mit Recht auf jene Worte hingewiesen werden, in denen König Wilhelm am 3. September 1870, nach dem welthistorischen Ereignisse von Sedan, das Wirken seiner ersten Rathgeber zusammenfaßte: „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unsere Waffen geschärft, Sie, General von Moltke, haben sie geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht."

Andere Aufgaben sind inzwischen dem Deutschen Reiche gestellt worden; so lange aber die treue Pflichterfüllung Kaiser Wilhelm's I. und des Grafen von Moltke vorbildlich bleiben, darf der Zukunft mit ruhiger Zuversicht entgegengesehen werden. Deshalb erwartet das deutsche Volk auch mit Sicherheit eine befriedigende friedliche Lösung der samoanischen Angelegenheit, zumal da die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ebenso wie diejenige Großbritanniens von durchaus versöhnlichem Geiste beseelt erscheint. In der Antrittsrede, welche der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Harrison, am 4. März bei seiner Amtseinführung in Washington hielt, hob er hervor, daß die zu Handelszwecken in allen Ländern und auf vielen Inseln ansässigen amerikanischen Bürger in ihren persönlichen und commerciellen Rechten ausreichenden Schutz genießen müssen, so daß es geboten wäre, bequeme Kohlenstationen zu erlangen, ohne daß jedoch selbst einer schwachen Regierung gegenüber andere als freundliche Mittel angewendet würden. Diese Auffassung des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist so wenig anfechtbar, daß ihm auch zugestimmt werden darf, wenn er hinzufügt, jede Abänderung oder Beeinträchtigung der ertheilten Privilegien setze die Zustimmung der amerikanischen Regierung voraus. „Wir werden nicht ermangeln," erklärte Harrison, „die Flagge irgend einer befreundeten Nation oder die begründeten Rechte ihrer Bürger zu achten, noch gleiche Behandlung zu fordern. Besonnenheit, Gerechtigkeit und Rücksicht sollen unsere Diplomatie charakterisiren. Die Dienste einer intelligenten Diplomatie oder ein freundliches Schiedsgericht in gehörigen Fällen sollten für die friedliche Beilegung aller internationalen Schwierigkeiten sich als hinlänglich erweisen." Derartige Grundsätze verdienen unbedingte Anerkennung und werden sicherlich wie in den Vereinigten Staaten auch in Deutschland in vollem Maße beherzigt werden.

Eine schärfere Tonart wählt Präsident Harrison, wenn er von den, gewissen politischen Kreisen zugeschriebenen, Bestrebungen spricht, die französische Regierung zur Intervention in der Panamacanal-Angelegenheit zu veranlassen. In diesem Zusammenhange wird darauf hingewiesen, daß die amerikanische Regierung eine Politik aufrecht erhalten habe, welche jede Einmischung in europäische Angelegenheiten vermeide; daß sie ferner niemals ihren Rath aufgedrängt, noch jemals versucht habe, aus der Nothlage anderer Mächte unbillige Handelsvortheile zu ziehen. Dagegen bezeichnet Präsident Harrison als gänzlich unvereinbar mit dem Frieden und der Sicherheit der Vereinigten Staaten, daß eine kürzere Wasserstraße zwischen den östlichen und den westlichen Meergestaden von irgend einer europäischen Regierung beherrscht werde. Deshalb wird auch die zuversichtliche Erwartung ausgesprochen, daß ein derartiger Vorsatz von keiner befreundeten Macht gehegt werde. Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten nach wie vor bestrebt sein will, die freundlichen Beziehungen mit allen Großmächten aufrecht zu erhalten und zu erweitern, so könnte sie andererseits nach den Versicherungen Harrison's ein Vorhaben nicht freundlich betrachten, welches dahin geht, die Republik feindlicher Beobachtung oder Umzingelung auszusetzen.

In Frankreich wird dieser Hinweis jedenfalls wohl verstanden werden. Bei allen Sympathien für die durch die Panamacanal-Angelegenheit geschädigten kleinen Leute wird die französische Regierung doch davon Abstand nehmen müssen, das Unternehmen in der Weise zu stützen, daß sie irgend welche Controlle ausübt, die jenseits des Oceans als Intervention gedeutet werden kann. Allerdings werden die wirthschaftlichen Verhältnisse in Frankreich gerade in diesen Tagen noch durch eine weitere finanzielle Katastrophe, den „Kupferkrach“, in Mitleidenschaft gezogen. Immerhin ist es für die Republik günstiger, daß durch diese Katastrophe nicht wie bei der Panamacanal-Angelegenheit die kleinen Leute, sondern die haute finance an erster Stelle geschädigt wird. Der von einer Anzahl Großcapitalisten gemachte Versuch, den Verkauf aller Kupfervorräthe zu monopolisiren, ist unter großen Verlusten der Betheiligten zunächst gescheitert. Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß der Nationalwohlstand Frankreichs nicht widerstandsfähig genug ist, um die beiden jüngsten Krisen zu überwinden. Vielmehr darf angenommen werden, daß die bevorstehende, aus Anlaß der Säcularfeier der großen Revolution stattfindende, Weltausstellung manchen Verlust wettmachen wird, falls es dem Ministerium Tirard-Constans gelingen sollte, die durch die Boulanger-Bewegung herbeigeführte Desorganisation zu beseitigen. An gutem Willen und an Entschiedenheit mangelt es dem Minister des Inneren, dessen Thätigkeit beim Kampfe gegen den Boulangismus vor Allem in Betracht kommt, keineswegs. Dies zeigte sich insbesondere beim Einschreiten gegen die Patriotenliga, als diese „Leibgarde des Zukunftsdictators“ die mit einem kläglichen Fiasco abschließende Expedition des „freien Kosaken“ Aschinow als Anlaß zu einem Ansturme gegen das opportunistische Ministerium benutzen wollte.

Sobald aus der französischen Niederlassung Obok, an der afrikanischen Küste des Golfs von Aden, die Nachricht von dem Zusammenstoße eintraf, der zwischen französischen Streitkräften und unlängst unter der Leitung des „Ataman der freiwilligen Kosaken“ an der Küste des Tadjurabusens gelandeten russischen Unterthanen stattgefunden hatte, herrschte ziemlich allgemeines Erstaunen. In Deutschland war man nach allen den Verbrüderungen zwischen Franzosen und Russen durch den mit Blutvergießen verknüpften Zusammenstoß nicht weniger überrascht als in den panslawistischen Kreisen Rußlands und in der „patriotisch-chauvinistischen“ Umgebung des Generals Boulanger. Aus authentischen Mittheilungen geht nun hervor, daß der russische Geschäftsträger in Paris bereits am 24. Januar eine Depesche erhielt, in welcher vom französischen Minister des Auswärtigen über das abenteuerliche Unternehmen Aschinow's Mittheilung gemacht wurde. Aus dieser Depesche war ersichtlich, daß bei der Ankunft Aschinow's in Tadjura die französischen Behörden von ihm auf Grundlage der geltenden Bestimmungen die Auslieferung aller überflüssigen Waffen verlangten, daß aber Aschinow, indem er die Erfüllung dieser durchaus berechtigten

Forderung verweigerte, ohne Weiteres von Tadjura sich nach Sagallo begab, einer Oertlichkeit, die ebenfalls auf französischem Gebiete liegt, dort eine alte Befestigung besetzte, die russische Handelsflagge aufhißte und erklärte, auf Grundlage einer mit den örtlichen Stammeshäuptern abgeschlossenen Vereinbarung diese Oertlichkeit erworben zu haben. Von dem Wunsche beseelt, durch den russischen Geschäftsträger zu erfahren, ob dessen Regierung sich für die Expedition Aschinow's interessire, fügte der damalige französische Minister des Auswärtigen, Goblet, hinzu, daß im Falle eines bejahenden Bescheides der Regierung der Republik eine Unterstützung gewährt werden möchte, Aschinow zur Erfüllung der an ihn gestellten Forderung zu nöthigen; daß aber die französische Regierung im entgegengesetzten Falle sich für berechtigt erachten würde, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Auf diese Erklärung wurde von Seiten der russischen Regierung ihrem Geschäftsträger die Anweisung ertheilt, in dem Sinne zu antworten, daß die Versicherungen Aschinow's, sein Unternehmen genieße die Billigung der kaiserlichen Regierung, vollständig grundlos wären, vielmehr die von ihm auf eigene Gefahr unternommene Expedition aller und jeder Mitwirkung der Regierung entbehre. Durch eine Depesche vom 2. Februar brachte dann der russische Geschäftsträger zur Kenntniß des Ministeriums des Auswärtigen in Petersburg, daß Aschinow fortfahre, die Erfüllung der Forderungen der französischen Behörden zu verweigern, daß im Hinblick auf die bevorstehende Nothwendigkeit der Ergreifung von Zwangsmaßregeln die Regierung der Republik wünsche, von russischer Seite möge Aschinow den Befehl erhalten, die überflüssigen Waffen auszuliefern und die französische Oberhoheit anzuerkennen, in welchem Falle ihm gestattet werden würde, in Sagallo zu verbleiben, daß ferner Aschinow nach den in Paris vorliegenden Nachrichten aus Odessa eine neue Waffensendung erwarte. In Ermangelung einer directen telegraphischen Verbindung mit der Bai von Tadjura wurde der Befehl der russischen Regierung von französischer Seite nach Aden übermittelt, um von dort nach Obok zu gelangen; inzwischen waren jedoch am letzteren Orte neue Verwicklungen entstanden, welche den französischen Behörden die Verzögerung von Zwangsmaßregeln nicht länger gestatteten. Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse erhielt Aschinow eine neue schriftliche Aufforderung, und da er diese nicht beantwortete, wurde von einem in der Tadjurabai befindlichen französischen Kriegsschiffe das Feuer auf Sagallo eröffnet. Obgleich dasselbe nach wenigen Minuten eingestellt wurde, da einer von den Gefährten Aschinow's sogleich die weiße Flagge aufzog, wurden doch von den in Sagallo befindlichen Russen fünf getödtet, fünf andere verwundet. Von officieller französischer Seite wurde dem russischen Ministerium des Aeußeren zugleich mit dem vollständigen Sachverhalte mitgetheilt, daß die Behörden von Obok kein Hinderniß in den Weg legen würden, russischen Unterthanen den freien Aufenthalt auf französischem Gebiete zu gestatten, falls die geltenden Bestimmungen von ihnen genau befolgt würden. Da zugleich die Bereitwilligkeit geäußert wurde, den russischen Landsleuten die Ueberfahrt nach Suez zu erleichtern, wurde von russischer Seite ein Marineofficier abcommandirt, um die Ueberführung nach Odessa zu leiten. Die russische Regierung erkannte unverzüglich an, daß keinerlei Grund vorliege, den französischen Behörden in Obok die Verantwortlichkeit für das daselbst herbeigeführte Blutvergießen aufzubürden, daß vielmehr diese Verantwortlichkeit in vollem Maße auf Aschinow falle, weil er die Ruhe innerhalb eines Gebietes gestört habe, das einer mit Rußland freundschaftliche Beziehungen unterhaltenden Macht unterworfen ist.

Obgleich von russischer Seite officiell betont wurde, daß der Zwischenfall in Sagallo ohne Einfluß auf die zwischen Rußland und Frankreich bestehenden Beziehungen bleibe, konnte doch von Anfang an angenommen werden, daß die Panslawisten in Rußland sowie die Chauvinisten der französischen Patriotenliga und die mit ihnen eng verbündeten Boulangisten aus dem „Blutvergießen“ in Sagallo eine große Action machen würden. Allerdings verspürte die französische Regierung selbst das Verlangen, nach jenem Vorgange ihren Sympathien für Rußland von Neuem Ausdruck zu leihen. Als daher der Abgeordnete Hubbard in der französischen Deputirtenkammer eine Anfrage wegen des Vorfalles von Sagallo stellte, und erklärte, er glaube zwar nicht,

daß jener die Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland stören werde, er wundere sich jedoch, daß man sich so weit vergessen habe, Blut zu vergießen, rechtfertigte der Minister des Auswärtigen Spuller, als Nachfolger Goblet's, das Verhalten der französischen Regierung. Indem er den Vorfall als ungemein bedauerlich bezeichnete, hob er hervor, daß er nur wie jeder andere Franzose von der Rednerbühne herab seine Sympathien für die Frankreich befreundete Nation aussprechen könne. Als dann der Abgeordnete Delafosse die Anfrage Hubbard's in eine Interpellation verwandelte, um eine Abstimmung der Deputirtenkammer herbeizuführen, wies Spuller darauf hin, daß Frankreichs gutes Recht von Rußland anerkannt, dessen Gefühle für Frankreich durch den Vorfall keineswegs verändert worden seien. Es kann auch nicht Wunder nehmen, daß der parlamentarische Zwischenfall seinen Abschluß durch die einstimmige Annahme einer Tagesordnung erhielt, in welcher die Deputirtenkammer den von der Regierung ausgesprochenen freundschaftlichen Gesinnungen für Rußland beipflichtete.

Die Patriotenliga und die Myrmidonen Boulanger's wollten jedoch die Regierung nicht so leichten Kaufes davonkommen lassen. So eröffneten denn Paul Déroulède und Genossen nicht bloß eine Subscription für die unglücklichen Opfer von Sagallo, sondern sie protestirten auch gegen das Verhalten der Regierung. Rasch entschlossen, ordnete diese eine Haussuchung in den Bureaux der Patriotenliga an, deren Ergebnisse für diese, seit geraumer Zeit unter den Auspicien Boulanger's wirkende, Gesellschaft sehr belastend waren. Allerdings verzichtete die Regierung alsbald auf eine Anklage mit der Grundlage, daß die Patriotenliga einen Conflict mit einer auswärtigen Macht hätte herbeiführen können; wohl aber ist genügendes Beweismaterial erbracht worden, um gegen die Patriotenliga als ungesetzliche Association einzuschreiten. Eine solche gerichtliche Verfolgung verdient auch insofern den Vorzug, als hierüber die gewöhnlichen Gerichte entscheiden, während anderenfalls die Geschworenen über die Schuldfrage ihr Verdict abzugeben hätten, das sicherlich im verneinenden Sinne ausgefallen wäre. Da überdies die Patriotenliga in Paris und in sämmtlichen Departements als ungesetzliche Verbindung verboten worden ist, gebührt dem opportunistischen Ministerium Tirard-Constans der Ruhm, daß es durch sein energisches Eingreifen eines der wesentlichen Elemente der Desorganisation in Frankreich zunächst wenigstens unschädlich gemacht hat.

Ein anderer Schachzug gegen den Boulangismus ist die Aufhebung des gegen den Herzog d'Aumale erlassenen Ausweisungsdecretes. In den opportunistischen Blättern machte sich bereits seit geraumer Zeit eine Bewegung in diesem Sinne geltend, wobei nicht selten angedeutet wurde, daß der Gegensatz des orleanistischen Prinzen zu dem General Boulanger berücksichtigt zu werden verdiene. Hatte doch Letzterer, nachdem er vor Jahren bei seinem damaligen militärischen Vorgesetzten antichambrirt, als Kriegsminister seinen Dank dadurch abgestattet, daß er bei der Ausweisung der Prinzen in hervorragender Weise mitgewirkt hat, was allerdings nicht verhinderte, daß der Graf von Paris aus tactischen Gründen die Candidatur des „Zukunftsdictators" bei den letzten Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer mit allen Kräften unterstützte. Dagegen machte der Herzog d'Aumale kein Hehl aus seiner tiefen Abneigung gegen den General, den er als modernen Alcibiades und Demagogen der schlimmsten Art kennzeichnete. Daß das Decret, durch welches dem Herzog die Rückkehr nach Frankreich gestattet wird, von Seiten der Ultraradicalen angefochten werden würde, konnte von Anfang an als gewiß gelten. Die Stellung der Regierung gegenüber einer solchen Interpellation war aber durchaus günstig, so daß schließlich die von dem Ministerium verlangte einfache Tagesordnung in der Sitzung vom 9. März mit 316 gegen 147 Stimmen zur Annahme gelangte. Der Minister des Inneren, Constans, konnte betonen, daß das Cabinet eine unnöthige Ausnahmemaßregel einfach zurückgenommen habe. Da das Verweilen auf französischem Gebiete dem Herzog d'Aumale nicht als Prätendenten untersagt worden, sondern wegen eines unehrerbietigen Schreibens an das frühere Staatsoberhaupt erfolgte, sei die Regierung zu der Ansicht gelangt, daß wegen eines solchen Vergehens eine dreijährige Verbannung hinreichende Sühne wäre, und habe

angenommen, die Thore Frankreichs einem alten Soldaten wieder öffnen zu sollen, der Frankreich über Alles liebe und dessen Anwesenheit keine Gefahr biete. Der frühere Conseilpräsident Floquet, der seiner Zeit nicht in der Lage war, das Ausweisungsdecret aufzuheben, unterließ nicht, daran zu erinnern, daß die ersten Schritte, die Rückberufung des Herzogs d'Aumale herbeizuführen, von dem Institut de France ausgegangen seien. Habe doch der Prinz, welcher der Académie Française als Mitglied angehört, durch die Schenkung des Schlosses Chantilly die ihm ohnehin gewidmeten Sympathien der gelehrten Körperschaften noch erhöht, so daß er bei seinem Besuche im Kuppelgebäude am Quai Conti mit Freuden begrüßt wurde.

Daß das französische Ministerium einen Act der Staatsweisheit vollzog, indem es dem für die republikanischen Einrichtungen ungefährlichen Herzog d'Aumale die Rückkehr nach Frankreich gestattete, wird vielfach angenommen. Deshalb gilt es auch nicht als unwahrscheinlich, daß das opportunistische Cabinet sich angelegen sein lassen wird, im Interesse Frankreichs die unterbrochenen handelspolitischen Beziehungen zu Italien wiederherzustellen. Der seit dem Ablaufen des Handelsvertrages zwischen den beiden Nachbarstaaten geführte Zollkrieg hat allerdings auch den Nationalwohlstand Italiens geschädigt, so daß es mit einer gewissen Genugthuung begrüßt wurde, als der Conseilpräsident Crispi unlängst in der italienischen Deputirtenkammer erklärte, daß lediglich der Sturz des Cabinets Floquet in Frankreich den Abschluß freundschaftlicher Abmachungen zwischen Italien und Frankreich verhindert habe. Inzwischen hat freilich das italienische Ministerium selbst seine Demission eingereicht, weil es im Staatsinteresse die Abstimmung der Deputirtenkammer über die finanziellen Vorlagen nicht abwarten wollte. Für jeden unbefangenen Beurtheiler der italienischen Verhältnisse mußte es jedoch von Anfang an unzweifelhaft erscheinen, daß Crispi mit der Umbildung des Cabinets betraut werden würde. Im Hinblick auf den nie versagenden Patriotismus Crispi's wäre die Annahme durchaus verfehlt, daß es sich für ihn selbst bei dem Entlassungsgesuche nur um eine fausse sortie, einen falschen Abgang, wie es in der Theatersprache heißt, handelte; wohl aber mußte er erkennen, daß das von dem Finanzminister entwickelte Programm keine Aussicht auf Verwirklichung hatte. So erklärt sich denn auch, daß bei der Umgestaltung des Cabinets der Finanzminister und der Schatzminister anderen Persönlichkeiten den Platz räumten. Was insbesondere den neuen Finanzminister Seismit-Doda betrifft, so ist derselbe einem mit Frankreich abzuschließenden modus vivendi keineswegs abhold. Hauptsache bleibt jedoch, daß Crispi, dessen Festhalten an der Friedensidee der Tripelallianz über jeden Zweifel erhaben ist, nach wie vor an der Spitze der Regierung steht. Bemerkenswerth ist auch, daß der Kriegs- und der Marineminister ihr Portefeuille behalten. Da die Deputirtenkammer selbst bereits im Princip die Nothwendigkeit der Militärreformen anerkannt hat, kann sie sich auch nicht der Pflicht entziehen, die erforderlichen Geldmittel zu bewilligen. Das Verbleiben des Kriegs- und des Marineministers auf ihren Posten verbürgt deshalb, daß die italienische Regierung trotz allen Schwierigkeiten daran festhält, daß Italien, wie es erforderlichen Falls die aus der Tripelallianz resultirenden Rechte geltend machen will, auch die damit verbundenen Pflichten in vollem Maße anerkennt. Wie Oesterreich-Ungarn durch die neue Wehrvorlage sich Opfer auferlegt, die im Einklange mit seinen aus der Tripelallianz sich ergebenden Machtstellung sind, will auch Italien — um einen vom Fürsten Bismarck in einem andern Zusammenhange gewählten bezeichnenden Ausdruck anzuwenden — das Bundesverhältniß nicht als das Piedestal benutzen, von dem herab es Großmacht spielen kann. Vielmehr bekundet die italienische Regierung, wie sie durch die von ihr in der Deputirtenkammer eingebrachten Vorlagen anerkannte, ohne jede Einschränkung, daß sie mit den Rechten auch alle Pflichten der Tripelallianz übernimmt.

Die Gegner dieses Bündnisses waren bereits geschäftig, aus den tumultuarischen Vorgängen im ungarischen Parlamente und in den Straßen von Pest, sowie aus der italienischen Ministerkrisis allerlei Folgerungen im friedensfeindlichen Sinne zu ziehen. Ebenso mußte die feierliche Verzichtleistung des Königs Milan von Serbien auf seinen

Thron den Widersachern des europäischen Friedensbundes als Argument dienen. Wenn es aber selbst zutreffend sein würde, daß die Regentschaft in Serbien, welche im Namen des Königs Alexander während dessen Minderjährigkeit die Regierung übernommen hat, mehr zu Rußland als zu Oesterreich-Ungarn neigt, so müßte doch gerade in dem letzteren Staate die Tripelallianz noch nothwendiger erscheinen als bisher. Insbesondere würden dann die Ungarn im Hinblick auf das drohende Anwachsen des Panslawismus auf der Balkanhalbinsel noch fester als jetzt überzeugt sein, wie sie nur in der Anlehnung an Deutschland ihr Heil erblicken dürfen. Allerdings hat die Opposition im ungarischen Parlamente bereits zu wiederholten Malen anerkannt, daß sie an dem Bündnisse mit Deutschland und Italien unter allen Umständen festgehalten wissen will. In der Proklamation, welche König Milan von Serbien aus Anlaß seiner Abdankung an das serbische Volk gerichtet hat, weist er darauf hin, wie er auf der Grundlage des Berliner Vertrages Serbien zur Kräftigung seiner von Europa anerkannten Selbständigkeit den Weg der Achtung vor Europa sowie vor den abgeschlossenen Verträgen geführt habe, damit sein Volk ein Element der Ordnung und Ruhe auf der Balkanhalbinsel würde. Hierbei ließ er sich durch das Bestreben leiten, die Freundschaft und Unterstützung der an der Aufrechterhaltung des Berliner Vertrages und des europäischen Friedens betheiligten Mächte zu gewinnen. König Milan fühlt sich, wie er in der Proclamation hervorhebt, nicht mehr stark genug, den Erfordernissen einer neuanbrechenden Aera zu genügen. Er betont, daß er kein Recht besitze, eine solche Arbeit zu versuchen, weder gegenüber Serbien, das er geliebt habe und liebe, das aber heute nicht bloß Liebe, sondern auch ernste, schaffende und fruchtbringende Thätigkeit erfordere, noch seinem Sohne, noch Europa gegenüber, dem er stets dankbar sein werde für das ihm und der serbischen Nation während seiner Regierung geschenkte Wohlwollen. Er versichert dann, daß er seine letzten Kraftanstrengungen gemäß der Pflicht des Patriotismus für die Einführung der neuen Verfassung eingesetzt und durch diese Bemühungen den Frieden und die Ordnung im Innern des Landes, sowie dessen Entwickelung und Fortschritte auf sichere Grundlagen gestützt habe. König Milan gibt dann auch der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Regentschaft dem neuen Könige Alexander treu sein, die Verfassung achten und alle Kraft aufbieten werde, um das Land im Innern dem Fortschritte zuzuführen und die äußere Politik in der Weise fortzusetzen, welche Frieden und Ruhe auf der Balkanhalbinsel zu begründen und dem Lande alle jene Vortheile zu bewahren vermöge, die er demselben mit Hülfe des Wohlwollens Europa's errungen habe.

In demselben Sinne ist auch die Proclamation der serbischen Regenten gehalten, welche versichern, daß sie mit dem neuen Könige und der neuen Verfassung auch ein neues Staatsleben, eine neue Aera der Arbeit und Sparsamkeit beginnen werden. Indem aber die Regentschaft von den nationalen Freiheiten einen vernünftigen Gebrauch machen und den inneren Frieden, sowie die Rechtsordnung aufrecht erhalten will, hofft sie, der Kräftigung des Vaterlandes den besten Dienst zu erweisen und Serbien sowohl für sich als auch im Reigen der Balkanvölker ein Element des Friedens und der Ordnung bleiben zu lassen. Daß in allen solchen Proclamationen die wohltönenden Worte nicht fehlen, ist eine längst bekannte Thatsache; immerhin darf gehofft werden, daß diesen mots sonores die Wirklichkeit einigermaßen entsprechen, wie denn auch der europäische Friedensbund nach wie vor die sicherste Bürgschaft gegen alle Störungen der durch den Berliner Vertrag geschaffenen Ordnung auf der Balkanhalbinsel bieten wird.

Literarische Rundschau.

Eine Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine.

Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Von A. Tesdorpf. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1889.

Dieses Buch ist eine ganz außerordentlich schätzenswerthe Bereicherung der deutschen Marine-Literatur; der Fachmann wird darin Manches finden, was ihm neu ist, und Manches, was ihm die Erinnerung an Selbsterlebtes auffrischt. In weiteren Kreisen wird es die Kenntniß über Marineverhältnisse verbreiten, besonders auch informiren über die Anforderungen, welche nicht allein in militärischer, seemännischer und wissenschaftlicher, sondern ebenso in politisch-diplomatischer Beziehung an die Befehlshaber in der kaiserlichen Marine gestellt werden.

Der erste Abschnitt berichtet kurz, aber anschaulich über die maritimen Unternehmungen des Großen Kurfürsten und das Ende derselben nach dem Tode dieses gewaltigen Herrschers, um alsdann in anziehender und fesselnder Weise die Bestrebungen zu schildern, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts die Schöpfung einer deutschen Flotte zum Ziele hatten. Von hervorragendem Interesse ist die „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte", geschrieben im Jahre 1848 von Sr. Königl. Hoheit dem hochseligen Prinzen Adalbert von Preußen, welche der Verfasser wörtlich wiedergibt. Diese Denkschrift zeigt, im Hinblick auf den jetzigen Zustand der europäischen Flotten, einen wie ungeheuren Umschwung das gesammte Marinewesen in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von vierzig Jahren erfahren hat. Der jüngeren Generation, auch unter den Fachleuten, wird es fast unglaublich erscheinen, daß von competenter Seite damals noch Ansichten ausgesprochen wurden, wie „die Dampfschiffe werden die Seeschlachten der Neuzeit einleiten; sie werden nach errungenem Siege den Feind verfolgen, dagegen im eigentlichen Entscheidungskampfe nur als untergeordnete Hülfswaffe auftreten."

Die kurze Geschichte der schleswig-holsteinischen Marine (1848—1851), sowie der deutschen Reichsmarine (1848—1852) bietet mehrere bisher nicht allgemein bekannt gewordene Einzelheiten.

Der zweite Abschnitt handelt von der jetzigen kaiserlichen, früher königlich preußischen Flotte, beschreibt stattgefundene Gefechte, größere Expeditionen, Verluste von Schiffen, wie z. B. das Stranden der französischen Corvette „Roland" und die derselben von deutschen Kriegsschiffen geleistete erfolgreiche Hülfe. Unter den Vorkommnissen dieses Abschnittes ist die Einweihung des Kriegshafens an der Jade und die Eröffnung des Suezcanals hervorzuheben, zu welch' letzterer Feier ein Theil der deutschen Flotte unter Sr. damals Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen erschien. Hervorzuheben aus den folgenden Abschnitten sind namentlich die Mittheilungen über die Thätigkeit

einzelner Schiffe bei Unruhen in Westindien und in Centralamerika und bei den mit dem deutschen Colonialwesen in Verbindung stehenden Vorgängen. — Gelegentlich einer neuen Ausgabe wären einige kleine Correcturen erwünscht. Beispielsweise macht sich ein mit dem Seewesen Unbekannter vielleicht ein nicht ganz zutreffendes Bild von einer Fregatte, wenn er auf Seite 19 liest, daß Jemand mit einer solchen eine große Reise in das Innere von Brasilien angetreten habe.

Noch eine Schlußbemerkung; sie hängt nicht direct mit dem vorliegenden Buche zusammen, ist aber durch die Lectüre desselben hervorgerufen worden. Die Commandanten Sr. Majestät Schiffe oder Geschwader sind in sehr vielen Fällen, wo es sich um Differenzen mit fremden civilisirten oder uncivilisirten Völkern handelt, nur auf eigenes, vom gesunden Menschenverstande dictirtes Urtheil angewiesen; sie haben keine andere Richtschnur, als daß sie der Ehre der kaiserlichen Flagge nichts vergeben dürfen, die Interessen der Angehörigen des Reiches mit Energie wahren, und den Angehörigen fremder Nationen nicht Unrecht thun sollen. Je nach dem Resultat der Handlungsweise des betreffenden Befehlshabers begegnet dieselbe in der öffentlichen Meinung und in der Presse leicht einer voreiligen und absprechenden Kritik. Nach den Actionen deutscher Admirale in Westindien, wo der Regierung von Haiti zwei Kriegscorvetten weggenommen und mit Beschlag belegt wurden, und an der spanischen Küste des Mittelmeeres, wo der deutsche Geschwaderchef energisch eingriff zum Schutze der dort wohnenden Deutschen, bemerkte ein höherer Seeofficier Sr. Königl. Hoheit dem hochseligen Prinzen Friedrich Carl gegenüber, daß es doch sehr wünschenswerth wäre, wenn die vorgesetzte Behörde solche Fälle beleuchten und in discreter Weise den sämmtlichen höheren Seeofficieren mittheilen wollte, wie die Verhältnisse gelegen, aus welchen Gründen der betreffende Befehlshaber besser gethan hätte, so und so zu handeln u. s. w. Se. Königl. Hoheit fand diesen Wunsch recht natürlich, aber nicht erfüllbar, weil im internationalen Verkehr die Beurtheilung einer Handlungsweise immer mit von der momentanen politischen Situation abhängig, und das, was zu einer Zeit richtige Handlungsweise sei, schon nach einem Jahre als unrichtig, als nicht opportun könnte verurtheilt werden müssen. Der Prinz fügte hinzu, daß die Befehlshaber zur See nach ihrem besten Wissen und Vermögen zu verfahren hätten, und daß es ihnen in den Augen Sr. Majestät nichts schaden würde, wenn auch ihre Handlungsweise aus politischen Gründen sollte desavouirt werden müssen.

W. A. Berger.

Kunst und Literatur.

Ancient Rome in the light of recent discoveries by Rodolfo Lanciani, LL. D. (Harv.) Professor of Archaeology in the University of Rome; Director of Excavations for the National Government and the Municipality of Rome, etc. With one Hundred Illustrations. London, Macmillan and Co. 1888.

Es ist eine der natürlichen Forderungen jenes Weltpublicums, das London, Newyork und Paris bewohnt und das auch in Berlin sich zu bilden begonnen hat, von Zeit zu Zeit Bericht über das zu empfangen, was in Rom an Alterthümern neu zum Vorschein komme und was sich für die Geschichte daraus ergebe. Von besserer Seite konnte er nicht geliefert werden. In elf höchst lebendig, fast sensationsmäßig verfaßten Vorlesungen, die in Amerika mit großem Erfolge gehalten worden sind, empfangen wir die Kenntniß römischen Daseins, das, in dieser Zusammenstellung, uns wie Gemälde Alma Tadema's anmuthet. Ausführlich, ohne ein Wort zu viel zu sagen, zurückhaltend dann wieder und unsere Neugier spannend, reich an Detail, ohne Häufung überflüssiger Notizen, anschaulich in hohem Grade, ohne Zuhülfenahme der beliebten

malerischen Manier, immer die neuesten Funde ins Auge fassend, theilt Lanciani sein Wissen mit. Seine Art, die Dinge zu behandeln, ist durchaus originell, und selbst wo der Dichter durchbricht, lautet Alles exact und wohlbegründet. Man vergleiche das „den Palast der Cäsaren" behandelnde Cap. V mit dem denselben Stoff verarbeitenden, die Ueberschrift „Le Palatin" führenden Chapitre second in Gaston Boissier's Promenades archéologiques (III. Ed. p. 71 ff.). Die angenehme Phantasiebilder hervorrufende Schreibart des Mitgliedes der französischen Akademie zeigt den geübten und erfolgreichen Schriftsteller; aber man lese Lanciani's Darstellung, wie wir da, von einem ganz anderen Zauberstabe berührt, die Ruinen sich neu beleben sehen. Boissier führt uns zwischen den Ruinen umher, Lanciani läßt die Säulen wieder glatt emporsteigen und stellt die Statuen hin, als seien sie nie herabgestürzt worden. Uns scheint, daß dies die Aufgabe des Archäologen sei. Wie inhaltreich und am Schlusse ergreifend ist das den Vestalinnen gewidmete Cap. IV, das die Geschichte des Ordens bis zur schließlichen Vertreibung aus dem am Forum gelegenen, in den neuesten Tagen wiederentdeckten Sanctuarium erzählt. Statuen Vestalischer Jungfrauen haben da gelegen und sind wieder aufgerichtet worden, Arbeiten aus verschiedenen Zeiten, die das Gefühl sprechender Aehnlichkeit in uns erwecken. Lanciani führt uns den Dingen und den Personen hier menschlich nahe. Dasselbe läßt sich von dem Capitel sagen, das die Campagna behandelt. Auch hier ein das Herz berührender Schluß, zusammenhängend mit dem neuaufgefundenen Leichensteine eines jungen Mädchens. Wir bedauern, abbrechen zu müssen. Das Buch enthält viele Dinge, die man sofort gern weiter gäbe.

Die Vorrede ist von besonderem Interesse für die Leser der „Deutschen Rundschau", denen der Aufsatz „Die Vernichtung Roms", vom Frühjahr 1886, noch in der Erinnerung steht. Lanciani kommt auf die Klagen zurück, die von verschiedenen Seiten damals über die Mißhandlung der Stadt ausbrachen. Er scheint sie zurückweisen zu wollen, insoweit sie gegen die damalige Municipalität gerichtet gewesen wären. Was er seinerseits dann aber vorbringt und die Art, wie er sich ausspricht, übertrifft alles von Anderen Gesagte. Nur zwei Stellen übersetzen wir. „Auf die römische Aristokratie," sagt Lanciani, „fällt die meiste Schuld. Auf die hochgeborenen Besitzer des römischen Grund und Bodens, unwürdig der großen Namen, die ihnen zu unserm Unglück als Erbschaft zugefallen sind. Sie waren es, die, sobald sie merkten, daß für dergleichen Geld bezahlt werde, die prachtvollen Villen preisgaben, die ihre Vorfahren einst dem römischen Publicum schenkten, damit es sich froh und glücklich und gesund in ihnen ergehe. Ruhm und Ehre ward jetzt nur darin gesucht, sie so hoch als möglich loszuschlagen. Die Gärten, die ihre eigenen Paläste umgaben, haben nur drei dieser Herren verkaufen sehen, damit elende Miethshäuser nun mit ihren Wänden sich an diese edlen Gebäude anhefteten. Die gesammelten Kunstschätze, die Kostbarkeiten, ja die Documente dieser Familien haben wir von ihnen selber verschachern sehen. Die herrlichen Gärten unserer vornehmsten Geschlechter: Patrizi, Sciarra, Massimo, Lucernari, Mirafiori, Wolkonski, Giustiniani, Torlonia, Campana, San Faustino wurden zerstört, die wundervollen alten Baumriesen zu Kohlen verbrannt, die Lusthäuser ihres Schmuckes beraubt. Nur der Vernichtung der Villa Borghese konnte von den Gerichten noch Einhalt gethan werden. In einem einzigen Falle wurde Widerstand geleistet. Ein Edelmann von altem Schrot und Korn wies bis zum letzten Athemzuge die Anerbietungen ab, die ihm für seine Villa gemacht wurden. Kaum aber war er begraben und schon hatten innerhalb einer Woche seine fürstlichen Söhne und Töchter die prachtvollste Villa Roms dahingegeben. Heute ist die Stelle, wo sie einst war, von Miethshäusern bedeckt. Es ist unmöglich, eine Vorstellung der Verwüstung zu geben, die nun ihren Anfang nahm &c." Die zweite Stelle ist kürzer: „Kein Wunder, wenn sich die Folgen dieser allgemeinen Zerstörung bereits fühlbar machen. Zwei Grad durchschnittlicher Wärme mehr im Sommer und ein entsprechendes Herabgehen des Ozongehaltes der Luft sind beobachtet worden." Lanciani's Sprache erhebt sich zu einer Art von ingrimmiger Sublimität, indem er auf vielen Seiten so seinem Zorne auszubrechen gestattet. Für die Freunde und Verehrer der Stadt haben diese Gefühle

heute freilich nur historischen Werth, da das Unglück einmal geschehen ist, das sich leicht hätte verhindern lassen.

Wie dem nun sei, in einem Punkte hat die Zerstörung auch ihre Vortheile mit sich gebracht. Lanciani hebt die ungeheure Ausbeute an Fundstücken hervor, welche bei der Umarbeitung Roms zu Tage kamen. Ganz enorme Ziffern nennt er, die uns einstweilen genügen müssen, da die Gegenstände selber zum Theil nur erst magazinirt werden konnten. Es seien Werke darunter, sagt er, deren Anslichttreten in anderen Zeitläuften allgemeines Aufsehen gemacht haben würde. Dies ist gewiß wahr: der in der jetzt halbzerstörten Villa Colonna gefundene ruhende Faustkämpfer, dessen Ausgrabung von Lanciani trefflich geschildert wird, ersetzt zwar den Verlust des Gartens mit seinen uralten Cypressen nicht, das Werk aber ist ein griechisches der besten Zeit und erfüllt mit Bewunderung. Freilich wissen wir nicht, ob die beiden berühmten Statuen griechischer Dichter im Casino Borghese nicht doch ganz anderen Schlages seien. Nun, diese beiden griechischen Marmorwerke sind heute nicht mehr da. Doch davon ist nirgends die Rede. Noch weniger vielleicht wird das Verschwinden eines Gemäldes im Palazzo Borghese allgemein empfunden, der gesteinigte Stephanus, in dem Viele bisher dasjenige Werk Francia's verehrten, dem am meisten rein menschliche Schönheit innewohnt. Es ist ebenfalls nicht mehr an seiner Stelle. Und so manches Andere nicht, dessen Verbleib man nicht kennt. Angenommen nun auch, es könnten diese Statuen und Gemälde nach gemessener Zeit irgendwo wieder zum Vorschein kommen, so bleibt der Verlust doch ein empfindlicher, und wenn die Dinge so fortgehen, dürfte in Rom früher oder später vielleicht nur zurückbleiben, was seines Umfanges wegen nicht fortgebracht werden kann.

Paolo Trombetta. Donatello. Roma, Ermanno Löscher & Co. 1887.

Ein schön gedruckter Band von 23 Bogen, mit 25 Phototypien. Der Verfasser erzählt, wie er dazu kam, das Buch zu schreiben, von dem 1886 noch nichts vorhanden war. Die Gedächtnißfeier Donatello's lockte ihn nach Florenz. Als Vorbereitung las er Vasari's Leben Donatello's. Was er von dessen Werken jetzt sah, stieß ihn zum Theil ab oder ließ ihn gleichgültig. Eines Tages aber sieht er den heiligen Georg in der Nische von Or San Michele mit anderen Augen an als früher: es findet eine innere Erleuchtung statt, die in immer größerem Umfange nun die anderen Werke des Meisters im gleichen Glanze erscheinen läßt. Nun wird studirt, was an kunstgeschichtlicher Literatur über Donatello aufzutreiben ist, und ein Jahr später liegt das Buch gedruckt da, dessen letzte Seiten uns belehren, Donatello sei als der erste und letzte Meister der echten Sculptur in Italien anzusehen.

Wir sind weit entfernt davon, diese ebenso plötzlich im Geiste ihres Verfassers entstandene wie von ihm niedergeschriebene Arbeit eines offenbar fein gebildeten Dilettanten als etwas abzulehnen, dem wissenschaftlich keine rechte Stelle anzuweisen sei. Leidenschaftliche, aus überströmender Ueberzeugung emporgeschossene Bücher dieser Art besitzen unser volles Mitgefühl. Ueberall spricht der Verfasser sich mit Bescheidenheit aus; wo seine Meinung von der Anderer abweicht, bringt er sie mit demjenigen Respect vor ihnen zu Tage, der den gebildeten Mann anzeigt, dem Anmaßung fern liegt; wo sein Urtheil mit schon früher geäußerten Meinungen übereinstimmt, führt er dies dankbar an: kein übermüthiges Wort und keine Spur von Selbstüberhebung. Vieles weiß Trombetta nicht, mancher Irrthum läuft mit unter (es würde keinen Zweck haben, hier eine Aufzählung von Versehen einzuschalten): was dem Kunsthistoriker aber fehlt, das bringt der Geschichtsphilosoph um so voller mit; offenbar ist er durch ästhetische Studien hindurch zur Beurtheilung der Kunstwerke übergegangen, und als Hauptsache schwebt ihm stets vor, Donatello innerhalb der allgemeinen Entwicklung an seiner Stelle zu begreifen.

Fassen wir das Buch sammt seinem Verfasser als historisches Phänomen ins Auge, so ergeben sich folgende Betrachtungen.

Dem zum Genuß der bildenden Künste hingeleiteten Geiste bietet sich ein fast unübersehbares Feld dar. Zunächst stehen die modernen, gleichzeitigen Werke, von denen ab ein unendlicher Umkreis nach vielen Seiten sich aufthut. All' dies zu genießen, ist unmöglich. Auf irgend einem Wege muß vielmehr eine historische Position gewonnen werden, auf der man Fuß faßt, wo man mit seinen individuellen Neigungen Wurzeln schlägt. Hier nun sind zwei Fälle möglich: entweder man findet diese feste Stellung aus eigener Kraft, oder gibt sich fremder Leitung anheim. Und in diesem Falle liegt wieder die doppelte Möglichkeit, daß man einer bestimmten Autorität sein Vertrauen schenke, oder aber sich von dem allgemeinen Strome mit forttragen lasse, der zu verschiedenen Zeiten in anderer Richtung die Masse mit sich führt. Meistens halten Die, welche, so zusammen gleichen Curs innehaltend, fortschwimmen, sich nicht für fortgezogen, sondern für selbständig urtheilende Potenzen. Diese Art Kunstgenuß ist der gewöhnliche und gewährt die meiste Befriedigung.

Wie es dem Verfasser unseres Buches ergangen sei, erzählt er, wie wir sahen, selbst. Ein bemittelter, kenntnißreicher, in der Hingabe an die Uebermacht gewisser Gedankenreihen wohl schon zu älteren Jahren vorgeschrittener Mann, hat er die Kunst der Renaissance bis dahin mit gleichmäßiger, vielleicht etwas oberflächlicher Bewunderung angesehen. Ohne von Donatello mehr als das allgemein Bekannte zu wissen, läßt er sich durch den bloßen Ruf der bevorstehenden Festlichkeiten nach Florenz locken, wo er sich dem gewöhnlichen, ziellosen Kunstgenusse des gebildeten Mannes vier bis fünf Wochen lang hingibt. Es ärgert ihn, demjenigen selber, dem die Reise doch galt, nichts abgewinnen zu können, dies umsomehr als ihn, was er von anderen Meistern in Kirchen und Museen sieht, innerlich weniger erwärmt, als er hoffte. Er sucht nach einem zureichenden Grunde für diesen unerfreulichen Zustand und findet ihn, scheint es, endlich in der Stelle des Plinius, die er seinem Buche als Motto auf den Titel gedruckt hat: Eupompus, gefragt, welchen früheren Künstler er als Vorbild nehme, soll auf die Fülle menschlicher Gestaltung hinweisend, geantwortet haben, die Natur und nicht die Werke eines Künstlers seien nachzuahmen. Ohne die Erfahrung, die tiefer gehende, eigene Kunstbetrachtung ihm geliefert hätte, steigt ihm plötzlich aus den Arbeiten Donatello's der Irrthum entgegen, der schon so Viele getäuscht hat: unter Naturnachahmung müsse das verstanden werden, was von der Majorität des Publicums heute etwa auch Realismus genannt wird, und in dieser Stimmung fühlt er sich als Beute blinder Bewunderung für die Werke desselben Künstlers, der ihm bis dahin gleichgültig, zum Theil sogar unangenehm gewesen war. Trombetta erzählt, wie er, besiegt vom heiligen Georg, zunächst vor Donatello's David und dann wieder Stück für Stück vor den übrigen Werken die Schleier sinken sieht, die sie ihm vorher verhüllten, und zugleich denn auch regt sich in ihm der Trieb aller Neubekehrten: weiter zu bekehren. Wir vermuthen, daß er zu diesem Zwecke sein Buch auf eigene Kosten drucken ließ und die, zum größten Theil ungeeigneten, immerhin aber nicht umsonst herzustellenden Illustrationen dazu gab, alles für nur zehn Lire zu kaufen.

Wir würden, hätte der Verfasser uns um Rath gefragt, ihn gebeten haben, sein Manuscript, sei es auch nur ein Jahr noch liegen zu lassen, sehen das Werk nun aber als einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des Kunstenthusiasmus an, die wohl auch einmal geschrieben werden wird. Unwillkürlich wirkte die Florenz erfüllende Feststimmung auf ihn ein. Hinzutrat die als Quelle derselben zu betrachtende Hinneigung der heute die öffentliche Meinung beeinflussenden Kunsthistoriker zu den Arbeiten des Quattrocento's überhaupt, innerhalb dessen der aristokratische Ghiberti hinter dem als demokratisch taxirten Donatello weit zurücksteht. Ein Ueberblick der neueren Literatur zeigt, in welchem Maße Donatello und die von ihm abhängigen und ihn umgebenden Meister in Florenz, Paris, London und Berlin bevorzugt werden, während die für Werke dieser Künstler gezahlten hohen Preise die Gesinnung der Sammler kennzeichnen.

Unserem Gefühle nach hat die Begeisterung für das Quattrocento heute ihren Höhepunkt schon überschritten, und es dürfte auch, was die Preise der Werke anlangt, eine gewisse Ernüchterung bevorstehen. Wir sind um zwei Jahre weiter gerückt, und Trombetta würde, wenn er sein Buch heute erst drucken ließe, Manches darin anders fassen. Wir hatten kürzlich Gelegenheit, die im Florentiner Nationalmuseum einstweilen vereinigt gebliebene Sammlung der Hauptwerke Donatello's, zu sehen, und sind überzeugt, daß gerade sie der Punkt sei, von dem ab die Erkenntniß einer übertriebenen Verehrung des Meisters ihren Anfang nehmen mußte. Vieles ist fein und liebenswürdig, Vieles kraftvoll und gewaltig, nichts aber erhaben und von jener ruhigen Schönheit erfüllt, die wir bei Meistern bewundern, an die Donatello nicht heranreicht. An Donatello's Größe braucht man nicht zu rütteln, um inne zu werden, daß das bisherige Urtheil der älteren unbefangenen Kunstliebhaber das richtige geblieben sei, demzufolge er als einer der Vorgänger des Michelangelo an höchst ehrenvoller Stelle neben diesem, zugleich aber doch auch weit unter ihm seinen Platz habe. Es gab eine Schule von Verehrern Raphael's, welche dessen Werke, die Raphael malte, ehe er nach Rom kam, als die Blüthen seiner Kunst priesen und mit dieser Meinung Widerhall fanden; aus ähnlicher Befangenheit urtheilen Die, welche Donatello, da Michelangelo denn doch einmal dasteht, als den Meister hinstellen, der sich reiner an die Natur gehalten habe. Mit den Vertretern dieser Anschauung wollen wir hier keinen Streit beginnen, die unsere aber der ihrigen auch bei dieser Gelegenheit hiermit gegenübergestellt haben. Ein Kunstwerk entspringt im Geiste eines Künstlers, und wirkt durch das, was es aus dieser Quelle an wirkender Kraft mitbringt. Darum, daß ein bedeutender Künstler die Darstellung dessen bevorzugt, was die Menschen und die Erscheinungen, die wir neben dem Menschen die Natur zu nennen pflegen, an seltsamen, auffallenden, ungewöhnlichen, oder, wie man heute sagt, an besonders charakteristischen Merkmalen tragen, steht er der großen schaffenden Mutter alles Sichtbaren nicht näher als ein Anderer, der die formende Hand der Natur mehr in den gemeinsamen Kennzeichen des ungeheuren Reichthums ihrer Schöpferkraft erkennt und ihre Werke in dieser Richtung nachzubilden sucht.

B. K. F.

yr. **Des Freiherrn Carl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz Denkschriften.** Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinen Kindern. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Freiherr Carl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz wurde in Cassel am 17. November 1787 geboren und starb im Sommer 1850. Er gehörte einem alten lausitzischen Geschlecht an, das schon von König Heinrich I., dem Vogler, mit dem Gut Canitz bei Wurzen belehnt worden sein soll; der Vater des Freiherrn besaß im Schlesischen, bei Strehlen, schöne Güter. Carl von Canitz machte als neunzehnjähriger Jüngling den Feldzug des Jahres 1807 in einem Ulanenregiment mit und hielt sich in der Schlacht bei Heilsberg so tapfer, daß er den Orden pour le mérite erhielt. Im Jahre 1808 gerieth er in Breslau mit einem französischen Officier in Streit, weil dieser es nicht ruhig mit anhören wollte, daß Canitz die Lage des Vaterlandes beklagte und sogar sagte: „Wissen Sie wohl, daß ich Sie für diese Rede binnen vierundzwanzig Stunden erschießen lassen könnte?" „Eh bien," antwortete Canitz, „ne vous gênez pas, prenez vos arrangements!" In dem nachfolgenden Zweikampf erschoß er den Franzosen; noch als Greis hat er geäußert, daß er Gott für Vieles um Vergebung zu bitten habe, das Duell mit dem Franzosen aber habe ihm nie Gewissensbisse gemacht. Später zog er mit York nach Rußland, machte die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und erhielt, nach der Einnahme von Paris, das eiserne Kreuz erster Classe. Friedrich Wilhelm III. verwandte ihn im diplomatischen Dienst, so 1828 zu einer Sendung nach Constantinopel; 1841 war er preußischer Gesandter in Wien, 1845 Minister des Auswärtigen. Am 18. März 1848 nahm er mit dem ganzen Ministerium seine Entlassung und trat ins Privatleben zurück. Canitz war ein entschiedener conservativer, aber redlicher und nicht beschränkter Mann: er hat namentlich die blinde Hingabe an Rußland, von welcher die Extremconservativen beseelt waren, nicht getheilt; der Abfall der Griechen erschien ihm von Ypsilanti's Abenteuer an, als eine russische Veranstaltung, welche den konservativen Gedanken schwer schädigte, und die durch 1815 geschaffenen Grenzverhältnisse legten ihm die Aussicht eines russisch-preußischen Krieges nahe, dessen Bedingungen er in einer besonderen Denkschrift (Band I, 290 ff.) mit Kaltblütigkeit erörtert hat. Es war wohl gethan, seine Aufzeichnungen zu veröffentlichen; sie behandeln den russischen Krieg von 1812, den russisch-polnischen Krieg vom Jahre 1830—1832, die allgemeinen politischen Verhältnisse der vierziger Jahre, die Lage der evangelischen und katholischen Kirche in Preußen, die preußische Verfassungsfrage u. s. w. Von besonderem Interesse ist der Bericht über die Sendung nach Constantinopel vom Jahr 1828, welcher eine schneidende Kritik der in der griechischen Frage von Europa beobachteten Haltung gibt. Alles in Allem gesagt, enthalten die zwei Bände ohne Frage eine Fülle werthvollen Stoffes zur Kenntniß der europäischen Geschichte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; die Geschichtschreiber dieser Zeit werden mancherlei Gewinn aus diesen Staatsschriften ziehen.

v. **Literaturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther.** Von Marc Monnier. Deutsche autorisirte Ausgabe. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung. 1888.

Der vor wenigen Jahren verstorbene Genfer Professor Marc Monnier ist in Deutschland durch seine Faustübersetzung vortheilhaft bekannt geworden. Das Werk, das man uns jetzt in Uebertragung vorlegt, ist als erster Theil einer vergleichenden Literaturgeschichte der Neuzeit gedacht, die in vier Bänden die Zeitalter der Renaissance, der Reformation, der Revolution und der Romantik behandeln sollte. Der zweite Band ist noch nach dem Tode des Verf. erschienen (Paris 1886), das Ganze aber wird ein Torso bleiben, und so brauchen wir die Frage nicht weiter zu erörtern, wieweit sich die großen Gestalten der modernen Literatur ohne Gewalt unter jene vier „R" einreihen lassen: Shakespeare hat natürlich als Eckpfeiler der Reformation Platz gefunden, Lessing, Goethe und Schiller wären gewiß unter dem Dache der Revolution untergekommen! Wir bringen der vergleichenden Betrachtungsweise ein entschieden günstiges Vorurtheil entgegen, und sie erscheint für keine Zeit berechtigter, ja nothwendiger, als für die Periode der Renaissance. Aber selbstverständlich erwarten wir gerade von ihr, daß sie uns die tieferen Zusammenhänge aufdecke und die Erkenntniß der bewegenden Ideen fördere. Bloß um der Vortheile willen, die sie einem geschickten Schriftsteller gewährt, darf sie nicht unternommen sein. Von der Darstellung Marc Monnier's aber läßt sich nur sagen, daß sie bei leidlich geschickter, oft freilich recht äußerlicher, Gruppirung des Stoffes über alle schwierigen Aufgaben mit einer fast beneidenswerthen Gewandtheit hinweggleitet. Namentlich für die Beurtheilung der Renaissanceeinflüsse auf spanischem, englischem und deutschem Boden fehlten Hern Marc Monnier offenbar auch die allernothwendigsten Kenntnisse. Er bringt eine Menge Namen, ohne je zur trockenen Nomenclatur überzugehen, denn überall ist er mit einer knappen Charakteristik, mit einem kecken Aperçü zur Hand. Dem Kundigen aber thut sich ein wahrer Abgrund naiver Unwissenheit auf. Steht es auch um Frankreich und das Heimathland der Renaissance, Italien, wesentlich besser, so zeichnet doch der gleiche Mangel an Tiefe und Originalität alle Capitel aus. Das Buch hat nur einen Vorzug, es ist nirgends langweilig. Dieser Umstand allein kann das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung erklären; aber in der Wahl des Uebersetzers, der uns allerlei Gallicismen und Mißverständnisse und vor Allem die Namen lateinischer (und gelegentlich italienischer) Autoren in französischer Schreibweise zumuthet, hatte der Verleger kein Glück, er war auch übel berathen, wenn er in der Ankündigung das Opus Marc Monnier's neben Werke wie Burckhardt's „Cultur der Renaissance" und H. Grimm's „Michelangelo" stellte. Und nun erscheint gar gleichzeitig Gaspary's „Italienische Literatur der Renaissancezeit", ein Buch, das ganz aus dem Vollen geschöpft ist und gründliche Forschung mit guter Darstellung vereinigt! — Wir rathen dringend ab, diesem ersten Band den zweiten folgen zu lassen: eine so dreiste Oberflächlichkeit, wie sie sich dort an die Behandlung der Reformation und besonders an die machtvolle, tief-

gründige Erscheinung Luthers wagt, lassen wir uns in Deutschland schlechterdings nicht gefallen.

λγ. **Kunst und Kunsthandwerk in Japan.** Von Dr. Justus Brinckmann. Bd. I. Berlin, R. Wagner. 1888.

Deutschland besitzt trotz der großen Verbreitung, welche japanische Kunstwerke während der letzten Jahrzehnte gefunden, kein Buch, welches von der Kunst der Japaner eine hinreichende Darstellung gäbe. Das gelehrte und höchst sorgfältige Werk von Prof. Dr. Rein, welcher im Auftrage der preußischen Regierung wissenschaftliche, zumeist technologische Studien in Japan gemacht hat, enthält ein sehr reiches Material, welches aber die künstlerischen Intentionen des fremden Volkes mehr von außen her, auf ihre praktische Verwendbarkeit hin betrachtet. Das Buch von Brinckmann gibt uns zum ersten Male ein Bild von der Kunst der Japaner, wie sich dieselbe unter den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes als Ausdruck der Lebensweise, der Religion, der Sitte, der Poesie entwickelt. In überaus klarer, knapper und doch hinreichend abgerundeter Form führt uns der Verfasser in das Land und den Kreis seiner Bewohner ein; wir erfahren von der Lage, dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, den Pflanzen und Thieren ohne weitschichtigen Apparat genau so viel als nöthig ist, um das Vorkommen und die Beliebtheit der verschiedenen Formen auf den künstlerischen Gebilden zu verstehen. Wir folgen dann dem Japaner in seine Tempel und öffentlichen Gebäude, vor Allem aber in sein Haus und seine Werkstatt. Aus der eingehenden Schilderung des Hauses und seiner Ausstattung erwächst uns das Verständniß für allerlei Formen des Geräthes, welche uns sonst wie launenhafter Zufall erscheinen; wir sehen, wie der Japaner jede Form liebevoll der Gebrauchsbestimmung anpaßt und zugleich sinnige Bezüge aus der Welt seiner nationalen Sage und Dichtung hineinklingen läßt. Vor Allem überrascht uns die feinfühlige Naturbeobachtung, welcher jede Pflanze und selbst jede Entwicklungsstufe einer Pflanze in ihrem Zusammenhang mit Standort und Jahreszeit als etwas Besonderes, Bedeutungsvolles und Liebenswerthes erscheint. Diese Besonderheiten prägen sich dem Bewußtsein aller Volksschichten so tief ein, daß die einzelne Blüthe, die vom Baume fällt, die Ranke, die am Gitter emporblüht, der Hase, der auf einer Trommel sitzt, zu einem bestimmten, Jedermann verständlichen Symbol wird, während wir Außenstehende nur etwas Zufälliges darin erblicken, dessen Zusammenhang mit dem geschmückten Geräth wir noch nicht einmal vermuthen. Auf diesem weiten Gebiet wird Brinckmann zum sichersten Führer, der uns mit liebenswürdigster Begeisterung durch die geschlungenen Wege dieser fremden Welt geleitet. Von der eigentlichen Darstellung der Kunstzweige bietet uns dieser Band, nebst einigen Umrissen der Architektur, zunächst eine ausführliche Darstellung der japanischen Malerei in ihrer Entwicklung aus der chinesischen Kunst heraus bis in die neueste Zeit eines kräftigen Realismus. In der Beurtheilung der Gemälde gehen nicht nur in Deutschland, sondern selbst in Japan die Meinungen noch weit auseinander, und der Verfasser ist in manchen Punkten genöthigt, diese Meinungen einstweilen neben einander zu referiren, besonders auch aus dem Grunde, weil uns von dem Material nur Bruchstücke vorliegen. Dagegen gewinnt die Darstellung wieder völlig festen Boden für die Kunst des Holzschnittes, dessen köstliche Producte in Fülle nach Europa gelangt sind. — Die Illustrationen des Buches sind mit großem Geschmack und Sachkenntniß gewählt, die Ausstattung und Anordnung des reichen Materials sehr gefällig und übersichtlich.

σσ. **Chronik des Wiener Stadttheaters.** Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Von Dr. Rudolf Tyrolt. Wien, Carl Konegen. 1889.

Rudolf Tyrolt hat zu den populärsten Mitgliedern des „Laube"-Theaters gehört, von der Eröffnungsvorstellung an bis zum Tage der Katastrophe; und wie dauerhaft diese Popularität war, zeigt sich darin, daß die lautlose Zeit seines Burgtheater-Engagements, dem er sich jetzt endlich entwunden hat, den Klang dieses Namens ungeschädigt ließ. Tyrolt ist ein sehr guter und scharf zeichnender Lustspielcharakteristiker und ein noch besserer Darsteller jener volksthümlichen Figuren, welche einen Stich ins Raimund'sche und Anzengruber'sche haben, dabei ein sicher blickender Regisseur und ein Mann von ernster Bildung, welcher den Doktorhut nicht als bloßes Kostümstück trägt. Zu Laube's bevorzugten Lieblingen zählend und überhaupt auch unter den folgenden Directoren des Stadttheaters in die geschäftlichen Details eingeweiht, durfte sich Herr Tyrolt wohl berechtigt fühlen, der Historiker jenes merkwürdigen, bald idealistisch erquickenden, bald in unerquicklichster Misère sich hinschleppenden Stückes Wiener Theaterlebens zu werden, welches sich in dem Hause auf der Seilerstätte abspielte. Sein Buch bildet denn auch gewiß einen interessanten und schätzbaren Band im Geschichtsarchiv des Wiener Theaters, für welches dasselbe in der Zukunft aber noch mehr Werth haben wird als im Augenblick. Denn es kommt als Chronik ein bischen zu früh. Die Erinnerungen an das Stadttheater haften alle noch zu frisch im Gedächtnisse des Publicums, und die Intimitäten und die Coulissengeschichten desselben wurden seinerzeit zu sehr an die große Glocke gehängt, als daß sie nicht heute noch in den Ohren nachhallen sollten und die „Chronik" den Menschen irgend etwas besonders Neues und noch nicht Bekanntes darüber zu erzählen vermöchte. Ja, der Chronist steht mit seinem Denken und Empfinden noch so wenig über den Ereignissen und so sehr mitten drinnen, daß selbst, wo er mit seinen kritischen Bemerkungen Recht hat — und er hat sogar meistens Recht — dieselben im Tone etwas Subjectives und Polemisches annehmen, was dem Stil der referirenden Darstellung mitunter Eintrag thut. Aber, wie gesagt, eine werthvolle und sogar nothwendige Ergänzung für die Bibliothek der Wiener Theatergeschichte ist das Buch und wird es noch mehr werden, je mehr die Ereignisse, die es behandelt, in die Ferne rücken.

σβχ. **Thomas Hardy, The Woodlanders.** In three Volumes. London, Macmillan and Co. 1887.

Thomas Hardy, Wessex Tales. In two Volumes. London, Macmillan and Co. 1888.

Thomas Hardy gehört zu den beliebtesten modernen Erzählern Englands, mag gleich sein Name nicht mit denen der vorangegangenen

großen Generation, von der nur noch Wilkie Collins übrig ist, in einem Athem genannt werden. Er verdankt diese angesehene und einträgliche Stellung einigen vortrefflichen Romanen, z. B. The return of the native, Far from the madding crowd u. a., neben denen freilich manches Mittelgut unterläuft, das sich eben nur angenehm liest. Ganz möchte ich zu dem letzteren das Werk The Woodlanders nicht rechnen. Liegt die Stärke Hardy's überhaupt kaum in der Handlung, sondern in der nicht überall gleichmäßigen Vertiefung der Charaktere, und insbesondere in der genauen Kenntniß englischen Bauernlebens, so war für diese in dem Rahmen der Woodlanders alle Gelegenheit. Sie ist nicht völlig ausgenutzt worden. Das Werk zerfällt in Stücke und Stückchen, die etwas Abgerissenes haben, sich nicht zu einander schicken und starke Verschiedenheiten in der Stimmung des Verfassers spüren lassen. Man bekommt keine einheitliche Anschauung von der so wichtigen Landschaft, wenn auch einzelne schöne Bilder, und die Geschichte selbst biegt fortwährend um unerwartete scharfe Ecken, die aber nicht mehr zur Ueberraschung, sondern nur zur Ermüdung führen. Gewiß hängen diese Mängel eines sonst reizvollen Buches mit der Arbeitsweise des Verfassers zusammen, der nie einen Plan entwirft und in unregelmäßigen Absätzen, längeren und kürzeren, je nach dem augenblicklichen Impuls, seine Schöpfung ausgestaltet. Kleinen Stücken schadet ein solches Verfahren natürlich weniger, das merkt man an den fünf Erzählungen, welche in den Wessex Tales vereinigt wurden. Ein paar davon sind nur verkürzte Romane, nämlich Fellow-Townsmen und (mit sehr wenig passendem Titel) The distracted preacher. In den anderen Stücken herrscht eine trübe, künstlerisch jedoch wohlausgeprägte Stimmung, The withered arm ist ein guter Versuch in der Manier Nathaniel Hawthorne's. Am besten gelingen immer die Scenen aus dem ländlichen Leben, die frisch und voll Farbe sind. Sie machen jedenfalls Thomas Hardy's wohlberechtigte und rühmenswerthe Eigenthümlichkeit in der englischen Romandichtung aus.

γx. **Spaziergänge eines Naturforschers.** Von William Marshall. Mit Zeichnungen von Albert Wagen in Basel. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). 1888.

Auf sechszehn, über die vier Jahreszeiten vertheilten Ausflügen führt der mit echtem Humor begabte Verfasser in liebenswürdigstem Plauderton den Leser durch Feld und Flur, durch Wiese und Wald. Mit umfassender Sachkenntniß bietet er eine reiche Fülle von wissenswerthen Thatsachen, erörtert wichtige Fragen des Thierlebens, schildert die rastlose Thätigkeit besonders der kleinen Thierwelt, lehrt den Zusammenhang der Naturerscheinungen, erklärt die Geheimnisse des Entstehens und Werdens der organischen Natur, und alles dies in so anregender, unterhaltender und dabei belehrender Weise, daß das Interesse des Lesers mit jedem Capitel gesteigert wird, und er am Schluß bedauert, von dem freundlichen Führer Abschied nehmen zu müssen. Dem anziehenden Inhalt entspricht die geschmackvolle Ausstattung des Buches; die beigegebenen allerliebsten Illustrationen bilden die künstlerischen Umrahmungen der einzelnen Abschnitte und fügen sich denselben auf das Beste an.

γx. **Das Meer.** Von M. J. Schleiden. Dritte Auflage, bearbeitet von Dr. Ernst Voges. Mit dem Porträt Schleiden's in Lichtdruck, 16 farbigen Tafeln und Vollbildern, sowie 252 Holzschnitten im Texte. Braunschweig, Otto Salle. 1888.

Ein altbewährtes, volksthümliches Werk, welches bei seinem ersten Erscheinen vor nunmehr zwanzig Jahren bei dem gebildeten Publicum eine glänzende Aufnahme fand, liegt hier in dritter Auflage, von kundiger Hand bearbeitet, vor. Schleiden war ein Meister in fesselnder Darstellung und übersichtlicher Anordnung, und obwohl zur Einordnung des überaus reichen Materials, welches die Forschungen der neuesten Zeit ergeben haben, eine tiefgreifende Umgestaltung des Buches nöthig war, so ist es dem Herausgeber doch gelungen, den eigenartigen Charakter desselben zu bewahren. Rühmend hervorgehoben zu werden verdient, daß es auch die Verlagsbuchhandlung an einer prächtigen Ausstattung nicht hat fehlen lassen.

γx. **Von Banana zum Kiamwo.** Eine Forschungsreise in Westafrika, im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Von Dr. med. Willy Wolff. Mit einer Karte. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1889.

Ueber die Expedition, welche die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland im Jahre 1884 zur Erforschung des südlichen Congo-Beckens unter Leitung des Premierlieutenant Schulze aussandte, gibt das vorliegende Werkchen — abgesehen von den kürzeren Berichten der Theilnehmer der Expedition in den Mittheilungen der genannten Gesellschaft und den von Dr. Büttner in der Tagesliteratur veröffentlichten Einzelbeschreibungen — die erste bisher erschienene zusammenfassende Darstellung. Sie bezieht sich allerdings nur auf einen geringeren Theil dieser Forschungsreise, da dieselbe in Folge der Trennung der Mitglieder in drei Einzelexpeditionen zerfiel, und Dr. Wolff auch schon nach Jahresfrist nach Europa zurückkehrte. Der Verfasser bezeichnet es als die besondere Aufgabe seiner Schrift, das Thun und Treiben der Neger zu schildern, den Leser in die Schwierigkeiten einzuweihen, mit denen ein Afrikareisender zu kämpfen hat, und aus diesem Grunde hat er wohl auch nirgends den Versuch gemacht, Resultate rein wissenschaftlicher Forschungen anzudeuten. Indessen, wenn man auch mit dem Autor darin übereinstimmen mag, daß „es nicht durchaus einer eintönigen und langweiligen Form bedarf, um ernste Fragen zu erörtern", so kann man doch nicht verhehlen, daß die von ihm gewählte heitere Form der Darstellung nicht immer der Würde einer Gesellschaft entspricht, die ihre Reisenden zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeit hinaussendet. Mit diesem Vorbehalt sei demjenigen, welcher sich über die vom Verfasser angedeuteten Dinge in leichter Weise unterrichten will, das Büchlein empfohlen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Biographie und gesammelte Aufsätze von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1889.

d'Albon. — Kronprinz Rudolf. Sein Leben und Wirken. Herausgegeben von Eugen Baron d'Albon. Wien, G. Szelinski. 1889.

Das Leben Emma Förster's, der Tochter Jean Paul's, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Brix Förster. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Dessoir. — Karl Philipp Moritz als Aesthetiker. Von Dr. Max Dessoir. Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons). 1889.

Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. Bd. 132: Catull, Properz und Tibull. Übersetzt von Theodor Vulpinus. Berlin u. Leipzig, W. Spemann. 1889.

Dünzelmann. — Der Schauplatz der Varusschlacht. Von Dr. E. Dünzelmann. Gotha, Fr. A. Perthes. 1889.

Eberhard. — Joh. Aug. Eberhard's synonymistisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Vierzehnte Auflage. Herausgegeben, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1889.

Engler. — Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten. Von Gustav Engler. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889.

Engler-Prantl. — Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und richtigen Arten, insbesondere den Nutzpflanzen, bearbeitet unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Fachgelehrten von A. Engler und K. Prantl. 26/28. Lfg. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1889.

Fränkel. — Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes. Von Dr. Heinrich Fränkel. Vierte Auflage. Berlin, Leonhard Simion. 1889.

Garbe. — Indische Reiseskizzen von Richard Garbe. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Günther. — Die Meteorologie ihrem neuesten Standpunkte gemäss und mit besonderer Berücksichtigung geographischer Fragen dargestellt von Dr. S. Günther. München, R. Ackermann. 1889.

Hamerling. — Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Neunte neuverbesserte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Hartmann. — Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Heinrich. — Histoire de la littérature Allemande par G.-A. Heinrich. I. Bd. Deuxième édition. Paris, Ernest Leroux. 1889.

Hevesi. — Buch der Laune. Neue Geschichten von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1889.

Karlweis. — Geschichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen von C. Karlweis. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1889.

Literarische Korrespondenz und Kritische Rundschau. Herausgegeben von P. Thom. 1/2 Heft. Leipzig, Arnim Bouman.

Ludwig. — Strassburg vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Hermann Ludwig. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1888.

Meyer. — Sein und Schein. Gedichte von Wolfgang Alexander Meyer. Heidelberg, Otto Petters. 1888.

Ostrogorski. — De l'organisation des partis politiques aux États-Unis par M. Ostrogorski. Paris, Felix Alcan. 1889.

Pattison. — Essays by the late Mark Pattison, sometime rector of Lincoln College. Collected and arranged by Henry Nettleship. 2 vols. Oxford, At the Clarendon Press. 1889.

Planta. — Geschichte und Dichtungen von P. C. von Planta. Bern u. Basel, K. J. Wyß. 1889.

Politisches Gedenkbuch. Proklamationen, Erlasse, Reden unter der Regierung Kaiser Wilhelm's des Zweiten. Heft I/III. Berlin, Max Schildberger. 1888.

Rafael. — Gedichte von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1888.

Rauscher. — Die weisse Rose. (Nach einer Klostersage aus Arnoldstein.) Von Ernst Rauscher. Klagenfurt, Ferd v. Kleinmayr. 1889.

Rethwisch. — Culturfragen besprochen von Ernst Rethwisch. Heft 4: Kaiser Friedrich und Bismarck. Berlin, Richard Wilhelmi. 1888.

Roberts. — Revanche. Roman von Alex. Baron von Roberts. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rueppreeht. — Bibliothek-Handbuch für kunstgewerbliche Schulen (Museen) von Dr. Christian Rueppreeht. München, Im Selbstverlage des Verfassers. 1889.

Ruß. — Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Von Dr. Karl Ruß. 1. Lief. Berlin, Robert Oppenheim.

Rzehák. — Prieborn. Historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen von Franz Rzehak. Leipzig, Commissionsverlag von Fr. Schneider. 1888.

Schiffner. — Wilhelm Jordan von B. Schiffner. Frankfurt a. M., August Osterrieth. 1889.

Schmick. — Ist der Tod ein Ende oder nicht? Gespräche über das Erdenleben und die Menschennatur. Von Prof. Dr. J. H. Schmick. Fünfte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1888.

Schobert. — Aschenbrödel. Roman von H. Schobert. Berlin. J. H. Schorer. 1889.

Schultze-Klosterfelde. — Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris. Heitere und ernste Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus dem Feldzuge 1870/71. Von Walter Schultze-Klosterfelde. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

Schwalb. — Menschenverehrung und Menschenvergötterung. Vortrag von Moritz Schwalb. Leipzig, Otto Wigand. 1889.

Sollohub. — Große Welt. Eine Novelle in zwei Tänzen. Von Graf W. A. Sollohub. Aus dem Russischen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Spielhagen. — Ausgewählte Romane von Friedrich Spielhagen. 1/2 Lfg. Leipzig, L. Staackmann. 1889.

Stokvis. — Manuel d'histoire, de Généalogie et de Chronologie de tous les états du globe, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Par A. M. H. J. Stokvis. II. Bd, I. Leide, E. J. Brill. 1889.

Suttner. — Anderl. Roman von A. G. von Suttner. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Thomson. — Popular Lectures and Addresses by Sir William Thomson. Vol. I: Constitution of Matter. London, Macmillan and Co. 1889.

Trebitsch. — Gedichte von Siegfried Trebitsch. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1889.

Trinius. — Zwischen Wald und Stadt. Geschichten und Skizzen von August Trinius. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag. 1889.

Unzer. — Die Konvention von Klein-Schnellendorf (9. Oktober 1741). Inaugural-Dissertation von Adolf Unzer. Frankfurt a. M., Reitz & Köhler. 1889.

Vaihinger. — Naturforschung und Schule. Eine Zurückweisung der Angriffe Preyer's auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwickelungslehre. Ein Vortrag von Dr. H. Vaihinger. Köln u. Leipzig, Albert Ahn. 1889.

Walcker. — Theorie der Pressfreiheit und der Beleidigungen. Von Dr. Karl Walcker. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung. 1889.

Walling. — Aus den Tagen Carls des Fünften. Skizzen in Vers und Prosa von Günther Walling (Carl Ulrici). Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Weiß. — Der Friede Gottes. Gedichte von Bruno Weiß. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter). 1889.

Weitemeyer. — Dänemark. Geschichte und Beschreibung, Litteratur und Kunst, sociale und ökonomische Verhältnisse. Unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller herausgegeben von H. Weitemeyer. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst & Sohn. 1889.

Wendlandt. — Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles von Franz Wendlandt. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1889.

Werder. — Circe. Roman von Hans Werder. Berlin, Otto Janke. 1888.

Wilsdorf. — Gräfin Charlotte von Kielmannsegge. Ein Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Nach historischen Quellen bearbeitet von Oscar Wilsdorf. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1889.

Wittstock. — Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volkspädagogik. Von Dr. Albert Wittstock. Leipzig C. G. Naumann. 1889.

Wordsworthiana. A selection from papers read to the Wordsworth Society. Edited by William Knight. London, Macmillan and Co. 1889.

Wundt. — Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. V. Bd. 3. Hft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Boris Lensky.

Roman
von
Ossip Schubin.

Fünftes Buch.

IV.

Das Geständniß Mascha's hat Rita tiefer erschüttert, als sie gedacht. So viel rührende Kindereinfalt sprach aus jedem traurigen Wort. Eine Andere hätte sich entschuldigt, hätte ihr Vergehen auf die Umstände, auf den Verführer abgewälzt — diese arme kleine Sünderin nahm Alles auf sich. Es war so gekommen — sie wußte nicht, wie's gekommen war — sie hatte eben den Kopf verloren aus Angst um ihn und aus Reue.

Besonders der Schluß der Beichte war Rita ins Herz gedrungen. „Siehst Du," hatte Maschenka geflüstert, noch leiser als vorher, und das vor Scham glühende Gesichtchen in die Falten von Rita's Kleid vergraben — „früher wußte ich von all' dem nichts — ich hatte keine Ahnung — ich war ganz — ganz dumm. Aber seitdem hab' ich aufgehorcht, wenn die ‚Großen'" — so kindisch ist sie noch, daß sie von den Erwachsenen als von den Großen redet — „wenn die Großen sprachen, und ich habe die Zeitungen gelesen und allerhand Bücher in den endlosen Nächten, in denen ich nicht mehr schlafen konnte. Und jetzt weiß ich, daß ich in seinen Augen das bin, was man — eine Verworfene nennt;" und wie Rita mit tröstenden Liebkosungen ihr versichert: „Er wird seine Pflicht thun Dir gegenüber — er wird — er muß!" da hat Mascha nur noch heftiger geschluchzt und gemurmelt: „Was für eine Pflicht — hat man denn eine Pflicht einem Mädchen gegenüber, das Einem nachläuft, das sich Einem an den Kopf wirft? — Er war so gut mit mir — ich dachte, es sei Liebe — und ich dachte, die Liebe sei etwas so Großes, Schönes. Es war keine Liebe bei ihm — erst war's Mitleid, dann war's Verachtung. Warum war ich so thöricht! Es ist aus. Laßt mich meine Existenz auslöschen aus der Welt, und Alles kommt wieder ins rechte Geleis. Es ist mir gräßlich schwer gefallen, mich ins Wasser zu stürzen damals ... wie lange das her ist. Gestern ... wirklich

gestern! ... ich habe mich so vor dem Tod gefürchtet, und das Leben kam mir schön vor, trotz Allem. Jetzt ist das auch vorbei — ich begreife das Leben nicht mehr."

Nita mußte ihr versprechen, Lensky den Namen Bärenburgs nicht zu verrathen. „Wozu? Er hat Kolja das Leben gerettet, Colja ist wehrlos gegen ihn — aber der Vater — nun der — der brächte ihn um. Ich will nicht, daß ihm Böses geschieht — zu was? ... Ach, Nita! Du Liebe, Du Engelsgute! Wenn ich Dich doch damals zu Hause getroffen hätte!"

Damit schloß die kleine Beichte.

V.

Ein falscher Idealist ist ein Mensch, der sich willkürlich oder unwillkürlich Illusionen macht, um sich über den Schmutz und die Kleinlichkeit der Welt hinüber zu täuschen; ein echter Idealist ist ein Mensch, der durch all den Schmutz und die Kleinlichkeit den göttlichen Funken hindurchspürt, der die Menschheit adelt und die Schöpfung belebt, und nie den Glauben daran verliert.

Ein falscher Idealist begräbt seine mit überspannten Forderungen belastete Menschenliebe zumeist bereits in der ersten Enttäuschung, der er nicht mehr ausweichen kann, und läßt dann ein für allemal entmuthigt und verbittert die Flügel sinken; — ein echter Idealist rafft sich immer wieder empor, wenn ihn auch der Anblick menschlicher Schwäche und irdischer Verworfenheit noch so oft zu Boden gedrückt haben, und seine Liebe zu der armen, durch ihre göttlich thierische Zwitternatur arg geplagten Menschheit ersteht selbst nach der widerwärtigsten Erfahrung, von Mitleid verklärt, von Nachsicht gekräftigt, aufs Neue.

Zu diesen echten Idealisten gehörte Nita.

Wenn ihre überaus subtil angelegte Natur sich jeder menschlichen Schwachheit gegenüber in einer heftigen Abneigung aufbäumte: so half ihr doch ihre ungeheure Warmherzigkeit sofort über dieses Grauen hinweg, und die schöne emporstrebende Reinheit ihres Wesens artete nie aus in engherzigen und unverständigen sittlichen Hochmuth.

Sie hat längst vergessen, daß ihr Mascha's Fall anfangs Widerwillen eingeflößt hat; der Abscheulichkeit Lensky's gedenkt sie nicht mehr; ihr ganzes Sein ist aufgelöst in Mitleid und dem heftigsten, dringendsten Wunsch zu helfen.

Sie muß nach London, mit Karl sprechen, das steht bei ihr fest. Aber wie das nur ausführen? Es kostet einige Ueberlegung, jedoch ehe sie sich den Abend zu Bett legt, ist ihr Plan fertig.

Sie weiß, daß, wenn Mascha's Ruf nur einigermaßen zweckentsprechend wiederhergestellt werden soll, das Rettungswerk so still als möglich vor sich gehen muß, und vor allem Niemand von den Hebeln, die sie zu demselben in Bewegung setzt, etwas ahnen darf. Sie muß allein reisen, ohne ihre Kammerjungfer. Wie wird sie sich dann weiter einrichten? Der Gedanke beunruhigt sie nicht wenig. Seltsam, so hochsinnig und muthig sie sich in allen großen Angelegenheiten erweist, in kleinen äußerlichen Dingen bleibt sie unverbesserlich ängstlich und prüde, zeigt sich darin geradezu als der allerspießbürgerlichste Hasenfuß.

Sie ist bereit, sich für Mascha in das Feuer zu wagen, sich um des armen Geschöpfchens willen mit ihrem Vetter in die peinlichsten Auseinandersetzungen einzulassen; dazu jedoch ohne genügenden Schutz in einem Hotel in London zu übernachten, ist sie nicht bereit.

Endlich findet sie einen Ausweg. Sie bittet Miß Wilmot, ihrer Schwägerin, die in London lebt, ihre Ankunft telegraphisch zu melden und zugleich ein Obdach in ihrem Hause für sie zu beanspruchen. Sie weiß, daß sie auf Mrs. Wilmot's Gastfreundschaft umsomehr zählen kann, als sie dieselbe im vorigen Herbst vierzehn Tage lang bei sich beherbergt hat. Engländer sind von pedantisch abwägender Pünktlichkeit im Zurückzahlen von Hospitalitätsschulden.

Das Telegramm wird um drei oder vier Stunden früher eintreffen als sie selbst — das genügt. Dann macht sie ihre kleinen Reisevorbereitungen, legt sich zu Bett und schläft so fest, wie wir schlafen, wenn unser ganzes Sein von einer großen moralischen Erschütterung ermüdet ist.

Um sechs Uhr früh steht sie auf, frisch, muthig, mit leichtem, ihrer Aufgabe warm und hoffnungsvoll entgegenschlagendem Herzen.

Sonja, etwas bleich und verweint, schwer tragend an ihren zerschmetterten Hoffnungen, an dem neuen großen Familienkummer, aber dabei ruhig und wohlwollend wie immer, macht ihr den Thee und stopft ihr mit großer Sorgfalt eigenhändig zugeschnittene Fleischbrödchen in die Reisetasche hinein.

„Kommst Du mir zurück, wenn Ihr in Vichy fertig seid, Du und Dein Vater?“ fragt Nita im Laufe des Frühstücks die Freundin.

„Jedenfalls werd' ich Dich aufsuchen, um Abschied von Dir zu nehmen, mein Seelchen; unser liebes Kameradenleben werd' ich aber leider aufgeben müssen,“ erwidert ihr Sophie. „Papa hat seine Garçonexistenz satt; er will ein Haus machen, und da soll ich ihm helfen zu repräsentiren. Ich muß mich ihm natürlich fügen. Es fällt mir schwer, aber was ist zu thun!“ Sie seufzt und knüpft zugleich ein Sandwichpäckchen für Nita mit einem rothen Bändchen zusammen.

„Und die Kunst?“ fragt Nita lächelnd.

„Ach, die Kunst,“ wiederholt Sophie, „die ist mir das Gleichgültigste bei der Sache. Grüne Flaschen und violette Rettiche abzupinseln, dazu werd' ich in Petersburg auch noch Gelegenheit finden ... et pour le reste ... Ich habe nicht umsonst fast ein Jahr lang neben Dir gearbeitet, mein Herz. Weniger Zeit hätte genügt, mich zu lehren, wie groß der Unterschied ist zwischen meiner dürftigen Geschicklichkeit und einer wirklich reichen Begabung. Das ist vorüber, Nita — die Kunst werd' ich wenig entbehren, aber das Zusammensein mit Dir — sehr!“

„Du wirst mir auch sehr abgehen, Treulose; aber Dein Zimmer soll immer für Dich bereit stehen, eine Andere soll nie an Deine Stelle treten, das versprech' ich Dir, und wenn Du Lust bekommen solltest, wieder einmal ein paar Wochen in Paris zu verbringen, so weißt Du, wer Dich mit offenen Armen erwartet.“

„O, Du Liebe, Gute! Wie oft ich mich Deiner erinnern werde. Die Zeit bei Dir wird immer die schönste bleiben, die ich in meinem Leben genossen habe!“ seufzt Sonja.

„So! meinst Du? Das wollen wir nicht hoffen; ich sehe noch recht viel Schönes für Dich voraus," und Sophien's Hand streichelnd, setzt Rita in leiserem Ton hinzu: „Es wird sich ja Alles noch geben und so werden, wie Du Dir's wünschest, wie Du's verdienst, Du braver kleiner Mensch Du!"

Indem wird gemeldet, daß der bestellte Wagen unten wartet.

„Ich darf Dich doch auf die Bahn begleiten?" bittet Sophie. Noch auf dem Trittbrett des Coupés, bei der letzten Umarmung, murmelt sie der Freundin, welche ihr den eigentlichen Grund ihrer plötzlichen Abreise hinter einem nichtigen Vorwand verborgen hat, ins Ohr: „Ich weiß, weshalb Du nach England gehst, ich hab's errathen. Gott segne Dich und Dein Unternehmen. Leb wohl!"

VI.

Und jetzt hat Rita ihre Reise angetreten. Paris ist schon fern. Noch vor einem kleinen Weilchen hat man einen großen, dunkelvioletten Dunst, etwas wie eine mächtig aufsteigende Gewitterwolke am Horizont gesehen, in der Richtung der Hauptstadt — jetzt ist auch der verschwunden. Die Locomotive ächzt und stöhnt; große zerflatternde Rauchstreifen gleiten an den Coupéfenstern vorbei, und durch den luftigen Vorhang sieht Rita frisches, grünes Weideland, dann Wiesen mit gelbem Blumenschimmer, manchmal sich weit ausdehnend, manchmal von schmalen Straßengräben zertheilt, an deren Seiten sich Hecken ziehen, mit blühenden Schlingpflanzen umwunden, oder auch Reihen gestutzter Erlen mit durchsichtigem Laubwerk — da und dort tauchen die rothen Dächer eines Städtleins oder Dorfes auf, und in der Ferne kleinere, und dann noch kleinere — immer kleinere gegen den Horizont zu, in einem wunderbaren Decrescendo des Colorits, in dunstigem Goldschimmer verschwimmend, wie auf einem Bild von Cuyp, dann wieder ein Stück Wald, ein Obstgarten mit patriarchalischen Aepfelbäumen, die einander von den Zeiten erzählen, da noch keine Eisenbahnen ihr behäbiges Leben störten — ein blühendes Kleefeld, aus dessen violetter Ueppigkeit ein dickes, rothes Kälblein nachdenklich kauend, mit seinen schwarzen, blau lasirten Augen den Zug anstaunt, der Hund eines Bahnwärters, der mit weit herausgereckter Zunge laut bellend neben den Schienen hingallopirt in einem irrsinnigen Wettrennen mit der Locomotive.

Die Raschheit, mit der dies Alles an ihrem Blick vorüberrast, macht Rita schwindlig. Sie wendet die Augen von den Fenstern ab und ihren Reisegenossen zu — es sind nur zwei, ein englischer Bischof mit einem niedrigen Hut und violetten Strümpfen, und seine Frau mit blauer Brille und einem schön gewesenen Gesicht, das leider wie das Gesicht vieler alten Engländerinnen kupfrig geworden ist. Der Bischof liest mit ernstem Gesicht die „Times"; das Interesse der Frau dreht sich ausschließlich um einen weißen Seidenpintscher, den sie in einem Korb heimlich durchschmuggelt.

— „Amiens" — „Boulogne!"

Fast ohne es gewahr zu werden, hat Rita die Eisenbahn mit einem Dampfschiff vertauscht. Es hat angefangen, stark zu regnen, was Rita verleitet, das Deck zu verlassen und in die allgemeine Cabine hinabzusteigen. Trotzdem die

See ruhig ist, sieht sie überall Vorbereitungen zur Seekrankheit — alle Bänke sind besetzt. Große, bärtige Männer liegen, den Kopf auf ihrer Plaidschnalle mit hinaufgezogenen Knieen und grünen Gesichtern regungslos da, und erwarten offenbar etwas Schreckliches.

Durch diesen Anblick entmuthigt verfügt sich Rita in die Damen-Cabine. Die Frau des Bischofs befindet sich bereits in diesem Refugium. Sie hat ihren Ulster mit einem weiten Staubmantel vertauscht, und stärkt sich soeben mit einem nach Pfeffermünz riechenden Präservativ, von dem sie auch Rita ein Gläschen anbietet. Andere Damen sind auf den blausammtnen Divans ausgestreckt, welche die Wände der Cabine entlanglaufen. Sie liegen offenbar in gedrückter Stimmung flach auf dem Rücken und fächeln sich mit ihren Taschentüchern. Rita folgt vorsichtshalber ihrem Beispiel.

Ein stärkeres Krachen des großen hölzernen Schiffleibs, ein intensiveres Lecken an seinen mächtigen Flanken verkündet, daß man in See gestochen ist.

Rita ist einer von den Menschen, die selbst am Weg zum Hochgericht es nicht unterlassen könnten, humoristische oder künstlerische Beobachtungen anzustellen. Trotz des kaum merklich wie ein geheimnißvoller Einfluß ohne deutlich erkennbaren Anlaß sie immer enger umfassenden Mißbehagens, hat sie, die Wange auf der Schlummerrolle, noch völlig Muße, ihre Umgebung zu beobachten.

Von Zeit zu Zeit kommt irgend ein heldenmüthiges Frauenzimmer bleich und wankend hereingeschlichen, behauptet kühn, es wolle sich auf keinen Fall der Schwäche hingeben, so etwas könne man schon überwinden — nur ein wenig ausruhen, aber „voi ch'entrate, lasciate ogni speranza!“ — Die Energischen und die Schlaffen, Alle schlüpfen sie unter dasselbe jämmerliche Joch! Und inmitten des stöhnenden Elends sitzt die Stewardeß in ihrem hübschen, marinblauen Kleide stillvergnügt, hülfsbeflissen und Trinkgeld gewärtig — „like patience on a monument smiling at grief“ seufzt die Frau des Bischofs.

Selbst das Hündchen dieser Letzteren ist krank.

Ein paar Ehemänner und Väter erscheinen an der Thüre; einige treten sogar ein, lassen die Blicke unbeholfen über die trostlos zerdrückten Kleiderbündel auf den Sophas gleiten, suchen zwischen den fahlen grünen Gesichtern das ihnen speciell zugehörige Stück weiblichen Handgepäcks. Der stark verallgemeinernde Seekrankheitstypus veranlaßt sie, fremde Damen anzusprechen.

Ein Ruck! — Das Martyrium ist vorbei. Schwankenden Trittes, aber verhältnißmäßig rüstig begibt sich Rita auf das Verdeck hinauf, wirft noch einen prüfenden Malerinnenblick auf den feinen grünen Ton des verregneten Oceans, vertauscht, von einem Träger gefolgt, das Schiff mit einem sehr schäbigen Coupé erster Klasse, sieht erst auf ein bischen braune, nüchterne Architektur, ein paar Kehrichthaufen herab — dann in die üppigste, grünste Landschaft hinaus, an der sich je ihre Blicke geweidet haben. Wo bleibt da das lustige, aber immerhin grau oder gelblicht abgetönte Grün der Piccardie — eine Schüssel mit frischem Salat ist nicht so grün wie diese Landschaft. Und langsam faßt Rita die Thatsache, daß sie in England ist, sich dem Ziel ihrer Reise nähert; wird sich mit einer von Minute zu Minute schrecklicher anwachsenden Angst klar darüber, wie schwer die Ausführung des Entschlusses ist, den zu fassen eine einzige mitleidige Herzenserregung genügte.

VII.

Die Residenz Mr. Wilmot's befindet sich in einem der hübschesten, weitläufigsten Vororte Londons, in South-Kensington, wo Künstler und Dichter mit Vorliebe ihre Nester bauen, wenn möglich aus rothen Ziegeln und mit elisabethinischen Anklängen. Der Frachten- oder Equipagenverkehr ist in diesen Gegenden gering; nur der unentbehrliche Omnibus rasselt auch hier unermüdlich durch die Straßen, wo im Uebrigen Alles künstlerisch ist, besonders der Anzug der Damen. — Auf den Trottoirs begegnet man nicht selten sonderbaren Wesen in der Toilette Boticelli'scher Engel ohne Flügel und mit einem Raphaelkäppchen auf der Stirn — Missionärinnen eines neuen ästhetischen Glaubens, die es sich zum Lebenszweck gemacht haben, die Geschmacklosigkeiten der modernen Weiberkleidung aus der Welt zu schaffen.

Jeder, der sich irgendwie ernst nimmt in England, hat einen Lebenszweck. Der von Mrs. Wilmot, Nita's Wirthin, scheint zu sein, ihre Umgebung beständig in so ungemüthliche Stimmung zu versetzen als möglich. Trotzdem sie in South-Kensington lebt, sind ihre Tendenzen nicht künstlerischer, sondern pietistischer Natur. Seit einigen Jahren zum Katholicismus bekehrt, betreibt sie den Cultus dieser Religion mit dem ganzen theoretischen Eifer einer Convertitin, und außerdem noch mit der Ostentation eines Frauenzimmers, das sich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen trachtet, da es ihm nicht gegeben ist, in irgend einer glänzenden oder nützlichen Richtung hervorragend dazustehen.

In ihrer äußeren Erscheinung erinnert sie zugleich an einen Mönch und an eine Nonne. Sie trägt eine Art schlicht an ihren mageren Hüften niederschlotternden Talars, der mit einem dicken Rosenkranz umgürtet ist, auf der Brust eine an schwarzem Band hängende silberne Medaille — und Kopf und Schultern mit einem an die Aebtissinnen von Philippe de Champaigne erinnernden Kopfputz umhüllt. Ihre Persönlichkeit wirkt auf Nita wie ein wimmernder, kaltfeuchter Novemberwind.

Der Hausherr, Mr. Wilmot, seines Zeichens Solicitor vom Temple, ist nicht gegenwärtig, als Nita etwas ermüdet, mehr von der großen gestrigen Aufregung als von der heutigen kleinen Reise, in einem Hansom vor dem kleinen rothen Hause hält.

Sobald sie sich in dem ihr angewiesenen, hellen, geräumigen und mit großem Comfort ausgestatteten Schlafzimmer des ihr anhaftenden Eisenbahnstaubes entledigt hat, schreibt sie folgendes Billet an Bärenburg:

„Lieber Karl!

Ich bitte Dich, habe die Freundlichkeit mich morgen im Laufe des Vormittages zu besuchen, Oakley Lodge N. 7, Hollandlane. Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen. Kannst Du Vormittag nicht abkommen, so sei so gut, mir eine Stunde anzugeben, zu der ich Dich mit Bestimmtheit erwarten kann.

Deine alte Cousine
Nita."

Sie bekümmert sich darum, daß der Brief augenblicklich auf die Post getragen werde, worauf sie keineswegs mit Unlust der Aufforderung Mrs. Wilmots folgt, sich zu Tisch zu setzen. Mr. Wilmot ist indessen erschienen. Er sieht sehr

UNIVERSITY

gedrückt aus, und nebstbei noch, als ob er sich durch die erkältende Nachbarschaft seiner Gattin einen moralischen Rheumatismus geholt hätte. Er begrüßt Nita mit tiefbetrübter Höflichkeit und führt sie zu Tisch, wo sich seine Leistungen darauf beschränken, eine Hammelkeule kunstvoll zu zerlegen und Nita von Zeit zu Zeit zu fragen: „Some more?"

Außer dem Ehepaar nimmt noch ein langhaariger blasser Künstler an der Mahlzeit Theil, ein junger Mann, an dem Mrs. Wilmot katholische Bekehrungsversuche veranstaltet. Er und Mrs. Wilmot sind Vegetarianer, sie nähren sich von allerhand unappetitlich aussehendem Grünzeug und sehen vom Gipfel ihrer sittlichen Vollkommenheit auf Mr. Wilmot und Nita herab, wie etwa zwei civilisirte Europäer auf zwei Cannibalen.

Nach dem Dessert ziehen sich die Damen in das Drawing-room zurück, wohin ihnen die Herren eine Viertelstunde später folgen, um den Kaffee zu nehmen. Mr. Wilmot leidet offenbar am „vin triste", er zieht sich mit seiner Kaffeetasse in einen Winkel zurück, wo man ihn in regelmäßigen Zwischenräumen tief aufseufzen hört. Anderweitig betheiligt er sich nicht an der Unterhaltung, die, in einem gedämpften Mezza voce geführt, sich nie bis zu einem lebhaften Ton erwärmt, obwohl sie von den interessantesten Dingen handelt, von Mr. Gladstone, von der Akademie und der Canalisation der Metropole. Nita, welche bis dahin nur gewußt, daß es in England am Sonntag de rigueur sei, sich zu langweilen, macht die Entdeckung, daß es für gewisse englische Familien offenbar keine Wochentage gibt. Sobald es irgend angeht, zieht sie sich zurück.

VIII.

Vierundzwanzig Stunden sind verstrichen seit ihrer Ankunft in London. Eine schlaflose Nacht, in der sie sich mühsam in fieberhafter Aufregung darauf vorbereitet hat, was sie ihrem Vetter sagen werde, und nie die richtigen Worte finden konnte, liegt hinter ihr, das Frühstück ist vorüber — das Lunch. Der Nachmittag fängt an, sich in den Abend zu verlieren; Bärenburg ist nicht erschienen. Daß er ausbleiben, ihr Briefchen gar nicht beachten könnte, hat sie nicht in Betracht gezogen; alle anderen Schwierigkeiten, die mit der Ausführung ihrer Mission verbunden waren, hat sie überlegt; auf so Etwas war sie nicht gefaßt.

Sie hat ja immer auf dem besten Fuß gestanden mit ihrem Vetter; er hatte von Jugend an eine Schwäche für seine reizende, begabte, nur leider so „deplorabel excentrische Cousine" — nie hat er ihr eine Gefälligkeit abgeschlagen, um die sie ihn gebeten, und wenn sie ihn einmal zu sich gerufen, war er immer schneller bei der Hand gewesen, als sie ihn erwartet hatte. — Nein, nicht einen Augenblick hatte sie daran gezweifelt, daß er kommen werde; und wenn sie sich dennoch den ganzen Vormittag aufgeregt und ängstlich fühlte, so war es nur aus prüder Feigheit, aus Widerwillen vor der peinlichen Auseinandersetzung mit ihm. Bei dem bloßen Gedanken an das, was sie ihm würde sagen müssen, brannten ihr die Wangen, und ihre Kehle schnürte sich zu.

Dann ärgerte sie sich über sich selbst. Aber, als der Vormittag verstrichen war, und er sich nicht gezeigt hatte, da ging ihre Aufregung in eine andere

Phase über — immer deutlicher trat die Angst an sie heran: „und, wenn er nicht käme!" —

Die heiß lähmende, erstarrende Empfindung ist von ihr gewichen; sie weiß es jetzt genau, was sie ihm sagen wird. Die Thatsache an sich braucht sie kaum zu berühren — nur Mascha's Jammer will sie ihm schildern, ihre rührende Angst, ihn preiszugeben, ihre drängende Todesgier.

Stunde um Stunde vergeht — er erscheint nicht. Sie schreibt einen Brief an Sonja, um sich die Zeit zu kürzen, aber die Feder zittert ihr zwischen den Fingern; sie vergißt die Hälfte der Worte in den Sätzen, und schließlich schiebt sie ungeduldig das Papier von sich und geht in ihrem Zimmer auf und ab, dreißigmal — hundertmal.

„Eh' ich das hundertste Mal vom Fenster bis zur Thüre gegangen bin, wird er da sein," sagt sie sich, aber — er kommt nicht.

Sie tritt ans Fenster, blickt hinunter in den stillen, grünen Garten, der sich hinter dem Cottage hinzieht — auf die glatten Rasenplätze, auf die hohen, durchsichtigen, grünen Eschen, auf die mächtigen Rhododendron- und Magnolienbüsche. In Paris haben die Rhododendron ihre blaue und rothe Pracht längst abgestreift, hier stehen sie noch in voller, reicher Blüthe. —

Es ist schon spät, die Schatten sind endlos lang — immer durchsichtiger und heller werdend fließen sie in einander, breiten sich bereits über den ganzen Rasen aus. Mr. Wilmot, Solicitor vom Temple, ist aus seinem „Office" zurückgekehrt. Nita sieht ihn mit tiefgebeugtem Kopf melancholisch in seinem Garten herumspazieren und hört das scharfe „Klick" der mächtigen Schere, mit der er an den Rhododendronhecken herumstutzt.

Da klopft's an Nita's Thür. „A letter for you m'm," meldet das Hausmädchen, und reicht ihr auf einem kleinen Plateau ein Briefchen. Sie erkennt die Schrift Bärenburg's — hastig entfaltet sie das Blatt und liest:

„Liebe Nita!

Es thut mir unendlich leid, daß ich heute nicht abkommen konnte; ich werde mein Möglichstes thun, Dich morgen zu besuchen. Bestimmt kann ich's leider nicht zusagen, da ich morgen Nachmittag London verlasse und vorher entsetzlich viel zu besorgen habe.

Mit dem aufrichtigsten Bedauern

Dein treuer Vetter
Karl."

Das Billet entgleitet ihren Händen. —

IX.

Er hat errathen, worum es sich handelt — er weicht ihr aus. Das steht ja deutlich in jedem steifen, unbeholfenen Wort dieses geschraubten Zettels. Wie er es errathen konnte, weiß sie nicht, — aber daß sie den Erfolg ihrer Vermittlung völlig auf das Spiel gesetzt hat durch ihr linkisches Vorgehen, durch ihre zögernde prüde Halbheit, das weiß sie. Sie hätte unerwartet vor ihm erscheinen, hätte ihm die Sache vorbringen müssen, eh' er Zeit gehabt, sich gegen ihre Beredsamkeit zu stählen und zu wappnen! . . .

Warum ist sie nicht direct in das Langham-Hôtel gefahren, warum hat sie ihn nicht überrascht! Alles wäre ihr gelungen, wenn sie nur die nöthige Entschlossenheit an den Tag gelegt hätte.

Seine Furcht, ihr unter die Augen zu treten, verräth bereits seine innere Haltlosigkeit.

Sie kennt Carl Bärenburg von der Zeit her, da er noch decolletirte Kleidchen trug, kennt ihn als träge, genußsüchtig, egoistisch — aber durchaus gutmüthig, sehr leicht zum Mitleid gerührt, geradezu krankhaft sensitiv. — Sie weiß, daß er, solange es irgendwie angeht, sich nach allen Richtungen hin krümmen und winden wird, um einer unangenehmen Situation nicht in das Gesicht schauen zu müssen; aber sie weiß auch, daß er einem guten Einfluß ebenso leicht, ja leichter zugänglich ist, als einem bösen, und daß, sobald Jemand die Energie besitzt, ihn bei den Schultern zu nehmen und ihm zu sagen: „das ist Deine Pflicht, faſſ' sie ins Auge, thue sie," er sich ganz ruhig und ohne weitere Widerreden dazu bereit zeigen wird.

Sie aber hat diese Energie nicht gehabt — Alles wird scheitern an ihrer kleinlichen Erbärmlichkeit!

Halb rasend aus Zorn über sich selbst, wäre sie jetzt bereit, allen Vorurtheilen Trotz zu bieten — über das Ziel hinauszuschießen. Sie greift nach ihrem Hut — sie will direct in sein Hôtel fahren. Ein Gedanke hält sie zurück — um diese Stunde trifft sie ihn nicht zu Hause — und wenn sie ihn träfe — nun da er offenbar mißtrauisch gegen sie geworden, würde er sich verleugnen lassen. Bis in sein Zimmer kann sie ihn nicht verfolgen — eine lächerliche Zudringlichkeit müßte die Würde ihrer Mission vernichten.

Sie weiß keinen Rath mehr, weiß nicht mehr, wo aus und ein: immer armseliger kommt sie sich vor in der unüberwindlichen Begrenztheit ihres weiblichen, ja mädchenhaften Thuns und Lassens.

Morgen verläßt er London. Sie muß es brieflich versuchen. Sie setzt sich an ihren Schreibtisch. Die Worte, die sie gestern vergeblich gesucht, strömen ihr jetzt zu — brennende, stechende Worte, mit denen sie den Jammer von Mascha's Lage ausmalt, die unverantwortliche Tollheit und Grausamkeit der Jeljägins, die, anstatt dem Gerede die Spitze zu bieten, die Sache, koste es, was es wolle, zu verheimlichen, vielmehr die ärgsten Gerüchte durch ihre Flucht bestätigen — rührende Worte, in denen sie ihm von Mascha's Großmuth spricht, von ihrer Angst, man könne ihm Böses thun — „diese Angst des armen Kindes ist der Grund, daß ich mich in der Sache an Dich zu wenden genöthigt bin," schließt sie ihr Schreiben. „Daß mir die Rolle, die ich Dir gegenüber spiele, unangenehm ist, hast Du wohl errathen. Im Anfang war sie mir nicht nur unangenehm, sondern qualvoll. Aber ich werde sie durchführen — und ich werde mein Ziel erreichen! Ich habe nicht nur den Jammer des unglücklichen Mädchens, ich habe Dein Gewissen auf meiner Seite. Ich weiß, daß Du Dich in einer schwierigen Lage befindest — ich bedaure Dich von ganzem Herzen; aber mit Mascha's Leben steht auch der innere Frieden Deiner zukünftigen Existenz auf dem Spiel. Ist es denn möglich, daß Du gar kein Herz hast für dieses arme, schwache, rührende Geschöpf? Ich kann's noch immer nicht

vergessen, wie sie, ihr reizendes Gesichtchen in den Falten meines Kleides verborgen, mir ihr peinliches Geständniß zuwimmerte! Ihr müdegequältes, schwaches Kinderstimmchen will mir nicht aus dem Ohr!" —

Nachdem sie den Brief in einen Umschlag gesteckt und adressirt hat, übergibt sie ihn aus Angst, die Post könne ihn nicht rasch genug befördern, einem Dienstmann, mit der Weisung, ihn augenblicklich in das Langham-Hôtel zu befördern.

Die ganze folgende Nacht schließt sie kein Auge. Bereits um sechs Uhr früh kleidet sie sich an, schleicht in den kühlen, thaufrischen Garten hinunter, um etwas von dem gräßlichen Gefühl des Eingeengtseins, des Gebundenseins los zu werden, das ihr in ihrem Zimmer das Athmen erschwert hat. Sie kann keinen Bissen schlucken beim Frühstück — ihr ganzes Sein lauscht in fieberhafter Spannung irgend einem Ereigniß entgegen, das eine Aenderung in die Sachlage hineinbringen muß. Sie hofft noch immer, er wird kommen, aber es schlägt elf Uhr — zwölf, er kommt nicht! —

Da, mit der plötzlichen Eingebung, welche die Menschen überkommt, wenn ihnen das Messer an der Kehle sitzt, taucht ein Gedanke in ihr auf, der einen Anhaltspunkt bietet für eine neue Hoffnung — Lady Banbury.

Wenn noch durch irgend Jemand oder Etwas die Lösung dieses verworrenen Problems zu erreichen wäre, so ist es durch sie. Sie könnte in London zurück sein, obwohl der letzte Brief, den Nita von ihr erhalten, aus Mortemar-Castle datirt war. Nita eilt in ihr Zimmer hinauf, glättet sich vor dem Spiegel das Haar, setzt ein geschlossenes Strohhütchen auf, streift ihre Handschuhe an, nimmt ihr Sonnenschirmchen und steigt in den Salon hinunter, um Mrs. Wilmot zu bitten, sie nicht zum Lunch zu erwarten, worauf sie sich auf die Straße begibt und mit klopfendem Herzen in den ersten Hansom steigt, der vorüberfährt.

„Manchester Square, Nr. 34 — and make haste!“ ruft sie. Ihr ist's wie einem Menschen, der, über einem Abgrund schwebend, sich noch an einer Wurzel festhält. Wenn die Wurzel nachgibt, ist Alles verloren!

Sie kennt den festen Charakter Lady Banbury's, kennt ihre thatkräftige Energie; sie weiß, daß sie auf sie zählen kann, falls sie sich in London befindet. Ja, falls sie sich in London befindet! Darum dreht sich Alles! —

Der Hansom hält — mit klopfendem Herzen fragt Nita den Diener, der ihr die Thür öffnet: „Lady Banbury at home!“

Der Diener gibt zur Antwort, er wisse nicht, wolle nachsehen. Seine Haltung ist die eines Lakai's, der Auftrag hat, nicht zu empfangen, aber an der Dame, die vor ihm steht, zu viel Interesse nimmt und Gefallen findet, um sie ohne Weiteres abzuweisen.

Nita kritzelt ein paar Worte auf ihre Karte — der Diener verschwindet.

Einige Minuten bleibt sie allein in der großen Vorhalle mit dem Wandschmuck von alten Porträts, die sich farbenprächtig von dem ernsten Hintergrund des schwärzlichen Eichengetäfels abheben.

Da tritt der Diener an sie heran. „If you please m'm,“ sagt er mit respectvoll gedämpfter Stimme und führt sie die Treppe hinauf in ein großes, geräumiges, comfortables Zimmer. Hier, in einem tiefen Fauteuil vergraben,

die neueste politische Broschüre auf den Knieen, eine Vase mit blaßlila Orchideen auf einem Tischchen neben sich, sitzt Lady Banbury in ihrer schlotternden schwarzen Jacke und ihrem weißen Häubchen. Bei Nita's Eintritt steht sie auf, legt ihre Broschüre nieder und geht mit offenen Armen auf das Mädchen zu. „My dear child! Was für eine Ueberraschung! Wie ich mich freu'!" ruft sie. „Was bringt Sie nach London? . . . ja, was ist's. Sie sind todtenblaß. Sie kämpfen mit Thränen . . ."

„Ach, liebe Lady Banbury!" ruft Nita, „ich komme zu Ihnen in einer verzweifelten Angelegenheit, in der Ihr Beistand allein mir noch Etwas nützen kann. Bitte — schlagen Sie mir ihn nicht ab!"

„Reden Sie — aber kommen Sie doch erst zu sich, setzen Sie sich, liebes Kind!"

Nita setzt sich. Ein Gefühl der Erleichterung hat sie überkommen.

Dort in dem bernsteinfarb'nen Rembrandt-Halbdunkel des hübschen wohnlichen alten Damenboudoirs, von dessen Wänden pikante Schönheiten in Poudrefrisur und weißen Atlaskleidern — Porträts, wie sie Gainsborough und Reynolds allein zu malen verstanden — mit schwermüthiger Coquetterie zu ihr niederblicken, schüttet sie ihr übervolles Herz vor Lady Banbury aus, erst leise zögernd, dann immer rascher und eindringlicher erzählt sie der alten Dame Mascha's Geschichte, thut, was sie mit Worten kann, um ihr den ganzen Liebreiz des armen kleinen Mädchens vor die Seele zu zaubern, vergißt fast keinen von den vielen Zügen, die den Beweis für Maschenka's große Herzensgüte liefern und für die blinde Unschuld, die sie ins Unglück gebracht. Dann, wie sie aus ihrer Begeisterung heraus plötzlich zu Lady Banbury aufsieht und merkt, daß ihr Gesicht ganz steif und starr geworden ist, da wirft sie sich in ihrer großen Verzweiflung vor sie hin auf den Teppich und umfaßt ihre Kniee und ruft: „O, ich bitte Sie, blicken Sie nicht so streng; ich weiß ja, daß das Alles häßlich ist, ich bin nicht nachsichtiger als Sie, aber mit Mascha muß man Mitleid haben. Ich habe nicht die richtigen Worte gefunden, sie Ihnen zu schildern, sonst . . ."

„Sie mißverstehen mich," sagt Lady Banbury sehr ernst, „meine Strenge gilt nicht dem Kind. Ich bin älter als Sie; ich weiß, wie leicht bei solcher Vernachlässigung, wie die arme Tochter meiner Freundin Natalie sie erfuhr, dergleichen vorkommen kann. Da hat man jetzt so eine Menge Theorien — daß die Unschuld der sicherste Schutz sei u. s. w. Die Mädchen aus den besten Häusern läßt man allein auf der Straße herumlaufen, und zu gleicher Zeit erlaubt man ihnen nicht, einen modernen Roman zu lesen. Die Haare sträuben sich mir, wenn ich von diesem Unsinn nur höre. Um das arme Kind ist mir von Herzen leid — ich habe sie ja gesehen diesen Winter — ein bezauberndes Geschöpfchen war's — Lensky ist unverantwortlich — er und seine Schwägerin."

„Ja gewiß," sagt Nita, die sich langsam aufgerichtet hat, schüchtern — „aber das ändert nichts an Maschenka's Unglück. Glauben Sie, daß es noch möglich ist, sie zu retten?"

Lady Banbury zuckt mit einer unsagbar bitteren Betonung die Achseln.

„Ist gar keine Hoffnung mehr?" schluchzt Nita.

Lady Banbury sieht nachdenklich vor sich hin.

„Mein Gott! ich werde thun, was ich kann, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen, aber — 's ist eine sehr heikle Geschichte. Männer sind curiose Geschöpfe — sie verzeihen die Sünde, die man um ihretwillen begangen hat, am schwersten."

X.

„Was schaust Du so trübselig d'rein, Charlie?"

Diese und ähnliche Bemerkungen über sein verstimmtes Gesicht hat Bärenburg heute wohl zwanzigmal von seiner Braut zu hören bekommen. Und wahrlich, es müßte schwer sein, mehr verhaltene innere Unruhe, mehr mühsam niedergekämpfte Seelenpein auszudrücken, als Bärenburg's Gesicht ausdrückt an diesem Sonnabend Nachmittag in London, in dem hübschen braungetäfelten Speisezimmer der Anthropos, durch dessen mit olivengrünen Seidengardinen verhängte Fenster heute so viel leuchtenden Goldschimmers hindurchsickert, daß sich Sylvia Anthropos verursacht gefühlt hat zu bemerken, die ärmliche Londoner Sonne treibe eine unerhörte Verschwendung und werde die nächste Woche gewiß knausern müssen.

Bis in Bärenburg's Herz ist der Sonnenschein nicht gedrungen. Da sitzt er mit den zwei hübschesten Mädchen, mit einer der liebenswürdigsten älteren Damen von London, an einem mit geschliffenem Glas, Silber und farbenprächtigem Crown Derby-Porcellan geschmackvoll besetzten Tisch — sitzt da verwöhnt, verhätschelt, wie ein junger Mann nur von Engländerinnen verwöhnt wird, den Blick starr auf seinen Teller geheftet, auf dem er sich anstandshalber Etwas vorgelegt hat, das er jetzt nicht herunterzuwürgen vermag, und beantwortet die liebenswürdig neckenden Ausfälle seiner Braut gar nicht oder mit entmuthigender Zerstreutheit.

„Ich selber habe heute das Menu des Frühstücks entworfen," ruft Sylvia, „ein anderes Mal misch ich mich nicht hinein; ein solches Fiasco zu erleben, ist schmählich. Sie haben ja gar nichts gegessen, Charlie, gar nichts."

„Die Hitze," murmelt Bärenburg, und nickt dann bejahend dem Butler zu, der ihm zum vierten Male alten Port über die Schulter reicht. Sein Durst ist so groß als seine Eßlust gering.

„Charlie, wenn Sie einen Menschen erschlagen hätten, könnten Sie nicht desperater aussehen," neckt ihn jetzt Amy, seine zukünftige Schwägerin. „Sie sind so grün wie Mintsauce."

Bärenburg fährt zusammen. Ein ungeduldiges Wort schwebt ihm auf den Lippen, aber er verschluckt es. „Ich habe Kopfweh," murmelt er nun — „ein Gewitter . . ."

„Dann wäre es vielleicht besser, unseren Ausflug nach Hurlingham aufzugeben," meint Lady Emily, „nur leider, es zerstört all' unsere Pläne."

Die Pläne sind folgende: ein Nachmittag in Hurlingham, alsdann eine zweistündige Fahrt in einem offenen Wagen zu einem Landsitz in der Nähe Londons, von wo man in den nächsten Tagen die Rennen von Ascot besuchen will.

Diesen schönen Plan eines Kopfschmerzes halber Preis zu geben, ist nicht möglich; Bärenburg beeilt sich zu versichern, daß er ein derartiges Opfer durchaus nicht annehmen könne; dabei wischt er sich den Schweiß von der Stirn.

Armer Bärenburg! In jubelnder Stimmung war er überhaupt selbst am Anfang seiner Brautschaft nicht. Wie er sich auch bemüht hatte, die Episode mit Mascha leicht zu nehmen — vergessen hat er sie doch nicht können. Manchmal war ihm das junge Mädchen erschienen im Traum mit großen geisterhaften Augen in einem angstblassen Kindergesicht. Den Zauber, den sie früher über ihn ausgeübt, hatte sie verloren; aber dennoch war ihm ein starkes, ja zärtliches Gefühl für sie geblieben. Der Gedanke an sie weckte in ihm ein Gemisch von Mitleid, Leidenschaft, Sehnsucht und Aerger — Aerger über sie und — über sich.

„Sie wird's nicht so ernst nehmen — so eine Russin ... sie wird sich eben irgendwie verheirathen," hatte er sich getröstet. —

Da, am verflossenen Donnerstag war's, im Hydepark, da hatte ihm ein wegen Sportsangelegenheiten für ein paar Tage nach London herübergerutschter College unter anderen Pariser Neuigkeiten auch den Selbstmordversuch der hübschen Tochter des berühmten russischen Geigers mitgetheilt.

Seit jenem Augenblick hatte er keine ruhige Stunde mehr gehabt.

Dann war Nita's erstes Billetchen gekommen, dann ihr langer Brief mit der ausführlichen Beschreibung des schrecklichen Elends in der Avenue Wagram. Er war ein schwacher, charakterloser Mensch, aber von seltener Gutmüthigkeit. Angesichts dieses von ihm angerichteten Unglücks verlor er jede Lebensfreude. Wenn das jedoch genügte, ihm seine Existenz zu vergällen, so nutzte es hingegen Denjenigen, die durch ihn Schaden gelitten, sehr wenig. Er war ebenso unfähig, einen schweren Entschluß selbständig zu fassen, als er fähig war, mit seinen Skrupeln fertig zu werden.

Er war nun einmal mit Sylvia Anthropos verlobt — in drei Wochen sollte die Hochzeit sein. Er liebte Sylvia nicht, aber wenn der Gedanke an seine Verbindung mit ihr keinen Anlaß zur Begeisterung in ihm erregte, so flößte ihm hingegen der Gedanke, die Verlobung mit ihr abzubrechen, einen Eclat zu machen, geradezu Grauen ein. Sein sociales Anstandsgefühl, der mächtigste Trieb eines Weltmannes, sträubte sich dagegen. Mascha zu heirathen war unmöglich.

XI.

In dem kleinen sandigen Garten hinter dem Hôtel Jeljägin, einem Garten mit fünf mageren Ahornbäumchen, die ihrer jugendlichen Unselbständigkeit halber noch an Pflöcke gebunden sind, mit sperrigem Buschwerk und vereinzelten Rosenstöcken, sitzt Lensky mit seiner Tochter. Es ist Sonntag Nachmittag. Zum ersten Male hat sie das Bett verlassen auf sein sanftes, liebevolles Zureden hin. Da die Jungfer mit den Jeljägin's das Haus geräumt, so hat das Küchenmädchen mit seinen rothangeschwollenen, ungeschickten, aber gutmüthigen Händen sie angekleidet, mühsam, langsam wie man eine Kranke ankleidet, die sich nicht selber helfen will oder kann. Als sie fertig war, hat man sie erst gar nicht zu bewegen vermocht, aus dem Zimmer zu gehen. Mit ganz kleinen Schritten, zitternd und schwindlig, hat sie sich am Arm des Vaters bis zu der Thüre geschleppt, dann aber ist sie

plötzlich umgekehrt, und sich mit einer wahnwitzigen Gebärde an den Bettpfosten anklammernd, hat sie mit starrem Eigensinn erklärt: „Nein — nein — nein, ich geh' nicht, ich will nicht aus dem Zimmer hinaus — nein — nein — nein!" — bis sie dann endlich, halb erschöpft durch den Widerstand, halb beruhigt durch die zärtlichen Versicherungen des Vaters, daß sie gewiß keinen Menschen sehen würde, das Köpfchen an seine Schulter versteckt, sich von ihm herunter hat tragen lassen über die Treppe.

Der Anblick jedes Gegenstandes, der sie an ihre alte Existenz erinnert, an die Außenwelt, ist ihr unsagbar peinlich.

Jetzt sitzen sie zusammen auf einer harten grünen Bank in dem warmen Sommernachmittag. Der kleine Garten ist ganz angefüllt mit durchsichtigen grauen Schatten. Es ist sehr still — sonntagsstill. Lensky's Augen hängen an seinem Kind; er sucht unruhig Etwas, das er ihr erzählen könnte, ohne sie zu demüthigen, ohne ihr weh zu thun.

„Maschenka!"

„Papa!"

„Horch! Hörst Du, wie hübsch der Vogel singt? Ich hätte gar nicht gedacht, daß ein Stadtvogel solch' hübsches Stimmchen haben könnte."

Sie sieht auf. „Ja, Papa!" murmelt sie und läßt von Neuem das Köpfchen sinken.

Mitleidsvoll folgt sein Blick jeder Bewegung der Armen. Man hat sie in ein weißes Morgenkleid ihrer Tante Jeljägin eingehüllt; es ist ihr zu weit um den Hals, und die Aermel fallen ihr über die Hände. Sie ist gelblich blaß, die Wänglein sind eingefallen. Dennoch ist ihr Gesichtchen von unsagbar rührendem Liebreiz.

Armes Ding! — armes Ding! Plötzlich sieht er sie vor sich als dickes, einjähriges Kindchen, das noch nicht sprechen kann. Wie er sie verzog und verhätschelte damals! Er erinnert sich, wie seine Frau einmal mit dem Knirps am Arm in das Billardzimmer trat, in Petersburg, während er mit Freunden eine Partie machte — erinnert sich, wie er sie jauchzend unter den kleinen Achseln packend und die Partie rücksichtslos unterbrechend, mitten auf das Billard gesetzt hatte, um sie bewundern zu lassen. Er sieht sie in ihrem gestickten, weißen Kleidchen, mit ihrem süßen beklommnen, staunenden Kindergesicht; er sieht sie, wie sie, den kleinen Oberleib etwas vorbeugend, an ihren winzigen rothen Schuhen zupft und wie ihr Gesicht plötzlich aufleuchtet, ein Grübchen nach dem andern in ihren Wänglein auftaucht und sie mit beiden Händen nach den blanken Knöpfen eines jungen hübschen Officiers greift, der sehr geschmeichelt durch diese Bevorzugung sich zu ihr niederbeugt.

„O! O! welche Vertraulichkeit bei der ersten Begegnung — welch' bedenkliche Annäherung!" hatte Lensky damals scherzend ausgerufen — „er gefällt Dir, der Fürst, was, Maschenka? Täubchen, sag' mir's, ich muß es wissen. Wie alt wirst Du sein, bis Du Deinen ersten dummen Streich machst? Sag' wie alt — sag'?"

Er sieht sie, wie sie ihn groß und ernsthaft anblickt, und unbeholfen mit den Aermchen herumpatschend und ihr dickes Körperchen vorschiebend, weiche,

abgerissene Laute hervorstößt, als ob sie sich anstrengte, ihn zu verstehen. Und er erinnert sich, wie er dann immer noch in sie gedrungen: „So sag's" — und Natalie ihm verwiesen: „Hör' doch auf mit dem Unsinn!" und er sich dann übermüthig der jungen Frau zuwendend gerufen: „Unsinn? Wieso Unsinn? Du willst Dir doch nicht am Ende einbilden, daß meine Tochter keine dummen Streiche machen wird? Nicht wahr, Mascha, Du wirst das Leben ordentlich genießen, ordentlich?"

Wie die Herren gelacht hatten! Er sieht sie noch um das Billard herum stehen; einige bekreiden ihre Queues — Natalie lachte nicht.

Das ist mehr denn sechzehn Jahre her, er weiß Alles noch so genau.

Mascha sitzt ganz still. „Sobald Du wieder wohler bist, müssen wir recht viel mit einander musiciren," beginnt er nach einem Weilchen.

Mascha antwortet nicht. Er wiederholt seine Worte. Dann blickt sie auf, verwirrt, zerstreut ... „Was sagst Du? ... ich ... ich hatte nicht zugehört," murmelt sie. „An was denkst Du denn, Mascha?" „An was? ... ich ... ich dachte nur, wie das jetzt Alles so werden wird," stottert sie, und starrt in den Sand.

Ja, wie das werden wird! Auch er denkt daran. An das Gelingen von Nita's Unternehmen glaubt er nicht; er hätte sich in so einem Fall auch nicht zum Heirathen zwingen lassen. Und was dann? Er verheirathet Mascha an irgend einen Philosophen, der sich dazu hergibt ihrer paar Groschen halber. Die Gegenwart wird allenfalls durch so Etwas armselig gedeckt, aber wie sieht die Zukunft aus! Demüthigung — Mißhandlung! Nein, dazu gibt er sein Kind nicht her, nein! nein! Er allein will für sie sorgen, ihr Alles in Allem sein, ihr Alles ersetzen durch seine Liebe. In das Vaterland zurückzukehren mit dem entehrten Kind, das bringt sein Stolz nicht über sich; dafür aber will er ihr an dem schönsten Orte der Welt ein Nest bauen, in Sorrent oder irgendwo in Südfrankreich. Er will sie halten wie eine Prinzessin, sie zerstreuen durch seine Kunst, mit ihr lesen, sie lehren, sich an herrlichen Blumen freuen, an allen schönen Dingen, vor denen sie die Augen nicht niederschlagen muß. —

Mit furchtbarer Bitterkeit bricht er plötzlich dieses Luftschloß ab. Das ist ja alles Unsinn, sentimentale Faselei! — Ein Moment wird doch kommen, wo die Sehnsucht nach Menschen sie übermannt. Die, mit denen seine Tochter verkehren sollte, werden nicht mit ihr umgehen — aber Andere, Frauen, die nachsichtig sind aus Ueberspanntheit, und wieder Andere, die sonst ihre Gründe dazu haben, eine hysterisch verrückte oder amüsant lockere Sippschaft ohne jeden moralischen Halt wird sich um das Kind versammeln. Und dann ... Mascha hat sein Blut in den Adern, ohne jede gesunde Zerstreuung, ohne gutes Beispiel in ihrer Umgebung, ohne irgend einen triftigen Grund mehr sich zu halten, wird sie ihrem Temperament die Zügel schießen lassen. Er wird sie sinken sehen — sie, seinen Liebling, sein weißes Lamm — sinken ... sinken ...!

Mit einem Mal schrickt sie zusammen — springt auf. — „Was gibt's Maschenka?" fragt er, sie liebevoll an der Hand zurückhaltend.

„Ich habe ein Fenster gehen gehört — dort im Hinterhause — die Leute sehen mich von dort. Ich — ich möchte ins Haus zurück — ich kann's nicht

aushalten, Vater" — wimmert sie. Mit Gewalt will sie sich losreißen von ihm. Da ... es schellt an dem Hausthor. Mascha's Füßchen haften am Boden. Wer ist's — ist das nicht Nita, die nach ihr fragt? ...

Ja! Das große Glasthor, welches aus der Durchfahrt in den Garten führt, öffnet sich; Nita tritt ein, blaß, ermüdet, aber mit strahlenden Augen! Sie fängt das Kind in ihren Armen auf. — „Maschenka!" flüstert sie, „es ist Alles gut, ich bin nur vorausgekommen, Dich vorzubereiten — in ein paar Minuten ist er da — und bittet Dich um Verzeihung!"

Maschenka's Augen werden starr; sie greift sich mit beiden Händen an die Schläfen. —

„Werde nur nicht ohnmächtig, mein Liebling — jetzt ist keine Zeit dazu," flüstert Nita ängstlich.

„Nein ... nein ...," beschämt blickt Mascha an ihrer vernachlässigten Toilette, ihrem weißen Schlafrock herab.

Nita knüpft sich ein schwarzes Spitzentüchelchen von ihrem Hals und bindet es dem Kinde um, dann fährt sie ihm glättend über das Haar.

Die Hausthüre geht — ein Schrei — der alte weiche Vogelschrei, den Lensky so lieb hatte, nur mächtiger als sonst, voll durchdringender schmerzlicher Süßigkeit — an Nita, an ihrem Vater vorbei, mit weit von sich hingestreckten Armen ist Mascha ins Haus gestürzt.

Nita will fort. — Lensky hält sie zurück. „Das haben Sie ... Sie für mich gethan!" sagt er, „und Sie wollen mir nicht einmal Zeit gönnen, Ihnen zu danken?"

„Es ist ja kein Verdienst dabei — es hat sich Alles von selbst gemacht!" murmelt sie.

„So —," er lächelte bitter, „ich weiß, wie sich das Alles gemacht hätte ohne Sie." —

Seine Stimme hat sich erwärmt; er greift nach ihrer Hand. Sie aber entzieht sie ihm, tritt von ihm zurück.

„Ich verstehe Sie," murmelt er, „gehen Sie!"

Sie macht ein paar Schritte dem Hausthore zu, dann wendet sie sich plötzlich, geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand. Er blickt ihr voll in die Augen — „darf ich?" fragt er.

Aber wie sie bejahend nickt, da drückt er ihre Hand doch nicht an seine Lippen, sondern läßt sie sinken. Er kniet vor dem jungen Mädchen nieder und küßt den Saum ihres Kleides. Eine wundersame, erleichterte Empfindung hat sich seiner bemächtigt. Ihm ist's, als ob ein alter Fluch plötzlich von ihm genommen worden wäre, als sei er von einer Last befreit, — einer Last von schwüler Menschenverachtung, die er aufathmend niedergelegt hat zu Füßen dieses jungen, reinen, warmherzigen Geschöpfs! ...

„Sie sind eine Heilige," murmelt er, „Gott bezahl' Ihnen meine Schuld!"

So trennen sie sich.

Die Lösung ist gefunden — Mascha ist gerettet!

Noch ein Weilchen bleibt Lensky allein in dem Garten, dann tritt er ins Haus. Angst, seine Tochter in ihrem Glück zu stören, — Sehnsucht,

sich an dem Anblick dieses Glücks zu erfreuen, durchschleichen gleichermaßen seine Seele.

Aus dem Salon tönen Stimmen — sehr leise — von großen Pausen unterbrochen.

Die Thüre des Salons ist nicht fest geschlossen, Lensky blickt durch den Spalt.

Glück? ... Wo ist das Glück? — Sie sitzen neben einander, Hand in Hand; — er verlegen, sie demüthig, verschüchtert in der Haltung.

„Das kann doch nicht so bleiben, es ist nicht möglich, daß es so bleibt!“ schreit es aus Lensky's warmem, wildem Herzen heraus. „So nimm sie doch in Deine Arme,“ möchte er dem jungen Manne zurufen, „begrabe ihre Scham in Deiner Zärtlichkeit, richte ihr gebrochenes Selbstgefühl auf an Deiner Liebe!“

Es muß ja doch so kommen, er muß sie an seine Brust schließen, sie küssen und trösten.

Lensky wartet, wartet athemlos, fast lauernd auf eine Veränderung der Sachlage, aber nichts verändert sich.

Und einen tiefen Seufzer verwürgend, wendet er sich ab.

„Das ist eine Rehabilitation — aber kein Glück!“

Sechstes Buch.

„Und aus dem Traum, dem bangen,
Weckt mich ein Engel nur!“

I.

Ein Novembertag — ein Novembertag in Venedig, und welch' ein Wetter! Das Pflaster naß, die Wände von Feuchtigkeit dampfend, das Wasser in den Canälen undurchsichtig, die Atmosphäre grau und kalt, von dichten Nebeln durchzogen, und nirgend ein Sonnenstrahl!

In einem großen, öden Salon mit drei malerischen Bogenfenstern und einer dicken Rohrmatte über steinernem Fußboden, sitzt Mascha an einem Schreibtisch. Sie rechnet, zerbricht sich offenbar den Kopf an dem großen Problem, wie man mit zehn Frank „Haben“ Hundert Frank „Soll“ decken könne. Manchmal hält sie nachdenklich inne. Dann schiebt sie das Rechenbuch von sich und fängt an, einen Brief zu schreiben. Der Brief wird nicht fertig.

Sie legt die Feder weg und zerknittert mit einer raschen, zornigen Gebärde den Bogen. „Nein, ich kann nicht — das kann ich Dir nicht anthun, Vater!“ murmelt sie vor sich hin. Sie stützt den Kopf in die Hand, die Feder bleibt unbenutzt neben ihr liegen.

Mehr als vier Jahre waren verflossen, seit die Verbindung zwischen Mascha und Karl Bärenburg vollzogen worden. Als sich damals in Oesterreich zuerst die Kunde von der vornehmen Heirath verbreitet hatte, die es der Tochter des russischen Geigers zu machen vergönnt gewesen war, da fiel von ehrgeizigen Mädchenlippen manch böses, neidisches Wort.

In eingeweihten Kreisen jedoch wußte man, daß die Existenz der jungen Gräfin Bärenburg sehr wenig Beneidenswerthes bot. Die Eltern ihres Gatten verleugneten die Schwiegertochter und schnitten dem Sohn alle Subsidien ab.

Mascha's von Lensky freilich sehr reich zugemessene Mitgift machte die ganze materielle Basis des jungen Hausstandes aus. Kurz nach seiner Verheirathung hatte sich Bärenburg nach Japan versetzen lassen, von da nach Rio. Jetzt befand er sich seit beinahe zwei Jahren in Disponibilität, lebte mit seiner Familie bald in Pau, bald in Nizza, bald in Florenz, endlich in Venedig die unstäte, beständig nach etwas Besserem haschende Wanderexistenz eines Menschen, der sich in seinen socialen Verhältnissen nicht mehr zurechtfinden kann.

Mascha hat Sorgen genug. Drei oder vier Photographien ihres Vaters, alle die, welche Natalie ehemals um sich zu haben liebte, stehen auf ihrem Schreibtisch. Sie nimmt eine davon und betrachtet sie liebevoll. Wie lange sie ihn bereits nicht gesehen hat — seit ihrem Hochzeitstag nicht und wie sie sich nach ihm sehnt! Und dann auch ist sie besorgt um ihn; sie weiß zu wenig über ihn. Ein ausführlicher Briefschreiber war er nie. Jetzt schreibt er seltener denn je. In den wenigen Zeilen, die er in langen Zwischenräumen an sie richtet, steht sehr viel Gutes, Liebevolles für sie, manchmal eine kleine charakteristische Anekdote über irgend eine berühmte russische Persönlichkeit — von sich schreibt er nichts. Das Wenige, was sie über ihn weiß, weiß sie durch Fremde. Sie weiß, daß er sich seit vier Jahren gänzlich von der Welt zurückgezogen, daß er seine schöpferische Thätigkeit von Neuem aufgenommen, sehr viel geschrieben, aber nichts veröffentlicht hat, daß sich in letzterer Zeit ein fanatischer russischer National-Enthusiasmus bei ihm ausgebildet, eine Leidenschaft, allerhand slawisch musikalischen Chimären nachzujagen. Sie weiß auch, daß er, der seiner Zeit zu den Ungläubigsten unter den Menschen zu zählen pflegte, immer mehr jenem verworrnen und pessimistischen Mysticismus huldigt, in dem die größten russischen Existenzen an der Schwelle des Alters zusammenbrechen, wenn sie, anstatt die Unverständlichkeit der Schöpfung ruhig hinzunehmen, sich an der Erklärung des Unerklärlichen wirr grübeln.

Das Alles weiß sie, aber wie's ihm geht, wie ihm zu Muthe ist, ob er sich wohl fühlt — davon weiß sie nichts. Sie möchte ihn in ihrer Nähe haben, möchte ihn recht pflegen, verwöhnen, über die Gebrechlichkeit und die tausend Bitterkeiten seines Alters durch zärtliche Kunstgriffe hinübertäuschen können, möchte sich noch einmal an seinem starken Herzen erwärmen, für ihre wunde, müde Seele Heilung finden in seiner Zärtlichkeit. Wie deutlich sie ihn vor sich sieht! Warum kommt er denn nicht? Sie hat ihn so oft darum gebeten. Ach, warum kommt er nicht?

Durch das Wellengeplätscher, das draußen die Füße der alten Paläste umschluchzt, hört man das Knarren einer herannahenden Gondel, hört das Aufrauschen und langsame Verhallen der von langen regelmäßigen Ruderschlägen durchschnittenen Fluth. Mascha horcht hinaus. Ein Besuch ist in ihrem einsamen Leben ein Ereigniß und selten ein angenehmes. Die Gondel hält. Eine rauhe, tiefe Stimme spricht ein paar Worte unten mit dem Castellan. Mascha schnellt empor. Wär's möglich? — Nicht doch, eine unsinnige Einbildung ist's, die sie foppt. Ein schwerer, ungelenker Schritt nähert sich der Thür... „Vater!“ schreit Mascha und stürzt dem Eintretenden an die Brust. „Vater, wie kommst Du her? — aber nein, antworte nichts, was liegt daran, warum

Du hier bist, wenn ich Dich nur habe! Ach, welche Freude!" und sie lacht und weint und küßt seine tiefgefurchten Wangen wieder und immer wieder und streichelt sein rauhes Haar.

„Wirklich — wirklich noch die alte Freude, mein Seelchen, mein Täubchen! Wie lieb Du bist! Treib's nicht so toll, mein Engel!" redet er ihr zu. „Es schickt sich nicht für eine junge Frau, sich so an ihrem alten Vater zu freuen." Er trocknet ihr mit seinem Taschentuch die Thränen von den Wangen und sie etwas von sich schiebend, mustert er sie mit einem langen, zärtlich prüfenden Blick. „So," ruft er, „jetzt kann ich mir ungefähr vorstellen, wie Du aussiehst im normalen Zustand ohne rothgeweinte Augen. Sehr verändert hast Du Dich, mein Engel, gewachsen bist Du und stärker geworden, und das alte, rundwangige Kindergesicht ist's auch nicht mehr — eine schöne Frau bist Du geworden, sehr schön" — sein Blick gleitet stolz über ihre hohe, herrliche Gestalt. „Dein Mann kann zufrieden mit Dir sein."

„Er ist auch immer sehr gut gegen mich," versichert Mascha, leicht erröthend.

„Gut gegen Dich ..." wiederholt Lensky, den Kopf vorstreckend, wobei sein Blick noch forschender, aufmerksamer wird. „Ja, ja, Du hast ihn immer recht sehr herausgestrichen in Deinen Briefen, und Du schriebst mir auch oft von Deinem Glück ... Ich wollte mich doch einmal selbst davon überzeugen ..."

„Ich müßte die undankbarste Frau der Welt sein, wenn ich mich beklagen wollte," versichert Mascha rasch, „und ich denke, Du warst uns Deinen Besuch schon lange schuldig," setzt sie hinzu. „Ich, das heißt, wir Beide, Karl und ich, hatten Dich so oft darum gebeten. Du mußt Dich wohl nicht recht nach uns gesehnt haben."

„So, meinst Du, Täubchen," sagt Lensky lächelnd und streichelt ihr zärtlich das Haar. „Soll ich Dir die Wahrheit sagen, Kind? Nun ... Dein Mann genirte mich, ich passe nicht zu ihm. Was soll ich russischer Bär neben solch' feingeschniegeltem, westeuropäischem Stutzer? Aber fürchte Dich nicht, Maschenka, ich werde mich mit ihm vertragen, um Deinetwillen ..."

„Du wohnst doch bei uns, Vater?" dringt sie, ohne auf seine Bemerkung weiter einzugehen, in ihn.

„Nein. Ich habe mich in der Europa einquartirt," entgegnet er, „ich mag Euch keine Ungelegenheiten bereiten."

„Ungelegenheiten! ... Wie kannst Du nur so reden!" ereifert sich Mascha, „nein, die Freude darfst Du mir nicht nehmen. Raum haben wir genug, das ist das Billigste in Venedig. Ach, was wär' denn das, wenn Du in einem Hôtel abstiegst und in einem besonders sauber gebürsteten Rock zu mir kämest Nachmittags als Gast. Ich muß Dich den ganzen Tag haben, von dem Moment an, wo Du früh die Augen aufschlägst. Ich muß Dir früh die Kinder in ihren Nachthemdchen ans Bett bringen können. Sie sind so herzig, wenn sie sich noch den Schlaf aus den Augen reiben; ich muß Dir Natascha zeigen in ihrem Bad; ich muß Dir den Thee zum ersten Frühstück einschenken, und Deine Butterbrote schmieren dürfen ... das heißt ..." die junge Frau wird plötzlich verlegen — „wie thöricht ich bin, vielleicht willst Du das Alles gar nicht — Du bist viel unabhängiger im Hôtel ... zur Last fallen mag ..."

„Du dumme Mascha,“ unterbricht er sie gerührt, „wenn's Dir wirklich keine Störung verursacht, so laß meine Siebensachen nur gelegentlich abholen aus der Europa, und ich bleibe die paar Tage bei Dir. Aber jetzt zeig' mir doch meine Enkel, die Bildchen, die Du mir von ihnen sandtest, waren sehr niedlich.“

„Harry ist mit dem Diener auf den Markusplatz zur Musik gegangen, und die Kleine schläft; komm' sie Dir ansehen.“

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch ein oder zwei ziemlich dürftige und unheimlich große Zimmer, bis zu einer sehr sauber gehaltenen Stube, in der eine Wiege stand und ein rothgekleidetes italienisches Kindermädchen sich mit Nähterei beschäftigte. „Da,“ flüsterte Mascha, die weißen Tüllschleier von der Wiege zurückschlagend, „ist sie nicht reizend?“

Ein etwa acht Monate altes Kind lag in den spitzenumsäumten Kissen. Es schlief nicht mehr, sondern hielt die blauen Augen weit offen auf einen gelben hölzernen Vogel gerichtet, der an einem Bindfaden von dem grünen Seidendach der Wiege herunterhing und nach dem es verlangend die runden Händchen ausstreckte. Als es die Mutter erblickte, stieß es einen kurzen, hellen Freudenschrei aus, zog die Knie hinauf, patschte unbeholfen mit den winzigen Händen um sich herum und lachte mit dem ganzen dicken Körperchen. Mascha hob es aus den Kissen. Es nahm sich sehr reizend aus in seinem weißen Schlafkleidchen und mit dem zarten, blonden Kinderköpfchen, bei dem man die Haut noch unter den goldbraunen Löckchen schimmern sah.

„Gib dem Großpapa einen Kuß, Natascha, d. h. wenn Du Dich nicht vor einem feuchten Mündchen fürchtest, Väterchen,“ rief Mascha.

„Sie ist sehr groß und schwer für ihr Alter, nährst Du sie selbst?“ fragte Lensky die junge Frau, nachdem er das Kind, welches nicht die geringste Scheu vor ihm empfand, auf den Arm genommen hatte.

„Das will ich meinen,“ erwiderte Mascha stolz, „und es geht uns Beiden prächtig dabei, nicht wahr, Natascha, Täubchen, Mütterchen! Aber gib sie der Wärterin, sie wird Dir lästig, auch muß sie Toilette machen.“

Als das Kind die Mutter das Zimmer verlassen sah, fing es an laut zu schreien. Mascha zuckte ein wenig zusammen, schloß indessen die Thüre hinter sich zu.

„Das macht sie jedesmal so bei einer Trennung,“ erzählte Mascha, „und ich bin so dumm, daß mir's immer noch durch Mark und Bein geht. Du weißt gar nicht, wie schwer mir's fällt, nicht umzukehren; aber ich darf sie nicht zu sehr verwöhnen.“

In dem Salon kam ihnen Bärenburg entgegen, sein ältestes Söhnchen an der Hand. Lensky's Gesicht verfinsterte sich sofort, und auch Mascha's Gesicht drückte Unruhe aus. „Eine große Ueberraschung,“ rief sie ihrem Gatten zu.

„O nein, Marie, ich bin schon unterrichtet,“ erwiderte er ihr mit der freundlichen Courtoisie, die ihm eigen war — „herzlich willkommen bei uns, Papa,“ und damit streckte er dem Virtuosen die Hand entgegen.

Lensky reichte ihm die seine stumm. Vergeblich bemühte er sich, ein verbindliches Wort auf seine Lippen zu zwingen. Er gewann's nicht über sich. Bärenburg küßte seine junge Frau, zupfte etwas an ihrer Frisur zurecht, hob

sein Söhnchen auf seine Knie, machte ein paar oberflächliche Bemerkungen — Lensky antwortete einsilbig. Mit wachsendem Mißbehagen beobachtete Mascha die Beiden, ihren Mann, bei dem die Herablassung unverkennbar war — ihren Vater, der es nicht über sich bringen konnte, seinen Haß zu verbergen. Lensky hatte Recht gehabt, indem er behauptete, er passe schlecht zu seinem Schwiegersohn. Zwei Menschen konnten überhaupt kaum schlechter zu einander passen als der alte, von der Oeffentlichkeit zurückgetretene Künstler zu dem jungen Diplomaten in Disponibilität.

Bärenburg hatte in den letzten Jahren nicht gewonnen. Seine nichtsnutzige Liebenswürdigkeit von ehemals hatte er zugleich mit dem Leichtsinn eingebüßt, der den Grundton dieser Liebenswürdigkeit ausmachte. Der Klang seiner Stimme war umflort; in seinem Wesen verrieth sich die Unruhe des Deklassirten; er redete schneller als sonst, wobei er sich häufig räusperte, einzelne Phrasen wiederholte und beständig mit den Händen nach einem herumliegenden Gegenstand griff. Dabei sah er noch immer sehr vornehm aus und war fast bis zur Stutzerhaftigkeit gepflegt in seinem Aeußeren. Und Lensky?

In Mascha's Augen war ihr Vater wundersam schön geworden, jetzt, wo der geistige Ausdruck in dem großartigen alten Kopf so mächtig vorherrschte und sich zugleich mit einem Zug trauriger Güte verband. Was lag ihr daran, daß seine Haare noch länger und struppiger, seine Kleider schäbiger und schlottriger geworden waren als früher. Der sinnliche Zug, der sonst seinen Mund verunstaltete, war gänzlich verschwunden, seine Lippen schmaler geworden, der Mund eingesunken, in den Augen, die kurzsichtig und unbeholfen blinzelten, das Nächste nur mit Schwierigkeit sahen, war ein Blick, der in eine, uns andern gewöhnlichen Sterblichen unerreichbare Ferne zu dringen schien.

Für Mascha war er etwas hoch aus der allgemeinen Menschheit Emporragendes, fast Heiliges. Für Bärenburg war er ein schlecht gekämmter, schlecht gebürsteter, schlecht gepflegter Barbar, ein alter Violinspieler, den die Welt zu vergessen anfing — eine schäbig gewordene Celebrität.

Er bemühte sich trotzdem auffallend, liebenswürdig gegen seinen Schwiegervater zu sein. Er befahl seinem kleinen Sohn, auf dessen ungewöhnliche und aristokratische Schönheit er augenscheinlich stolz war, und den er offenbar verzog, dem Großpapa die Hand zu küssen, und als der launenhafte kleine Mann sich weigerte, ja sogar, den alten Künstler mißtrauisch anstarrend, murmelte: „Zigeuner!" versetzte er ihm einen Klaps und schickte ihn in den Winkel knien — eine Strafe, der sich der trotzige kleine Wicht mit humoristischem Achselzucken sofort unterzog.

Mascha runzelte die Stirn. „Du dinirst doch mit uns?" wendete sie sich an Bärenburg.

„Ich bin leider schon versagt," erwiderte er, „habe Pistasch Kamenz versprochen . . ."

„Ich weiß," entgegnete Mascha, „aber schließlich, da wir zum ersten Male die Freude haben, Papa bei uns zu bewirthen . . ."

„Natürlich. Ich will ihm sofort absagen. Nach Tisch muß ich allerdings ins Hôtel Britannia, um Abschied von ihm zu nehmen . . . Aber wenigstens zum Diner bleibe ich hier."

Sein Blick wendete sich dem Virtuosen zu, wobei er unwillkürlich auf dessen nicht genügend sauberen Händen haften blieb. Lensky merkte es, und mit einem Gemisch von Verlegenheit und Aerger versteckte er seine Hand.

„Thun Sie sich doch um Gotteswillen meinetwegen keinen Zwang an!" rief er scharf.

Die Situation war peinlich geworden und hätte unbedingt zu schroffen Worten geführt, wenn nicht Harry, der indessen angefangen hatte, sich in seinem Winkel zu langweilen, plötzlich aufgesprungen wäre, um seinem Großvater mit eben derselben Launenhaftigkeit, mit welcher er sie ihm früher versagt, jetzt freiwillig seine Liebkosungen darzubringen. Mit solcher Behendigkeit hüpfte er dem alten Mann auf die Knie, umschlang ihn so zärtlich, bot ihm mit so siegesgewisser Schelmerei seine frischen Lippen zum Kuß, daß Lensky nicht umhin konnte, seine Verstimmung zu vergessen und auf die Zuthulichkeit des verwöhnten kleinen Prinzen einzugehen.

II.

Es war kein besonders gutes Diner, das Mascha ihrem Vater vorsetzte, und doch hatte sie sich offenbar Mühe gegeben damit. Aber die Küche hatte jenes Extemporirte, nicht recht Organische, welches die Wirthschaft verräth, in der gewöhnlich nur für die Frau und die Kinder gekocht, in Folge dessen keine besondere Sorgfalt angewandt wird, und jeder culinarische Luxus einen Ausnahmszustand bildet. Die Weine hingegen waren vortrefflich, das Service auffallend correct. Bärenburg war im Frack erschienen und auch Mascha hatte Toilette gemacht.

In jeder Einzelnheit verrieth sich die ungemüthliche Einseitigkeit eines Hausstandes, in dem sich Alles um einen verwöhnten, unzufriedenen, seine Zerstreuung meist außer dem Hause suchenden Mann dreht, während die Frau nur so nebenher mitläuft.

Bärenburg trachtete seine besten Seiten hervorzukehren. Er hatte allerhand Hausherrnaufmerksamkeiten für seinen Schwiegervater und nannte Mascha bei scherzenden Liebesnamen. Dabei aber behandelte er sie mit der unsicher tastenden Zärtlichkeit eines Mannes, der sich im Unrecht gegen seine Frau fühlt, was Lensky nicht entging.

Zum Kaffee im Salon wurde Harry hereingebracht und erheiterte durch seine zierlichen Capriolen wenigstens einigermaßen die gedrückte Stimmung.

Etwa eine Stunde nach Tisch empfahl sich Bärenburg, nachdem er seinem Schwiegervater noch eine besonders gute Cigarre angeboten und seine Frau auf Hand und Stirn geküßt hatte.

Mascha forderte ihren Vater auf, eine Partie Bezique mit ihr zu machen. Er zeigte sich bereit.

Aber sie waren Beide so zerstreut, spielten so widersinnig, marquirten so confus, daß sie sehr bald, einander mit ihren gegenseitigen Fehlern neckend, die Karten niederlegten.

Jetzt baut Lensky, geistesabwesend, Kartenhäuser auf dem Tisch; Mascha häkelt emsig an einem Kinderkleidchen.

„Hm! Dein Mann geht oft aus des Abends?“ fragt er nach längerem nachdenklichen Schweigen.

„Ja,“ gibt Mascha ruhig zur Antwort.

„Und Du? Gehst Du viel aus?“

„Ich? Ich nähre ja das Kind.“

„Die Kleine nimmt Dich sehr in Anspruch?“

„Ja,“ flüstert Mascha leise, und ein besonders inniger Ausdruck umschleicht ihren Mund; „sie ist aber auch reizend, — oder kommt sie mir nur so vor?“

„Mir auch,“ versichert Lensky, „genau so sahst Du aus in ihrem Alter.“

„So, ich hoffe, daß sie besser ausfallen wird als ich.“ Die junge Frau senkt erröthend den Kopf noch etwas tiefer über ihre Arbeit, und zieht das für Nataſcha bestimmte Kleidchen an die Lippen.

Lensky wirft mit einer ungeduldigen Bewegung alle seine Kartenhäuser um. „Du ziehst sie Harry vor?“ fragt er.

„Ja — ich denke — sie ist so herzig, so zärtlich, und sieht so ganz in unsere Familie hinein. Ich hab' ja den Buben gewiß auch lieb, aber an der Kleinen, an der häng' ich, wie ich an Dir häng' und an Colja und dem Andenken an mein todtes Mütterchen.“

Lensky trommelt ein Weilchen schweigend auf dem Tisch, dann beginnt er: „Nun ja, nun ja — das ist Alles recht schön, aber Du wirst einseitig, Mascha. Die Folge davon ist, daß sich Dein Mann zu sehr von Dir emancipirt. Das wird Dich später gereuen.“

Mascha erwidert nicht ein Wort. Immer emsiger wirthschaften ihre flinken Finger mit der weißen Wolle herum.

„Du kümmerst Dich zu wenig um ihn,“ ruft er und blinzelt sie scharf an.

Sie häkelt und schweigt.

„Oder“ — mit einem Ausbruch seiner alten, unbezähmbaren Heftigkeit schlägt Lensky auf den Tisch — „oder er kümmert sich zu wenig um Dich.“

Es muß sich ein Fehler in Mascha's Arbeit eingeschlichen haben, sie trennt ein großes Stück davon auf. Ihr Vater windet ihr die Häkelei aus der Hand. — „Laß' das dumme Zeug,“ ruft er ärgerlich; „bei mir kommst Du nicht durch mit Deiner linkischen, unbeholfenen Comödie. Ich will klar sehen in dieser Sache. Was hast Du denn eigentlich für eine Stellung neben Deinem Mann?“

Mascha fährt sich müde über Stirn und Schläfen. Lensky erschrickt ob der unsäglichen Traurigkeit, die er von ihrem blassen Gesicht herunterliest, jetzt, da der Glanz der Wiedersehensfreude in den großen Augen erloschen.

„Was ich für eine Stellung habe neben ihm?“ murmelt sie — „die Stellung einer Frau, die ihrem Mann ihr Leben lang dankbar bleiben muß dafür, daß er sie mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit von einer entsetzlichen Schmach befreit hat.“

„Er mißhandelt Dich?“

„Nein — nein! Jede Rohheit ist seiner Natur fremd; ich habe mich nicht über ein hartes Wort von ihm zu beklagen, seit wir verheirathet sind; ja, er ist sogar oft sehr zärtlich mit mir“ — sie hält inne; „ich bin ihm nicht unan=

genehm ..." fährt sie dann langsam mit bei jedem Wort stärker hervortretender Bitterkeit fort, „aber ... aber ... er schämt sich meiner."

Sie steht auf und rückt ein wenig an dem Lampenschirm. Der Vater streichelt verlegen ihre Hand; dann, plötzlich aufspringend, ruft er: „Du armes Kind!" und schließt sie an seine Brust. Sie bricht in maßloses, nicht zu stillendes Schluchzen aus, und ist doch glücklich dabei, wie sie's seit Jahren nicht mehr war. Welches Gefühl warmen Geborgenseins in diesen starken Armen! Welche Seligkeit, sich an einen Menschen anschmiegen zu dürfen, dessen Liebkosungen uns nicht durch ihre mitleidige Gnädigkeit verbittert werden, der uns liebt, ohne Kritik, blind!

„Mascha! es geht nicht an, daß Du Dich so marterst," ruft er, „ich geb's nicht zu. Laß' ihn ... und komm' zu mir."

Da aber windet sie sich aus seinen Armen und sagt bestimmt: „Nein, Vater, ich bleib' auf meinem Posten."

Sie glättet mechanisch ihr Haar. Nach einer kleinen Pause fährt sie fort: „Es drängte mich oft, Dir zu sagen, was mein Leben so traurig macht — ach! wie mir nach Deinem Mitleid verlangte. Und ich schrieb lange Briefe an Dich, in denen ich Dir Alles beichtete, und zerriß sie dann wieder, weil im letzten Augenblick die Angst, Dich zu betrüben, über Alles siegte. Aber nun, da Du's errathen hast, will ich einmal — einmal meinen Jammer ausklagen. Was ich in meiner Ehe gelitten, kann ich Dir nicht beschreiben. Ich dachte anfangs immer, es würde besser werden, wenn ich ein Kind hätte. Aber, das erste kam todt zur Welt — Du weißt. Als Harry kam, war ich in Rio, wo mein Mann den Versuch anstellte, ein wenig Haus zu führen, und da durft' ich den Jungen nicht nähren, drum ist er mir auch nie so recht ins Herz hineingewachsen. Es freute mich, daß mein Mann stolz war auf ihn, aber ich fühlte ganz gut, daß ich dem Kleinen nicht nöthig sei. Ja, manchmal sagte ich mir, daß ich meinem Mann im Weg stünde, daß mein Tod eine Versöhnung zwischen ihm und seinen Eltern herbeiführen würde. Und einmal war ich so rathlos und trostlos, daß ich meinem Mann ums Haar entflohen wäre. Ich hätte ihm sogar den Buben gelassen. Aber — es war nicht der Moment zum Davonlaufen; und als die Kleine kam, da wußt' ich, daß ich aushalten müsse, daß Niemand meinen Schatz so hüten würde, wie ich. Einer Tochter kann kein Mensch die Mutter ersetzen, und selbst, wenn Karl sie mir überließe ... eine geschiedene Frau ist doch nur eine discreditirte Mutter — eine Mutter ohne Autorität. Und was ist die Stellung der Tochter einer geschiedenen Frau? und einer geschiedenen Frau in meinen Verhältnissen? ... Alle Bitternisse der Welt möchte ich lieber ertragen, als die Zukunft des Kindes preisgeben."

Einen Augenblick blieb er stumm; dann nahm er ihre Hand und zog sie an seine Lippen. „Du hast recht, Mascha!" sagte er; „trage Dein Kreuz geduldig. Nichts drückt schwerer, als das Bewußtsein, das Glück von Menschen verscherzt haben, die man liebt. Dagegen ist Alles andere eine Kleinigkeit — Alles!"

III.

Nun war er in seinem Zimmer, dem Zimmer, das Mascha mit so viel liebevoller Sorgfalt vorbereitet hatte für ihn. — Zum ersten Male seit Jahren befand er sich in einem Heim. Alles um ihn herum war einfach, aber traulich mit ein paar Blumen, ein paar geschmackvollen Nippsachen, ein paar Photographien in hübschen Rähmchen aufgeputzt. Jedes Möbel hatte eine Physiognomie, die ihn willkommen hieß. Eine anheimelnde Wärme und Beruhigung überkam ihn. Gerührt sah er sich um. Sie hatte sich Mühe gegeben, die arme Mascha. Da stand das Bildchen Colja's als vierjähriges Bübchen — da war sie selbst als Baby mit bloßen Aermchen — und da ... da ... überall Bilder von Natalie. Alles, was ihm Freude machen konnte, hatte sie zusammengetragen. Er hätte sich so wohl fühlen können, wenn ... wenn ... Ach! ... Er hielt sich die Hand vor die Augen. — Ja, wie schön hätte es sein können, und wie gräßlich war Alles! Den Sohn hatte er seit jenem entsetzlichen Abschiedsabend im Hôtel Westminster nicht wieder gesehen; jede Herzlichkeit war aus seinem Verhältniß verschwunden. In regelmäßigen Zwischenräumen erhielt er von Nikolaj steife, förmliche Briefe, in denen der junge Diplomat die wichtigsten Ereignisse seiner Existenz aufzählte — das war Alles. Lensky wußte, daß Nikolaj rasch und glänzend in seiner Laufbahn vorwärts schritt; er errieth, daß sein Sohn sich trotz all dem unbefriedigt fühlte, und sein Herz gegen den Vater verschlossen blieb.

Mascha! — das war etwas Anderes; die hatte nie etwas an ihm zu mäkeln gefunden, die war sich immer gleich geblieben in ihrer Liebe. Aber sie war unglücklich, zum Sterben unglücklich — sie, sein Liebling, sein Abgott.

Und wer war denn an Allem schuld?

Mit der schwerfälligen Bewegung eines von einer Last niedergedrückten Menschen ließ er sich in einen Lehnstuhl nieder. Er schlug die Knie übereinander und stützte den Kopf in die Hand.

Was hatte er denn gethan — wie war es denn eigentlich? Er hatte ja so grenzenlos an ihnen Allen gehangen, an Natalie und den Kindern und doch . . . Was hatte ihn denn da hineingejagt, in diese wüste, haltlose, sich in Ekel und Jammer auflösende Existenz? Es war ja immer dasselbe gewesen. Selbst in diesen letzten Jahren war's noch manchmal über ihn gekommen, aber jetzt war's vorbei; seine Natur war in eine neue Phase getreten, der wilde Freudendurst war erloschen, er war müde — zum Zusammenbrechen müde.

Er haschte nach irgend etwas Ueberirdischem, um sich daran aufzurichten. Eine geheimnißvolle Sehnsucht quälte ihn.

Von draußen klagte das Plätschern des Wassers eintönig bis zu ihm herauf, traurig, hoffnungslos, wie das Schluchzen eines verstoßenen, in die Kälte hinausgesperrten Menschen.

Hatte nicht Jemand an sein Fenster gepocht? Er sprang empor, riß das Fenster auf ... Er zitterte an allen Gliedern, ein kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Die Lämpchen warfen lange, zitternde, auf den Wellen schwankende Lichtstreifen über die Fluth. Wie aus Schatten aufgebaut, wie die Gespenster einer Stadt, die längst gestorben, ragten die Paläste in die umwölkte

Mondnacht hinein. Der Scirocco brütete über den Lagunen. Ein weicher Hauch, die linde Wärme einer noch schwebenden Liebkosung glitt an seiner Wange vorbei. Er hörte den zärtlichen Laut einer theilnahmsvollen Menschenstimme knapp an seinem Ohr — die Stimme Natalien's war's, aber sie sprach eine fremde Sprache. Er verstand sie nicht. Sein Herz stockte in athemlosen Horchen — er streckte die Arme aus — es war vorüber, Alles verschwunden, Alles leer!

Er schloß die Lippen fest auf einander und tastete nach einem Stuhl.

Schon Jahre lang umschwebte ihn zeitweilig derselbe lockende, ungreifbare Wahn. Die ersten Male hatte er noch mit seinem ganzen Verstand dagegen gekämpft, hatte Alles einer Ueberreizung seiner Nerven zugeschrieben — jetzt glaubte er fest an eine überirdische Erscheinung. Sie trat immer näher — aber erreichen konnte er sie nie. Er bemühte sich, auf andere Gedanken zu kommen. Er suchte nach einem Buch, einer Zeitung, die er hätte lesen können, um sich zu zerstreuen, aber nichts war da. Er erinnerte sich, daß er einen neuen Roman von Daudet, in dem er vor dem Diner geblättert, als Mascha ihn verlassen hatte, um Toilette zu machen, in dem Salon hatte liegen lassen. Ein Licht in der Hand ging er hinaus, um das Buch zu holen. Er wähnte, daß sich Mascha längst niedergelegt habe. Zu seinem großen Erstaunen hörte er im Salon sprechen. Er öffnete die Thür. Da, an demselben Tisch, an dem er noch vor Kurzem mit seiner Tochter Bezique gespielt, saßen die jungen Eheleute einander gegenüber. Bärenburg war sehr blaß. Er hielt den Kopf gesenkt. Ein Ausdruck tiefer Beschämung lag auf seinem hübsch geschnittenen Gesicht. Man sah es genau, daß dies kein böser Mensch war, sondern nur ein schwacher, der, aus seinen natürlichen Existenzbedingungen losgerissen, in einem fremden Boden nicht gedeihen konnte. Eine dicke Perlenschnur lag auf dem Tische.

Beim Eintritt Lensky's wendeten sowohl Mascha als ihr Mann den Kopf. Mascha war verweint, bemühte sich jedoch, sofort einen freundlichen, gleichgültigen Gesichtsausdruck anzunehmen. Es ging Lensky durch Mark und Bein, zu sehen, wie sie sich überwand, um ihm einen Schmerz zu ersparen.

„Zwing' Dich nicht zu lächeln," sagte er, indem er direct auf sie zuging, „es nützt nichts." Er griff nach der Perlenschnur und betrachtete sie mit eigenthümlicher Rührung. „Ich habe begriffen!"

Einen Moment herrschte lautlose Stille, dann begann Bärenburg verlegen: „Sie dürfen die Situation nicht so verzweifelt auffassen ... es ist nur ein unbequemer Moment ... mir natürlich sehr peinlich, sehr ..."

Lensky fiel ihm ins Wort. „Es ist besser, daß wir nicht davon reden," rief er, roth vor verhaltenem Zorn und mit heiserer, fast röchelnder Stimme, „wenn ich einmal anfinge, würde ich Ihnen Sachen sagen, die mir ein Edelmann nicht verzeihen dürfte, und ich will mich nicht mit Ihnen entzweien — des Kindes halber nicht — aber ... aber ..." er griff sich mit beiden Händen an den Hals, „nein, ich ersticke sonst — das muß heraus."

„Vater, schweig', um Gotteswillen!" rief Mascha, „Du thust ihm Unrecht. Bedenke, wie hart es für ihn war — ein Anderer in seiner Lage ..." sie schmiegte sich an den Vater, flehend, weinend.

„Sie hat recht,“ murmelte er, „wer weiß — ein Anderer wäre vielleicht noch schlimmer gewesen — noch schlimmer! Aber lassen Sie mich jetzt mit meinem Kinde allein — es wäre besser.“

Bärenburg verließ das Zimmer. „Er spielt!“ sagte Lensky, Mascha gerade in die Augen sehend.

Mascha schlug die Augen nieder. „Erst seit unserer Heirath,“ murmelte sie.

„Der Elende!“ stieß Lensky hervor.

„Sei nicht zu streng gegen ihn,“ sagte Mascha, „er ist ja beinahe ebenso sehr zu bedauern wie ich. Ach Vater! Vater!“ Sie zerrte an ihren Händen, dann plötzlich mit einer Gebärde unaussprechlicher Verzweiflung sich die Haare von den Schläfen zurückstreifend, rief sie: „Wenn ich nur den Muth hätte, meine Natascha ein letztes Mal so recht warm an mein Herz zu halten und sie ein letztes Mal zu küssen, und mit ihr herunterzuspringen ins Wasser — dort —“ sie deutet auf ein Fenster; sie hatte sich offenbar schon mit dem Gedanken beschäftigt, — „aber wie soll ich den Muth haben, wenn sie mir zulacht und so lustig mit ihren kleinen Gliedern zappelt und sich am Leben freut!“

Lensky legte den Arm um die junge Frau und lehnte den Kopf der Unglücklichen an seine Schulter. „Es wird besser werden — er wird sich ändern mit der Zeit. Du darfst Dich ihm nur nicht zu sehr fügen, Du mußt die Zügel in die Hand nehmen, mußt Kopf und Charakter haben für zwei. Vergiß die alte Geschichte, verlange Dein Recht neben ihm, dann wird sich Alles geben, glaube mir. Was Eure Geldverlegenheiten anbelangt, da will ich schon Rath schaffen. Nur die ...“ er nahm die Perlenschnur, die auf dem Tisch liegen geblieben war und ließ sie liebkosend durch seine Finger gleiten, „die gib nicht weg — das darfst Du mir nicht anthun — nur das nicht. Ich werde Rath schaffen, sorge Dich nicht.“

IV.

Ja, er wollte Rath schaffen! Es hielt schwerer, als er dachte. Bei der durch die Situation veranlaßten Klärung seiner Geschäfte stellte es sich heraus, daß ihm von seinem Vermögen nichts mehr übrig geblieben. Wohin war es gekommen? Er hatte ja so einfach gelebt in diesen letzten Jahren, fast wie ein Bettler. Wohin war das Geld?

Das ihm von jeher anhaftende Mitleid mit Allem, was lebt, mit Allem, was Schmerz empfindet, hatte in dieser letzten Zeit einen krankhaften und übertriebenen Charakter angenommen. Er gab und gab Jedem, der sich an ihn wendete; gab ohne zu zählen, ohne zu prüfen, unterstützte jede Noth, jede Schwäche, jedes Laster, um irgend einen Jammer zu lindern, sei's auch nur eine Stunde lang. Er gab, bis er nichts weiter zu geben hatte. Das Einzige, was ihm übrig blieb, um seinem unglücklichen Kinde Erleichterung zu verschaffen, war: wieder vor die Oeffentlichkeit zu treten. So nahm er denn von Neuem den Wanderstab zur Hand.

Auch diesmal hatte er sich seinen ausländischen Reiseplan von Herrn Braun vorzeichnen lassen. In Königsberg gab er sein erstes Concert hinter der Grenze. Aengstlichkeit dem Publicum gegenüber empfand er nicht. Den donnernden

Applaus, welcher ihm bei seiner letzten Concerttour überall zu Theil geworden, noch im Ohr, machte er sich auf die Möglichkeit eines Fiascos gar nicht gefaßt. Eine andere Art von Mißbehagen plagte ihn.

In den jüngst verflossenen Jahren, die er ernst und einsam in dem Streben verbracht, noch einmal auf die innern Stimmen zu horchen, die in dem tobenden Wirrwarr seines Virtuosenlebens verstummt waren, nun aber von Neuem, erst stammelnd, halb verständlich, dann immer mächtiger, begeisterungsvoller seine Seele durchdrungen hatten — in diesen vier Jahren ausschließlich schöpferischer Thätigkeit hatte das Virtuosenthum seinen Nimbus für ihn eingebüßt. Diese Art Triumphe kamen ihm jetzt kleinlich vor, fast erniedrigend. Er schämte sich förmlich, vor das Publicum zu treten, um sich mit seinen alten Künsten zu produciren. Aber, mein Gott — er that es ja für sein Kind!

Darüber, daß er mit Jubel empfangen werden würde, regte sich in ihm nicht der kleinste Zweifel. Er irrte sich. — Als er Anfang Februar in Königsberg sein erstes Concert gab, war der Saal halb leer und das Publicum blieb kalt. Wie war das möglich?

Er dachte, daß die Kritik ihn an der kläglichen Gleichgültigkeit der Menge rächen, daß seine Collegen ihm Ovationen bringen, ihm sein altes Piedestal aufbauen würden aus Unterwürfigkeit und Schmeichelei.

Aber nein. Die Kritik war lau, und die Künstlerwelt zeigte sich ihm direct aufsässig.

Wie kam es denn, daß er sich durch seine grenzenlose Großmuth keine dauernde Dankbarkeit, durch sein erstaunliches Genie nicht ein Ansehen zu erwerben verstanden, das ihn in sein Alter hinein vor der Strenge einer objectiven Beurtheilung hätte sichern sollen? Wie kam es, daß er wenige Jahre nach seinem Verschwinden vom Schauplatz bereits zu den Gerichteten zählte?

Er hatte nie an die Freundschaft geglaubt, und wie es sich jetzt herausstellte, hatte er auch wirklich keine Freunde.

Man hatte ihn seiner Zeit angeschwärmt, angebetet, ihm geschmeichelt und ihn heimlich beneidet — geliebt hatte man ihn nicht, und war auch nicht geneigt, ihn zu schonen.

Er war immer zu schroff, zu rücksichtslos, zu übermüthig gewesen. Immer bereit zu geben, war's ihm nicht darum zu thun, irgend Etwas anzunehmen, nicht einmal einen Dank.

Trotz seines äußerlichen Wohlbefindens, seiner gewinnenden Gutmüthigkeit im oberflächlichen Verkehr, war er im Innersten fest abgeschlossen und unzugänglich. Außer seiner Frau und seinen Kindern hatte er nie einem einzelnen Menschen mit dem Herzen näher gestanden, so viel schmerzliches Mitleid er mit jedem einzelnen Elend auch empfinden mochte.

Dieser abweisende Gefühlshochmuth, der bei näherer Bekanntschaft immer durchbrach, hatte etwas Peinliches und Demüthigendes. Man schämte sich einem Menschen gegenüber anhänglich zu sein, der sich so wenig daraus machte.

Eine ganze Reihe von neuen, tüchtigen Virtuosen, die sich früher keine Geltung hatten verschaffen können, war erstanden; das Publicum hatte sich an dieselben gewöhnt; die Collegen jauchzten ihnen zu. Gewiß, an Mächtigkeit der Be-

gabung erreichte keiner dieser neuen Tonkünstler Lensky; aber an die großartige Pracht, die seine Kunst in ihrem Zenith charakterisirt hatte, erinnerte man sich nicht mehr; man wollte sich ihrer nicht mehr erinnern; der Mängel hingegen, welche bei seinem letzten Auftreten immer deutlicher seine Leistung entstellt, deren erinnerte man sich nur zu gut. Man fragte sich, wie man sich soviel an Willkürlichkeit und jeder Form von musikalischer Unart hatte gefallen lassen können. Man war froh, diesen Alles an sich reißenden Ruhm hinweggeräumt zu haben, neben dem keine andere Größe sich auszubreiten vermocht.

Sein Wiederauftauchen am musikalischen Horizont hatte dieselbe Wirkung wie das plötzliche Erscheinen eines jahrelang Todtgeglaubten unter den Lebenden. Die Lücke, die sein Abgang gemacht, war zugewachsen — man hatte keinen Platz mehr für ihn.

Anstatt ihn zu vertheidigen, zählten seine Collegen triumphirend Gründe auf für die abweisende Haltung des Publicums.

Er fühlte sich wie vernichtet. Es war nicht möglich, daß seine alte Gewalt ihm wirklich abhanden gekommen sei, sagte er sich. Wenn er noch vor Kurzem seine Virtuosenerfolge recht niedrig angeschlagen, so dürstete ihn jetzt danach.

Ein verzehrender, krankhafter Ehrgeiz überkam ihn, eine Gier nach Triumphen. Ihn, dem sonst alle übertriebenen Redensarten, aller Phrasenschwulst verhaßt gewesen, hungerte jetzt nach großen, enthusiastischen Demonstrationen. Er freute sich an jeder Schmeichelei, mochte sie noch so geschmacklos sein.

Jener tückische Schwindel, welcher große Männer überfällt, wenn sie bergab gehen müssen, packte ihn.

Er klammerte sich an Allem fest, um einen Halt zu gewinnen. Er, der sich so schroff von jeglicher Reclame fern gehalten, von Journalisten nur um sich geduldet, was ihm gerade eine flüchtige Kurzweil verschafft, oder eben in seine Launen paßte, buhlte jetzt um die Gunst des untergeordnetsten Zeitungsschreibers. Er stopfte Concertsäle, die sonst halb leer geblieben wären, mit Freibillets voll, um sich eine empfängliche Zuhörerschaft zu sichern. Es war Alles vergeblich.

Ein wilder Trotz kochte anfangs in ihm, später wurde er scheu und ängstlich.

Eine Art Verfolgungswahn befiel ihn. Er witterte überall Kabalen, wurde ganz thöricht und kindisch in seinen Unterstellungen. Man war unrussisch gesinnt in Deutschland. Die Gleichgültigkeit des Publicums war eine politische Demonstration.

Vor der Oeffentlichkeit trug er ein absichtlich hoffärtiges schroffes Wesen zur Schau; wenn er sich aber unbeobachtet wußte, dann versteckte er den Kopf in die Hände und weinte wie ein kleines Kind.

Der alte Pact mit dem Teufel war gebrochen. Er hätte ihn noch einmal eingehen mögen in seiner großen künstlerischen Gekränktheit und Verzweiflung, aber er konnte es nicht. Er suchte etwas Anderes, das er noch nicht zu finden vermochte; einen musikalischen Ausdruck für den neuen emportragenden Zauber, der ihn letzterer Zeit umfangen, und über den er seine alte Kunst vergessen.

V.

„Lieber Vater!

Ich habe Dir eine große Freude zu berichten. Die Eltern meines Mannes haben sich mit mir versöhnt. Sie sind hier in Venedig, wo sie einige Wochen verbleiben wollen. Sie wohnen im Hôtel, aber ich sehe sie alle Tage und habe meine Schwiegermama bereits sehr lieb gewonnen. Sie erinnert ein wenig an Lady Banbury, nur nicht ganz so großartig und klug ist sie, aber eine sehr gute und vornehme alte Frau, und über alles Erwarten freundlich gegen mich. Unbeschreiblich reizend ist sie mit den Kindern.

„Du solltest sie nur auf der Erde kauern sehen, um mit Harry zusammen die Marcuskirche aus hölzernen Bausteinen aufzuführen — so eine Marcuskirche! Harry ist natürlich der Liebling; er hat das Bärenburg'sche Familiengesicht.

„Aber Etwas von meinem lieben, wilden Papa hat er doch auch — er baut lieber den Campanile als die Marcuskirche, weil der mit so lustigem Lärm zusammenkracht, wenn er fertig gebaut ist, sagte er mir gestern, und dabei funkelten ihm die Augen, und er klatschte in die Hände und hüpfte auf seinen winzigen Füßchen herum, daß ich ihn dafür umarmte.

„Natürlich hat sich meine Stellung vollständig geändert. Meine Schwiegermutter ist eine von denen, die nichts halb thun. Sie hat mich mehreren Damen vorgestellt und mich auch bereits ein paar Mal in die „Welt" geführt, — die venetianische Welt vorläufig. Ach, wenn Du wüßtest, wie schwer mir's ankam, unter Leute zu gehen, das erste Mal! Ich hielt mich kaum auf den Füßen. Nun habe ich mich beinahe daran gewöhnt. Freilich zög' ich's auch heute noch vor, zu Hause zu hocken; aber meine Schwiegermutter mag wohl Recht haben, wenn sie mich zwingt, „mich zu zeigen", wenn sie mir sagt, daß es ein Unrecht gegen meine Familie wäre, meinem selbstsüchtigen Einsamkeitstrieb zu fröhnen. Ja, gewiß hat sie Recht. Der Beweis dafür ist die vollständige Verwandlung, die sich an meinem Mann vollzogen hat, seitdem ich meinen kleinen Platz in der Gesellschaft erobert habe und — Dir kann ich's sagen ohne Eitelkeit — seitdem ich ein wenig gefeiert werde; denn man ist wirklich sehr gut gegen mich. Meine Musik kommt mir zu Statten. Karl freut sich wie ein Kind an meinen gesellschaftlichen Erfolgen und wird nicht müde, mir Complimente zu wiederholen, die man ihm über mich macht.

„Er sieht mich plötzlich mit ganz anderen Augen an und macht mir den Hof wie ein Bräutigam. Er fragt mich bei Allem und Jedem um Rath und wird nicht müde, mir zu sagen, wie angenehm es sei, eine kluge Frau zu haben, die das Denken für Einen besorgt.

„Und ich ... Anfangs — das gesteh' ich nur Dir, Papa — Anfangs erfüllte mich diese Veränderung mit gräßlicher Bitterkeit. Ich war ja um Nichts schlechter damals, als die Anderen nichts von mir wissen wollten. Aber ich nehme mich zusammen.

„Geht es mir doch so viel, viel besser, als ich's je erwarten durfte! Was ich kann, ihm eine angenehme Existenz zu bereiten, das thue ich. —

„Erräthst Du's, wer das Alles für mich vollbracht hat?... Meine alte

Freundin Nita. Kurz nachdem Du von hier fortreistest, kam sie nach Venedig, nur um nach mir zu sehen, weil meine Briefe ihr traurig geklungen hatten. Und sie ruhte nicht eher, als bis sie mit der mächtigen Hülfe Lady Banbury's, die ja, wie Du weißt, Schwester meiner Schwiegermutter ist, die Versöhnung zwischen Karl und seinen Eltern fertig gebracht hatte. Wie sie sich darum abgemüht, wie viele Briefe sie geschrieben hat, wie sie hin und her gereist ist — es ist nicht zu beschreiben.

„Ach, welch' ein herrliches Mädchen! Du solltest sie näher kennen lernen. Sie ist hübscher denn je, trotzdem sie sich bereits den Dreißigen nähert; ihre Berühmtheit wächst täglich, und wenn Du etwa glaubst, sie posire für die Muse und prahle mit Ueberspanntheit wie irgend eine andere weibliche Celebrität — bewahre! Sie hat etwas so heilig Weibliches, keusch Zärtliches in ihrem Wesen, und so ein reizendes Lächeln, wenn sie ein Kind auf ihre Knie hebt!

„Und nun noch von Dem, was meinem Herzen am nächsten liegt.

„Mein Mann nimmt seine Carrière wieder auf. Ende April reisen wir nach Washington.

„Der Gedanke, ein zweites Mal solch' großes Stück Weltkugel zwischen mich und Dich zu legen, stimmt mich traurig. Als Du diesen Herbst bei mir warest, da fühlte ich so recht, wie ich doch ganz zusammengewachsen bin mit Dir. Am liebsten möchte ich Dich mit mir hinübernehmen in unsere neue Heimath. O, wie reizend ich Dir Dein Nest bauen würde, wie ich Dich verwöhnen, bedienen und aufheitern wollte! Aber das thust Du mir ja doch nicht zu Liebe, und es ist auch kein bleibender Platz für einen großen Menschen wie Du in unserem kleinen Haushalt.

„Aber sehen muß ich Dich doch noch, eh' ich gehe. Nenne mir irgend einen Ort, wo Dir's bequem wäre, mit uns zusammen zu treffen. Mir ist Alles recht, von Madrid bis Nischnij-Nowgorod. Colja kommt auch, das hat er mir versprochen. Und da wollen wir Alle zusammen ein paar Tage nur in einander leben und fröhlich sein, wie man es sein kann, wenn Einem die Abschiedsthränen schon in den Augen stehen, und uns an einander freuen, wie sich nur Menschen an einander freuen, welche wissen, daß ihnen die Zeit kurz zugemessen ist. Also bestimme nur einen Ort — nicht wahr? — und bald ...

„Ich höre draußen zwitschern vor der Thür — das ist Nataschа, die aufgewacht ist. Jetzt bringt Anunziata sie herein; ich wollte, Du könntest sie sehen in ihrem weißen Hemdchen und kurzem rothen Unterrock, mit bloßen rosa Beinchen und Armen, mit einer vom Schlaf rothen Wange und so einem zerzausten goldenen Krausköpfchen! O, die Augen, und die lieben, nichtsnutzigen Grübchen um den Mund ... Das ist mein Sonnenschein! Und wie sie die Arme ausstreckt nach mir! — —

„Ich habe meinen Brief unterbrechen müssen, um sie ein wenig auf den Schoß zu nehmen. Der Schalk that's nicht anders. Du wirst Dich an ihr freuen. Sie ist ja um volle fünf Monate hübscher geworden, seit Du sie gesehen. Sie hat drei neue Zähnchen bekommen, zwei unten und eins oben; wie die kleinen Perlen sehen sie aus. Sie läuft schon ganz artig und fängt auch an, Manches zu begreifen. Wenn ich sie frage, wie sie den Großpapa lieb hat,

und ihr dabei Dein Bild zeige, so breitet sie die Aermchen aus, so weit sie kann und schließt die Augen dabei.

„Adieu, Papa, auf baldiges Wiedersehen!

„Noch Eins — ich wollt' es gleich zu Anfang schreiben, und hab' es nicht über mich gebracht, nun muß es aber doch aus der Feder. Es ist mir schrecklich, daß Du Dich um meinetwillen plagst — ich brauch's wirklich nicht. Mit dem, was die Reste meines Vermögens jährlich abwerfen, und mit der Apanage, die jetzt mein Mann von seinen Eltern bezieht, können wir leben, ganz, ganz gut. Drum bitte ich Dich, wenn du concertirst zu Deiner Zerstreuung, so sei's; aber nur nicht um meinetwillen. Von meinem Manne alles Herzliche, von mir . . . Nun ich küsse Dich tausendmal und bleibe, auf ein baldiges Wiedersehen zählend, Deine dankbare Tochter M—."

Es war in Wien, wo Lensky diesen Brief seiner Tochter erhielt, beim Frühstück im Hôtel, am Tage nach einem Concert, in dem man ihm endlich wieder Ovationen dargebracht hatte. Er fühlte sich wie elektrisirt davon, neu belebt, verjüngt um zehn Jahre.

Er las den Brief zweimal; aber, wenn ihn die erste Lectüre aufrichtig erfreut, so gewährte ihm die zweite, aufmerksamere Lesung des Schriftstücks nur den Eindruck einer nüchternen Befriedigung.

„Hm! hm!" murmelte er vor sich hin, „ja, es ist ganz gut, es ist besser, als ich's erwarten durfte. Arme Frau! Er liebt sie aus Bequemlichkeit — sie beherrscht ihn, seitdem sie sich keine Illusionen über ihn mehr macht. Ein tüchtiger Charakter ist sie; sie wird ihre Pflicht thun, ihr Leben ehrlich auskämpfen aus Stolz, um sich nichts vorwerfen zu müssen vor ihren Kindern, und um der boshaften Welt nicht die Freude zu gönnen, ihr Etwas nachreden zu dürfen. Eine prächtige Mutter wird sie werden. Wie doch die Mütterlichkeit die Frau heiligt! Und Nita! — armer Colja!" Plötzlich wurde ihm sonderbar zu Muthe; die Erinnerung hatte ihn da an einen dunklen Punkt herangelockt, vor dem er Grauen empfand. Wie würde das Wiedersehen mit Colja ausfallen! Jahrelang hatte er sich nach der Versöhnung mit seinem Sohne gesehnt, und dennoch konnte er eine gewisse Aengstlichkeit in diesem Falle nicht überwinden.

Er bemühte sich, an etwas Anderes zu denken. Welche Stadt sollte er zu dem Ort der Familienzusammenkunft bestimmen? Er wollte Mascha keine zu großen Auslagen bereiten. Venedig wäre das Bequemste gewesen; aber die alten Bärenburg's waren ihm verdrießlich. Nun, es würde sich finden. Indem griff er nach der Zeitung, um sie, seiner Gewohnheit gemäß, wie jeden Morgen zu lesen. Eine Correspondenz aus Rom stand unter dem Strich. Der Name Perfection fiel ihm sofort in die Augen — der Name des jungen Clavierspielers, der ihn ehedem auf seinen Concertreisen begleitet hatte. Besondere persönliche Sympathien hatte er nie für Perfection gehegt; aber schließlich betrachtete er ihn als seinen musikalischen Lehrling und interessirte sich für sein Fortkommen.

Er sah den Artikel genauer an. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Was las er denn da? — Seinen Namen — ja . . . neben dem Perfection's.

„Zwei stärkere Gegensätze wären schwer in der musikalischen Welt zu nennen

als Harold Perfection und Boris Lensky. Dies fällt um so mehr auf, als sie Jahrelang mitsammen reisend, ein musikalisches Ganzes gebildet haben. Aber während die Kunst des Pianisten sich mit jedem Jahre herrlicher entwickelte, zerbröckelte die Virtuosität des Geigers Stück für Stück. Das Publicum ahnte es bei Lensky's letzter Concertreise noch nicht, was jetzt dem Kurzsichtigsten in die Augen springt, daß nämlich der Beifall, den man den Vorträgen Lensky's zollte, nur noch der Begleitung Perfection's galt. Seither hat sich Perfection von der Despotie seines musikalischen Tyrannen (dem er übrigens die rührendste Anhänglichkeit bewahrt hat) emancipirt und steht nun in seiner künstlerischen Größe da — eines der edelsten Künstlerphänomene aller Zeiten.

„Besonders auffällig wirkt bei ihm der Umstand, daß er in seiner künstlerischen Entwicklung gänzlich unbeeinflußt geblieben.

„Es ist nicht uninteressant, die Einzelnheiten in dem grellen Contrast dieser beiden musikalischen Individualitäten deutlich hervorzuheben. Der Hauptunterschied zwischen Beiden besteht wohl darin, daß Harold Perfection ein civilisirtes Genie ist, während Lensky auch auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit nichts war, als ein genialer Barbar. Von dem Zopf altmodischer Virtuosenpedanterie ist Perfection ebenso frei wie Lensky, aber er ist auch frei von dem Weichselzopf zerzauster Tartarenromantik, mit dem Lensky nie fertig zu werden verstand. Ohne, soweit es sein undankbareres Instrument irgend ermöglicht, an Wärme und Innigkeit hinter dem Vortrag des Violinspielers zurückzustehen, zeichnet sich sein Spiel durch eine geradezu architektonische Stilvollendung aus, die noch kein Virtuose erreicht hat. Nie begeht er eine Sünde gegen den guten Geschmack, gegen das, was wir das höhere, sittliche Princip in der Kunst nennen möchten. Eine Dame aus der römischen Gesellschaft bemerkte neulich, Perfection sei ihr ein zu wohlerzogener Clavierspieler. Ihm fehle die berückende Sündhaftigkeit, das dämonische Feuer, welches Lensky in seiner guten Zeit ausgezeichnet habe. Das mag sein. Aber wie traurig diese bestrickenden Jugendeigenschaften bei einem alternden Künstler ausarten, das haben wir bereits bei der letzten Concerttournée Lensky's zu beobachten traurige Gelegenheit gehabt. Und wie sehr sich die Symptome des Verfalls seither bei Lensky gesteigert, das beweist uns jeder musikalische Bericht, der von Deutschland zu uns herüberdringt. Die berückende Sündhaftigkeit ist zur Fratze geworden, und von dem dämonischen Feuer scheint nichts mehr übrig geblieben zu sein, als eine sich mit dem Bogen austobende Berserkerwuth über die unbesiegbare Kälte des Publicums.

„Man erinnert sich in Rom keines Virtuosenerfolgs, wie es derjenige war, den Harold Perfection den vorigen Montag im Palazzo Caffarelli erlebt. Er ist der Löwe des Tages. Wenn er über die Straße fährt, stoßen sich die Studenten an und sagen: „Ah, è Perfezione!“ und die Hüte werden gezogen wie vor einem gekrönten Haupt.“

Der Artikel war mit dem Namen Arnold Spatzig unterzeichnet. Und wenn statt des Namens drei Sternchen unter diesem Elaborat gestanden hätten — für Lensky wär' es dasselbe gewesen, er hätte doch gewußt, wem er diesen Aufsatz zu danken habe. Seit mehr denn zwanzig Jahren hatte Arnold Spatzig sich darin geübt, ihn zu beschimpfen und zu kränken; was Wunder, daß er die

Meisterschaft erlangt hatte in dieser Kunst. Aber bis jetzt hatte er sich darauf beschränkt, den Componisten in Lensky zu demüthigen; der Virtuose war zu populär gewesen, als daß er sich früher je an ihn herangewagt, und jetzt ... Lensky sah den Artikel noch einmal an. „Unsinn — sittliches Princip in der Kunst — Fastenpredigt über die musikalische Moral — Fratze — alter Hanswurst — Unsinn! — er hat nur Perfection geschadet durch seine Uebertreibung. — Aus jeder Zeile leuchtet die Parteilichkeit ... Gut geschrieben ist der Artikel freilich, das ist das Dumme ... Weichselzopf — zerzauste Tartarenromantik — das wird Vielen gefallen ... sehr Vielen —". Er hieb mit der Faust auf den Tisch — es drosselte ihn an der Kehle.

Daß sich die Kritik häufig darin gefällt, alternde Größen mit Fußstößen zu tractiren, um neuen Größen zu huldigen, das wußte er; daß der Zeitpunkt aber für ihn bereits gekommen sein sollte, jetzt schon — — das war ihm nie eingefallen. „Was Lensky war ..." wiederholte er; „der Esel behandelt mich ja wie eine Leiche, die man vergessen hat einzuscharren. Ich will ihm beweisen, daß ich noch lebe, und daß ein alter Adler immer noch mehr ist als ein junger Spatz!"

Hier betrat der Impresario, Herr Braun, das Zimmer — grauer, dicker, kahler, rothwangiger und behäbiger geworden, als wir ihm zum letzten Male begegneten in Paris. „Ein brillanter Erfolg gestern, mein Meister," sagte er. „Die Sache kommt ins Geleis, wir haben große Siege vor uns." Er breitete eine Reihe musikalischer Kritiken vor dem Virtuosen aus, dann fuhr er fort: „Es heißt jetzt, gut überlegen, wohin wir uns wenden. Nach Paris vielleicht, und von da nach London. Oder nehmen wir erst Brüssel?"

„Bestellen Sie alle Vorbereitungen ab in Paris," rief Lensky.

„Was haben Sie vor?"

„Rom."

Eine augenscheinliche Verlegenheit bemächtigte sich des Agenten. „Hm! der Moment ist nicht gerade günstig, Perfection hat soeben in Rom ..."

Der alte Violinspieler fuhr auf, er packte den Impresario an der Brust — er kannte sich nicht mehr, sein Gesicht war vor Wuth verzerrt — „und soll ich mich etwa vor diesem Gassenbuben fürchten?" röchelte er — „ich sage Ihnen, es bleibt dabei — Rom!"

VI.

Rom! Rom! ... Das Wort hatte von jeher einen besonderen Klang gehabt für ihn. Das schönste Glück seines Lebens hatte er in Rom gefunden — er hatte es begraben in Rom. —

Wenn seine große müde Seele zukunftsscheu nach müder Seelen Art in der Vergangenheit ein Plätzchen suchte zu kräftigendem Ausruhen, da blieb sie immer an dem Punkte stehen, wo Natalie in sein Leben getreten war. Weiter zurück verirrte er sich mit seinen Gedanken nicht gern.

Seine Kindheit und erste Jugend war eine Zeit herber Entbehrungen inmitten einer rohen, unsittlichen Umgebung gewesen. Der Eindruck von unanständigen Späßen, unreinlichen Gewohnheiten, kleinlichem Mißtrauen, zweideutigen

Verdächtigungen, harter Arbeit, unästhetischer Erholung war von der Erinnerung an jene Lebensperiode unzertrennlich. — Ihm graute um so mehr davor, als er wußte, daß der Einfluß dieser Widerlichkeiten ihm heimlich durch alle Poren gedrungen war, daß der Boden, in dem er aufgewachsen, die Wurzeln seines Seins für immer beschmutzt hatte. Er verabscheute die Erinnerung an seine erste Jugend.

Alles, was schön und edel und gut war in seinem Leben, hatte begonnen mit Natalie — in Rom.

Eine irre, dringende Sehnsucht trieb ihn hinunter; er war überzeugt, daß er dort noch etwas Außerordentliches erleben müsse, einen letzten Glanzpunkt in seiner Existenz, einen ungeheuren Sieg, und ... die gespenstische Lockung, die ihn sonst nur in langen Zwischenräumen verfolgt, umschwebte ihn jetzt immer öfter, jedoch nicht mehr quälend wie sonst, sondern süß, geheimnißvoll verheißend, fast beruhigend. Sie war jetzt ganz nahe.

Rom! Rom! Er sprach das Wort manchmal vor sich hin, leise, langsam, wie man den Namen seiner Geliebten über seine Lippen gleiten läßt. Immer unsinniger wurden die Erwartungen, die er an seinen Aufenthalt in Rom knüpfte.

Er würde wieder jung werden — die Todten würden für ihn auferstehen in Rom!

Sein Herz klopfte laut, als der Zug hielt und der Schaffner sein gedehntes „Roma!“ in die klare Aprilluft hinausrief. „Roma — Roma!“

VII.

Es war am Nachmittag, und die Sonne schien hell. Sie waren Beide auf die Bahn gekommen, Mascha und Nikolaj — Mascha voll freudiger, zärtlicher Erwartung, Nikolaj nicht ohne eine gewisse Befangenheit. Selbst jetzt noch, nach beinahe fünf Jahren, hatte es ihn eine gewisse Ueberwindung gekostet, sich zu der Begegnung mit dem Vater zu entschließen. Kaum aber war sein Blick auf Lensky gefallen, so vergaß er Alles, was ihn von demselben getrennt hatte. Eine solche Ruine hatte er nicht zu sehen erwartet. Als er die langsame Aengstlichkeit merkte, mit welcher der Gealterte an ihn herantrat, ohne zu wagen, die Arme, mit denen er mehrmals zuckende, unbeholfene Bewegungen machte, nach ihm auszustrecken, riß es ihn am Herzen, und unbekümmert um die auf der Plattform durcheinander wimmelnden Touristen, Gaffer und Packer, eilte er auf den Vater zu und umarmte ihn. Der alte Künstler lachte krampfhaft, etwas kindisch, wie alte Menschen lachen, um eine zu große Rührung abzuwehren, um nicht zu weinen: dann ging er zwischen seinen beiden Kindern durch den Bahnhof, um mit ihnen in den Wagen zu steigen, der draußen auf dem Platz ihrer wartete.

Lensky schritt, stark auftretend und mit der gezwungen geraden Haltung eines Menschen, der die über ihn hereinbrechende Hinfälligkeit zu verbergen trachtet, durch die Menge. Wie ehemals, wenn er sich zufällig an einem öffentlichen Ort zeigte, starrte er gerade vor sich hin, um den vielen neugierigen Blicken auszuweichen, die ihn zu verfolgen pflegten. Aber kein Mensch blickte heute nach ihm aus. Nur ein Straßenjunge zeigte einem anderen Straßenjungen seine langen Haare und lachte darüber.

Ein leuchtender blauer Aprilhimmel wölbte sich über der Stadt, unter deren Trümmern mehr Ruhm vermodert, als in allen anderen Gräbern der Welt zusammen. Etwas schwerfällig rasselte der Wagen über das Pflaster. Anfänglich wechselte Lensky mit seinen Kindern ein paar Bemerkungen und erkundigte sich auf das Herzlichste nach allen ihren Angelegenheiten. Nach und nach wurde er stiller, immer stiller. Mascha besorgte fast allein die Conversation. Sie erzählte ihm, daß ihr Mann nicht mit ihr habe reisen können, aber sich's nicht nehmen lasse, mit Harry, der indeß bei der Großmutter geblieben sei, nachzukommen, um seine Frau abzuholen und von Papa Abschied zu nehmen. Natascha aber erwarte den Großvater im Hôtel. „Um ein Haar hätte ich sie Dir entgegengebracht auf die Bahn," erzählte sie; „ich schämte mich nur vor Colja meiner Schwäche."

Aber Lensky horchte nicht auf das, was sie sagte. Sein kurzsichtiger Blick blinzelte unruhig über Alles hin, an dem sie vorüberkamen. Bisweilen beugte er sich weit vor und wandte dann plötzlich, wie enttäuscht, den Kopf ab.

„Was suchst Du, Vater?" fragte Nikolaj.

„Rom — ich find' es nicht mehr," murmelte Lensky.

„Ja, es hat sich sehr verändert seit acht Jahren. Seit Mama's Tod."

„Vor acht Jahren hab' ich's nicht gesehen," erwiderte Lensky schroff. „Das Rom, das ich suche, datirt viel weiter zurück."

„Das Rom, in dem Du Dich mit unserem Mütterchen verlobtest," flüsterte Mascha leise.

Er nickte kurz abweisend. Mit einem Male hellte sein trauriges Gesicht sich auf.

„Da seh' ich doch noch alte Bekannte," rief er und deutete auf zwei antike Säulen mit sehr reichen Capitälen; die waren, seltsam genug, in ein kleines bürgerliches Häuschen eingemauert, aus dem ein winziges Fensterchen unbefangen über ihre zeitgeschwärzte Großartigkeit hinüber lugte — ein Fensterchen, in dem ein Stock brennend rothen Geraniums sich gegen den Hintergrund von steifen, weißen, mit Garnspitzen besetzten Mousseline-Gardinen abhob.

„Das ist noch genau so wie damals," rief der alte Mann lebhaft — „bis auf die Einzelnheiten der weißen Gardinen und der rothen Blumen davor. Ich erinnere mich, wie sich Eure Mutter einmal nicht satt lachen konnte über den Contrast dieser genügsamen, sauber gewaschenen Gardinen, neben der finsteren Römerpracht. Gott, wie sie lachte! Ihr könnt Alle nicht so lachen wie sie. Ich muß Euch das Haus zeigen, in der Via Giulia, wo sie damals wohnte."

„Das ist längst verschwunden" berichtete Colja. „Bereits vor acht Jahren existirte es nicht mehr."

„Woher weißt Du das?" fuhr Lensky ihn fast barsch an.

„Weil sie — weil Mama es damals suchte und nicht mehr fand."

„Ah! Sie suchte es auch," murmelte Lensky und verfiel in ein brütendes Schweigen. Nach einem Weilchen hob er den Kopf.

„Warum hat man es eingerissen," rief er zornig — „man hatte kein Recht, es einzureißen; es war ja kein banales, gewöhnliches Haus, sondern ein alter Palast, ein wunderbarer alter Palast — ein Stück Geschichte. Wissen denn diese

Tölpel nicht, daß es Reliquien gibt, an die man nicht Hand anlegen darf? Es bringt Unglück, Heiligthümer zu schänden."

Noch einmal ließ er die Augen über seine Umgebung streifen. „Nein, es ist nichts mehr übrig von meinem Rom," sagte er nach einer Pause; dann, langsam den Blick emporrichtend, setzte er hinzu: „Nichts, als der ewige blaue Himmel über uns." — —

VIII.

Es war Alles zu einem freundlich feierlichen Empfange vorbereitet in dem Hôtel de l'Europe, demselben Hôtel, in dem Lensky vor dreißig Jahren gewohnt, und in dem Alles anders geworden war, wie überall in Rom.

Nataſcha hatte zu Ehren seiner Ankunft ein gesticktes weißes Kleidchen an und erwartete den Großpapa im Salon. Mascha behauptete fest, daß ihn die Kleine erkenne; jedenfalls legte sie ihm gegenüber die größte Zutraulichkeit an den Tag und schien besonderen Geschmack zu finden an seinen zärtlichen Huldigungen. Da er sie auf den Arm nahm, fuhr sie ihm mit den winzigen Händchen einschmeichelnd über die rauhen, runzlichen Wangen, und machte ihn dann auf ihren Putz aufmerksam, indem sie ihm abwechselnd einen ihrer kleinen Schuhe mit den Fingerchen zeigte, bald unbeholfen nach einem Zipfel ihrer himmelblauen Schärpe griff. Und der alte Mann freute sich an der frischen jungen Knospe, konnte sich gar nicht satt küssen an dem weichen, warmen, entzückenden Knirps.

Die Tafel war gedeckt. Sträuße von Magnolien und Veilchen und blühenden Lorbeerzweigen standen zwischen den Dessertaufsätzen auf dem Tisch. Die Champagnerflaschen streckten ihre silbernen Hälse aus einem Eiskühler heraus. Und doch war die Familienzusammenkunft nicht so fröhlich und gemüthlich ausgefallen, als Mascha sich dieselbe geträumt. Ein Druck lastete auf Allen. Lensky, der sonst die längste Eisenbahnfahrt nicht gespürt, war heute so matt, daß ihm die Hände zitterten.

Abgesehen von allen physischen Strapazen, denen er sich die letzten Monate hindurch ausgesetzt, hatten die Reizmittel, deren er sich früher völlig enthalten, und die er jetzt bis zum Uebermaß mißbraucht, ihre verderbliche Wirkung an ihm geübt. Die alte Strammheit in der Haltung fehlte; der Rücken war rund geworden, die Gesichtszüge hatten etwas Erschlafftes. Er ließ die guten Bissen, welche Mascha nicht müde wurde, ihm auf den Teller zu legen, unberührt und trank mehr Wein als sonst. Er sprach fast nichts, brütete oft Minuten lang geistesabwesend vor sich hin, wobei sein todtenblasses Gesicht einen intensiv horchenden und sehnsüchtig spähenden Ausdruck annahm, der seinen Kindern ebenso unheimlich als räthselhaft war.

Wenn er sich aufraffte, wendete er seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich dem Sohne zu. Beständig suchte sein Blick den Nikolaj's. Der junge Mann erwies dem alten jede mögliche Aufmerksamkeit, aber reden konnte er noch nicht mit ihm.

Indessen hörte Mascha nicht auf, es zu versuchen, die drückende Stimmung, deren Grund sie nicht ahnte, durch allerhand Mittheilungen zu beleben. Sie erzählte von ihrer Cousine Anna, die es schließlich doch dazu gebracht habe, zu

heirathen, und zwar einen amerikanischen Emporkömmling, den sie sehr schlecht behandelte, und der sehr stolz auf sie war. Er hatte ihr ein Hôtel in den Champs Elysées nach ihren persönlichen Angaben erbaut. Das Hôtel war sehr schön und sehr groß, es enthielt Platz für Alles, nur nicht für Anna's Mutter. Die alte Jeljägin, welche richtig in dem Bemühen, standesgemäß zu leben, so lange die Tochter nicht verheirathet war, den letzten Heller zugesetzt hatte, bettelte sich jetzt von einem Verwandten zum andern durch die Welt, wie's eben ging. „Sie war diesen Winter sechs Wochen lang bei uns in Venedig," erzählte Mascha, „und Ihr werdet mir's kaum glauben wollen, ich weiß, Ihr seid gegen die Tante eingenommen, aber ich freute mich sehr mit ihr. Sie ist jetzt so einfach und so jämmerlich bescheiden. Sie schminkt sich gar nicht mehr und knüpft ihre Haubenbänder unter dem Kinn. Sie springt immer auf, wenn Jemand Etwas braucht und hat meinen Mann bedient wie einen Sultan. Er war übrigens sehr gut gegen sie, und sie bewundert ihn über die Maßen. Mit mir und den Kindern war sie von einer so altmodischen, eng anschmiegenden Zärtlichkeit, daß mir's das Herz erwärmte. Sie hat doch ein sehr starkes Familiengefühl und erzählte mir viel von meiner lieben Mutter. Seltsam, bei manchen Menschen kommen ihre guten Eigenschaften erst dann zu Tage, wenn sie zu alt geworden sind, um sich das Leben mit Eitelkeit zu verbittern." Mascha lächelte. Es that Lensky wohl, zum ersten Male seit so langer Zeit diesen gesund fröhlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht zu sehen. Indessen fuhr sie fort:

„Noch von Jemand, der Euch vielleicht mehr interessirt als Tante Barbe, hab' ich Euch Nachricht zu bringen. Wem bin ich heute auf dem Corso begegnet? Sonja mit ihrem Vater. Ihr wißt vielleicht, daß er seit Kurzem Inspector — den Titel weiß ich nicht genau — Protector vielleicht — der sämmtlichen choreographischen Institute in Petersburg geworden ist. Wie er mir erzählte, sucht er in Rom Material für das Ballet der Oper. Er ist noch immer ganz der Alte, Feuer und Flamme für die bildenden Künste und für Frauenschönheit — Sonja mag mancherlei zu bestehen haben. Sie trägt ihr Schicksal geduldig, wie sie Alles trägt. Weißt Du, daß sie viel hübscher geworden ist in diesen fünf Jahren, Nikolaj?"

Nikolaj murmelte nur zerstreut: „So? wirklich?" und zerkrümelte sein Brot.

„Ja, weniger stark, das Gesicht ausdrucksvoller. Sie hat mehr Haltung und kleidet sich mit viel Geschmack."

„Ich fand sie immer hübsch und zählte sie stets zu den bravsten und sympathischsten Mädchen, die mir je vorgekommen sind," sagte Nikolaj mit dem Nachdruck, mit welchem Männer Mädchen loben, gegen die sie sich im Unrecht fühlen.

„Ich forderte sie auf, uns heute zu besuchen. Sie meinte, heute könne sie nicht kommen, sie erwarte eine Freundin — Rita Sankjèwitsch."

Nikolaj biß sich die Lippen. In diesem Moment sträubte sich in ihm wieder jede Ader vor Empörung gegen den Vater. Mit einem Male fühlte er etwas Eigenthümliches. Er schlug die Augen auf und begegnete dem Blick des Alten. Ein Schauer überlief ihn. So viel ängstlich flehende Traurigkeit lag in diesem Blick.

UNIVER...

Man war beim Dessert, als ein Kellner eintrat und Lensky eine Visitenkarte präsentirte. Lensky wechselte die Farbe und zitterte am ganzen Körper, als er das Kärtchen von dem Plateau nahm und den darauf gedruckten Namen las.

„Was will der hier?" brauste er, ohne sich vor dem Kellner zu beherrschen, heftig auf.

„Wer ist's?" fragte ihn Mascha auf russisch.

„Perfection!" Lensky trommelte unwirsch auf der Tischplatte herum.

„Aber, Väterchen, Du konntest es doch nicht anders erwarten," flüsterte Mascha leise, „er hat ja nur eine Höflichkeit für Dich, die Dir gebührt."

Lensky runzelte die Stirn.

Da legte ihm Nikolaj die Hand auf den Arm — „soll ich Perfection an Deiner Stelle empfangen?" fragte er. „Ich will ihm sagen, daß Du sehr ermüdet bist von der Reise; er möge später kommen."

Bei der Berührung seines Sohnes zuckte Lensky zusammen. Sein finsteres Gesicht heiterte sich auf. „Nein, nein, mein Junge, besten Dank, Colja, ich gehe schon selbst. Es ärgerte mich nur im ersten Moment, aus unserer Gemüthlichkeit herausgerissen zu werden. Wir werden es kurz machen — auf Wiedersehen."

Damit ging er.

Mascha und Nikolaj blieben noch bei Tisch. — Sie sahen einander forschend an — Jeder wollte die Gedanken des Andern von dessen Gesicht herunterlesen.

„Wie findest Du ihn?" fragte Mascha endlich.

„Sehr verändert."

„Nicht wahr" — Mascha kämpfte mit Thränen — „es ist gräßlich, das mit ansehen zu müssen. Er ist ja nicht zu erkennen; vor fünf Monaten noch war es ganz anders. Wenn man ihn nur verhindern könnte, zu spielen; ich bin überzeugt, er erlebt etwas Kränkendes."

„Ja, wenn man ihn verhindern könnte!" murmelte Nikolaj.

IX.

Indessen war Lensky in den Salon getreten. Ein correct gekleideter, wohlerzogen aussehender blonder Mann kam mit dem Ausruf auf ihn zu: „Willkommen, herzlich willkommen in Rom!" und streckte ihm zugleich beide Hände entgegen.

Lensky nahm lässig eine davon. Die kameradschaftliche Herzlichkeit Perfection's verdroß ihn. Was erlaubte sich denn dieser kleine Pianist? Sonst hatte sein Accompagnateur darauf gewartet, bis er ihm die Hand reichte. Perfection merkte die Verstimmung des Alten. Er war bereit, ihn zu begütigen. Die Nachricht, daß Lensky in Rom concertiren wollte, hatte ihm anfangs immerhin etwas Aufregung bereitet. Jetzt, da er ihn vor sich sah, verwandelte sich seine Aufregung in Mitleid, das edle Gewand, in dem sich der triumphirende Ehrgeiz junger, aufstrebender Mittelmäßigkeit einer überwundenen Größe gegenüber mit Vorliebe verbirgt. Der gebrochene alte Mann mit dem runden Rücken und den zitternden Händen konnte ihm nichts mehr schaden. Er fühlte plötzlich die zärtlichste Verehrung für ihn und drückte seine Hand an die Lippen, wie die eines Priesters.

Was waren Lensky derlei Demonstrationen zuwider gewesen! Er hatte sie schroff und herrisch abgewiesen. Jetzt schmeichelte ihm dieser Beweis von Unterwürfigkeit sichtlich. „Es war sehr schön, daß Sie sich ein wenig beeilt haben, mich zu besuchen," sagte er. „Hm . . . setzen Sie sich." Mehr brachte er nicht heraus.

„Sie haben keine Vorstellung davon, welchen Enthusiasmus es bei Ihren Verehrern erregte, als man erfuhr, daß man Sie endlich wieder hier begrüßen dürfe," begann der redegewandte Perfection.

„Ach! Haben Sie mir wirklich noch Etwas übrig gelassen?" rief Lensky und packte seinen ehemaligen Accompagnateur mit einer familiären Geste beim Knie.

„Demüthigen Sie mich nicht, mein Meister," entgegnete ihm Perfection.

Wieder schlug ihm Lensky aufs Knie; dabei lachte er laut und etwas gezwungen, obwohl nichts Lächerliches vorlag. „Ich freue mich sehr — wirklich sehr, Sie wiederzusehen," versicherte er dem Pianisten.

Dieser lächelte wohlanständig. „Es erinnert Sie an alte Zeiten, mein Meister."

Ueber Lensky's Stirn glitt eine Wolke. „Nicht ganz — hm . . . ich muß Ihnen ja noch gratuliren zu Ihren Erfolgen, ich bin stolz auf Sie, betrachte Sie ein wenig als meinen musikalischen Lehrling. Geben Sie hier noch ein Concert?"

„Nein, vorläufig nicht. Ich habe mich nur noch in Rom aufgehalten um Ihretwillen, Meister. Sie wissen gar nicht, wie ich mich nach dem Klang Ihrer Geige sehne. Wie sind Sie übrigens mit Ihrem Pianisten zufrieden?"

Lensky fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Wie man eben zufrieden sein kann mit einem Clavierspieler, mit dem man erst sechs Wochen beisammen ist. Er hat sich noch nicht eingelebt in mich. Im Uebrigen ist es ein ganz geschickter Mensch."

„Ich fange an eifersüchtig zu werden," rief Perfection.

„Ist nicht nöthig. Mit Ihnen ging's besser . . . zum Schluß. Anfangs hatte ich mich genug mit Ihnen geplagt. Aber . . . man mag sagen, was man will — die Clavierbegleitung bleibt immer ein Bleigewicht für einen Violinspieler. Mit Orchester geht es besser, aber das ist zu umständlich. Wenn ich die Pianisten um Eines beneide, so ist's um ihre Unabhängigkeit. Die Accompagnateure taugen Keiner etwas — Keiner."

„Sie entmuthigen mich, mein Meister," rief Perfection; „als ich von den Nöthen hörte, die Sie letzterer Zeit mit den Pianisten zu bestehen hatten, wollte ich mich Ihnen wenigstens für Ihr Concert hier zur Verfügung stellen."

Vielleicht war der Antrag aufrichtig gut gemeint. Jedenfalls enthielt er die Quintessenz künstlerischer Höflichkeit. Statt dies zu berücksichtigen, fuhr Lensky auf, als ob Perfection ihn mit seinem Antrag hätte beschimpfen wollen, und rief: „Nicht wahr, damit es noch einmal heißen möge, das Publicum hat bei den Vorträgen Lensky's nur noch seinem Begleiter applaudirt!"

Ein unbehagliches Schweigen folgte. Endlich hob Perfection mit gedämpfter Stimme an: „Wie ich sehe, haben Sie den Artikel Spatzig's über mich gelesen."

„Ja, ich habe Ihnen denselben von Herzen gegönnt," versicherte Lensky schneidend — „es freut mich für Sie, daß Sie so gut mit der Kritik stehen."

Perfection sah dem jähzornigen alten Künstler voll in die Augen. Gekränkte Unschuld und beleidigte Würde sprach aus seinen Mienen.

„Sie thun mir mit dieser Anspielung bitter Unrecht," sprach er ruhig und mit Nachdruck; „ich konnte nichts dafür, daß der bewußte Artikel geschrieben wurde; ich hatte ihn nicht gelesen, ehe er erschien. Wenn ich darum gewußt, so hätte ich meine Einwilligung zu seiner Veröffentlichung nie gegeben. Ich fand ihn geschmacklos und roh, und fühlte mich durch ihn keineswegs geschmeichelt, sondern beschämt. In Deutschland hat er mir mannigfache Feindschaften zugezogen. In Rom hingegen, wo er ins Französische und Italienische übersetzt und in verschiedenen Zeitungen abgedruckt wurde, hat er mir genützt, sehr genützt, und Ihnen, Lensky" — zum ersten Male nannte Perfection seinen ehemaligen Gönner kurzweg beim Namen, was dem alten Manne nicht entging — „Ihnen hat das Feuilleton Spatzig's hier — verstehen Sie mich recht — hier in Rom, wo man Sie seit dreißig Jahren nicht mehr gehört hat — hier, wo man sich auf das Urtheil Spatzig's verläßt, unermeßlich geschadet. Ich sag' es Ihnen aufrichtig, in der oberflächlich musikalischen Welt, welche den ausschlaggebenden Theil des hiesigen Publicums bildet, herrscht eine große Voreingenommenheit gegen Sie. Die herzliche Begeisterung, welche man Ihnen andererseits allerdings entgegenbringt, beschränkt sich auf ein- oder zweihundert Ihrer alten Verehrer in der Fremdencolonie. So, da haben Sie die Situation!" Perfection hielt inne.

Lensky's Mundwinkel hatten sich immer tiefer gesenkt, seine Nasenflügel zuckten, er fuhr mit der Hand unruhig über die Tischplatte zwischen sich und Perfection. „Das ist Alles sehr belehrend und sehr interessant, was Sie mir da erzählen," sagte er unwirsch — „aber was geht's mich weiter an."

„Es liegt in Ihrer Macht, die Sachlage zu ändern, und ich möchte von Ihnen erreichen, daß Sie das Ihrige dazu thun. Hm . . . mit Ihnen ist so schwer darüber zu reden, Lensky. Sie haben so leidenschaftliche Voreingenommenheiten; aber wahrlich, es führt zu nichts, Spatzig weiter zu reizen. Beschwichtigen Sie seine durch Sie gekränkte Eitelkeit, er wird sofort einen Artikel über Sie schreiben, welcher die Wirkung des bewußten, über mich erschienenen paralysirt; er wird Propaganda für Sie machen, wird Sie ebenso eifrig herausstreichen, als er Sie früher heruntergerissen hat."

„Und was soll ich thun, um diesen wichtigen Umschwung der Dinge vorzubereiten?" fragte Lensky mit ätzendem Spott.

Perfection stockte einen Moment, dann sagte er: „Machen Sie Frau Spatzig einen Besuch."

„So, also Spatzig hat eine Frau?" fragte Lensky.

„Sie müssen doch wissen — seit mehr als sechs Jahren ist er verheirathet."

„Ich hatte keine Ahnung, habe mich auch nie um die Privatangelegenheiten des Herrn Spatzig gekümmert," entgegnet Lensky hochmüthig.

„Eine ehemalige Sängerin — Signora Zingarelli. — Sie sprach mit großem Interesse von Ihnen, erzählte mir, daß sie vor langen Jahren bei Ihrer ersten Tournée in Amerika das Vergnügen gehabt habe, Sie persönlich kennen zu lernen

und versicherte, daß es sie sehr freuen würde, Sie wieder zu sehen. Sie legt großen Werth darauf."

„Wie nannten Sie die Holde? Zinga . . . Zinga . . ."

„Zingarelli."

„So — Zingarelli —" Lensky lachte vor sich hin. „Das ist ja reizend, das ist ja entzückend. Die Zingarelli . . . ich erinnere mich ihrer genau. Eine Belgierin mit einer hübschen weißen Haut und rothen Haaren . . . ich mache Herrn Spatzig mein Compliment. Hm! und diese Dame soll ich besuchen?"

„Es wäre in Ihrem Interesse," sagte Perfection. „Wenn es Ihnen übrigens zu unangenehm wäre, so mache ich Ihnen noch einen Vorschlag. Ich spiele morgen in einer Soirée bei Spatzig's. Kommen Sie um meinetwillen, um mir die Ehre anzuthun, ohne früher eine Karte abgegeben zu haben."

„Hm! Zu einer Soirée bei Madame Zingarelli-Spatzig! Verzeihen Sie, geht denn irgend Jemand zu Madame Spatzig?"

„Ganz Rom, besonders die vornehme Fremdencolonie. Sie macht ein großes Haus. Sie hat Spatzig ein bedeutendes Vermögen mitgebracht."

„Ja, ja, sie hat die dritten Rollen gesungen bei der Truppe Morelli's in Rußland. Es ist sehr einträglich, die dritten Rollen zu singen bei einer wandernden italienischen Operntruppe!" Lensky lächelte vielsagend.

Perfection schwieg.

„Aber so thun Sie doch nicht so heilig," rief jetzt Lensky, „es kann Ihnen doch nicht unbekannt sein, daß die Zingarelli eine ganz gemeine Dirne war."

„Davon weiß ich nichts," erwiderte Perfection kalt, mit der gemessenen Würde, mit welcher ein Weltmann einen vorlauten Menschen zurechtweist, der sich erkühnt, aus der Vergangenheit seiner Bekannten Dinge ans Tageslicht zu fördern, die der Weltmann zu seiner Bequemlichkeit begraben hat. Zugleich hatte sich der Pianist von seinem Sitz erhoben. Er griff nach seinem Hut. „Nun, wollen Sie den alten Groll vergessen, Lensky? Darf ich Frau Spatzig mittheilen, daß Sie kommen?"

„Sie sind in ihrem Auftrage hier?" fuhr Lensky, dem ein neues Verständniß für Perfection's Haltung aufgegangen war, den Clavierspieler an.

Perfection, dem es doch sonst um eine Antwort nicht schwer zu thun war, stotterte.

„Ich begreife," sagte Lensky; „sie braucht mich, um mich zu zeigen. Man weiß, durch welche Kunstgriffe derartige Damen die Welt in ihre Salons hineinlocken. Es würde ihr Vergnügen machen, den alten Löwen an einer Kette herumzuführen — es mag ja seine kleinen Vortheile haben, sich das gefallen zu lassen" — mit einem scharfen Blick auf Perfection — „aber . . ." er stand jetzt vor Perfection hoch aufgerichtet und finster. Mit einer Gebärde, die ihm in momentanen großen Erregungen eigen war, hob er die Arme und ballte die Fäuste dabei.

„Sie können ihr ausrichten," rief er, indem er die Arme langsam sinken ließ, „Sie können ihr ausrichten, daß ich mich lieber an den Pranger stellen und von den Vorübergehenden anspeien lassen würde, als den Fuß über die

Schwelle des Ehepaars Spatzig zu setzen. Es käme mir weniger erniedrigend vor, als um die Gunst dieses Lumpenpacks zu buhlen."

Eine Minute später befand sich Lensky allein in dem Salon. Perfection hatte sich mit einer tiefen Verbeugung zurückgezogen. Lensky hatte die Empfindung, daß ein großes Unglück geschehen sei — ein Unglück, das er verschuldet. Er wußte nicht recht, was, und konnte die Tragweite dessen, was vorgefallen war, nicht ermessen. Plötzlich klopfte ihm das Herz laut und stark. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Ja, warum hatte er sich auch nicht besser beherrscht!

Mein Gott, er hatte sich nie beherrschen können; wie hätte er's als alter Mann lernen sollen!

X.

Außer dem, daß er grundsätzlich an den Tagen seiner Concerte nie den Bogen anrührte, ehe er sich dem Publicum präsentirte, lebte Lensky an diesen Tagen genau wie jeden andern Tag; man merkte ihm äußerlich keine Aufregung an. Und doch war es diesmal anders.

Frühmorgens besuchte er das Grab seiner Frau in dem hübschen Kirchhof bei der Cestiuspyramide am Fuß des Aventin. Als er zurückkam, war sein Gesicht stark verweint, und er schloß sich mehrere Stunden in sein Zimmer ein. Mascha hörte ihn üben. Beständig tastete er auf seiner Geige herum, als wolle er sich seines Gedächtnisses versichern. Beim Gabelfrühstück setzte er sich zwar zu den Kindern, konnte aber nichts essen. Er klagte über Müdigkeit im linken Arm. Zweimal fiel ihm die Gabel aus der Hand.

Am Nachmittag proponirte Mascha, welche merkte, daß er sich in rastloser Unruhe aufrieb, eine Spazierfahrt. Er willigte ein. Auf dem Corso begegnete ihnen Frau Spatzig in ihrer Equipage. Schon wollte Lensky an seinen Hut greifen, dann schämte er sich seiner Feigheit und wendete den Kopf ab.

Sie fuhren weit hinaus in die Campagna, die Via Appia entlang. Der märchenhafte Zauber des Frühlings breitete den Duft seines erneuten Lebens über die Gräber und Ruinen. Träumerisch ließ Lensky den Blick über die weite Fläche gleiten. Hier erkannte er Alles wieder. Wie oft war er diese Straße entlang gefahren mit Natalie! Er fühlte sich noch einmal jung werden, ein Zustand emportragender Begeisterung bemächtigte sich seiner.

Und plötzlich fing es an, in seiner Seele zu singen und zu klingen. Er horchte athemlos. Was für wunderbare Lieder waren das — er hätte sie niederschreiben mögen jetzt, sofort!

Aber klang das wirklich Alles aus seiner Seele heraus? Ihm war's, als höre er die Musik von hoch oben zu ihm niederschweben. Er beugte sich vor...

Immer tiefer sank das Lied zur Erde nieder, mit der tröstenden, beruhigenden Wehmuth — dem heiligen Mitleid eines Engels, der die Qual eines gepeinigten Menschenherzens begreift.

Tiefer, immer tiefer, weicher, voller! . . . Horch . . . das Lied war verklungen, ein rauher Hauch hatte es verscheucht!

Lensky blickte auf. Neben der Straße stand eine weiße Kirchhofsmauer, und hohe dunkle Cypressen ragten darüber hinaus. Ein vergoldetes Kreuz glänzte

auf zwischen ihrem Schwarz. An der Kirchhofsthür standen weißgekleidete Mönche um einen Sarg herum; der schwarze Qualm ihrer rothflackernden Fackeln verdunkelte die helle Frühlingsluft; von ihren Lippen tönte ein Todtenlied.

Der Wagen rollte weiter — das düstere Bild verschwand — ringsum herrschte der Frühling. Der Hauch neuen Lebens stieg aus der mit frischem Grün bedeckten Erde empor, und in den Hecken küßten sich die Blüthen.

XI.

„Aufrichtig, ohne Umschweife — was halten Sie von Lensky?" Es ist die Gräfin Löwenskiold, eine der ehemaligen Lensky-Schwärmerinnen, welche diese Frage an Harold Perfection richtet. Sie ist jetzt eine gesetzte Frau mit grauem Haar, das sie pudert. Noch immer elegant, gefeiert, beständig von einem Troß von Celebritäten umgeben, die sie protegirt, und über conventionelle Vorurtheile in sittlicher sowohl, als in socialer Richtung stärker erhaben als sonst, macht sie in neuerer Zeit viel von sich reden in Rom. Sie sitzt in einer der ersten Reihen der Salla Dante zwischen Perfection und Madame Spatzig, mit welcher sie viel verkehrt, und wartet auf das Erscheinen Lensky's am Podium. „Sagen Sie mir, Perfection, was halten Sie von Lensky?"

„Ich habe für Lensky ein so unüberwindliches Gefühl von Verehrung und Dankbarkeit, daß mein Urtheil nicht maßgebend sein dürfte," erwiderte Perfection correct.

„Perfection, pas de bêtises, sagen Sie Ihre Meinung aufrichtig," befiehlt Frau Spatzig. Sehr stark, ganz schwarz gekleidet, bis auf ein hellgrünes Band um den Hals, mit tiefem, viereckigem Kleidausschnitt und zwischen Aermel und Handschuh herausquellenden Armen, die Haare noch immer goldigblond, das Gesicht aber aufgedunsen, schlaff, welk, unter einer Lage von Puder, liefert Frau Spatzig den vollständigen Typus einer Pariser Demimondaine, die sich gegen die Vierzig zu rangirt hat, um mit mühsamem Anstand einem Modewaarengeschäft vorzustehen. Ihre Stimme ist tief und guttural; sie klagt über einen rauhen Hals und ißt beständig Jujubepastillen.

„Nun, meine aufrichtige Meinung ist: ich bedauere, daß bei Lensky die Höhen so dicht bei den Abgründen sind," sagt Perfection — „Sie müssen mich nicht mißverstehen, verehrte Gräfin . . ."

Die Gräfin lacht und klopft ihm mit ihrem Fächer auf den Aermel, „ich verstehe Sie sehr gut," ruft sie, „das Wort ist wunderbar bezeichnend!"

„Leider ist es nicht von mir, es stammt von Sterny — aber wie unpünktlich Lensky heute ist," Perfection zieht die Uhr — „halb zehn."

„Und da will er uns noch das Alles vorspielen?" sagt Madame Spatzig und deutet auf das ungewöhnlich lange Programm.

„Es ist in der That ein etwas geschmackloser und überladener musikalischer Speisezettel," murmelt Spatzig, der hinter der Löwenskiold sitzt. „Bleiben Sie bis zu Ende, Gräfin?"

„Unmöglich, mein Bester."

„Er sollte doch endlich anfangen," meint die Spatzig wegwerfend und kaut an ihren Pastillen.

„Er ist doch nicht unwohl geworden?“ flüstert indessen, um einige Plätze weiter, Mascha ihrem Bruder zu — „wenn Du nachsehen gingest.“

Da betritt Lensky das Podium. — Sein Gesicht ist geröthet, er stolpert über eine Stufe, rafft sich auf, verbeugt sich. Spatzig beobachtet ihn aufmerksam. „Hm! er hat Nerven wie ein Conservatorist,“ murmelt er.

Er legt die Geige an. Sein Programm beginnt mit der dem Kaiser Alexander gewidmeten C-moll-Sonate von Beethoven.

Wie wunderbar spielte er sie sonst, mit welch' edlem Verständniß für den großartigen Ernst der Composition! Heute . . .

Ein spöttisches Lächeln tritt immer deutlicher auf das Gesicht der Frau Zingarelli-Spatzig. Der Kritiker zischelt mit der Gräfin Löwenskiold. „So schlecht hat man selten in einem öffentlichen Concert Violine spielen gehört,“ bemerkt er. Man erkennt die Sonate kaum. Alles ist verworren, überhastet. Fast ohne Athem zu holen, springt er aus einem Satz in den andern. Das Scherzo . . . Sonst war's ein Meisterstück von Grazie und Poesie. Jetzt . . . Ist das wirklich Lensky, der mit dieser polternden, musikalischen Insolenz den Bogen über die Saiten jagt?

Die Scham brennt Mascha auf den Wangen, nach rechts und links blickt sie scheu und ängstlich, etwas Schrecklichen gewärtig. Sie möchte den Leuten die Ohren zuhalten, oder ihnen zurufen: „Wartet, habt Geduld mit ihm, er wird ja zu sich kommen.“ Ehe sie sich dessen versehen, hat er die Sonate beendet.

Ein mäßiger Applaus begleitet seinen Abgang. Man legt ihm gegenüber die Nachsicht an den Tag, die man einer großen Berühmtheit schuldet. Mascha athmet auf, wie nach überstandener Gefahr. Mit einem Male bricht das bereits verklungene Händeklatschen von Neuem aus, wird aufdringlich, unbändig — von lautem Bravogeschrei unterstützt. Die hundert oder zweihundert anwesenden jungen Russen, Studenten, Maler oder Archäologen sind es, die in unverständigem, verfehltem Nationalenthusiasmus ihrem großen Manne huldigen.

Anfänglich lassen sich's die Römer gefallen. Lensky ist auf das Podium getreten, er verbeugt sich feierlich, wohlwollend; er weiß nicht, daß er schlecht gespielt hat und freut sich der ihm gezollten Begeisterung.

Spatzig flüstert noch immer mit der Gräfin Löwenskiold und hält sich die Seiten vor Lachen. Die Russen toben. — Es ist zu arg — Madame Spatzig macht einen kleinen Versuch — nur aus Uebermuth; hinter ihrem Fächer, ohne daß es Jemand merkt, fängt sie an zu zischen. Da rings um sie herum durch den ganzen Saal lauter und lauter tönt der schneidende, verächtliche Laut, stärker, immer stärker.

Lensky steht wie angewurzelt, dann, mechanisch die Hände hebend, macht er die alte, stolze Bewegung, mit welcher er einen zu heftigen Applaus abzuwehren pflegte. Aber das Zischen wächst — laute Insulte mischen sich hinein; der wüste Lärm, mit der ein italienisches Publicum seine Mißbilligung und Verachtung ausdrückt, poltert durch den ernsten, kahlen Saal.

Da springt Perfection auf. „Silenzio!“ donnert er dem aufgeregten Pöbel zu — und Alles verstummt.

Lensky ist von der Estrade zurückgetreten. Eine unheimliche Stimmung

herrscht. Man fühlt, daß etwas Schreckliches vorgefallen ist. Man hat einen glänzenden Ruhm auslöschen sehen — man hat einen großen Menschen beschimpft! —

Einige Leute verlassen den Saal. Das Fest ist aus, was soll man noch warten? Es ist nicht möglich, daß das Concert seinen Fortgang nimmt. Mascha und Nikolaj stehen auf, um sich zu ihm hinzuschleichen — da, ein Gemurmel geht durch die Reihen, es kommt noch Jemand — man erwartet einen Regisseur, irgend Jemanden, der dem Publicum meldet, daß Lensky krank geworden ist. Oder sollte der Pianist seine Nummer spielen? — nein. Es ist Lensky selbst, der auf das Podium tritt. Er hält sich steif, blickt weder nach rechts noch nach links. Keine Hand regt sich ihn zu begrüßen. — —

Man begreift nicht recht, was er noch will; aber man bleibt sitzen. Man betrachtet ihn mit Aufmerksamkeit, Achtung und Reue. Wie elend er aussieht, und wie nobel und großartig. Seine Augen glänzen mit überirdischem Licht aus seinem Antlitz heraus, das fahl und verfallen ist wie das einer Leiche.

Schon nach dem ersten Bogenstrich verbreitet sich eine geradezu andächtige Begeisterung in dem Saal. Was spielt er . . . Niemand weiß es — aber Niemand bleibt unbewegt, der ihn hört, und Niemand wird diese Töne vergessen. — Eine Melodie, die Niemand kennt — und die Alle mitreißt — mächtig, wonnevoll, mitleidend und versöhnend emportragend. Es ist das große Wort in der Kunst, das er sein ganzes Leben lang vergeblich gesucht, und das er endlich gefunden hat, jetzt . . . . . Wie er spielt! So hat noch nie Jemand Violine spielen gehört. Jeder Gedanke an Saiten und Bogenstrich verschwindet. Es ist eine Engelsstimme, die singt. — Ein Schauer beschleicht die, welche ihn hören, eine Art heiligen Grauens, als nahe sich ihnen etwas Ueberirdisches, Gespenstiges. Da . . . mit einem Male stockt er . . . Ist eine Saite gerissen?

Die Hand mit dem Bogen war niedergesunken — er streckte den Kopf vor — horchte — auf was horchte er denn? . . .

Sein Gesicht nahm einen verklärten ekstatischen Ausdruck an. Er stieß einen kurzen heiseren Schrei aus, dann, beide Arme vorstreckend, stürzte er zu Boden. Er war wieder jung geworden; die Todten waren auferstanden für ihn. Er fühlte die Last seines Körpers nicht mehr; die große Seele war erlöst.

Er hatte es ja gewußt, daß etwas Wunderbares kommen müsse in Rom.

Sie brachten ihn in das Hôtel; der Arzt kam — zwei Aerzte; man that, was man thun konnte — alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich. Die Aerzte constatirten einen Herzschlag. Um zwei Uhr Morgens blieben die beiden Kinder des Verstorbenen allein mit der Leiche.

XII.

Am dritten Tage nach dem Tode fand die Beerdigung statt mit großartigem Pomp und ungeheurem Menschenzudrang.

Erst wenn man die Leiche eines Menschen mißt, weiß man seine Größe ganz zu erkennen, und die Künstlerwelt, welche Lensky's Sarg umstand in Rom,

wurde sich klar darüber, daß sie einen Riesen bestattete. Die Russen hatten es erst nicht zugeben wollen, daß der Leichnam ihres großen Mannes, der sein Vaterland so unsäglich geliebt, fremder Erde anvertraut werden sollte — seine Kinder aber wußten es, daß er sich's wünschte, neben seiner Frau begraben zu werden in dem Fremdenfriedhof am Fuße des Aventin, und sie respectirten seinen letzten Willen.

Mascha's inneres Sein war gänzlich zerrüttet. Nicht nur ihr Mann, sondern auch ihre Schwiegermutter war von Venedig heruntergekommen, um den Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen, um die gebrochene junge Frau zu stützen, zu trösten. Sie wehrte jeden Trost von sich ab.

Trotz ihrer großen körperlichen Ermattung ließ sie sich's nicht nehmen, die Leiche bis an den Rand des Grabes zu geleiten. Man fürchtete, sie würde ohnmächtig werden, als man den Todten in die gemauerte Gruft versenkte; aber sie hielt sich aufrecht.

Als die Trauernden von dem Begräbniß in das Hôtel zurückkehrten, war der Tisch im Salon für sie gedeckt. Sonja, welche sich in dieser bösen Zeit eingefunden und, einem warmen, milden Sonnenstrahl gleich, wohlwollend und unaufdringlich gewaltet hatte, stand neben dem Samowar. Mit Abscheu wandte Mascha sich ab und eilte in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß. Sie, die so viel des Traurigen und Herben ertragen, ohne zu murren, kannte diesmal kein Maß in ihrem Leid. Bärenburg, Nikolaj, ihre Schwiegermutter klopften nach einander an ihre Thür, um ihr etwas Liebes zu sagen, sie zu trösten. Sie ließ Keinen vor.

Grad und aufrecht saß sie da in dem ersten besten Sessel, den sie hatte finden können — todtenblaß und ohne zu weinen.

Trösten! sagte sie sich bitter — was wollten die sie trösten! — Sie begriffen ja nicht, was sie mit dem großen, stürmischen Herzen begraben, das da draußen am Fuße des Aventin ausruhte vom Leben. Sie hatte den einzigen Menschen verloren, der sie ganz verstand, dem sie sich ganz anvertrauen konnte — den Menschen, der ihr verziehen, sie gehätschelt und gepflegt wie ein kleines Kind, das sich weh' gethan — sie ganz in seiner beschützenden Zärtlichkeit eingesponnen, als der Rest der Welt sich von ihr wandte. Ihr war's, als stocke das Leben um sie herum; Alles war hart und kalt.

Ach, wie konnte sie ihre Existenz noch ertragen, jetzt, da er fort war! Es war unmöglich, weiter zu leben.

Da hörte sie das Geräusch von unsicheren, kleinen Füßen, die sich ihrer Thüre näherten, dann das schwache Poltern von zwei winzigen Fäustchen, die sich an dem harten Holz wund schlugen, ein von einer weichen Kinderstimme undeutlich gelalltes zärtliches Wort.

Sie schnellte empor und schloß die Thür auf. Draußen stand Nataschа mit ihrer Kinderfrau. Die Kinderfrau wich zurück. Die Kleine starrte die Mutter, deren blasses Gesicht und lange Trauergewänder ihr befremdlich erschienen, groß an, dann schmiegte sie sich in ihre Kleider und begann ungestüm die schwarzen Falten zu streicheln und zu küssen. Die junge Frau hob das Kind in ihre Arme. Natascha hörte nicht auf, die Mutter zu umhalsen und zu küssen mit der rührenden, unbeholfenen Zärtlichkeit eines kleinen Wesens, in dem die

Liebe früher wach geworden ist als der Verstand, das einen Schmerz ahnt, den es noch nicht begreift, und das schon trösten möchte, ehe es noch sprechen kann.

Zum ersten Male seit ihres Vaters Tod löste sich ihr Schmerz in Thränen. Schluchzend drückte sie das kleine Mädchen an ihre Brust.

Und der Schmerz um den Todten begegnete sich in ihrem Herzen mit der Freude an diesem jungen Leben.

Und Nikolaj?

Er verhielt sich dem großen Unglück gegenüber ruhiger, so ruhig, daß ihn Mascha, die nichts von seinem Seelenzustande verstand, und der der Schlüssel dazu fehlte, stumpfer Gleichgültigkeit zieh.

Eigentlich war ihm der Vater schon früher gestorben. Verloren hatte er ihn an jenem heißen Junitag in Paris. Er hatte ihn nur begraben in Rom.

Während er die zwei lauwarmen Frühlingsnächte hindurch neben dem kerzenumstrahlten Sarge Wache hielt, hatte er seinen Schmerz gesucht und ihn nicht finden können.

Jetzt aber, nachdem die Unruhe, die mit den letzten Feierlichkeiten stets verbunden ist, vorüber war, wo man die Leiche hinweggeräumt hatte, und er die große Lücke ganz ermessen konnte, welche der Tod des Vaters in seine Existenz gerissen, bemächtigte sich seiner eine mit jeder Stunde stärker anwachsende Traurigkeit. Uebernächtig und müde, wie er es war, schloß er dennoch kein Auge in der Nacht, welche auf das Begräbniß folgte. Beständig beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Todten wie mit einem ungeheueren Räthsel.

Er sah den großen, seltsamen Menschen vor sich in all' seinen verschiedenen Lebensstadien. Als jungen Mann sah er ihn mit seiner stolzen Haltung, seinem dunklen, fesselnden, ausdrucksvollen Gesicht, rasch, energisch, voll feurigen Ernstes und jener unwiderstehlichen Sanftmuth und Zärtlichkeit sehr heftiger Menschen, die beständig Angst haben, durch ein schroffes Wort, eine unbedachtsame Wildheit ihren Lieben wehe zu thun; er sah die Veränderung, welche sich langsam in dem anziehenden Gesicht vollzog, und wie Alles darin schlaffer ward und sich vergröberte, und doch noch Etwas von dem alten Reiz darin übrig blieb, ja, mit dem zunehmenden Alter wieder stärker darauf hervortrat — ein Reiz, der sich in einem Ausdruck unaussprechlich trauriger Güte zusammenfaßte.

Es war etwas geradezu Erschütterndes um diese gewaltige Güte, um dieses reiche, unermüdliche Mitleid! Fast war's, als hätte ihn das Schicksal für Alles, was er in seinem wilden Lebensungestüm angerichtet, dadurch gestraft, daß es ihn verurtheilte, dieses große, warme, beständig rastlos und trostlos den ganzen Menschenjammer mitfühlende Herz in sich zu tragen.

Nikolaj hätte den Vater so gern von ganzer Seele betrauert und nur des Großen und Schönen in ihm gedacht. Er konnte nicht. Die alte häßliche Geschichte quälte ihn noch immer, quälte ihn um so mehr, als er sich vorwarf, jetzt daran zu denken und es ihm kleinlich und in jeder Beziehung widerlich erschien, sich noch nach dessen Tod irgend eines Unrechts seines Vaters zu erinnern.

Früh, ehe noch Jemand sonst sich regte, ging er hinunter, nahm einen Wagen und fuhr hinaus, um das Grab des Vaters aufzusuchen.

Er mußte ein langes Stück durch den Friedhof gehen, ehe er es erreichte. Träumerisch andächtig schweifte sein Blick über die weihevolle Stätte. Die Rosen blühten zu Füßen der alten, schwarzen Cypressen, über deren Wipfeln sich der blaue Himmel wölbte. Der Geruch von frischem, jungen Frühlingsgrün mischte sich mit dem Duft der welkenden Blumen, die auf den Gräbern lagen, mit dem Geruch neu aufgewühlter Erde und an den Hecken blühender Rosen und Magnolien.

Die Sonne stand noch nicht hoch; über den Hügel, an dem sich die Gräberreihen mit ernster Regelmäßigkeit emporstufen, breitete sich ein von goldigen Lichtarabesken durchbrochener Schattenteppich aus.

Aus der Ferne tönte das rastlose Stampfen und Stöhnen der Großstadt, eintönig und klagend — in dem Friedhof regte sich kein Hauch. Die Bäume schwiegen, nur von Zeit zu Zeit hörte man das leise Fallen eines Blüthenblattes, das Zusammenschauern einer sterbenden Rose.

Endlich erblickte er das Grab. Ein Berg von Kränzen deckte es zu. Zu Füßen desselben kniete eine schwarze Gestalt, tief über ihre Hände gebückt, betend.

War das Mascha? Sollte sie ihm zuvorgekommen sein? Er eilte näher. Nein, das war Mascha nicht — die Betende richtete sich auf — es war Nita! Ihre Augen begegneten den seinen; es durchfuhr ihn vom Kopf zu den Füßen. Es waren dieselben wunderschönen Augen, deren Andenken ihm gefolgt war bis über das Meer hinüber, die er so unsäglich geliebt, und — die ihm einst so weh' gethan. Es hatte sich Etwas verändert in ihnen; der Schatten, welcher sie sonst verdüstert, war daraus verschwunden. Ach, was waren diese Augen jetzt lieb und gut, etwas traurig wohl, aber mit der Trauer eines großen Mitleids, eines innigen Verzeihens.

Die Bitterkeit einer häßlichen Erinnerung hatte keinen Platz mehr in ihrem Herzen.

Er senkte vor ihrem leuchtenden Blick fast beschämt den Kopf. Was hatte er sich noch Gedanken zu machen über seinen Vater, wenn *sie* verzeihen konnte!

Sie schien überrascht, ihn zu sehen; aber Verlegenheit darüber, ihm an dem Grabe seines Vaters zu begegnen, bekundete ihr Wesen nicht. Da er nur schweigend den Hut zog, kam sie mit ihrem ganzen alten Freimuth auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Sie erinnerte sich offenbar dessen, daß sie ihm einst Schmerz verursacht, und es that ihr leid. Dann sprach sie ein paar Worte zu ihm mit ihrer süßen, weichen Stimme, halb laut, wie man neben einem Todten spricht, lächelte ihm zu, wie man lächelt, wenn Einem der Schimmer einer tiefen Andacht noch über den Augen schwebt, bekreuzte sich noch einmal vor dem Grabe und ging.

Er blickte ihr nach, wie sie so dahinschritt die dunklen Cypressen entlang, so leicht wie auf Wolken getragen, immer weiter, weiter zwischen den weißen Grabsteinen hin, blickte ihr nach, staunend, grübelnd. Dann beugte er sich nieder, dort, wo sie gekniet hatte, schob die Blumen ein wenig hinweg und küßte die frische Erde.

Es war Alles ruhig in ihm — er hatte mit einem ganzen Abschnitt in seinem Leben abgeschlossen. Es war nicht nur sein Vater, den er dort begraben

unter dem blumenbedeckten Erdhügel, es war die letzte Spur einer unsinnigen Hoffnung, die ihn bis dahin verhindert hatte, sich seinen schönen Jugendtraum aus den Augen zu reiben und der Wirklichkeit muthig ins Angesicht zu sehen.

Er hatte nicht aufgehört, Rita zu lieben; er wußte, daß er sie immer lieben würde — aber andächtig und wunschlos, wie man eine Heilige liebt oder eine Todte.

Als er, um eine halbe Stunde später, den Friedhof verließ, trug er den Kopf hoch und hatte die ernste, entschlossene Haltung eines Menschen, der ein neues Leben angefangen hat.

Die bleibende Erinnerung an den Vater, die er in dieses neue Leben hinübernahm, war die an das edle, bleiche, aller irdischen Unzulänglichkeit entfremdete Gesicht des Todten.

Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel.

Briefe
von
Julius Robert von Mayer in Heilbronn und **Wilhelm Griesinger**
aus den Jahren 1842—1845.

Herausgegeben
von
W. Preyer.

Von der Redaction der „Deutschen Rundschau“ sind mir acht Briefe des am 20. März 1878 zu Heilbronn verstorbenen Robert von Mayer, des Begründers der mechanischen Wärmetheorie, zur Herausgabe anvertraut worden. Diese Briefe, sämmtlich an den um die Psychiatrie hochverdienten Dr. Wilhelm Griesinger (geb. 1817, gest. 1868) gerichtet, wurden in den Jahren 1842 und 1844 geschrieben. Der Verfasser hatte sich bereits als Arzt in Heilbronn niedergelassen, der Adressat lebte zuerst in Stuttgart, dann als Privatdocent in Tübingen. Die Briefe stammen aus dem Nachlaß der Wittwe Griesinger's. Da es von erheblichem Interesse ist, auch des letzteren Briefe aus der damaligen Zeit zu kennen, so wendete ich mich an die Frau Wittwe Mayer's in Heilbronn mit der Frage, ob sie noch vorhanden seien. Mit dankenswerther Bereitwilligkeit stellte dieselbe mir alsbald sechs Briefe von Griesinger aus der Zeit 1842 bis 1845 zur Verfügung, welche sich als die zu den obigen acht zugehörigen erwiesen.

Die sämmtlichen vierzehn Briefe werden hier zum ersten Male veröffentlicht.

Der Text derselben ist nirgends unvollständig; die Handschrift läßt an keiner Stelle im Zweifel (außer S. 218, Z. 5 v. o.). Ich habe auch keinen Anlaß gefunden zu kürzen. Daher erscheinen die Briefe ohne Ausnahme hier so, wie sie geschrieben wurden, indem nur allzuweit gehende Abkürzungen der Deutlichkeit halber durch die entsprechenden Ausdrücke ersetzt wurden.

Meine Erläuterungen beschränken sich auf literarische und biographische Hinweise und Hervorhebung von Einzelheiten. Dagegen habe ich es nicht für nöthig gehalten, die in der Physik jetzt üblichen Kunstausdrücke wie „potentielle Energie“

(Spannkraft) und „kinetische Energie“ (lebendige Kraft), „Arbeit“, „mechanisches Wärme-Aequivalent“ neben die nicht mißzuverstehenden in den Briefen zu setzen, auch nicht die in den alten (Nürnberger oder Bayerischen?) Medicinalgewichten gegebenen Zahlenbeispiele auf die jetzt üblichen Einheiten zu reduciren. Es sei nur beiläufig bemerkt, daß die absoluten Zahlenwerthe in den Beispielen nicht den geringsten factischen Werth beanspruchen und nur zur Erläuterung dienen.

Die Briefe Mayer's sind in zweifacher Hinsicht interessant für einen größeren Leserkreis. Sie zeigen zunächst den Entdecker in seiner ganzen Ursprünglichkeit, Klarheit, Entschiedenheit und logischen Stärke gerade in der Zeit nach Ueberwindung der Zweifel und vor der Veröffentlichung der grundlegenden Arbeit. Damals hatte er, obwohl erst achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt, den Höhepunkt seines Lebens erreicht.

Sodann gewinnt der Laie durch die Bemühungen des Verfassers, die Mißverständnisse des zwar hochbegabten, aber nicht physikalisch beanlagten Freundes in ganz elementarer Darstellung zu beseitigen, aus erster Hand einen Einblick in den Inhalt des Gesetzes von der Krafterhaltung, welches immer noch in der sonderbarsten Weise von Vielen mißverstanden oder gar nicht verstanden wird, obgleich neben dem Namen Mayer's der eines Joule und eines Helmholtz seit mehr als vier Jahrzehnten sich an seine Entdeckung knüpft, und es an leichtfaßlichen Darstellungen nicht fehlt.

Für den Naturforscher und Psychologen haben die Briefe insofern ein besonderes Interesse, als sie zweifellos erkennen lassen, daß angestrengtes und anhaltendes Denken zuerst über die Muskelarbeit und die Wärmebildung im lebenden Körper, also über physiologische Probleme, dann über das Verhältniß von Ursache und Wirkung überhaupt, also über die Grundlage der Erkenntnißtheorie, die eigentliche Quelle der Epoche machenden Entdeckung war, und die exacte Naturlehre dabei erst zu ihrem Rechte kam, nachdem bereits die entscheidenden Begriffe sich gebildet, befestigt und gegen die damals herrschenden, dem Entdecker unerträglichen Vorstellungen der Physiker scharf abgegrenzt hatten. Und doch war Mayer Empiriker, ein guter Beobachter und tüchtiger Arzt, der sich nie mit philosophischen Studien befaßt hat. Metaphysik und Naturphilosophie waren ihm zuwider.

Er war auch durchaus kein geschulter Physiker und beschäftigte sich erst spät mit Mathematik. So konnte er, weil er von der Schuldressur frei war, ganz selbständig vorgehen. Doch ist er in Betreff der physiologischen Verwerthung seiner Theorie von Griesinger mächtig angeregt worden.

Die Briefe lassen dieses deutlich erkennen. Sie zeigen auch, wie viel ihm daran lag, seine Ideen experimentell zu begründen und theoretisch durchzuarbeiten.

Sein Genie brach sich fast ohne Hülfe Bahn. Was er in seinen physikalischen Grundlegungen als richtig annahm, erwies sich später als wahr oder als das Wahrscheinlichste, und was er in Betreff der Bedeutung seiner Entdeckungen prophezeite, ist vollständig in Erfüllung gegangen.

So zeigen diese Briefe aufs Neue, wie weit er seiner Zeit voraus war.

I.

Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Med. & Chir. Wilhelm Griesinger in Stuttgart.

Heilbronn 30 Nov 1842
[Poststempel.]

Lieber Freund!

Mit vielem Vergnügen hörte ich vorgestern von Dr. Scholl, und ersah aus dem gestern erhaltenen Hefte des Archiv's, daß Du wieder im Ländchen Dich aufhältst, und in der Literatur Dich wacker umthust.

Da Du Dich ohne Zweifel für alle Theile der Physiologie interessirest, für die gewordene sowohl als die werdende, so kann ich nicht umhin, Dir einige Resultate vorläufig anzudeuten, welche diese Lehre früher oder später aus den von mir gemachten Entdeckungen ziehen muß. Von dem System der Physik, auf das ich während meiner Reise gekommen, und durch das ich alle Mühe und Aufwand bei derselben überreichlich vergolten weiß. habe ich schon mit Dir gesprochen, als ich das Vergnügen hatte, Dich, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, bei mir zu sehen. Inzwischen habe ich natürlich eifrig fortgearbeitet. Zuerst ging ich zu einer Unterredung zu Nörremberg[1]), der mir sagte: „das sind im Grunde nichts als neue Ansichten von Dingen, die man ebensogut auch anders ansehen kann; ja wenn Sie ein neues Experiment auf Ihre Theorie gründen können, dann, dann ist Ihre Sache gemacht". Hierher rechnete er selbst, ob ich nachweisen könne, daß sich Flüssigkeiten durch Schütteln erwärmen; ich machte diesen Versuch aufs sorgfältigste, gleich nach meiner Nachhausekunft, und er gelang vollkommen. Einige Monate später ging ich mit wesentlichen Bereicherungen zu Professor Jolly[2]) nach Heidelberg. der sich bald dahin erklärte: die Sache gefalle ihm sehr gut; die Lehre von der Wärme (von der vorzugsweise die Rede war) bedürfe einer solchen Bereicherung nothwendig; aber ich solle die Sache weiter ausführen; dies war ein natürlicher Rath; da sich aber der Stoff endlos vor mir ausdehnte, so mußte ich stets mehr bedacht sein mich zu concentriren als zu expandiren. Meinen anfänglich gehegten Plan, in einem zusammenhängenden Ganzen meine Theorie, soweit sie Physik und Physiologie betrifft, dem großen Publicum vorzulegen, hatte ich aus diesem Grunde längst fallen gelassen, und ich arbeitete jetzt einen kurzen Aufsatz aus, in welchem ich einige Grundsätze meiner Theorie mit wenigen Worten entwickelte; diesen schickte ich zur Aufnahme in die Annalen der Chemie ein, und hatte das Vergnügen von Liebig[3]) ein verbindliches Schreiben zu erhalten, worinn er sich vollkommen mit mir einverstanden erklärt; der Aufsatz selbst erschien alsbald, im Maihefte, es ist mir indessen keine Beurtheilung desselben zu Gesicht gekommen. Bei fortgesetzten Studien der Mathematik und Mechanik geht die Sache nun ihren Gang zwar langsam aber sicher vorwärts; und ich kann mich nun nicht enthalten Dir eine Andeutung von dem zu geben, um das es sich handelt. —

Ein Gesetz, welches alle ponderable Objecte (Materien) unbedingt beherrscht, ist das, daß keine gegebene Materie je zu Null wird, keine aus Null entsteht; die Materien verwandeln sich in einander, und nehmen so verschiedene Erscheischeinungsformen an. Wenn z. B. bei der Verbrennung Materien scheinbar ver-

zehrt werden, so wissen wir doch ganz gewiß, daß kein Atom (sit venia verbo) verschwindet. Stelle Dir nun einmal lebhaft folgende Annahme vor: „Bei der Verbrennung werden Materien (wir wollen bei Sauerstoff und Wasserstoff stehen bleiben) verzehrt, dann sagt man also: Wasserstoff und Sauerstoff verschwinden beim Verbrennen; dies versteht sich von selbst, denn der Verbrennungsproceß besteht seinem Wesen nach darin, daß Materien vernichtet werden. Eine eigene Sache ist es, daß bei Verbrennung des Wasserstoffs insgemein Wasser sich zeigt. Protokolliren wir also: beim Verbrennungsprocesse treten, wie die Erfahrung nachweist, Wasser, Kohlensäure u. s. f. auf, deren Entstehen sich aber so wenig erklären läßt, daß vielmehr die Unerklärbarkeit gleichsam axiomatisch anzunehmen ist u. s. f." Wie würde es um die Chemie stehen, wenn sie solchen Grundsätzen huldigte; wenn der rothe Faden, der durch die ganze Wissenschaft läuft, an 1000 Orten durchschnitten wäre? Die Chemie in ihrer Form als Wissenschaft besteht also wesentlich dadurch, daß sie die Unzerstörbarkeit ihrer Objecte annimmt, und den Zusammenhang, in welchem sie unter einander stehen, erforscht; sie lehrt uns, daß aus Knallgas Wasser wird, und Knallgas aus Wasser u. s. w. Freilich entzieht sich dieser Zusammenhang gar oft unsern Blicken; das Wasser, welches eine mit Knallgas gefüllte Seifenblase, die in der Luft steigend entzündet wird, liefert, kann nicht nachgewiesen werden; Niemand zweifelt aber an seiner Existenz. Lassen wir einen Tropfen Wasser in das Weltmeer fallen, so können wir denselben nicht mehr isolirt herausfinden, und dadurch seine Unzerstörlichkeit durch das Experiment beweisen; u. s. f. —

Außer den ponderabeln gibt es aber auch noch andere Objecte (Imponderabilien), die obigem Gesetze gleichfalls unterworfen sind; der Beweis hiefür läßt sich aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Denkens, aus dem Satze vom logischen Grunde ableiten; in meiner Abhandlung im Maiheft der Annalen habe ich ihn, wie ich glaube mit vollkommener Schärfe, aus dem axiomatisch angenommenen Satze: causa aequat effectum entwickelt: ich will mich aber hierbei nicht aufhalten. — Ein solches Object, das nicht Materie ist (Imponderabile), ist die Bewegung; sie entsteht nicht aus Null, sofern sie immer ihre Ursache haben muß, wird aber, einmal entstanden, nicht mehr zu Null, weil keine Ursache mit der Wirkung Null gedacht werden kann. Wir wissen also: die Bewegung ist *eine* Erscheinungsform eines Objectes, das nicht Materie ist; sie entsteht aus einer andern Erscheinungsform, und wird, *sofern sie als Bewegung aufhört*, zu einer andern Erscheinungsform desselben imponderabeln Objectes: Mit anderen Worten, die Ursache der Bewegung, die Bewegung selbst, und ihre Wirkung sind nichts als verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Objectes; wie dasselbe von Eis, tropfbarem Wasser und Wasser-Gas gesagt werden kann. Wie aber wiederum aus Dampf Wasser, aus Wasser Eis werden kann, so auch bei der Bewegung und ihren Ursachen und Wirkungen; *Ursache und Wirkung bezeichnet überhaupt nichts als verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Objectes.* Man kann sagen Eis ist die Ursache des Wassers 2c.; man gebraucht inzwischen diese Benennung bei den ponderabeln Objecten bekanntlich nicht. Die Lehre von den andern Erscheinungsformen der Bewegung (ihren Ursachen und Wirkungen) kann hier natür-

lich nur kurz angedeutet werden; ich habe mir dieselbe zum speciellen Studium seit mehreren Jahren gemacht. Ist eine Masse, ein Kilogramm, 5 Meter über die Erdoberfläche gehoben, so erhält es durch den Fall eine Endgeschwindigkeit von 10 Meter in einer Secunde. Das Erhobensein eines Kilogramms auf 5 Meter und die Bewegung eines solchen Gewichtes, mit der Geschwindigkeit von 10 Meter in einer Secunde, sind ein und dasselbe Object; eine solche Bewegung kann auch wieder in die Gewichtshebung übergehen, hört dann aber natürlich auf Bewegung zu sein, wie die Gewichtserhebung nicht mehr Gewichtserhebung ist, wenn sie in Bewegung übergegangen ist. Die Gewichtserhebung oder noch allgemeiner, den räumlichen Abstand ponderabler Objecte (in unserem Beispiele, der Erde einer-, und eines Kilogramms anderseits), nenne ich, da man im Allgemeinen die Ursache einer Bewegung Kraft nennt, „Fallkraft"; ihre Anerkennung führt zur Abolition des Ausdrucks Schwer*kraft*, welcher in der Physik eine unheilvolle Verwirrung begründet. — Wenn eine Bewegung nicht als solche fortdauert, und nicht in Fallkraft übergeht, so wird sie, wie die Erfahrung in unendlichen Fällen jeden Augenblick lehrt, zu Wärme. — Hier ist es nun wieder, wo der rothe Faden in den Naturwissenschaften abgerissen ist; es ist von jeher sanctionirt anzunehmen: die Bewegung hört bei der Reibung ꝛc. zu sein auf; daß dabei Wärme zu Tag kommt, weiß jedes Schulkind; die Wissenschaft begnügt sich inzwischen mit dem Factum, und stellt mit Resignation das Axiom auf, daß die Reibungswärme unerklärbar sei; denn die Sachen liegen so, daß der fertigste Hypothesen-Künstler an einer Erklärung verzweifeln muß. Dies ist der Stand der Wissenschaften; vergleiche damit die oben über die Verbrennung des Knallgases gestellte Parallele.

Daß Wärme in Bewegung und Bewegung in Wärme sich *verwandeln*, dies ist ein durch die Naturwissenschaften laufendes Factum. Die Frage, wie viel Wärme eine gegebene Bewegung liefere und umgekehrt, läßt sich durch Versuche über Gasarten mit wünschenswerther Genauigkeit ermitteln; man findet, daß ein Kilogramm, das sich mit einer Geschwindigkeit von 10 Metern in 1 Secunde bewegt, oder das 5 Meter in die Höhe gehoben ist, so viel Wärme liefert, daß dadurch 1 Gramm Wasser um 11° R. erwärmt werden kann, und umgekehrt. Die Theorie der Dampfmaschinen ist hier anzuführen. Diese Versuche setzen natürlich voraus, daß keine Bewegung noch Wärme der Beobachtung sich entziehe; die Imponderabilien sind aber begreiflich viel schwieriger zu tractiren als die Materien. Bewegungen pflanzen sich mit großer Leichtigkeit unter der Form von Erschütterung auf umgebende Materien fort, und gehen so für die Rechnung verloren wie die Elektricität, die in den Boden geht. Dies ist bis jetzt der einzige Einwand, der meiner Theorie gemacht wurde; ist das Gewicht und die Geschwindigkeit einer abgeschossenen Kanonenkugel gegeben, so läßt sich die dieser Bewegung entsprechende Wärmemenge berechnen, aber durch kein Experiment aufsammeln. Die einzige Art, wie die aus mechanischen Ursachen entspringende Wärmemenge gemessen und bestimmt werden kann, ist meines Wissens die, daß man Gasarten comprimirt und so die entwickelte Wärme durch Versuche bestimmt: dann findet man, daß die Wärme *unabhängig* von der Temperatur, Quantität und specifischen Wärme oder chemischen Beschaffenheit der Gasart,

einzig mit der zur Compression verwendeten mechanischen Ursache im Verhältniß steht; dies geht an sich schon aus meiner Theorie als nothwendig hervor, findet sich aber auch durch die subtilsten Experimente vollkommen bestätigt. Doch ich unterlasse es, hier Einzelheiten meiner Untersuchungen zu geben; es ist genug, wenn Du Dich überzeugst, daß es jedenfalls Lebensfrage für die Lehre der Imponderabilien ist, die Frage zu entscheiden, ob Bewegung in Wärme, und Wärme in Bewegung übergehen oder nicht; und daß die Lehre von der Wärme z. B. auf einer sehr niederen Stufe stehen müsse, wenn sie von der Entstehungsweise der Wärme durch mechanische Effecte keine Rechenschaft zu geben vermag. — Wir wollen nun kurz resumiren. Fallkraft (d. h. räumlicher Abstand der Materien), Bewegung, Wärme', Elektricität (d. h. elektrische Differenz) und chemische Differenz sind ein und dasselbe Object, aber freilich unter ganz verschiedenen Formen. Da es dem Sprachgebrauche gemäß ist, die Ursachen der Bewegung, „Kräfte" zu nennen, so verdienen diese Objecte alle den Namen „Kräfte". Will man die Eigenschaften der Materien auch noch Kräfte nennen, so muß man diese letzteren von erstern sorgfältig trennen, sonst entsteht eine jammervolle Begriffsverwirrung; Wärmecapacität und Wärme, Schwere und Fallkraft, chemische Affinität und chemische Differenz sind, wie Präpariren und Operiren, ganz verschiedene Dinge. — Bewegung entsteht nicht von selbst; sie läßt sich nur produciren durch einen A u f w a n d von Fallkraft oder von chemischer Differenz, ersteres geschieht in den Wassermühlen, der Zwischenraum zwischen dem Wasser und dem Erdkörper wird hier vermindert, oder geopfert; das zweite in den Dampfmaschinen, wo die Differenz zwischen Kohlenstoff und Sauerstoff geopfert wird. Will man Elektricität zu Hülfe nehmen, so muß diese selbst wieder wie die Bewegung, auf chemischem oder mechanischem Wege gewonnen sein. — Was Wärme, was Elektricität u. s. w. dem innern Wesen nach sei, weiß ich nicht, so wenig, als ich das i n n e r e W e s e n einer Materie, oder irgend eines Dinges überhaupt kenne; das weiß ich aber, daß ich in den Zusammenhang vieler Erscheinungen viel klarer sehe, als man bisher gesehen hat, und daß ich über das, was eine Kraft ist, helle und gute Begriffe geben kann; hört man auf von Schwer k r a f t und chemischer Affinität als von Ursachen von Erscheinungen zu sprechen, d. h. entreißt man den Namen Kraft solchen Dingen, die keine Kräfte sind, so kommt man mit heilsam geläuterten Begriffen zum Studium der belebten Natur; man weiß unter Anderem, was auf Rechnung der Kräfte der unbelebten Natur kommen kann und muß, und die Lebenskraft, Nervenkraft, verliert damit wieder ein großes Terrain; die Faseleien der Naturphilosophie stehen in erbärmlicher Nacktheit am Pranger. Ist Dir das Bisherige in succum et sanguinem gegangen, so wird Dir von selbst einleuchten, daß nicht nur die im thierischen Organismus sich zeigende Wärme, sondern auch sämmtliche mechanische Effecte, nur dadurch entstehen können, daß fortwährend chemische Differenzen (geopfert) ausgeglichen werden. Unter allen Theilen des lebenden Thierkörpers ist es das Blut, welches den ohne allen Vergleich raschesten Stoffwechsel hat; dieses nimmt beständig Sauerstoff in Menge auf, v e r a r b e i t e t[4]) oder v e r z e h r t i h n in sich selbst, und gibt die in ihm dadurch gebildete Kohlensäure wieder ab; es ist dadurch ein langsam verbrennender Körper, oder in schlagender Vergleichung, eine gährende Flüssigkeit; die hier-

durch entstehende (durch die Ausgleichung chemischer Differenzen nämlich) Wärme, oder allgemeiner die Kraft, die hierdurch zu Tag kommen muß, äußert sich zum Theil als freie Wärme, zum Theil als thierische Bewegung; wäre sonst nichts als Bewegung und Wärme ins Auge zu fassen, so könnten wir eine Dampfmaschine auch ein warmblütiges Thier nennen; auch in ihr verwandelt sich die chemische Differenz, die zwischen ihrer Nahrung und dem Sauerstoff der Atmosphäre besteht, theils in Wärme theils in Bewegung; beide zusammen genommen geben natürlich wieder das Maß der ersten. Zieht man freilich vor, im thierischen Organismus Wärme und Bewegung durch Lebensäther, Nervengeister, Muskelkraft zu erklären, dann hört Alles auf, und es geht, wie man wohl weiß, wie. — Ich muß hier mitten abbrechen, sonst wird die Epistel allzulang; ich habe ohnedies Deine Geduld vielleicht schon lange ermüdet; ich wollte Dir nur ganz kurz schreiben, konnte aber in der That nicht weniger schreiben, wenn ich anders möglich machen wollte, daß Du siehst, wohin es hinaus will. Recht lieb wäre es mir, zu hören, was Du in specie von dem Gelesenen, sofern es Dir neu ist, denkst, bitte Dich aber, mehr die Sache an sich, als die eilige, abgerissene Darstellung ins Auge zu fassen.

Herzlich grüßt Dich Dein

Heilbronn, 30. November 1842. alter treuer Freund

Geist [5]).

II.

Herrn Med. Dr. Robert Mayer in Heilbronn.

Stuttgart. Calwerstraße 28.
4. December 1842.

Lieber Freund!

Der Beantwortung Deines Briefes, der mich auf ebenso interessante als erfreuliche Weise überraschte, mußte die Lectüre Deines bei Liebig erschienenen Aufsatzes nothwendig vorangehen. Eben ward ich mit dieser fertig; indem ich Dir zu einem so hübschen literarischen Debut von Herzen gratulire, schicke ich mich an, mein Interesse an der Sache in einigen Bemerkungen über dieselbe, so weit sie mir zugänglich ist, auszusprechen.

Die Constatirung der wegen der Analogie mit der Reibung voraus zu vermuthenden Erwärmung von Flüssigkeiten durch Schütteln ist von Wichtigkeit und dürfte vielleicht eine unmittelbare physiologische Anwendung zulassen (auf den Kreislauf), deren Feststellung durch Experimente eine schöne Arbeit für Dich wäre. — Dein Satz, daß Bewegung in Wärme und Wärme in Bewegung sich verwandle, scheint mir offenbar zu abstract. Bewegung an sich ist ein reines Abstractum, eine bloße Vorstellung, oder ein Begriff; empirische Kenntniß können wir nur von bewegter Materie haben, und ebenso verhält es sich mit der Wärme, ebenso z. B. mit der Farbe 2c. Alles dieses sind Worte, deren sich unsere unphilosophische Sprache für ein Allgemeines an Erscheinungen der Materie bedient, wie sie es z. B. auch thut, indem sie von Krankheit spricht, während diese „Krankheit" selbst nirgends objectiv vorhanden ist, sondern es nur kranke Organismen in der Welt gibt. Die mit den betreffenden Eigen-

schaften versehene Materie selbst ist eben der concrete Inhalt jener Abstractionen, und mit dieser selbst hat es zunächst die Naturwissenschaft zu thun. Sage jetzt aber einmal, statt „Bewegung verwandelt sich in Wärme" concreter: bewegte Materie verwandelt sich in warme Materie! — so hast Du, insofern dies von den Reibungserscheinungen her bekannt ist, entweder nur eine Börsenwahrheit (?), oder höchstens den allgemeinen Ausdruck für ein bekanntes Factum ausgesprochen, bist aber von der Erklärung der Sache noch gerade ebenso entfernt, als zuvor. Ich hätte also gewünscht, daß Du mehr mit Materien als mit Begriffen operirt hättest; denn indem ich den Werth einer rein speculativen Physik gerne anerkenne, weiß ich auch, wie unser consequentestes Denken anfangs vielleicht lange neben der Natur hergehend, durch einen kleinen eingeschlichenen Irrthum sich unvermerkt von ihm entfernen und am Ende sehr weit von dem wirklichen Verhalten der Sache abkommen kann, wenn es nicht stets durch die Controlle des Experiments darauf zurückgeführt wird. Liebig, bei dem ich manche Anklänge zu Deinen Ideen fand (z. B. p. 32 seiner organischen Chemie, angewandt auf Physiologie und Pathologie, Braunschweig 1842) ist auf denselben Abweg der zu weit getriebenen Abstraction gekommen, und muß es nun damit büßen, daß sein Capitel über die Bewegungserscheinungen der Organismen, für welches er bei den Physiologen auf bedeutenden Succeß gerechnet hatte, von diesen sehr kalt aufgenommen, ja von fast keinem Einflusse sein wird. — Deine Zusammenstellung der Bewegung mit den Imponderabilien hat insofern meinen vollkommenen Beifall, als ich längst gewohnt bin, die letzteren nicht als eigene Materien, sondern als Eigenschaften der Materie, gerade wie Bewegung, Farbe ꝛc., zu betrachten. Die empirische Untersuchung über den Einfluß, welchen diese verschiedenen Modi der Existenz der Materie auf einander haben, also z. B. die Bewegung auf die Wärme, die Elektricität ꝛc., ist natürlich von der größten Wichtigkeit, und Niemand wird hierzu befähigter sein, als Du durch Dein lange vorausgegangenes speculatives Denken; denn, der gewöhnlichen Ansicht entgegen, glaube ich, daß man durch Denken auf gute Versuche, aber sehr selten durch Versuche auf neue Gedanken kommt. — An der Schwere und „Schwerkraft" ist in neuerer Zeit von mehreren Seiten tüchtig gerüttelt worden; ein Aufsatz in Ruge's deutschen Jahrbüchern, 8. bis 15. October d. J. „Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft, von Löwenthal", wird Dich in dieser Beziehung interessiren; es scheint außer Zweifel, daß unsere Begriffe über die Schwere aufs Wesentlichste modificirt werden müssen. — Daß die Physik der organisirten Materie, d. h. die Physiologie, von Allem, was bei Euch Unorganisirten drüben geschieht, alsbald Notiz zu nehmen und Anwendung zu machen, oder doch zu versuchen hat, versteht sich. Hat sie nur etwas Positives, wirklich etwas Setzendes von Euch und in specie von Dir zu erwarten, so wird sie mit offenen Armen darnach greifen, und sogar die mir persönlich leidige, aber wie ich gerne zugebe, jeder präcisen Naturforschung befreundete Mathematik kann alsdann auf eine gute Aufnahme rechnen. — Ich hoffe, daß wir uns auch einmal wieder persönlich sehen werden, worauf ich mich jetzt, da ich so viele und interessante Dinge von Dir zu hören hätte, doppelt freue; ich will Dich daher auffordern, einmal hierher zu kommen, und wenn dies nicht möglich wäre, bitte ich wenigstens um Fortsetzung schrift-

licher Mittheilungen. — Deiner Frau will ich mich, halb bekannter, halb unbekannter Weise, bestens empfohlen haben; Dich selbst, mein lieber, alter Freund, grüßt mit herzlicher Freundschaft

der Deinige

W. Griesinger.

[1]) Nörremberg (geb. 1787), seit 1832 Professor der Physik in Tübingen, war ein ausgezeichneter Lehrer und Experimentator. Jedoch besuchte Mayer als Student keine seiner Vorlesungen, sondern trat erst später zu ihm in Beziehung, wie Rümelin (in der „Allgemeinen Zeitung" vom 30. April 1878) berichtet.

[2]) Jolly (geb. 1809), war zu jener Zeit Professor der Physik in Heidelberg und einer der sehr wenigen Fachmänner, die den originellen jungen Mayer ohne vorherige persönliche Bekanntschaft verständnißvoll, aufmunternd und fördernd aufnahmen. (Ebenda 1. Mai 1878.)

[3]) Die derselben Quelle zufolge im Jahre 1841 geschriebenen (aber — s. u. — schon 1840 erdachten) „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" waren zuerst für Poggendorff's „Annalen der Physik und Chemie" bestimmt gewesen, wurden aber dem Verfasser als ungeeignet zur Aufnahme von dem Herausgeber zurückgesendet. Dann erst bot Mayer das Manuscript Liebig an, welcher es im 42. Bande seiner „Annalen der Chemie und Pharmacie" veröffentlichte. Der Aufsatz ist nur eine vorläufige Mittheilung, aber eine der wichtigsten, welche jemals geschrieben worden sind. Daß er seiner Zeit unbeachtet blieb, liegt an dem ungewöhnlichen Ort der Veröffentlichung, an der ungewöhnlichen, auch den besten Köpfen damals unverständlichen Ausdrucksweise und an der in Betracht der Neuheit des Gegenstandes viel zu concentrirten Darstellung, welche den Lesern der „Annalen" zu viel auf einmal zu denken gab. Die kaum neun Seiten umfassende Abhandlung ist abgedruckt in der „Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften von J. R. Mayer" (2. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1874. S. 3—12). Der in ihr zum ersten Male mitgetheilte, noch zu kleine Kraftwerth der Wärme ist derselbe, welcher in dem Zahlenbeispiel dieses Briefes verwendet wird (rund 365 Grammeter).

[4]) Die Behauptung, daß die Verbrennung der verdauten Nahrungsstoffe im Blute stattfinde, hat zu vielen Discussionen Anlaß gegeben. Sie ist irrig. Der in den Lungen eingeathmete und von den rothen Blutkörperchen daselbst aufgenommene Sauerstoff verläßt dieselben in den Haargefäßen des Körpers und wird extravasal vom Protoplasma der verschiedenen (jene Abspaltung des Sauerstoffes vom Blutroth auch außerhalb des Körpers bewirkenden blutfreien) Gewebe — der Muskelfaser, der Nervenzelle, der Drüsenzelle u. s. w. — verbraucht. Die physiologische Verbrennung findet nur zum kleinsten Theile im Blute, zum größten in den Geweben statt, was übrigens für die Grundlage der Mayer'schen Theorie nicht in Betracht kommt. Denn diese lehrt den lebenden Körper als eine Maschine betrachten, in welcher ein Theil der eingeführten potentiellen Energie (der chemischen Affinität) in Wärme, ein Theil in Arbeit umgewandelt wird. Die Herzkraft erscheint nach Abnahme der Geschwindigkeit des Blutstromes in den Haargefäßen in der Form von Reibungswärme mit Erhöhung der Temperatur der Capillarwände. Daher muß die Tension des Sauerstoffes im Capillarblute zunehmen, dessen Blutkörperchen sich an jenen Wänden reiben, und dadurch dann die Dissociation des Sauerstoffhämoglobins im Blute der Gewebe begünstigt werden. Aber der eigentliche Verbrennungsort liegt im Protoplasma derselben außerhalb der Blutgefäße, die der Sauerstoff nachgewiesenermaßen in der umgekehrten Richtung wie in den kühleren Lungen durchsetzt. Diese neue Anwendung des Mayer'schen Princips auf wichtige, bisher unvermittelte Lebensvorgänge bringt dieselben in einen natürlichen ursächlichen Zusammenhang. Jeder Satz läßt sich experimentell begründen.

[5]) Ueber den Beinamen „Geist" gibt Rümelin (a. a. O.) Auskunft. Mayer machte manchmal den Kameraden physikalische Experimente vor und ließ in einem Klosterkreuzgang Geister an der Wand erscheinen. Daher der Beiname, welcher „für immer gebräuchlich geblieben ist".

III.

An Griesinger.

5. und 6. December 1842.

Lieber Freund!

Dein liebes Schreiben, das ich diesen Morgen erhalten, macht mir große Freude, da ich sehe, daß Du Dich für die besprochenen Gegenstände interessirst. Deiner Einladung, nach Stuttgart zu kommen, werde ich zwar in nächster Zeit, als junger Ehemann und des Oberamtes Chirurg[6]), keine Folge geben können; würde mich aber um so mehr freuen, Dich einmal wieder bei uns zu sehen; mein Weibchen, das Dich natürlich von W. aus noch gut kennt, verbindet ihre Einladung mit der meinigen und läßt Dich wiederum vielmals grüßen. — Aus der Unverzüglichkeit meiner Antwort wirst Du leicht ersehen, mit welcher Lebhaftigkeit ich meinen Gegenstand so gerne behandle. Indem Du mir den Vorwurf machst, daß sich meine Theorien in Abstractionen verlieren, glaube ich noch nicht recht von Dir verstanden zu sein, indem sich Alles gerade um ganz concrete Erscheinungen dreht; nur sind die Einzel-Erscheinungen wieder in allgemeine Gesetze gefaßt. — Wir wollen annehmen, ein Apfel hänge auf einem Baum, sein Gewicht sei 4 Loth, seine Höhe über dem Boden 15′; der Apfel fällt herab und hierbei erlangt derselbe, bis er den Boden erreicht, eine gewisse Geschwindigkeit. Da der Apfel schneller und schneller sich bewegt, je länger er fällt, so ist die Geschwindigkeit, die er zuletzt hat, seine sogenannte „Endgeschwindigkeit," seine größte; in dem Moment, wo er auf den Boden gelangt, hat er eine Geschwindigkeit von 30′. (Man ist in der Physik übereingekommen, bei Messungen von Geschwindigkeiten eine Secunde stets als Zeiteinheit anzunehmen; so bald kein Zeitmaß angegeben ist, so muß eine Secunde stillschweigend angenommen werden; es heißt also, der Apfel, wenn er seine Endgeschwindigkeit gleichförmig beibehielte, würde mittelst derselben in jeder Secunde 30′ zurücklegen.) Vorausgesetzt nun, es würde von unserem Untersuchungsobjecte unserer Beobachtung und Messung nichts entzogen — eine schwierige, aber zum Glück nicht ganz unlösliche Aufgabe der Experimentalphysik — so, ist jetzt meine Behauptung, kommt, nachdem der Apfel aufgehört hat, sich zu bewegen, so viel Wärme zum Vorschein, daß durch diese Wärme (beiläufig) ℥β Wasser von 0° auf 1° gebracht würde; meine Behauptung ist also die, daß die zum Vorschein kommende Wärmemenge, in specie die Temperaturerhöhung von ℥β Wasser, gefunden wird, aus der *aufhörenden* Bewegung, in specie eines Apfels von 4 Loth, mit der Geschwindigkeit von 30′. — Dies ist nun keine bekannte, sondern den Naturwissenschaften ganz neue Thatsache;[7]) sie ist in meinem Aufsatze in den Annalen allgemein, aber so ausgesprochen, daß ein Physiker sogleich die speciellsten Resultate daraus ziehen kann; setzen wir die fallende Masse beliebig groß, $= m$, die Höhe, von der sie fällt, ebenfalls beliebig, $= d$, so ist gesagt, $m d$ ist $=$ der Wärmemenge v. Gibt also ein Apfel von 4 Loth, der 15′ fällt, eine bestimmte Wärmemenge v, so gibt ein anderer von 8 Loth, der 60′ hoch fällt (und dessen Endgeschwindigkeit statt 30′ dann 60′ wird), eine 8fach so große Wärmemenge als der erste, denn 8×60 ist $= 8$ mal 4×15.

Wie aus der verschwindenden Bewegung Wärme entstehe, oder nach meiner Sprechweise, wie die Bewegung in Wärme übergehe, darüber Aufschluß zu erlangen, wäre von dem menschlichen Geiste zu viel verlangt. Wie das verschwindende Sauerstoff- und Wasserstoff-Gas Wasser gebe, warum nicht etwa eine Materie von anderen Eigenschaften daraus entstehe, darüber wird sich wohl kein Chemiker den Kopf zerbrechen; ob er aber den Gesetzen, denen seine Objecte, die Materien, unterworfen sind, nicht näher kommt, wenn er einsieht, daß die entstehende Wassermenge sich präcis aus der verschwindenden Menge von Wasserstoff und Sauerstoff finden lasse, als wenn er sich keines solchen Zusammenhanges bewußt ist, dies wird keine Frage sein. — Wie meine Theorie ins Concrete geht, davon hier ein Beispiel. Gesetzt, wir haben in einem geschlossenen Raume (einem Zimmer) eine Dampfmaschine und eine Partie Kohlen; daneben liegen viele schwere Gewichte zur Erde. Die Wärmemenge, welche durch das Verbrennen der bekannten gegebenen Gewichtsmenge Kohlenstoff erhalten wird, ist zu berechnen, wir können mithin angeben, um wie viel Grad die in dem Zimmer eingeschlossene Luft durch dieses Verbrennen erhöht werden kann; ob wir schnell oder langsam verbrennen, ob im offenen oder im Raum der Maschine, ist für das Endresultat, für das durch den Verbrennungsproceß gelieferte Wärmequantum gleichgültig; lassen wir aber mit unserer Kohlenstoffmenge die Maschine arbeiten, und die Gewichte heben, so wird ein geringeres Wärmequantum als vorher geliefert; der Ausfall wird aber präcis wieder gedeckt, wenn wir den mechanischen Effect, den die Gewichte durch das Herabsinken liefern, zur Wärmeproduction verwenden. Die Theorie geht noch weiter; sie sagt, man nehme in den Dampfkessel eine andere Flüssigkeit als Wasser: Quecksilber, Schwefelsäure, Alkohol, Aether u. s. w., so wird das Resultat wieder ganz das angegebene sein; ebenso wird die Construction der Maschine nichts an dem Gesetze ändern. — Du siehst also, lieber Freund, daß es sich um ganz concrete Thatsachen handelt. Solcher Thatsachen aber sind es endlose; das gemeinsame Band, das alle umschließen soll, ist die Abstraction. — Daß man unter Bewegung nichts als „bewegte Materie" zu verstehen habe, ergibt sich aus jenem Aufsatze von selbst; ebenso daß unter Wärme „warme Materie" zu verstehen sei;[8]) vergl. p. 236 und 240. Aber gerade der allgemeine Ausdruck: „bewegte Materie verwandelt sich in warme (und umgekehrt)" verbindet zahllose Erscheinungen, die bis jetzt in der Wissenschaft isolirt dastehen; gerade dieser Ausdruck führt zu einer ganz neuen Betrachtungsweise der Imponderabilien. Eine sehr dankbare Arbeit ist es für mich, die speciellsten Folgerungen mit den Thatsachen der Experimentalphysik stets und immer im Einklange zu finden, und so für und für die Controle zu führen, die Du mit allem Recht verlangst. Ein Beispiel für alle: In Lamé's Physik, Band I, Seite 503, heißt es: „M. Dulong ... a trouvé ... cette loi remarquable par sa simplicité: 1° que des volumes égaux de tous les fluides élastiques, pris à une même température et sous une même pression, étant comprimés ou dilatés subitement d'une même fraction de leur volume, dégagent ou absorbent la même quantité absolue de chaleur; 2° que les variations de températures qui en résultent sont en raison inverse de leurs chaleurs spécifiques sous volume constant." Dieses Gesetz, welches Dulong „par une série d'expériences" fand, folgt in der That mit Nothwendigkeit aus meiner Theorie: so zwar, daß, wenn die Erfahrung

Gegentheiliges lehren würde, meine Theorie widerlegt wäre. Zum Glück sind die Experimente der quantitativen Wärmebestimmungen der Gasarten, welche zu den schwierigsten, delicatesten gehören, die es gibt, durch die ausgezeichnetsten Physiker der Welt, namentlich Gay-Lussac, Thénard, Dulong &c., ohne Berücksichtigung der Kosten angestellt und verzeichnet; denn ich muß ohne Umschweife gestehen, daß ich, ohne je selbst über Bewegung und Wärme quantitative Versuche anstellen zu können, nur auf die große Anzahl von Experimenten reflectiren kann, die in der Wissenschaft Währung haben. Dies ist ein, wie ich glaube, erlaubtes Verfahren, das immerhin zu Resultaten führen kann. — Ich will noch einmal auf die Hauptfrage zurückkommen, aber mich wieder auf die Reibungserscheinung beschränken. Du erklärst den Ausdruck „bewegte Materie verwandelt sich in reibende," für wesentlich nichts Neues oder entschieden Wichtiges; man weiß freilich, so lang als die Welt steht, daß sich reibende Körper heiß werden. So aber war auch z. B. die Fabrikation des Aethers lange bekannt, ehe man über den Zusammenhang ins Klare kam; für die Lehre vom Alkohol, vom Aether, und für die Lehre einer großen Anzahl damit zusammenhängender Dinge, ist es von nicht geringer Wichtigkeit zu wissen, daß Aether = Alkohol + Wasser,[9]) und daß die Schwefelsäure nicht zu Aether wird. Die Frage ist jetzt, entsteht die Wärme bei der Reibung unter Mitwirkung der Bewegung, wie Aether unter Mitwirkung von Schwefelsäure; dann sollte erklärt werden, was der Alkohol bei der Reibung ist, d. h. aus was die Wärme wird. Diese Erklärung zu geben, hat sich die Wissenschaft bekanntlich selbst für impotent erklärt; jetzt entsteht also die Frage, entsteht die Wärme aus der Bewegung der reibenden Materie wie der Aether aus dem Alkohol? Diese Frage, bis dato noch nie aufgeworfen, zur Entscheidung zu bringen, ist Etwas, von dem sich die Wissenschaft nicht dispensiren darf; das Ja oder Nein ist für die gesammte Lehre von der Bewegung und der Wärme, sowohl in der unbelebten als belebten Natur, eine Lebensfrage.

Die Stelle in Liebig's Chemie, S. 32, von der Du mir schreibst, erschien zuerst in seinen Annalen[13]), ich glaube im Februar- oder März-Heft, und bestimmte mich gerade, einige meiner Hauptsätze in dogmatischer Form vorläufig zu geben, auf die ich das Prioritätsrecht nicht verlieren mochte. Liebig schrieb mir nun u. A.: „Ueber das was Kraft, was Ursache oder Wirkung ist, herrschen im Allgemeinen so confuse Vorstellungen, daß eine leicht verständliche Auseinandersetzung als wahres Verdienst angesehen werden muß." Man sollte hiernach glauben, er selbst wisse sich längst erhaben über die sonst allgemeine Confusion; daß dies aber keineswegs der Fall sei, konnte ich aus seinen „Bewegungserscheinungen im Thierorganismus" zu meiner Zufriedenheit ersehen. Es ist nichts als ein neuer Fleck auf ein altes Kleid: statt mit dem nöthigen Radicalismus zu verfahren, vermengselt er neue Ideen mit alten Irrthümern, und geräth so in wirkliche Fehler (S. 206 und 207).

Die Zusammenstellung der Bewegung mit den Imponderabilien gibst Du mir zu, sagst aber, Du seist überhaupt gewöhnt, keinen essentiellen Unterschied zwischen dieser und den Eigenschaften der Materien, wie Bewegung und Farbe, zu machen. Dagegen muß ich aber, wie ich dies bereits in meinem Aufsatze

gethan, alta voce protestiren: ich erkenne es als Eigenschaften des Goldes an, schwer zu sein, gegen das Licht, gegen Wärme und Elektricität ein gewisses Verhalten (Farbe, Wärmecapacität 2c. 2c.) zu zeigen; subtrahire die Eigenschaften vom Golde, und es bleibt Rest 0, mit andern Worten: das Gold und seine Eigenschaften sind eins und dasselbe, denn $a - a = 0$.

Es ist aber weder allgemeine Eigenschaft der Materie noch specifische des Goldes, über den Boden erhoben zu sein, wodurch es fallen kann, noch bewegt, erhellt, erwärmt, elektrisch zu sein. Auch keine zufälligen Eigenschaften sind die Imponderabilien; es kann zufällige Eigenschaft eines Goldstücks sein, Dukatenform zu haben; diese Form verliert es leicht und spurlos, wenn es sich in aqua regia auflöst, in der Wärme schmilzt u. s. w.; ein Dukaten wird sich hier wohl verhalten wie jedes andere Stückchen Gold; die Wärme eines heißen Goldstücks muß auf andere Materien übergehen, wenn es kalt werden soll. — Will man dennoch darauf bleiben, die Imponderabilien neben den sonstigen allgemeinen und specifischen, und den zufälligen Eigenschaften der Materien, auch noch zu den Eigenschaften dieser letzteren zu zählen, so käme es nur noch auf einen Wortstreit hinaus, wenn man dies wehren wollte; man muß nur immer wohl eingedenk sein, daß die Imponderabilien Eigenschaften sind, welche allen Materien zukommen und wieder allen fehlen können. (Wir wissen zwar aus Erfahrung nichts über absolut unbewegte und wärmelose 2c. Materien zu sagen; so viel aber ist ohne Hypothese anzunehmen, daß durch Entziehung aller Wärme die Materie doch Materie bliebe 2c. — Es ist dies aber nur ein subjectives Raisonnement, auf das ich keinen Werth lege; doch mag es zur schnellen Sonderung der Imponderabilien dienen von Dingen, die keine Imponderabilien sind.) Was eigentlich die Materien seien (Du sagst mit Recht, es gibt keine Materie, nur Materien) erfährt man am besten, wenn man Chemie studirt; ebenso ist es mit den Imponderabilien; will man aber doch einen Collectiv-Begriff derselben haben, so glaube ich in meinem Aufsatze,[10]) S. 234, einen hinlänglich scharfen gegeben zu haben. Will man hingegen ein praktisch concretes Unterscheidungsmerkmal zwischen Imponderabilien und (anderen) Eigenschaften, so würde ich die Aufgabe stellen, die Schwere, gelbe Farbe, Form eines Goldstücks auf ein Stück Silber überzupflanzen (ein Abdruck der Form ist deswegen kein Ueberpflanzen, weil mit dem genommenen Abdruck die ursprüngliche Form bleiben kann), wie sich seine Bewegung 2c. auf eine andere Materie überpflanzen läßt.

Den letzten Gegenstand habe ich mit einiger Ausführlichkeit hier behandelt, weil es mir von besonderem Werth ist, daß wir uns über den Begriff „Imponderabilien" möglichst verständigen.

Du wirst aus dem Bisherigen, wie ich hoffe, nun klar ersehen haben, daß es sich immer und immer um die concretesten Erscheinungen handle. $2 + 2 + 2 = 3 . 2$ und $3 + 3 + 3 = 3 . 3$ u. s. f. kann allgemein ausgedrückt werden $x + x + x = 3\,x$ und $x + x + x + x + x + \ldots\ldots = n\,x$; indem man sich solcher allgemeiner Symbole für Größen bedient, ist man weit entfernt, vom Concreten abstrahiren zu wollen; man involvirt vielmehr dasselbe in pleno; diese allgemeinen Bezeichnungen werden in der Physik beibehalten. Ist also von Bewegung die Rede, so versteht man darunter, daß eine

bestimmte Masse mit einer bestimmten Geschwindigkeit sich bewege; die Masse bezeichnet man allgemein mit M, die Geschwindigkeit mit C (oder mit m und c, sofern man Einheiten der Masse und Geschwindigkeit bezeichnen will); S. 236 heißt es nun $v = mc^2$, unter v aber wird ein gewisses Quantum Wärme verstanden, abhängig von m und c; setzen wir statt m 4 Loth, statt c die Geschwindigkeit von 30′ in 1 Secunde, so wird v, wie solches aus S. 240 berechnet wird, zu dem Wärmequantum das circa ℥β Wasser von 0° auf 1° erhöht; setzen wir statt $m = 4$ Loth, $m' = 8$ Loth, statt $c = 30'$, $c' = 60'$, so bekommen wir ein anderes Wärmequantum; wie solches zu finden, lehrt die Formel: es ist $m' c'^2 = v'$. Dies gibt in der Rechnung $8 \times 60 \times 60 = 28800$, während $mc^2 = v$ gab $4 \times 30 \times 30 = 3600$. Da nun $v' = 8 \times 3600 = 8v$ gefunden wurde, so erhalten wir das Resultat, daß eine Masse von 8 Loth mit der Geschwindigkeit von 60′ in 1 Secunde sich bewegend, das 8fache Wärmequantum von dem liefert, was 4 Loth mit 30′ Geschwindigkeit geben, oder noch concreter, es wird so viel Wärme gewonnen, daß ℥β Wasser von 0 auf 1° gebracht wird. Freilich bezieht sich die Rechnung nur auf einfache geradlinige Bewegungen mit angenommener gleichförmiger Geschwindigkeit, während der allgemeine Ausdruck „Bewegung" alle Bewegungen, als Pendelschwingungen, Undulationen ꝛc. umfaßt; diese letzteren sind ihrer Größe nach auf erstere zu reduciren, und diese Reductionen sind ein Gegenstand der rationellen Mechanik, einer immensen Wissenschaft.

Du hast wohl jetzt gesehen, daß in der That nicht bloß mit Begriffen, sondern sehr mit Materien zugleich operirt wird. — Du wirst aber mit Recht jetzt sagen: „beweise die Wahrheit Deiner Behauptungen." In dieser Hinsicht führe ich an: 1) Die nothwendige Consequenz[11]) aus einfachen nicht gut zu leugnenden Principien. 2) Ein Beweis, der, für mich subjectiv, die absolute Wahrheit meiner Sätze darthut, ist ein negativer; es ist nämlich ein in der Wissenschaft allgemein angenommener Satz, daß die Construction eines mobile perpetuum eine theoretische Unmöglichkeit sei (d. h. wenn man von allen mechanischen Schwierigkeiten, wie Reibung ꝛc. abstrahirt, so bringt man es doch auch in Gedanken nicht hin); meine Behauptungen können aber alle als reine Consequenzen aus diesem Unmöglichkeitsprincipe betrachtet werden; leugnet man mir einen Satz, so führe ich gleich ein mobile perpetuum auf. 3) Ein dritter Beweis ist von der Wissenschaft aus den Lehren der Experimentalphysik zu führen. Dieses ist eine an sich nicht limitirte Aufgabe, an der ich unverdrossen fortarbeite, deren einigermaßen vollständige Lösung von einem Einzelnen, der nicht Physiker und Mechaniker ex professo ist, nur nach Verlauf einer Reihe von Jahren zu erwarten steht. — Daß ich, bei dem raschen Gang der Wissenschaften, einstweilen Fragmentarisches gebe, bevor ich Ganzes zu geben im Stande bin, soll man mir nicht verargen; vielleicht wird einmal Jemand dazu veranlaßt, die Sache wirklich zu prüfen, statt über dieselbe als über etwas Ungeprüftes wegzugehen, und dann habe ich an diesem Prüfenden einen Mitarbeiter, und wenn dies auch nicht, so sind mir doch Prioritäts-Rechte verwahrt, die man, ich sehe es gut, nicht im Schlafe verdient, und kann somit meinen Gang um so ruhiger fortgehen. — Fragst Du mich endlich, wie ich auf den ganzen

Handel gekommen, so ist die einfache Antwort die: auf meiner Seereise mit dem Studium der Physiologie mich fast ausschließend beschäftigend, fand ich die neue Lehre aus dem zureichenden Grunde, weil ich das Bedürfniß derselben lebhaft erkannte; dem erhaltenen Lichte folgend, breitete sich mehr und mehr eine neue Welt von Wahrheiten aus, die ich allein ganz ausbeuten zu können weit entfernt bin, doch thue ich nach Kräften, und früher oder später wird die Zeit gewiß kommen, in der die Wissenschaft die Wahrheiten hell erkennen wird, die ich zum Theil erst in dunkler Ferne ahne. — In der Hoffnung, bald wieder etwas von Dir, dem wackeren Kämpen gegen den empörenden Unsinn der Parasitentheorie, dessen Urtheil ich in Wahrheit sehr hoch schätze, zu vernehmen, grüßt Dich aufs herzlichste

Dein Freund

M.

Da es offenbar bequemer ist, unfrankirt zu schreiben, so will ich den Anfang damit machen.

[6]) Die Trauung mit Fräulein Wilhelmine Cloß fand am 14. August 1842 statt, als Mayer noch nicht achtundzwanzig Jahre alt war. Sein Geburtstag ist der 25. November 1814. Die auf seine Verheirathung folgenden drei Jahre sind die glücklichsten seines an Freuden sehr armen, an Leiden überreichen Lebens gewesen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erreichte damals ihren Höhepunkt, seine ärztliche Praxis entwickelte sich rasch. Er wurde trotz seiner Jugend schon Oberamtswundarzt, dann Stadtarzt und städtischer Armenarzt.

[7]) Durch das Herabfallen eines Apfels aus einer gewissen Höhe wird so viel Wärme frei, daß durch dieselbe ein bestimmtes Gewicht Wasser um einen Grad erwärmt werden kann. So lautet die Behauptung Mayer's. Hier nennt er schon diese Behauptung eine Thatsache. Es ist merkwürdig, daß er nicht sogleich Experimente anstellte, um sie zu beweisen, überhaupt zur Begründung der von ihm entdeckten Beziehung zwischen Arbeit und Wärme und des Wechsels der Erscheinungsweise seiner unzerstörbaren, quantitativ unveränderlichen Imponderabilien nur einen neuen Versuch selbst ausführte, und diesen einen nicht selbst erdachte, sondern erst auf Veranlassung des Physikers Nörremberg anstellte: den fundamentalen Versuch, welcher ihm zeigte, daß Wasser durch starkes Schütteln eine Temperaturerhöhung erfährt; noch merkwürdiger aber, daß er die einzige damals bekannte Thatsache herausfand, aus welcher sich der Arbeitswerth der Wärme berechnen ließ, und ihn daraus nicht allein berechnete, sondern auch sofort als allgemeingültig für die ganze unbelebte und belebte Natur hinstellte. Jene Thatsache ist das Verhältniß der Wärmecapacitäten der Luft bei constantem Druck und bei constantem Volum. Da aber außerdem die Berechnung der berühmten Zahl voraussetzt, daß die Wärmecapacität eines Gases sich nicht mit der Dichtigkeit desselben ändert, so ist es wichtig, zu wissen, daß Mayer die Arbeiten von Gay-Lussac, welcher dieses letztere zuerst experimentell feststellte, schon 1842 kannte, obgleich er öffentlich erst drei Jahre später davon spricht. Die Versuche, auf welche es hier ankommt, sind ausführlich beschrieben in den „Mémoires de Physique et de Chimie de la Société d'Arcueil" in Paris (1. Bd., S. 180—204. 1807), wo der Satz bewiesen wird: „Si l'on fait communiquer deux espaces déterminés dont l'un soit vide et l'autre plein d'un gaz, les variations thermométriques qui ont lieu dans chaque espace sont égales entre elles" (S. 202). In Gehlen's „Journal" findet man (im 6. Bd., S. 392—408. 1808) eine Uebersetzung, in Gilbert's „Annalen" ein Referat (30. Bd., S. 249 ff. 1808). Damit ist zu vergleichen Gay-Lussac's Mittheilung an die Pariser Akademie vom 29. April 1822 (im 19. Bd. der „Annales de Chimie", S. 436, oder in Gilbert's „Annalen", 1822, im 71. Bde., S. 200). Im 27. Bd. der „Comptes rendus" der Pariser Akademie (1848) erklärt Mayer, der übrigens im Herbst 1839 kurz vor der großen Reise zusammen mit Griesinger und Wunderlich in Paris gewesen war, daß er die Aequivalenz von Wärme und Arbeit 1840 in Surabaya gefunden habe, und 1849 (im 29. Bd., S. 534), daß Gay-Lussac den Joule'schen Versuch vom Jahre 1844 über das

Ausströmen eines Gases in ein Vacuum ohne Temperaturänderung längst angestellt hatte, was auch wirklich der Fall ist. Hierdurch fällt der Einwand des Herrn Joule, Mayer habe bei seiner ersten Berechnung des Arbeitsäquivalents der Wärme eine Hypothese als experimentell bewiesen vorausgesetzt und jene Berechnung nachträglich durch den Hinweis auf Gay-Lussac gestützt. Denn aus dem obigen Briefe geht hervor, daß er Gay-Lussac's Arbeiten schon 1842 kannte. Er leitete aus ihnen ab (1845 in seiner Hauptschrift S. 11 und 12, wo jener Versuch von Gay-Lussac mit dessen Namen beschrieben ist), was Manche jetzt den dritten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie nennen. Daß er 1842 den ersten Hauptsatz kannte, den man jetzt auch nach ihm benennt, geht deutlich aus diesem Briefe hervor. Jedoch ist seine Ausdrucksweise ungenau, da er in der Formel $md = v$, wie auch an anderen Stellen, z. B. schon im ersten Briefe, „Masse" statt „Gewicht" setzt, dagegen in der Formel $mc^2 = v$ mit m die Masse $= p : g$ bezeichnet, wo p das Gewicht, g die Beschleunigung durch die Schwere (30 Fuß). Weiter unten im fünften Briefe steht sogar „Gewicht" statt „Masse". Bemerkenswerth ist auch, daß hier und sonst in dem Ausdruck für die kinetische Energie mc^2 der Divisor 2 noch nicht vorkommt. Jedoch war sich Mayer ganz klar über die Sache und den Sinn der Gleichung $pd = \frac{1}{2}mc^2 = v$. Durch seine Formeln (wo das Gewicht $p = mg$ nicht für sich bezeichnet wird) können die allgemeinen Folgerungen ebenso wenig erschüttert werden wie durch das Versehen (entweder ℥β statt ℈β oder „Loth" statt „Unze") im Apfel-Exempel, wo es heißen muß $pd = 4 \times 15 = \frac{1}{2}mc^2 = \frac{1}{2}(4.30^2) : 30$. Denn daß die Hebung des Gewichts p auf die Höhe d ebenso viel Wärme v erfordert, nicht mehr und nicht weniger, wie durch die lebendige Kraft beim Herabfallen des p von der Höhe d geliefert wird, das war ihm vollkommen klar. Er sagt es ausdrücklich. Das ist aber der Inhalt der obigen Grundgleichung (des Maßes der Arbeit) und allerdings vor 1842 sonst von Niemandem auch nur angedeutet worden, wenn nicht vielleicht 1839 von Séguin (s. Grove's Correlation of forces, 4. Aufl. 1862. S. VII).

[8]) Daß „bewegte Materie" und „Bewegung" gleichbedeutend seien und „Wärme" dasselbe sei wie „warme Materie", ergibt sich aus den citirten Stellen nicht. Mayer hat sich beim Niederschreiben seiner Gedanken öfters viel mehr gedacht als er niederschrieb. Hier aber widersprechen die beiden Gleichsetzungen formal den von ihm ausgesprochenen Grundsätzen, daß „Bewegung" nicht „Materie" (also auch nicht „bewegte Materie") sei und Wärme nicht „Materie" (also auch nicht „warme Materie") sei. Offenbar hat diese durch Griesinger's Bemerkung veranlaßte Aeußerung nur den Sinn, daß man bei dem Worte „Bewegung" nur an bewegte Materie, bei „Wärme" nur an warme Materie zu denken habe, es also ohne Materie keine Bewegung und keine Wärme geben könne, während Materie ohne Bewegung und Wärme nach Mayer denkbar wäre.

[9]) Die Angabe, daß Aether = Alkohol + Wasser sei, konnte nur, so lange der Proceß der Aetherbildung noch ungenügend erforscht war, in Geltung bleiben. Jetzt weiß man nicht allein, daß jene Gleichung falsch ist, sondern auch, daß der Aether entsteht, indem zuerst das Schwefelsäurehydrat den Alkohol zersetzt, so daß Aethylschwefelsäure und Wasser sich bilden. Die erstere zerfällt aber sogleich wieder und gibt nun mit Alkohol Aethyläther, indem Schwefelsäurehydrat regenerirt wird. Für die Beweisführung im Briefe ist jedoch die Theorie der Aetherbildung unerheblich, weil nach wie vor thatsächlich der Aether „unter Mitwirkung der Schwefelsäure" aus Alkohol entsteht.

[10]) Der „hinlänglich scharfe Collectivbegriff" für Imponderabilien ist an der angeführten Stelle also bestimmt: „Zwei Abtheilungen von Ursachen finden sich in der Natur vor, zwischen denen erfahrungsmäßig keine Uebergänge stattfinden. Die eine Abtheilung bilden die Ursachen, denen die Eigenschaft der Ponderabilität und Impenetrabilität zukommt — Materien; die andere die Ursachen, denen letztere Eigenschaften fehlen — Kräfte, von der bezeichnenden negativen Eigenschaft auch Imponderabilien genannt. Kräfte sind also: unzerstörliche, wandelbare, imponderable Objecte."

[11]) Die „einfachen nicht gut zu leugnenden Principien" sind die Denkgesetze. Nun ist es zwar ganz richtig, daß das Gesetz von der Unzerstörlichkeit und Wandelbarkeit der Kräfte — um einmal in der damaligen Sprache Mayer's zu reden — sich als nothwendige Consequenz aus dem Satze vom zureichenden Grunde widerspruchsfrei ableiten läßt, und daß Mayer schon im Jahre 1842 den Inhalt und die allgemeine Gültigkeit des 1847 von Herrn von Helmholtz in

strenger Form dargelegten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, wie dieser selbst (1884) erklärt, richtig erkannt hat; aber ebenso gewiß ist, daß dieses Gesetz ohne den Nachweis der Unveränderlichkeit des von Mayer entdeckten Verhältnisses von Arbeit und Wärme und ohne den Nachweis, daß ungleichartige Processe denselben Zahlenwerth liefern, in der Luft schwebt. Dieser Nachweis kann natürlich nur auf experimentellem Wege geliefert werden und ist erst nach dem Jahre 1842 von Herrn James Prescott Joule insoweit geliefert worden, als Niemand mehr an der Constanz zweifelt, während Mayer, der übrigens Herrn Joule's Selbstständigkeit ausdrücklich anerkennt (1850), mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit die Constanz jener Zahl, die er rein theoretisch erschloß, behauptete, und schon 1842, wie diese Briefe zeigen, physikalisch und physiologisch verwerthete.

Noch weniger überzeugend mußte aber das Zweite sein, was in diesem Briefe zum Beweise seiner neuen Naturlehre von Mayer angeführt wird. Er sagt, daß ein Perpetuum mobile unmöglich sei, werde allgemein angenommen, und aus dieser (damals nur inductiv gewonnenen) Einsicht folgten seine Sätze mit absoluter Sicherheit. Woher soll man aber wissen, daß ein Perpetuum mobile theoretisch unmöglich ist, wenn nicht einzig und allein aus dem Gesetz von der Unzerstörbarkeit und Verwandlung der Kräfte? Dieses auf jene Unmöglichkeit stützen, heißt das zu Beweisende vor dem Beweise zur Voraussetzung machen.

Von solchen im privaten Briefwechsel durchaus natürlichen subjectiven Ausführungen findet sich nichts in Mayer's gedruckten Schriften. Sie zeigen, wie schwer es ihm wurde, seine persönliche Ueberzeugung mit objectiven Gründen Anderen als richtig beizubringen.

Der dritte Beweisgrund ist nur ein Hinweis auf künftige Versuche und Verwerthungen vorhandener Bestimmungen, die ihn sehr beschäftigten. Hätte Mayer schon damals Herrn Joule's Versuche zur Verfügung gehabt oder mehr Beobachtungen von der Art, wie er sie selbst später in einer Papiermühle anstellte, ausgeführt oder wenigstens ersonnen, die jahrelange Unzufriedenheit und der ihn niederdrückende Mangel an Anerkennung wären ihm ohne Zweifel erspart geblieben. Darin unterschied er sich zu seinem Nachtheil von den ihm geistig verwandten, und wie er ohne Schulung bahnbrechenden Entdeckern, von Galilei, von Darwin und von Faraday, daß er nicht selbst zielbewußt beobachtete und experimentirte, um die Richtigkeit seiner Schlüsse an der Erfahrung zu prüfen, während er in Betreff der Originalität, der Fähigkeit, aus gegebenen Thatsachen neue Wahrheiten zu abstrahiren, sowie bezüglich der Generalisation derselben und der Erkenntniß ihrer Tragweite jenen Forschern wohl gleichkam.

IV.

An Mayer.

Stuttgart. Calwerstraße 28.
14. December 1842.

Lieber Freund!

Wenn ich Dir diesmal nicht unmittelbar antwortete, so bitte ich Dich, dies keineswegs einer Verringerung meines Interesses an den Gegenständen Deines letzten Briefes zuzuschreiben; dasselbe konnte nur zunehmen durch die klare Art, wie Du darin Deine Ideen meinem physicalisch-mathematisch unbeholfenen Kopfe näher gebracht und dadurch die meinigen berichtigt hast. In der That hast Du mich von der logischen Richtigkeit — und diese war es doch fast allein, die ich beurtheilen konnte — Deiner Ansichten und Behauptungen so überzeugt, daß mir als fast einzige Einwendung der Wunsch bleibt, Du möchtest auch den Physikern vom Fache die Sache ebenso beweisen können. Demungeachtet muß ich Dir gestehen, daß es mir, unbefangen betrachtet, doch immer noch nicht recht hinunter will, die „Bewegung" in Deiner Weise den Imponderabilien gleich zu setzen, aber ich muß zugleich gestehen, daß ich mir selbst die Gründe, oder die rechten Worte zu ihrer Entwicklung, nicht ganz klar machen kann, daß sich mehr eine Art logischen oder wissenschaftlichen Gefühls, als eine gegenüberstehende

Ueberzeugung dagegen sträubt, und ich bin weit entfernt mit diesem, das doch vielleicht nur ein residuum der bisherigen, von Dir bekämpften Anschauungen, verbunden mit dem allgemein verbreiteten sogenannten bonsens des gemeinen Lebens ist, Deine Ansichten bekämpfen zu wollen. Nur ein paar Bemerkungen will ich Dir noch vorlegen. Wenn die ältere Physik die Imponderabilien als wirkliche Materien — denen freilich eben die Schwere fehlen sollte — als eine Art von Flüssigkeiten betrachtete, welche materiell von einem Körper auf den andern übergehen, so that sie dies mit einem Anschein von Recht, das ihr, wie ich glaube, bis heute doch nur bestritten und noch nicht ganz genommen ist. Es liegt etwas in den Erscheinungen, was aufs täuschendste diese Ansicht unterstützen mußte, zu der sich, so viel ich weiß, auch Physiker wie Newton bekannten. Bedenke aber einmal, wie es allen unsern Begriffen, jeder irgend unbefangenen Betrachtung zuwider liefe, die „Bewegung" gleichfalls als ein solches materielles Imponderabile, das von einem Körper in den andern einströmte, anzusehen. Es fehlt hier eine Identität, deren Mangel sich schwer wegraisonniren läßt. Du sagst nun freilich nicht, daß Bewegung und die Imponderabilien dasselbe seien, sondern läßt diese aus jener entstehen, aber Du sagst, Bewegung verwandle sich in sie, also wohl, ungefähr wie man bei einigen physikalischen Experimenten sagen kann: Elektricität verwandle sich in Magnetismus. Daß die Imponderabilien in einem wesentlich andern Verhältniß zu den Materien stehen, als die Bewegung, scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß sie sich gegen verschiedene Materien, oder vielmehr diese gegen sie, sehr verschieden verhalten. Es gibt eine Wärmecapacität der Körper, verschiedene Körper kommen durch gleiche Behandlung in verschiedene Elektricitätszustände, aber es gibt keine Bewegungscapacität, und alle Körper in der Welt können in gleicher Weise bewegt werden, wenn man nur die dazu nöthige Kraft hat. Jene Fähigkeit der Materie aber, sich so oder so gegen Wärme, Electricität 2c. zu verhalten, scheint mir immer noch ebenso zu ihren Eigenschaften zu gehören, wie z. B. ihre Farbe. Gegen die Bewegung verhalten sich alle Materien gleich, d. h. sie lassen sich bewegen.

Sage mir doch, was Liebig mit dem Satze S. 32 will: „Man ist so weit gegangen, einen Theil der thierischen Wärme den mechanischen Bewegungen im Körper zuzuschreiben, als ob 2c." Er gibt doch selbst überall, z. B. p. 36 zu, daß die Contraction der Muskeln Wärme erzeugt. Du solltest Deine Ansichten auf Physiologie anwenden; wäre ich mehr in die Sache eingeweiht und verstünde ich überhaupt etwas Rechtes davon, so würde ich's unbedingt versuchen. Es freute mich, in Deinen Ansichten von den Imponderabilien, überhaupt von den Eigenschaften der Materie, Etwas zu finden, was ich auch schon bei Gelegenheit geltend gemacht habe. Ich habe mit den meisten besseren Physiologen Gründe genug, in der thätigen Nervenfaser eine materielle Veränderung anzunehmen; nun mußte ich schon mehrmals hören: man brauche dies nicht anzunehmen, man habe an den Imponderabilien Beispiele, wie Körper, ohne irgend welche Veränderung ihrer Form oder chemischen Constitution, doch wesentlich andere Eigenschaften annehmen, anders gegen andere reagirten. Ich wies aber immer diese Vergleichung mit der Elektricität ab, und behauptete, daß die Imponderabilien etwas ganz Anderes seien, da sich das in den Nerven Thätige

nicht auf andere Nicht-Nerven überleiten ließe. Empfindung ꝛc. ist gewiß eine Eigenschaft in Deinem Sinne, wie Farbe, Schwere ꝛc. des normalen Nerven.

Ich meine, Du solltest rasch einzelne Theile Deiner Behauptungen in kleineren Abhandlungen publiciren, aber so, daß die Andern Deine Ideen nicht schießen und nicht verhunzen können. Bist Du einmal Deiner Sache gewiß, und kannst sie umfänglich beweisen, so wendest Du Dich an die Académie des sciences oder an A. Humboldt. In seinem Vaterlande ist man kein Prophet. Mach' nur Versuche! — Es wird doch auch einfache geben, wozu die großen, kostspieligen Apparate nicht nothwendig sind. Bedenke, von welcher Wichtigkeit es wäre, aufzufinden, ob z. B. die Wärme, die zur Entstehung vieler organischen Processe nothwendig ist (z. B. Brüten), dies dadurch ist, daß sie zu Bewegung verwandt wird. Doch dies wird Dir vielleicht als Unsinn vorkommen. Allein ich gestehe Dir, wo ich nur eine Möglichkeit sehe, die Vorgänge an den Organismen dem geheimnißvollen Mysticismus der Vitalisten ꝛc. zu entreißen und für sie Analoges oder Identisches an der übrigen Materie zu finden, dem die organisirte auch unterworfen wäre, halte ich's für einen Fortschritt. Die Ausbildung und Durchführung einer rein physikalischen Ansicht der Lebensprocesse halte ich für die Aufgabe der Physiologie unserer Zeit. Es wird Dir bekannt sein, welche glänzenden Beiträge zu solchen z. B. Schwann geliefert hat. — Hast Du den Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern gelesen?

Deiner freundlichen Einladung bedauere ich für jetzt nicht folgen zu können; vielleicht sehen wir uns im Sommer wieder. Adieu!

Mit herzlichem Gruß. G.

V.

An Griesinger.

Lieber Freund!

Wenn ich ein Schreiben von Deiner Hand erhalte, so werde ich jedesmal auf eigene Art angenehm elektrisirt. Besonders freute es mich diesmal, da ich sah, daß wir in gegenseitigem Verständniß uns um ein Gutes näher gerückt sind; ich beeile mich nun, Dir, Werther, Punkt für Punkt zu beantworten. — Hängt man in einem Zimmer einen nassen Lumpen auf, so wird er nach und nach trocken; sein Wasser, man weiß es gewiß, hat sich im ganzen Zimmer verbreitet: ebenso, wenn man eine erhitzte Kugel aufhängt, kühlt sie sich in dem Maße ab, wie sich die Wärme austheilt. Die Wärme, das Wasser, sie verhalten sich hier vollkommen[12]) gleich: beide sind ja auch vide p. 234, unzerstörliche (und wandelbare) Materien. Man geht nun gleich weiter; man schließt, Wärme ist eine Materie wie das Wasser; da der Lumpen nach dem Trocknen leichter geworden, die Kugel nach dem Abkühlen nicht, so nimmt man der Wärme die Eigenschaft der Schwere; da sich das Wasser in Gefäße sperren läßt, die Wärme nicht, so nimmt man letzterer auch die Eigenschaft der Coërcibilität oder was dasselbe ist, der Impenetrabilität, Raumerfüllung. — Was bleibt jetzt übrig, wenn man die Wärme eine Materie nennt, versteht sich eine superfeine, ganz ätherische, alkoholisirte und magisch-dämonische? — Du gibst unbezweifelt sogleich zu, daß es keine Materie

gibt, sondern nur concrete Materien (chemische Stoffe); diesen letzteren allen kommen, wie wir wissen, die Eigenschaften der Ponderabilität und Coërcibilität zu; daß wir alle Objecte, die diese beiden ausgezeichneten Eigenschaften besitzen, in einen Collectivnamen zusammenfassen, ist streng wissenschaftlich; und der Physiker wie der Frachtfuhrmann und wie Jedermann, hat das Recht, statt alle Materien einzeln aufzuzählen, sie unter einem allgemeinen Namen aufzuführen, und dann noch zu unterscheiden zwischen elastischer, flüssiger, zerbrechlicher Materie und wie man will. Wenn man anhebt, vom ersten Urstoff bis zum letzten, und sagt: diese wohl bekannten Objecte, sammt allen Verbindungen, die sieunter sich eingehen, sind Materien, so weiß man, was man meint, wenn man von einer Materie spricht; will man dann noch „Materie" definiren, so sagt man gewiß mit vielem Rechte: Materien sind ponderable, impenetrable (d. h. raumerfüllende) Objecte. Dies der durch Erfahrung gegründete Begriff: Materie. Nimm nun dem Ponderabeln, Impenetrabeln, seine Ponderabilität und Impenetrabilität, so hat man imponderable Materien, „Imponderabilien". — Sage also: die Imponderabilien sind Objecte, von denen die Erfahrung unter allen Umständen lehrt, daß sie nicht gewogen werden können, die aber doch vielleicht wägbar sind u. s. w., so wird damit nicht viel gewonnen sein; man wird dann freilich von einer rohen gemeinen Materie, und einer ätherisirten, phantasiren können, und wohl auch wie Neumann in seiner „Allg. Pathol. als Regulativ 2c." Heft 1 von einer Lichtform der Materie faseln; damit kommen wir nicht weiter. Ich muß wiederholen, was ich S. 233 und 234 sagte; man kann den in der Erfahrung begründeten Begriff von unzerstörlichen, wandelbaren Objecten aufstellen. Darunter gehören ganz gewiß die chemischen Urstoffe und ihre Verbindungen unter sich, die durch die ihnen allen gemeinschaftlichen Eigenschaften als unzerstörliche, wandelbare, ponderable (und coërcible) Objecte charakterisirt werden können; nehmen wir die zwei letzten Eigenschaften weg, so bleiben unzerstörliche, wandelbare imponderable Objecte übrig, deren Objectivität durch die Erfahrung ebenfalls constatirt ist (wenigstens so gut als von ponderabeln). Diese letzteren wird man mit Fug Imponderabilien nennen. Ob man nun der ersten Classe ausschließlich den Namen Materien beilegen, oder diesen auch auf die letzte ausdehnen will, bleibt natürlich dem Ermessen des Einzelnen, und noch besser dem Sprachgebrauche anheimgestellt. Gesetzt, man dehnt es auf beide Classen aus, so thut man doch weise, wenn man in Beziehung auf die zweite Classe an den Namen keine präjudicirten Begriffe knüpft, die aller Erfahrung Hohn sprechen. Dies ist mein durch sorgfältiges Studium der Einzelnerscheinungen motivirtes Urtheil über die Materialitätsfrage der Wärme 2c. Es ist die täglichste Thatsache, zu der die Geschichte der Wissenschaften unzählige Beispiele liefert, daß bei näherer Forschung sich die Sachen wesentlich anders gestalten, als die Sinneseindrücke vermuthen ließen; die Erde ist rund, sie dreht sich, die Gestirne stehen fest 2c.; man muß sich deshalb hüten, auf ein wissenschaftliches Gefühl, ein Präjudiz zu gründen; dies heißt mit andern Worten „sapere aude". Newton allerdings nahm seiner Zeit einen besondern Lichtstoff an, und gründete darauf seine Emanationstheorie; die Mechanik des Lichtes, die in neuerer Zeit durch die fortschreitende Entwicklung der Mathematik eine hohe Stufe erreicht hat, findet die Oscillationstheorie überall

bestätigt, und ihr gebührt hier eine Stimme; gerade auch in Folge eines wissenschaftlichen Gefühls war ich ein steter warmer Anhänger der Emanationshypothese, bis mir in Folge meiner Entdeckung im Gebiet der Imponderabilien eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung ward: daß das Licht nichts ist als eine Wellenbewegung (Oscillation, Undulation) ergibt sich daraus von selbst; das Licht ist also ganz analog dem Schall, oder der Welle, die in ruhigem Wasser durch einen hineingeworfenen Stein z. B. erregt wird; die Welle, sie ist weder ein besonderer Stoff, noch ist sie bloßes Wasser, sondern sie ist bewegtes Wasser; die einmal erregte Welle, die Bewegung des Wassers dauert fort und fort, bis sie, wie man mit Recht sich ausdrücken kann, durch die Reibung aufhört; sie wird aber nicht spurlos verschwinden, sondern Wärme hinterlassen, denn wir wissen, daß sich Wasser durch Schütteln erwärmt; diese gelieferte Wärme ist wieder die Kraft, die zur Bewegung des Steines aufgewendet wurde; kennen wir die Höhe, von der der Stein herabfiel, oder die Geschwindigkeit, mit der er ins Wasser fiel, und sein Gewicht, so läßt sich die Wärmemenge, die entstehen muß, berechnen; die Rechnung zeigt aber ganz klar, daß wir hier mit dem Thermometer nicht nachspringen können, so wenig etwa als ein Chemiker einen See analysiren kann, um einen Gran Sublimat zu finden. Deshalb müssen eben die Versuche anders angestellt werden. — Unter Bewegung verstehe ich nichts Anderes, als was der Sprachgebrauch mit diesem Wort bezeichnet; sie wird, wie ich Dir schrieb, gemessen durch das bewegte Ponderable, d. h. dessen Gewicht und seine Geschwindigkeit. Wenn Du glaubst, ich halte die Bewegung, wie Du sagst „für ein materielles Imponderabile, das von einem Körper in den andern einströmt“, so bin ich in dieser Beziehung von Dir grandios mißverstanden; Gott bewahre mich in Gnaden vor solchen Ideen! — Ferner schreibst Du: „Du sagst nun freilich nicht, daß Bewegung und Imponderabilien dasselbe seien, sondern läßt diese aus jener entstehen“. Dies ist aber gerade Grund- und Cardinalgedanke: Bewegung **ist** ein Imponderabile, vollkommen so gut wie die Wärme. Vgl. S. 234 wo ich in der Definition Kräfte und Imponderabilien für eins und dasselbe erkläre, und S. 235 Zeile 21, wo ich sage „Fallkraft und Bewegung sind Kräfte rc.“. Meine Behauptung ist ja gerade: Fallkraft, Bewegung, Wärme, Licht, Elektricität und chemische Differenz der Ponderabilien sind ein und dasselbe Object in verschiedenen Erscheinungsformen. Ohne Wortstreit also: wenn ich eines dieser Dinge ein Imponderabile heiße, so ist klar, daß ich den Namen auch den übrigen allen beilege. Warum ich diese Classe von Dingen auch „Kräfte“ nenne, dies geschieht dem Sprachgebrauche zu liebe; die deutschen, französischen und englischen Schriftsteller über Naturwissenschaften stimmen, so weit ich sie kenne, alle miteinander darüber überein, daß Ursachen, welche eine Bewegung hervorbringen, Kräfte seien, nur wird die Definition von Einem in der, von einem Andern in jener Richtung noch weiter ausgedehnt; — wenn Du nun mit dem weißen Ball auf den rothen spielst; was ist die Ursache von der Bewegung, welche der rothe erhält? Die rationelle Mechanik weiß, daß die Bewegung, die der rothe bekommt, genau der Bewegung, die der weiße verliert, gleich ist. Was ist in allen diesen verschiedenen Fällen die Ursache der neuen Bewegung anders, als die zuerst gegebene? „Bewegung ist die Ursache von Bewegung“, heißt nach dem Grundsatze causa aequat

effectum, „a ist = a“, was man zugeben sollte. Freilich, heißt man Bewegung eine Kraft, so ist es von vorn herein mißlich, auch von einer Schwerkraft zu sprechen, und dies prächtige Wort, bei dem sich soviel denken läßt, da es eigentlich gar keinen Sinn hat, werden sich die speculativen deutschen Naturphilosophen möglichst reserviren. — Angeregt durch eine Stelle Deines Briefes muß ich nun die Sprache auf ein großes Capitel bringen, wo ich mich aber wieder hier auf den kleinsten Punkt nach Möglichkeit beschränke; ich meine das Verhalten der Materien (darunter verstehe ich ein für alle mal das Ponderable) gegen die Imponderabilien.

Wir wollen eine Flüssigkeit, z. B. Wasser, der Kürze halber mit A bezeichnet, annehmen. Ein gewisses Volumen derselben, z. B. ein Kubik-Zoll wird, um von 0° auf 1° erhöht zu werden, einer bestimmten Quantität Wärme bedürfen. Haben wir nun eine andere Flüssigkeit, B, und finden wir, daß wir mit der obengenannten Quantität Wärme 10 Kubik-Zoll von 0° auf 1° erhöhen können, so sagen wir: die Wärmecapacität von B verhält sich zu der von A wie 1 : 10. Allgemein: die Wärmecapacitäten verhalten sich umgekehrt wie die Volumina verschiedener Materien, die durch dieselbe Wärmemenge dieselbe Temperaturerhöhung erleiden. Dies ist bekanntlich der Begriff der Wärmecapacität, aus dem sich von selbst ergibt, daß die verschiedenen Wärmemengen, welche verschiedene Materien erfordern, um dieselbe Temperaturerhöhung zu erfahren, sich verhalten wie die Producte ihrer Volumina in ihre Capacitäten; sind also diese Producte gleich, so sind natürlich auch die genannten Wärmemengen dieselben; z. B. die Wärmecapacität von A = 1 gesetzt, hat B die Capacität = 0,1. Ein Volumen von A wird also, um dieselbe Temperaturerhöhung zu erfahren, die gleiche Wärmemenge bedürfen als 10 Volumina B, denn $1 \times 1 = 0{,}1 \times 10$. — Gehen wir jetzt auf das Verhalten der Materien gegen Bewegung über. Es ist auf den ersten Blick klar, daß wiederum durch denselben Kräfteaufwand verschiedene Materien verschiedene Bewegungen, id est Geschwindigkeiten erlangen. Finden wir nun wiederum, daß durch denselben Kraftaufwand, durch den ein Kubik-Zoll Eisen eine bestimmte Geschwindigkeit erlangt, 10 Kubik-Zoll Holz dieselbe Bewegung erhalten, so kann man ganz conform wie oben sich ohne Zweifel so ausdrücken: Die Bewegungscapacität des Holzes verhält sich zu der des Eisens wie 0,1 : 1. Bewegungscapacität im engeren Sinne, sofern man nämlich allemal zuerst den ruhenden Zustand der Materien zu Grunde legt, ist unter dem Namen specifische Schwere männiglich bekannt. Es versteht sich nun wie oben wieder ganz von selbst, daß, wenn die Producte verschiedener Körper aus ihrem Volumen in ihre specifische Schwere sich gleich sind, diese Körper durch gleiche Kräfte gleiche Bewegungen (d. h. gleiche Geschwindigkeiten) erlangen müssen, z. B. wenn das Eisen die Bewegungscapacität = 1 hat, und das Holz = 0,1, so wird durch dieselbe Kraft 1 Volumen Eisen so schnell bewegt als 10 Volumina Holz, denn $1 \times 1 = 0{,}1 \times 10$. Dieses Product aus der Bewegungscapacität einer Materie (von ihrem ruhenden Zustande ausgegangen), oder was dasselbe, aus dem specifischen Gewicht einer Materie in ihr Volumen, nennt man das absolute Gewicht; ist also das absolute Gewicht zweier Materien, zweier Körper gleich, so erhalten sie durch denselben Kraftaufwand gleiche Bewegungen.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ein weiteres Verhalten von Materien gegen Bewegung ist die Elasticität, ganz conform der Leitungsfähigkeit der Materien für Elektricität; ferner Zähigkeit, Sprödigkeit 2c., sind Eigenschaften der Materien, die sich auf Bewegung beziehen. Ich will dies sehr interessante Capitel hier nicht weiter verfolgen; Du wirst einsehen, daß alle Materien bewegt, erwärmt, elektrisirt werden können; alle können räumlich getrennt und vereinigt, chemisch gebunden oder frei sein; sie verhalten sich aber nach ihrer verschiedenen Qualität zu verschiedenen Imponderabilien verschieden, daher die Begriffe specifisches Gewicht, Wärmecapacität und Mischungsgewicht; die detaillirte Auseinandersetzung ist Gegenstand mehrerer Wissenschaften. Farbe, Durchsichtigkeit u. dgl. m. sind natürlich auch solche Eigenschaften, und zwar die, die sich auf das Verhalten zum Lichte beziehen. — Noch muß ich dem Obigen hinzufügen, daß ich dort die Wärmecapacität in Beziehung auf das Volumen angegeben habe; dividirt man die so für die Wärmecapacität erhaltenen Zahlen mit dem specifischen Gewicht der betreffenden Materien, so erhält man die Wärmecapacität in Beziehung auf das absolute Gewicht; es gibt nun ganz dasselbe Resultat, ob ich die Wärmecapacität eines Körpers nach dem Volumen geordnet, mit dem Volumen, oder ob ich die Wärmecapacität nach dem absoluten Gewichte, mit dem absoluten Gewichte multiplicire; z. B. ist das specifische Gewicht der Flüssigkeit $A = 1$, das von $B = 1/2$, so ist (die Wärmecapacität von A dem absoluten Gewichte nach $= 1$) die Wärmecapacität von B nach dem absoluten Gewicht nicht wie oben $= 0{,}1$, sondern gleich $0{,}1 : 0{,}5 = 0{,}2$. Daraus folgt klar, daß das fünffache Gewicht von B durch die nämliche Wärmemenge dieselbe Temperaturerhöhung erfährt, als das einfache A, denn es ist wieder $1 \times 1 = 5 \times 0{,}2$. — Liebig in der fraglichen Stelle S. 32 meint ohne Zweifel so: ohne Aufwand einer Kraft kann keine Wärme entstehen; will man einen Theil der thierischen Wärme von der thierischen Bewegung ableiten, so ist damit nichts gewonnen, denn diese Bewegung setzt zu ihrer Entstehung selbst wieder den Aufwand einer Kraft voraus, und dies versteht er unter der letzten Ursache der Wärme, S. 34; natürlich muß ich diesem ganz beipflichten; wiederhole aber hier nochmal, daß Liebig diese Idee nicht weiter verfolgt und zu durchsichtiger Klarheit bringt, sonst würden seine „Bewegungserscheinungen" gewiß anders ausgefallen sein [13]). — Vom Gebiete der belebten Natur will ich für heute lieber ganz abstrahiren; wir machen dies zu einem Gegenstand besonderer Besprechung; der Gang, den ich hier nehme, ist der, daß ich vom Terrain der physikalischen Wissenschaften aus, im Gebiete der Physiologie festen Fuß zu fassen suche; daraus folgt, daß ich ersteres so viel wie möglich befestigt wissen will, ehe ich mit Sicherheit weiter schreiten kann; es kommt also wesentlich darauf an, daß wir uns in ersterer Beziehung verständigen, und dann können wir um so eher in der Physiologie zu erklecklichen Resultaten gelangen. Einwürfe, die Du mir machst, werde ich immer mit großem Vergnügen aufnehmen; der einzige Feind, der mir bis jetzt zu schaffen macht, ist der Indifferentismus. Daß die Physiker vom Fache nicht schnell sich geneigt zeigen, Begriffe, die ihnen die Schule mit der Muttermilch beigebracht hat, aufzugeben, ist natürlich und auch zu loben; ich sage nur, „prüfet Alles 2c." Daß Du meine Theorie der Prüfung werth findest, achte ich bereits für entschiedenen Gewinn. — Du wirst übrigens aus Allem ersehen

haben, daß ich eifrig bemüht bin, alles Unerweisliche, oder gar Hypothetische von meinen Behauptungen auszuschließen, dieselben vielmehr mit mathematischer Präcision zu entwickeln. — Deinem Rath, kleinere Abhandlungen vorerst zu publiciren, kann ich nur beipflichten; vielleicht wäre es der sicherste Weg, um Prüfung, resp. Widerspruch zu erwecken, wenn ich eine etwas ausführlichere und gemeinverständlichere Entwicklung des anorganischen Theiles, als dies in den Annalen geschah, im Archiv für Physiologische Heilkunde gäbe, mit einigen wenigen aber vollkommen durchsichtigen Grundsätzen für die Physiologie, die darauf gegründet würden. Wenn dann nur so ein Präceptor wie Rampoldt, Rösch, Eisenmann &c. käme, so wollte ich, glaub' ich, wohl wieder dienen. Daß ich mich aber auch vor Physikern vom Fach nicht zu fürchten brauche, wirst Du mir vielleicht glauben; wenigstens kann Dir die ungesäumte Aufnahme meines Aufsatzes in den Annalen zu einigem Beweise dienen, daß meine Behauptungen nicht der Wissenschaftlichkeit ermangeln. — Der anorganische Theil würde aber immer verhältnißmäßig groß ausfallen, und das Verständniß desselben einige Kenntnisse der Physik, also auch der Mathematik voraussetzen, und in dieser Beziehung weiß ich nicht, in wie fern sich dies mit dem Zwecke dieser medicinischen Zeitschrift verträgt. Physikalische Formeln könnten auf keinen Fall ganz wegbleiben. Es wäre mir lieb, Deine Ansicht darüber zu hören. — Gegenwärtig bin ich mit dem Studium der höheren Mathematik und der Mechanik viel in Anspruch genommen: dies muß aber auf alle Fälle sein, und da gibt es so viel zu thun und zu lernen, daß ich in den nächsten Monaten nicht daran kommen werde, in einer anderen Richtung zu arbeiten und selbst Versuche anzustellen; ebenso konnte ich seit langer Zeit nicht recht daran kommen, an die Elektricitätslehre und an die chemischen Vorgänge zu gehen, ob ich gleichwohl sehe, daß es hier sehr viel zu thun gibt; in Gottes Namen ars longa, vita brevis; ich thue, was ich kann, sagt der Oberarm. — Durch seine mikroskopischen und mechanischen Versuche hat Schwann sich allerdings ein bleibendes glänzendes Verdienst erworben, und manch' thörichte Hypothese über thierische Bewegung ausgekehrt. — Löwenthal's Aufsatz „zur Kritik der heutigen Naturwissenschaften“ habe ich etwa vor einem Vierteljahr zu Gesichte bekommen, demselben aber nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt, da er mehr mit philosophischen, einem Laien in dieser Schule unverständlichen Reflexionen beginnt, als eine klare naturwissenschaftliche Anschauung zum Besten gibt; kurz die Sache schien mir für mich nicht verständlich genug, weshalb ich sie bei Seite legte. — Doch ich schließe für diesmal. In der Hoffnung, bald wieder etwas von Dir zu vernehmen, grüßt Dich herzlich Dein

Heilbronn, den 16. December 1842. Geist.

[12]) Wasser und Wärme sind unzerstörliche und wandelbare Objecte, jenes aber eine ponderable Materie, diese ein imponderables Object, eine Kraft im Sinne der Mayer'schen Ausdrucksweise.

[13]) Liebig hat in der 1846 erschienenen dritten umgearbeiteten und sehr mehrten Auflage seines Buches „Die Thier-Chemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie“ die Lebenskraft nicht nur als „eine Kraft im Zustande der Ruhe“ im Ei, im Pflanzensamen beibehalten, sondern auch im vollen Ernst eine besondere Statik und Dynamik der Lebenskraft unterscheiden wollen, als wenn R. Mayer nicht existirte. Die im dritten Brief erwähnte Abhandlung Liebig's ist die im Februarheft seiner „Annalen“ 1842 erschienene „Der

Lebensproceß im Thiere und die Atmosphäre". Diese also bestimmte Mayer, sein Manuscript vom Jahre 1841 mit den dogmatischen Sätzen gerade in Liebig's „Annalen" zu veröffentlichen, wohin es inhaltlich nicht gehört. Später hat er seine scharfen, aber durchaus sachlichen Angriffe gegen Liebig (von denen weiter unten im zehnten Briefe die Rede ist), veröffentlicht, und zwar in seiner Hauptschrift 1845, ohne daß eine Vertheidigung Liebig's, so viel ich finde, erfolgt wäre. Dieser rühmt vielmehr in der Volksausgabe seiner „Chemischen Briefe" (S. 116) im Jahre 1865 die Bedeutung der neuen Vorstellungen Mayer's über das Wesen der Naturkräfte.

VI.

Herrn Dr. R. Mayer, Ober-Amtswundarzt in Heilbronn.

Stuttgart 18 Mai 1843
[Poststempel.]

Liebster Freund!

Ich hoffte sicher, Dich bei der hiesigen ärztlichen Versammlung zu treffen und dabei Gelegenheit zu haben, Dich über die Dinge, mit denen Du Dich beschäftigst und die mich nicht wenig interessiren, zu sprechen. Heilbronn war aber nur durch Arzt Sicherer repräsentirt, Du wirst Dich also schon dazu verstehen müssen, mir wieder einmal schriftliche Nachrichten von Dir zukommen zu lassen. Unsere Correspondenz ist vorigen Winter auf einem Punkte hängen geblieben, wo ich noch allerlei einzuwenden hatte, ich wollte Dich aber damit nicht mehr belästigen, da meine Einwürfe und Bemerkungen doch eigentlich die eines Laien in der Sache sind, und nicht mit gehörigen physikalischen und mathematischen Gründen vertheidigt werden können; ich werde also kaum auf andere Weise an Deinen Untersuchungen Antheil nehmen können, als indem ich sie mir von Dir erzählen lasse, wenn Du auf Resultate kommst, eine Freude daran habe und dann sehe, was weiter damit zu machen ist. Ohne Zweifel haben Dich Deine Meditationen seither auf weitere Punkte oder auf nähere Bestätigung oder Begründung der alten geführt; willst Du mir einmal etwas darüber mittheilen, so wird es, wie gesagt, ein freudiges Interesse bei mir finden. Wie steht es denn mit Deinem früher geäußerten Vorsatz, einen Artikel für das Journal meiner Freunde zu schreiben, in dem Du eine Anwendung Deiner Sätze auf die Physiologie versuchtest? Ich hoffe, Du hast den Plan nicht aufgegeben und schickst bald einen so wenig als möglich abstract gehaltenen, und gehörig mit Beispielen durchspickten Artikel. Du hast Dich viel mit dem Begriffe Kraft abgegeben. Lotze hat in seiner — guten — allgemeinen Pathologie (die ich für das letzte Heft des Archivs angezeigt habe) auch auf den verschiedenen Sinn aufmerksam gemacht, den dies Wort in der organischen Natur haben kann; so sehr ich ein Gegner der Ansichten bin, die er bekämpft und in dieser Beziehung ganz mit ihm harmonire, so will mich doch auch seine Ansicht darüber nicht befriedigen. Er meint, man könne von Kraft (z. B. Lebenskraft) in den Organismen nur in dem Sinne der Mechanik, nämlich um die aus einem ganzen System von Massen hervorgehende Größe der Leistung zu bezeichnen reden, nie aber darunter eine Ursache verstehen. Ich weiß aber nicht, wo er dann mit den Ursachen der ersten Entwicklung des Keims hin will. Ich denke, wenn Du in Deiner Arbeit auf solche Punkte von Deinem Standpunkt aus Dich einließest, könnte es nichts schaden. Ich will sehen, ob wir uns nicht

diesen Sommer einmal sprechen; Du wirst doch auch einmal Deiner Frau die Herrlichkeiten Stuttgarts zeigen. — Die ärztliche Versammlung hat mir großen Spaß gemacht, sie endigte Nachts 1 Uhr mit einem Zustande von Heiterkeit, von dessen Nachwehen ich mich kaum ganz erholt habe. Die bittersten Feindschaften gegen die physiologische Medicin löften sich hier in eine Harmonie auf, welche die Geschichte der Wissenschaft in ihre Tafeln graben wird.

Adieu, mein bester Geist! Von Herzen grüßt Dich

Stuttgart. Calwerstraße 28.
17. Mai 1843.

Der Deinige
W. Griesinger.

VII.

An Griesinger.

Lieber Freund!

Als Antwort auf Dein liebes Schreiben vom 27. Mai v. J. schicke ich Dir hiermit den Entwurf[14]) einer Journalarbeit, der ich viele Zeit und Arbeit gewidmet habe; ich bitte Dich, dieselbe namentlich auch in Beziehung auf die Form zu beurtheilen. Pfeufer, damals noch in Zürich, welcher hier von einem Dritten von der Sache etwas unterrichtet wurde, drang lebhaft in mich, wieder etwas zu veröffentlichen, da er sich von der Theorie für die Physiologie viel verspreche; was mich noch insbesondere bestimmte, das Ganze der Physiologie möglichst nahe zu rücken. Von der Richtigkeit der Sache habe ich mich längst auf wissenschaftlichem Wege mit völliger Gewißheit zu überzeugen Gelegenheit gehabt, und jemehr ich mich in das Gebiet der Physik hineinarbeite, um so mehr erhalte ich Bestätigung; es ist jetzt die Frage: wie soll ich es bewirken, daß irgend Jemand die Sache ernsthaft prüft, einer wirklichen Kritik unterwirft? Hältst Du den eingeschlagenen Weg für geeignet? Doch genug für heute, da Du ja einen dicken Brief bekommst, den Du am besten mit S. 49 zu lesen beginnen wirst; ich habe mir vorgenommen, die Arbeit heute noch aus dem Hause zu geben, und die Zeit verstreicht. Ausführliches sobald Du willst, und Du den Gegenstand nicht perhorrescirst.

Mit herzlichstem Gruß

Dein
treuer Geist.

Heilbronn, 11. Juni 1844.

[14]) Der Entwurf ist der zu der weltberühmten Abhandlung, welche im folgenden Jahre erschien unter dem Titel „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel. Ein Beitrag zur Naturkunde von Dr. J. R. Mayer". Heilbronn, Verlag der C. Drechsler'schen Buchhandlung. 1845 (112 Seiten). Der Verfasser mußte die Druckkosten selbst bezahlen. 1874 erschien sie in der „Mechanik der Wärme" (2. Aufl.) mit genaueren Zahlen. Der in Verbindung mit dieser Schrift genannte Pfeufer ist Professor Dr. Karl von Pfeufer, als Arzt und akademischer Lehrer weithin angesehen, ein Freund Liebig's in München. Er gab mit Henle zusammen eine „Zeitschrift für rationelle Medicin" in vielen Bänden heraus. Er war geboren am 22. December 1806 und starb am 13. September 1869.

(Schluß im nächsten Heft.)

Hamlet.

Die Tragödie des Pessimismus.

Von

Fr. Paulsen.

1. Ueber dem Haupteingang zum Globustheater, dem Shakespeare als Schauspieler und Theaterdichter angehörte, stand als Hauszeichen ein Hercules mit der Weltkugel und der Umschrift: Totus mundus agit histrionem, alle Welt treibt Schauspielkunst.

Der Spruch hätte auf Hamlet's Wappen als Devise stehen können. Er drückt die Summe seiner Lebensanschauung aus: alle Menschen sind Schauspieler. Und die Summe seiner Lebensfreude ist: allen diesen Schauspielern die Maske abzureißen und die Gemeinheit, die Niederträchtigkeit, die Mordluft, die Wolluft, die hinter der schönen Larve des Anstandes und der Sitte verborgen sind, offenbar zu machen. Zu diesem Ende geht er selbst unter die Schauspieler, spielt er den Narren, der nach altem Herkommen das Vorrecht hat, die Wahrheit zu sagen, macht er den Theaterdichter und Regisseur, um durch Vorführung eines Schauspiels die große Schauspielergesellschaft des dänischen Hofes zu entlarven.

Aber die Devise Hamlet's ist nicht zugleich die Devise des Dichters des Hamlet. Freilich, Shakespeare kennt auch die Wahrheit jenes Spruches: totus mundus agit histrionem. Aber er kennt noch eine andere und tiefere Wahrheit: der Mann, dessen ganze Lebensweisheit und Lebensfreude die Entlarvung der Lüge und des Bösen ist, geht selber daran zu Grunde. Er läßt Hamlet, den großen Virtuosen der Entlarvung, durch die Ausübung seiner Kunst vor unseren Augen sterben und verderben.

Als am Anfang unseres Stückes Hamlet durch die Erscheinung des Geistes die Gewißheit erlangt hat, daß sein Ohm ein Brudermörder ist, da zieht er seine Schreibtafel heraus und trägt sich als die große, einzig des Aufhebens werthe Wahrheit ein:

> Daß Einer lächeln kann und immer lächeln,
> Und doch ein Schurke sein!

Alle übrigen Gedanken, alle alten albernen Geschichten, Notizen, Bilder des Vergangenen, Stellen aus Büchern, Alles, was er jung sich gemerkt und

aufgeschrieben, will er von der Tafel der Erinnerung wischen, damit jener Satz allein, klar, unvermischt mit schalem Zeug im Buche seines Hirns auf jedem Blatt stehe, als die einzige wesentliche und wissenswerthe Wahrheit: von außen schön und liebenswürdig und verbindlich und sehr anständig und moralisch, von innen Meuchelmörder und Giftmischer — das ist der Mensch. Mit gehobenem Selbstbewußtsein, als einer, der eine große Entdeckung gemacht, betrachtet er nochmals seinen Spruch: „So, Ohm, da steht Ihr." Er ist kein Kind mehr, dem man etwas weiß macht, er durchschaut die Menschen, er ist ein Philosoph, er hat die große Wissenschaft vom Guten und Bösen begriffen: das Gute der Schein, das Böse und Gemeine die Wirklichkeit. Er empfindet ganz das Hochgefühl, das die Schlange den ersten Menschen in Aussicht stellte: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum. Es ist das Hochgefühl, das bei Schopenhauer einen Grundton seiner Lebensstimmung macht. Man erinnert sich seines Vorhabens, auf den Deckel seiner Tabacksdose sich ein paar glänzende Roßkastanien in Mosaik abbilden zu lassen, um darin die große, ihm aufgegangene Hauptwahrheit beständig vor Augen zu haben: schön von außen, ungenießbar von innen. Hamlet hätte dasselbe Symbol auf den Deckel jener Schreibtafel sich malen lassen können.

Aber die große Wahrheit Hamlet-Schopenhauer's ist nicht die große Wahrheit Shakespeare's. Mephistopheles ruft dem Scholaren, dem er eben jenes Eritis sicut Deus ins Stammbuch geschrieben hat, nach:

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange;
Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange.

So hätte auch Shakespeare, freilich nicht mit der giftigen Freude des Mephistopheles, dem schreibenden und über seinen Fund triumphirenden Hamlet zurufen können. Nicht Gottähnlichkeit ist diese Wissenschaft; Teufelsähnlichkeit möchte sie wohl eher heißen. Der Teufel ist, wie sein Name sagt, der Ankläger und Aufdecker, das ist sein Geschäft und seine Freude; man weiß, wie Mephistopheles das Geschäft übt, mit durchdringendem Scharfsinn alles Natürlich-Menschliche ins Gemeine herabdeutend. Gottes Auge dagegen sucht das Gute und Schöne, um auf ihm zu ruhen.

Ich versuche nun, die beiden Seiten der tiefsinnigen Tragödie in Kürze darzulegen, zuerst die Entlarvung der Welt durch Hamlet, sodann den inneren und zuletzt auch äußeren Untergang des pessimistischen Entlarvungsvirtuosen.

2. Wie stellt sich Hamlet zur Welt, und wie stellt sich ihm die Welt dar?

Sie ist eine einzige große Lüge. Der königliche Hof von Dänemark, der glänzende Mittelpunkt eines ganzen Volkes, der Stolz und die Würde des Landes, er ist in Wahrheit ein Pfuhl des Verderbens. Hebt man die Decke von Anstand und Schein auf, so erblickt man darunter alle sieben Todsünden in der scheußlichsten Gestalt. Hamlet hebt die Decke auf; das ist der Inhalt seines ganzen Denkens und Thuns.

Aeußerlich und innerlich steht im Mittelpunkt des Stückes das Schauspiel im Schauspiel (III, 2). Und der Mittelpunkt dieses Mittelpunktes ist die Pantomime. Ich setze den Text ganz her:

„Ein König und eine Königin treten auf und thun sehr zärtlich; die Königin umarmt ihn und er sie. Sie kniet und macht gegen ihn die Gebärden der Betheuerung. Er hebt sie auf und

lehnt den Kopf an ihre Brust. Er legt sich auf ein Blumenbette nieder; sie verläßt ihn, da sie ihn einschlafen sieht. Gleich darauf kommt ein Kerl herein, nimmt ihm die Krone ab, küßt sie, gießt Gift in die Ohren des Königs und geht ab. Die Königin kommt zurück, findet den König todt und macht leidenschaftliche Gebärden. Der Vergifter kommt mit zwei oder drei stummen Begleitern zurück und scheint mit ihr zu wehklagen. Die Leiche wird weggebracht. Der Vergifter wirbt mit Geschenken um die Königin; sie scheint anfangs unwillig und abgeneigt, nimmt aber zuletzt seine Liebe an."

Das ist das Schauspiel, das Hamlet erfunden hat, das kleine Schauspiel, welches das große Schauspiel, Menschenleben genannt, deutet. Sein Inhalt ist mit wenig Worten gesagt: Meuchelmord, Diebstahl, Ehebruch, Lüge und Heuchelei. Die Triebfedern, von denen die Figuren auf dieser Bühne, Welt genannt, bewegt werden, sind: Ehrgeiz, Habsucht, Wollust bei den Männern, und Wollust, Habsucht, Ehrgeiz bei den Weibern.

Was bedeutet das, mein Prinz? fragt Ophelia, als die Pantomime vorüber ist; vermuthlich deutet das stumme Spiel den Inhalt des Stückes an?

Hamlet. Das werden wir von den Burschen dort erfahren: die Schauspieler können kein Geheimniß bei sich behalten, die werden Alles sagen.

Ophelia. Werden sie uns sagen, was dieses Spiel bedeuten sollte?

Hamlet. O freilich! Oder jedes andere Spiel, das Ihr ihnen vorführen mögt. Schämt Euch nur nicht, ihnen was vorzuspielen, so werden sie sich auch nicht schämen, Euch zu sagen, was das bedeuten soll.

Also: das Leben ist das stumme Spiel; das Schauspiel deutet es mit Worten. Die Absicht der Bühne, so erklärt Hamlet vor Beginn des eingelegten Schauspiels, „war von Anfang und ist noch heute, der Natur sozusagen einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihr eigenes Antlitz, der Schande ihr wahres Bild und dem Körper und Geist der Zeit Form und Abdruck ihres Wesens zu zeigen."

3. Betrachten wir nun das Publicum, vor dem diese Pantomime mit dem nachfolgenden Dialog aufgeführt wird.

Es ist ein königlicher Hof, die beste Gesellschaft, höchst würdig, höchst patriotisch, höchst moralisch. König und Königin geben das Muster einer einträchtigen und zärtlichen Ehe. So sind sie auch voll zarter Besorgniß um ihren Sohn und Stiefsohn; die Reden des Stiefvaters wie der Mutter fließen über von Liebe und Sorge für sein Wohl. Nicht minder ist ihr Verhältniß zur Umgebung das beste und würdigste; dienen die Hofleute dem König mit freudiger Verehrung, so begegnet er ihnen mit herzlichem Wohlwollen, wie Freunden. Noch Einer ist da, zu dem sie ein nahes Verhältniß haben: der todte Gemahl und Bruder. Sie gedenken seiner mit treuer Liebe im Herzen; nur soweit haben sie der Vernunft gegen den Drang des Herzens nachgegeben, daß sie mit „weiser Trauer" an ihn denken und nicht ganz ihrer selbst vergessen.

Und nun, diese selben Personen von innen gesehen! Den Todten haben sie umgebracht; die Erinnerung an ihn an weckt das Grauen in ihrem Herzen. Ist auch die Königin am Mord nicht unmittelbar betheiligt, so hat sie doch die böse Lust im Mörder ermuthigt. Der Sohn des Todten, ihr Sohn, wird von ihnen mit scheuem Mißtrauen betrachtet: was er nur vorhat? was mag sein geheimnißvoll-seltsames Betragen bedeuten? Wenn er nur hinginge, wo Sonne und Mond nicht scheint, das ist der innigste Wunsch wenigstens des Königs.

Aber zugleich brauchen sie ihn; so lange er lebt, muß er an ihrem Hofe bleiben; er darf nicht nach Wittenberg zurück, seine Abwesenheit möchte als stumme Anklage, als stiller Protest gegen die neue Verbindung gedeutet werden. Es wird schon allerlei gemunkelt; das niedere Volk ist mißtrauisch, wie sich nachher bei dem Aufstand des Laertes zeigt; Hamlet muß dableiben; lebt der Sohn am Hofe des neuen Paares, wer will einen Stein auf die schnelle Hochzeit werfen? wer den Nachfolger zur Rede stellen, wenn es der geborene Erbe nicht thut?

Das Verhältniß zwischen dem Königspaar und den Hofleuten, das sich so schön und innerlich ausnimmt, ist in Wahrheit nichts als ein Verhältniß gegenseitiger Ausbeutung. Die Hofleute dienen um Gunst und Gabe; sie schmeicheln Jedem, der bezahlen kann. Dieselben Leute, die dem Prinzen Claudius, der vermuthlich bei dem alten Hamlet nicht in Gunst stand, Gesichter schnitten, kaufen jetzt, da er König ist, sein Miniaturporträt um 20, 40, 50, ja 100 Dukaten (II, 2). Wie sie über ihn in ihrem Herzen denken, verrathen sie uns allerdings nicht; natürlich, Niemand traut dem Andern so weit, um sich einmal das Herz zu erleichtern. Der alte Polonius lehrt seinen Sohn das Geheimniß des Verkehrs bei Hofe:

Dein Ohr leih' Jedem, Wenigen Deine Stimme.
Nimm jedes Urtheil hin, Deins halt' zurück.

Wie der König seinerseits innerlich zu diesen seinen Freunden steht, wird sichtbar, als er die Mittheilung von der Ermordung des Polonius, seines ältesten und vertrautesten Rathes empfängt, dem angeblich Dänemarks Krone so nahe als der Kopf dem Herzen verbunden war (I, 2; IV, 3). Sein erster Gedanke ist: so wär' es uns geschehen, hätten wir höchstselbst hinter der Tapete gestanden. Und der zweite: die Sache ist recht unangenehm; sie wird übles Aufsehen machen und uns wird man sie zur Last legen. Der dritte und letzte: Hamlet muß fort, nach England, unsere Sicherheit fordert es. Kein Wort der Klage, des Schmerzes kommt über seine Lippen, nicht einmal eine armselige Formel des Bedauerns: nur an sich selber denkt er und an die Verlegenheiten, die ihm aus diesem unangenehmen Vorfall erwachsen. In der folgenden Scene deutet Hamlet dem Rosenkranz, wenn er es noch nicht wissen sollte, mit der ihm eigenen Deutlichkeit der Rede, was ein Hofmann für einen König sei: „ein Schwamm, der des Königs Mienen, seine Gunstbezeugungen und Befehle einsaugt. Aber solche Diener thun dem König den besten Dienst am Ende. Er hält sie, wie ein Affe den Bissen im Winkel seines Kinnbackens, zuerst in den Mund gesteckt, um zuletzt verschlungen zu werden. Wenn er braucht, was ihr gesammelt habt, so darf er Euch nur drücken, so seid Ihr, Schwamm, wieder trocken" (IV, 2).

Also Selbstsucht, die durch angenommene Würde und Humanität verdeckt wird, die aber, wenn es sein muß, vor nichts, auch vor keinem Verbrechen zurückschreckt, das ist das Wesen dieses Königs. Im Uebrigen ist er keineswegs ein unbedeutender, nichtiger Mann. Wenn Hamlet ihn als einen armen Schächer darstellt, ihn einen buntscheckigen Lumpenkönig nennt, so ist das ein Zerrbild, das die leidenschaftliche Verbitterung seiner Phantasie vormalt; das Bild, das der Dichter bietet, ist ein anderes. König Claudius ist ein Mann nicht ohne

Kraft und Autorität. Er ist allerdings nicht ein Held und geborener König; aber er ist ein gewandter, kluger, mit seinen Mitteln geschickt haushaltender, diplomatischer Herrscher, ein König, der neun Königen unter zehn überlegen ist, überlegen durch Verstand, Sicherheit des Wollens und Rücksichtslosigkeit des Vollbringens. — So darf man auch das Bild der Königin nicht allein nach dem, was Hamlet von ihr sagt, malen. Auch sie ist eine nicht unkönigliche Frau, von sicherem und stattlichem Wesen; sie besaß die Liebe des alten Hamlet, und sie ist nicht ohne Liebe für ihren Sohn. Was wir von ihr Uebles wissen, ist, daß sie dem Verführer ihr Ohr nicht verschlossen hat und bald nach dem Tode des Gatten seine Gemahlin geworden ist; kurz, eine Königin, wie es ihrer zu jeder Zeit gegeben hat.

4. Das ist die erste Familie des Landes; betrachten wir die zweite, die des Polonius.

Von ferne und von außen gesehen auch hier lauter Glück und Glanz. Polonius ist der erste Mann nach dem König, der erfahrenste und glücklichste Staatsmann, der würdigste und verehrteste Familienvater. Sein Sohn Laertes, ein fein gebildeter, seiner selbst sicherer Cavalier, der eben zu Paris den letzten Schliff sich holt, wird der Erbe seiner Stellung sein; die Hofleute haben eine Witterung davon, Osrick kann sich in seinem Preise nicht genug thun: „er ist die Karte, der Kalender alles adligen Wesens; denn ihr werdet bei ihm den Inbegriff aller Gaben finden, die ein Cavalier nur wünschen kann zu sehen" (V, 2). Ebenso ist seine Schwester Ophelia ein Inbegriff und Auszug adliger Weiblichkeit: schön und rein, wie eine Maienrose, vornehm und lieblich in ihrem Wesen, voll zärtlicher Ergebenheit für die Ihrigen; kurz, „ihr Werth stand herausfordernd auf der Zinne aller Zeiten um ihrer Vorzüge willen", wie ihr beredter Bruder nach ihrem Tode sagt (IV, 3). Durch sie scheint sich eine noch höhere Erhebung der Familie vorzubereiten; Hamlet, der Prinz und Erbe des dänischen Thrones, liebt sie; die Verschwägerung des Hauses mit der königlichen Familie steht in Aussicht. Und wie das Glück in diesem Hause wohnt, so auch Tugend und gute Sitte. Ja, es trieft darin sozusagen von Moralität. Gleich am Anfang, wie wir eingeführt werden, bekommen wir zwei schöne Moralpredigten zu hören: eine, die der Bruder der Schwester, eine andere, die der Vater dem Sohn hält; er hat sie schon oft gehalten.

Und nun die Kehrseite. Was es mit der Moralität des biederen Greises auf sich hat, und wie es mit dem Vertrauen des Vaters zu dem Sohne steht, erfahren wir gleich darauf in der ersten Scene des zweiten Aktes. Polonius schickt seinem Sohn einen vertrauten Diener nach und gibt ihm Anweisungen, dessen Leben auszuspioniren. Wir sehen den alten, auf dem Wege der Lüge krumm gewordenen Hofmann, wie er mit schmunzelndem Behagen die Kunst lehrt, „mit dem Köder der Lüge den Karpfen der Wahrheit zu fangen". Er kann gar nicht anders als diplomatisiren; das Lügen ist ihm zur anderen Natur geworden; und wo er selbst nicht in Person lügen, horchen, spioniren kann, da freut's ihn, der Lüge Kupplerdienste zu thun. Auch das erfahren wir, was nach seinen Vorstellungen zu einer cavaliermäßigen Moralität gehört: Spielen, Trinken, Raufen, Fluchen, Poltern und dergleichen mehr, das thut, mit Maßen ge-

trieben, der Ehre und dem guten Leumund des jungen Mannes in den Augen des Vaters keinen Eintrag. Den bedenklicheren Diener belehrt er ausdrücklich und umständlich darüber, daß das kleine Flecken der Freiheit und Jugend seien; wie er denn auch später mit Behagen seiner eigenen verliebten Thorheiten gedenkt (II, 2). Wir werden nicht Ursache haben zu vermuthen, daß der Sohn in diesen Dingen hinter den Erwartungen des Vaters zurückgeblieben ist.

Wie es mit dem ritterlichen Sinn unseres Cavaliers, dieser „Musterkarte alles adligen Wesens“ steht, kommt an den Tag, als er erfährt, daß sein Vater im Schloß des Königs getödtet ist. Er denkt — darauf deutet ihm die Verheimlichung des Vorganges, der Mangel eines Staatsbegräbnisses — der Vater ist gestürzt, die Familie in Ungnade; jetzt gilt's: ich oder du. Und er ist gleich entschieden; er rafft einen Haufen Unzufriedener auf und bricht ins Schloß ein. Dem König gelingt es, ihm seinen Verdacht zu benehmen; nicht mit, sondern ganz und gar gegen seinen Willen sei Polonius von Hamlet getödtet worden; Hamlet sei der Feind, der sie miteinander bedrohe. Und alsbald sehen wir den Empörer mit Eifer und Verständniß auf des Königs Plan eingehen: Hamlet durch Meuchelmord zu beseitigen. Ja, der edle Ritter eilt dem König noch voran, es genügt ihm nicht, ein unabgestumpftes Rappier beim Kampfspiel zu brauchen, er bestreicht es auch noch vorher mit einer tödtlichen Salbe, die er einmal von einem Quacksalber gekauft und gleich zur Hand hat — fast könnte es scheinen, als ob er auch in diesen Künsten nicht zum ersten Male sich versuchte. — Das ist die Blüthe der dänischen Ritterschaft, ein Meuchelmörder und Giftmischer, wie der König selbst. Und um das Bild voll zu machen, vergegenwärtige man sich noch das ekelhafte, prahlerische Pathos seines heuchlerischen Jammers um Schwester und Vater!

5. Und nun Ophelia, wer ist sie? und von welcher Art ist ihr Verhältniß zu Hamlet?

Das Erste, was wir darüber hören, ist, wie Vater und Bruder über das „Verhältniß“ denken (I, 3); sie sagen es hinlänglich deutlich. Sei klug, sagt der Bruder, Hamlet ist in dich verliebt, aber gib seinem Ungestüm nicht nach; denn ob er dich zur Gattin nehmen kann und will, steht noch dahin. Sei klug, sagt auch der Vater; es ist mir gesagt worden, Prinz Hamlet widme dir seit Kurzem oft seine Mußestunden, und du selbst seiest in der Gewährung des Zutritts überaus entgegenkommend und freigebig gewesen; ist es so, dann muß ich dir sagen, du verstehst dich selbst nicht so klar, als es für meine Tochter und deine Ehre nöthig ist:

Kargt von nun an
Mit eurer jungfräulichen Gegenwart
Ein wenig mehr; schätzt eure Unterhaltung
Zu hoch, um auf Befehl bereit zu sein.

Man sieht, von dieser Seite her fehlt es Ophelien nicht an Belehrung, weder über das, was sie thun, noch über das, was sie nicht thun soll, um den Prinzen zu gewinnen. Es kommt so ziemlich darauf hinaus: je zurückhaltender du bist, um so begehrenswerther bist du: und vor Allem:

Thu' keinem Dieb
Nur nichts zu lieb,
Als mit dem Ring am Finger.

Und beide scheinen den Rath für recht nothwendig zu halten; sie sei noch ein grünes Ding, meint der Vater, und nicht erprobt in so gefährlichen Umständen; und der Bruder warnt: das behutsamste Mädchen werde verschwenderisch, wenn sie dem Monde ihre Schönheit enthülle.

War der Rath nothwendig? Wohl nur zu sehr; denn es scheint nicht zweifelhaft, daß es Ophelien mit Hamlet nicht anders als dem guten Gretchen mit Faust ergangen ist. Und wie diese, fiel auch sie, nachdem Hamlet ihren Vater getödtet und die Hoffnung auf eine legitime Verbindung verschwunden war, in geistige Zerrüttung, die zu ihrem Tode führt. Ob durch Selbstmord? So denken die Todtengräber und der Priester; die Königin gibt in ihrem Bericht über das Ereigniß der Sache eine leidlichere Wendung. — Aber davon steht doch nichts im Stück? — Allerdings, es wird nicht mit dürren Worten gesagt, aber es wird bestimmt genug angedeutet, natürlich von den beiden Personen, die allein darum wissen. Wie sich in Opheliens Erinnerung ihr Liebesverhältniß mit dem Prinzen darstellt, sagen ohne allen und jeden Rückhalt die Verse, die sie im Wahnsinn singt. Sie ist ihm entgegengekommen, wie das Mädchen, das frühmorgens am St. Valentinstag unter dem Fenster ihres Liebsten stand und anklopfte; und da ist's denn gekommen, wie es der erfahrene Bruder vorausgesagt hatte (IV, 5). — So sagt auch Hamlet dasselbe, natürlich wieder in der einzig möglichen Form, nicht in prosaischer Mittheilung, auch nicht, wie Ophelia, in Versen, sondern in giftigen Anspielungen. Man sehe die Bemerkungen gegen Polonius nach, der seine Tochter vor der Sonne hüten möge (II, 2), oder die peinlich cynischen Reden, die er gegen Ophelien selbst führt (III, 1, 2).

Ist Hamlet oder Ophelien die Sache nicht zuzutrauen? Was die letztere anlangt, so hat schon Goethe gesagt, ihr ganzes Wesen schwebe „in reifer, süßer Sinnlichkeit". Vielleicht ist der Tochter des Polonius, der Schwester des Laertes doch auch der Prinz in Hamlet nicht ganz gleichgültig: an Hindeutungen auf das, was werden könne, wenn sie klug sei, hatte es ihr ja nicht gefehlt. — Man achte auch darauf, wie sie später, im Wahnsinn offenherzig, sich selber so gut als der Königin Raute, „das Reu- und Gnadenkraut", reicht, hinzufügend: „Ihr könnt eure Raute mit einem Abzeichen tragen, zum Unterschied von mir." Es muß also auch eine Aehnlichkeit sein (IV, 5).

Aber Hamlet, der Mann, der an seinem Gram zehrt? Nun, wir werden auf ihn gleich ausführlicher zurückkommen. Hier bemerke ich nur, daß Sinnlichkeit seinem Wesen nicht fremd ist. Man erinnere sich nur seiner Intimität mit den Schauspielern: als sie ankommen, fällt sein Blick sogleich auf die Füße der Schauspielerin; „bei unserer Frauen, mein junges Fräulein, eure Fräuleinschaft ist dem Himmel um die Höhe eines Absatzes näher gerückt, seit ich euch zuletzt gesehen" (II, 2). Oder man sehe in derselben Scene den Brief des Liebhabers an Ophelien nach, worin er an ihren „ausgezeichneten weißen Busen" sich adressirt — von den späteren Aeußerungen, die noch viel weiter gehen, ganz zu schweigen.

Wie es so kam? — Man mag sich denken, Hamlet ist von Wittenberg nach längerer, vielleicht mehrjähriger Abwesenheit zurückgekehrt. Er findet

Ophelia, die er als Kind kannte, zur blühenden Jungfrau entwickelt; er bleibt nicht unempfänglich für ihre Reize und sie nicht für den interessanten Prinzen. Sie sehen sich oft allein. Da kommt das Verbot ihres Vaters dazwischen; sie zieht sich vor dem Prinzen zurück, nicht ohne die Hoffnung, daß er um so eifriger sie suchen werde. Das tritt nicht ein; ihm ist auch etwas dazwischen gekommen, die Erscheinung seines Vaters. So beginnt Ophelia, nachdem sie längere Zeit sich nicht mehr gesehen haben, zu fürchten, er könne sie vergessen; Gefühle zärtlicher Sehnsucht kommen dazu; sie sucht ihm zu begegnen, und

Da kam es just'
Wie's kommen mußt' [1]).

Das sind die beiden ersten Familien des Landes; so glänzend und glücklich, so tugendhaft und verdienstvoll, so liebenswürdig und schön von außen, inwendig aber voll Todtengebein und alles Unflaths. — „Ist auch nichts Anstößiges darin?" fragt vor der Aufführung des Schauspiels König Claudius; der ganze Hof ist so moralisch, so peinlich in der Vermeidung alles Anstößigen; es geht hier Alles so anständig zu, daß man selbst auf der Bühne das Bedenkliche nicht leidet. Und Hamlet antwortet, mit einem sarkastischen Lächeln: „Nein, nein! Sie spaßen nur, vergiften nur zum Spaß. Weit und breit nichts Anstößiges!"

6. Wer ist nun Hamlet?

Hamlet, so kann man zunächst antworten, ist der Entlarver dieser Welt voll Lüge und Greuel. Das ist seine Rolle im Stück, von Anfang bis zu Ende.

---

[1]) Die Begegnung, von der Ophelia dem Vater erzählt (II, 1), wo Hamlet sie in derangirtem Anzug aufsucht, sie lange betrachtet und endlich mit tiefem Seufzer Abschied nimmt, wäre natürlich nach jenem Ereigniß zu setzen: es ist das erste Mal, daß er sie seitdem sieht. In seiner Menschenverachtung hat er sich nun sowohl die vorübergehende Zurückhaltung als das dann folgende Entgegenkommen Opheliens als berechnete Speculation gedeutet; mit jenem Abschiedsseufzer stößt er den letzten Rest des Glaubens an Menschen aus seinem Herzen. Er begegnet Ophelien von jetzt ab mit grimmiger, höhnischer Verachtung; die Scenen III, 1 und III, 2 werden erst hierdurch verständlich, im Ganzen und im Einzelnen: jedes Wort, das er zu ihr sagt, erhält nun durch das voraufgegangene Ereigniß seinen grausamen Sinn. — Der Brief Hamlet's an Ophelien, welchen Polonius der Königin vorliest (III, 2), wäre dagegen natürlich aus der Zeit vor dem folgenschweren Besuch Opheliens zu datiren.

Hier mag noch bemerkt werden, daß Shakespeare in seiner Vorlage, der Geschichte Amleth's in den Histoires tragiques des Belleforest, einer Ueberarbeitung der Sage in der Historia Danica des Saxo Grammaticus, ebenfalls ein heimliches Einverständniß des Prinzen mit einer schönen, ihm ergebenen Hofdame vorfand. Der König traut dem Wahnsinn seines Stiefsohnes nicht; um ihn als Simulanten zu entlarven, rathen Hofleute, ihn allein mit einem schönen Mädchen zusammenzubringen: sei der Wahnsinn nur angenommen, so werde es sich angesichts solcher Versuchung offenbaren. Die Begegnung wird wie durch Zufall an einem einsamen Orte im Walde herbeigeführt. Aber das Mädchen, das mit dem Prinzen von Jugend auf bekannt, ist in ihn verliebt und offenbart ihm, welche Schlinge man ihm gelegt habe. Ueber ihr Einverständniß täuschen sie dann die Hofleute, indem Hamlet es bejaht, die Dame aber verneint. — Wie man sieht, ist darin die Rolle der Ophelia, wenn auch nur schattenhaft vorgezeichnet: auch sie wird von ihrem Vater und dem König gebraucht, um über Hamlet's Wahnsinn ins Klare zu kommen.

Noch sei erwähnt, daß dieselbe Auffassung von dem Verhältniß Opheliens zum Prinzen sich findet bei H. v. Friesen „Briefe über Hamlet" (1864) und bei Dietrich, „Hamlet, der Constabel der Vorsehung" (1883).

„Ihr seid ein guter Chorus, mein Prinz," sagt Ophelia, da er das Schauspiel im Schauspiel mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Wie zu den Personen des eingelegten Stückes, so verhält er sich auch zu den Personen, die mit ihm die Zuschauer bilden; er sagt, was sie eigentlich sind. Nachdem am Anfang in der Geisterscene ihm selbst offenbar geworden ist, was sein „prophetisches Gemüth" schon vorher geahnt hatte, macht er nun nacheinander die Personen seiner Umgebung offenbar. Diese fortschreitende Aufdeckung macht eigentlich die Handlung des Stückes aus. Er macht den König offenbar als Thronräuber und Brudermörder, die Königin als buhlerische Ehebrecherin. Er macht den großen und würdigen Hof- und Staatsmann als altersschwachen Narren offenbar; er macht ihn zum Narren seiner eigenen ehemaligen Kunst, des Spionirens, Horchens, Kuppelns und Lügens: bildet der alte triefäugige Tropf sich nicht wirklich ein, den Hamlet zu übersehen, als Schwiegersohn ihn einfangen zu können? Meint er nicht später, durch seine bewährte Welt- und Menschenkenntniß Hamlet und seinen ganzen Zustand durch und durch ergründet zu haben? Zählt er ihn nicht an den Fingern mit Ursache und Wirkung, Effect und Defect den Majestäten vor und meint dadurch aufs Neue seine Unentbehrlichkeit ihnen einleuchtend zu machen? — Nicht minder wird durch ihn die Unschuld der reizenden Ophelia und die Ritterlichkeit des vollkommenen Cavaliers in ihrer Blöße offenbar; nicht zu reden von den minderen Hofleuten, die, sowie sie mit ihm in Berührung kommen, alsbald dastehen als das, was sie sind: Drahtpuppen, die der Hof durch die Triebfedern des Eigennutzes und der Eitelkeit in Bewegung setzt.

Das Alles thut er, ohne eigentlich zu handeln. Er ist es, der alle diese Personen in Bewegung bringt und beständig in Athem hält, aber nicht durch ein zielbewußtes Handeln, sondern eigentlich durch sein bloßes Dasein. Er thut nicht mit, er stimmt nicht in den allgemeinen Ton ein, das ist es, wodurch er am Anfang den Majestäten Sorge macht. Am Hofe ist Jubel und Lustbarkeit; der neue König, der mit seiner Gemahlin die Flitterwochen genießt, liebt Feste und frohe Gelage; Hamlet hält sich fern, er will fort. Man hält ihn, man sucht ihn heranzuziehen und zu divertiren. Die beiden Hofleute werden damit beauftragt, zugleich ihn auszuforschen: was mag er nur haben, daß er so räthselhaft und beängstigend abseits steht? Sie bringen die Schauspieler herbei, ihn zu zerstreuen. Da, im Augenblick, wie ihm die Schauspieler gemeldet werden, entspringt in seinem Kopf ein glänzender Plan: die Schauspieler sollen dem Hofe eine Vorstellung geben, an die er denken soll (II, 2). So kommt es zu der großen Entlarvungsscene des dritten Actes. Hieran schließt sich die Nachtscene mit der Mutter, wobei Polonius seinen Tod findet. Dieser führt dann weiter einerseits zu dem englischen Plan des Königs, der, gegen Hamlet's Leben gerichtet, das seiner beiden Begleiter hinrafft, andererseits zu der Empörung des Laertes, und dadurch endlich zu dem großen Schlachttage des letzten Actes: Laertes und der König haben für den gefährlichen Menschen Schwert und Gift bereitet, der Anschlag gelingt, aber sie werden in der eigenen Schlinge mitgefangen, und auch die Königin erhält von dem Gift gelegentlich ihr Theil. Nebenher hat sich die Geschichte Opheliens abgespielt; auch sie ist an der Be-

gegnung mit diesem furchtbaren Menschen zu Grunde gegangen. Wahrlich, er hat recht, wenn er im Grabe Opheliens dem Laertes zuruft:

Denn ob ich schon nicht jäh und heftig bin,
So ist doch was Gefährliches in mir.

Was ist das Gefährliche? Es ist dies: er sieht und sagt die Dinge, die sind. Er ist ein Hellseher und Wahrsager. Dadurch wird er seiner Umgebung zu dem Stein des Anstoßes und dem Fels des Aergernisses, an dem sie zerschellt. Er lügt und heuchelt nicht mit ihr, das kann sie nicht ertragen. Die Wahrheit wirkt in dieser Gesellschaft wie der Saft des Bilsenkrautes im Körper des vergifteten Königs,

wovon die Wirkung
So mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,
Daß es durch die natürlichen Canäle
Des Körpers hurtig, wie Quecksilber, läuft
Und wie ein saures Lab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt zerrinnen macht
Das Blut.

7. Das ist die eine Seite von Hamlets Wesen. Der Dichter zeigt uns noch eine andere: Hamlet hat Freude daran, das Böse zu sehen und zu sagen. Nach dem Wort des Apostels (1. Cor. 13, 6) freuet sich die Liebe nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Diese Liebe ist nicht in Hamlet; er freuet sich der Wahrheit, aber zugleich der Ungerechtigkeit: er sucht sie auf, um sie aufzuzeigen. Er ist grausam, nicht eigentlich durch Blut und Temperament; es ist nicht die Grausamkeit des Raubthieres, sondern die Grausamkeit des fanatischen Theoretikers, des gewohnheitsmäßigen Vivisectors. Mitleid ist ein Gefühl, das ihm fremd ist, sowohl in der Gestalt natürlicher Sympathie mit fremdem Schmerz, als in der Form des Schmerzes einer edlen Natur über die Schwäche und Gemeinheit der Menschen. Statt dessen empfindet er ein eigenes Wohlgefallen am Bösen; er sucht es eifrig auf und zeigt es triumphirend vor; es bestätigt seine Theorie. Schopenhauer gibt einmal den Rath: Fälle von Bosheit und Niederträchtigkeit der Menschen ja nicht zu vergessen und in den Wind zu schlagen, sondern sie sorgfältig zu sammeln und aufzuheben als alimenta misanthropiae. Der Rath ist niemals von Jemandem gewissenhafter befolgt worden als von Hamlet. Die Schandthat, die er aufgespürt hat, begrüßt er, nicht anders als einst Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz, mit einem jubelnden: Gefunden! Als nach dem Schauspiel der König entlarvt und gebrochen entweicht, bricht er in exsultirende Freude aus; er singt und fragt den Horatio: Nun, Freund, könnte ich mir nicht mit meiner Schauspielkunst einen guten Platz in einer Schauspieltruppe verschaffen? Und in grimmigem Uebermuth ruft er nach Musik und Flötenbläsern, die dann auch kommen. Der große Wurf ist gelungen; er hat, nicht etwa das Leben des Vaters gerettet, auch nicht seinen Tod gerächt, oder gar den Ohm und die Mutter auf bessere Wege gebracht; aber er hat die Probe auf das Exempel gemacht (eine ziemlich entbehrliche Probe, empfindet der Zuschauer), und sie stimmt; er hat den Triumph gefeiert, seinen Vatersbruder als Brudermörder dem Hofe vorzustellen.

Dieser selbe Jubel klingt auch schon aus seinen Reden nach der ersten Erscheinung des Geistes, als ihm die Unthat des Ohms zuerst offenbart ist; recht nach Schopenhauer's Rath zieht er sein Taschenbuch heraus, um sich's für alle Zeiten zu merken,

> Daß Einer lächeln kann und immer lächeln
> Und doch ein Schurke sein.

Und als Horatio hinter der Scene ihm ruft, ruft er zurück, wie in munterer Jagdlaune: „Ha! Heisa, Junge! Komm, Vögelchen, komm!" Und diese Laune grimmiger Lust an seinem eben entdeckten Geheimniß geht auch durch die folgende Schwurscene.

Der grausamen Freude an der Entdeckung der Nichtswürdigkeit entspricht die grausame Freude daran, dem Entlarvten seine Nichtswürdigkeit vorzuhalten.

> Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe:
> Gut eingerieben, thut sie wehe —

sagt einmal der Wandsbecker Bote, ein Mann, dem es doch nie um das Wehethun, sondern um die Heilung zu thun war. Hamlet dagegen ist es nicht um die Heilung zu thun, sondern um das Wehethun. Das zeigt vor Allem die grausame Scene mit der Mutter (III, 4). Auf dem Weg nimmt er sich vor, ihr „den Spiegel vorzuhalten", „Dolche zu reden, aber nicht zu brauchen", fast möchte man sagen: weil man mit dem Stahl nur einmal tödten kann, mit der Zunge hundertmal. Das würde wenigstens zu dem stimmen, was sich unterwegs zuträgt: er trifft den König, wehrlos, knieend; schon legt er die Hand an den Degen: „jetzt könnt' ich's thun, bequem." Aber nein, jetzt nicht; er käme so zu leichten Kaufs davon. Wäre das Rache, so reflectirt er, wenn ich den reuig Betenden tödtete und zum Himmel sendete? Nein, zur Hölle muß er fahren, und darum will ich ihn mir für eine andere Gelegenheit aufheben: wenn er berauscht ist, wenn er —

> Dann stoß' ihn nieder, daß gen Himmel er
> Die Fersen bäumen mag, und seine Seele
> So schwarz und so verdammt sei wie die Hölle,
> Wohin er fährt.

Und sich wendend, um zur Mutter zu gehen, ruft er, nochmals gegen den König gekehrt: „Diese Medicin verlängert Dir bloß Deine Krankheit." Nicht heilen will er, sondern tödten, tödten bis in die Hölle hinein.

Und nun folgt jene furchtbare Scene mit der Mutter. Das Vorspiel ist, daß er den Polonius ersticht. Ohne durch den kleinen Zwischenfall erregt oder von seinem Vorhaben abgezogen zu werden, wendet er sich zur Mutter und beginnt, angesichts des blutigen Leichnams, „Dolche zu reden." Niemals ist diese Kunst virtuoser, furchtbarer geübt worden, als hier von dem Sohn gegen die Mutter. Er wühlt, er schwelgt in eklen Vorstellungen, mit denen er ihr Thun und ihres Gatten ihr vorhält. Erst durch die Erscheinung des Geistes, der im Hauskleide kommt und mit schmerzlicher Gebärde ihn mahnt, die Mutter zu schonen, wird er unterbrochen. Er mildert eine Weile den Ton, nimmt die Miene eines Seelsorgers an, redet von Buße und Besserung und künftigem Segen. Dann aber fällt er wieder in seinen eigenen Ton zurück; er endet mit

dem frommen Wunsch, daß sie ihre Sünde und Schande fortsetzen, durch Verrath vollenden und zuletzt mitten drin den Hals brechen möge. — Im Abgehen ergötzt er sich — er ist wieder in guter Laune — mit der Ausmalung der Situation, die eintreten wird, wenn er nun mit seinen beiden Begleitern nach England unterwegs sein wird; sie meinen, ihn unterminirt zu haben, er aber wird seine Gegenmine eine Klafter tiefer graben und sie mit ihrem eigenen Pulver gegen den Mond sprengen [1]).

Mit derselben grausamen Freude, mit der er hier die Schande der eigenen Mutter zu zergliedern und mit jedem Ekelnamen zu nennen nicht müde wird — es ist Ham, der seines Vaters Scham aufdeckt — mit eben derselben giftigen Freude prostituirt er durch cynische Anspielungen seine ehemalige Geliebte, die arme Ophelia, peinigt er den Polonius und die ihm aufgedrungenen Begleiter durch verfängliche Fragen, macht er den Osrick vor den Augen des Horatio zur lächerlichsten Fratze (V, 3). Seine Menschenverachtung sucht beständig nach Gegenständen, an denen sie sich auslassen kann.

8. Aber die Lust, mit welcher er diese Triebe befriedigt, gibt kein Glück. Vielmehr ist tiefste Unseligkeit seine Grundstimmung. Bosheit, meint Schopenhauer, wird überall nur geübt zur Linderung unerträglicher innerer Qual. Hamlet's Krankheit ist Menschen- und Lebensekel, die furchtbarste und qualvollste aller Krankheiten. „Ich habe keine Lust am Manne und am Weibe auch nicht," sagt er zu Rosenkranz; vielmehr, so hätte er fortfahren mögen, ich habe einen Ekel vor dem Weibe, seiner immer regen, immer wechselnden, widrigen Lüsternheit — ist nicht meine Mutter ein Weib? — vor seiner schnöden, berechnenden Coquetterie mit all' den gemeinen Kleinkünsten — ist nicht meine ehemalige Geliebte ein Weib? „Ich weiß auch von euren Malereien Bescheid," sagt er zu Ophelien, „recht gut. Gott hat euch ein Gesicht gegeben, und ihr macht euch selber ein anderes. Ihr tänzelt, ihr trippelt, ihr lispelt, gebt Gottes Creaturen verhunzte Namen und spielt eure Lüsternheit als kindliche Unwissenheit aus" (III, 1). Ich habe einen Ekel nicht minder vor den Männern: vor ihrem Lügen, Trügen, Betteln, Schleichen, Stehlen, Meucheln; sie sind alle gleich; „ehrlich sein heißt ein Auserwählter sein unter Zehntausenden." Dänemark ist ein Gefängniß, ja die ganze Welt ist ein Gefängniß, mit vielen Verließen, Zellen und Löchern, und jedes ist voll von solchen Dieben und Schuften (II, 2).

Könnte er sie nur hassen, diese elenden Creaturen, richtig, kräftig hassen; aber er bringt es nur zu einer Empfindung gegen sie, der Empfindung der Verachtung und des Ekels. Er stößt gelegentlich eines dieser Geschöpfe nieder, wie den Polonius, nicht anders, als man mit dem Fuß einen widerwärtigen Gegenstand, der im Wege liegt, zur Seite stößt oder zertritt — eine Ratte! So schickt er auch Rosenkranz und Güldenstern in den Tod, ohne Leidenschaft, ohne

---

[1]) Der Beachtung werth ist, daß erst in der Ausgabe von 1604 dieser Ausgang sich findet. In der Ausgabe von 1603 endet die Scene damit, daß die Mutter, wie es auch die Sage bot, auf die Aufforderung des Sohnes, ihm zur Rache behülflich zu sein, dies verspricht; wie denn auch später Horatio ihr die Rückkehr Hamlet's aus England mittheilt. Die Ausgabe von 1604 malt mit schwärzeren Farben, sowohl die Mutter als den Sohn.

Haß, doch gibt der blutige Scherz ihm vorübergehend eine kleine Anregung. So stößt er endlich, selbst schon tödtlich getroffen, den König nieder: er braucht ihn jetzt nicht mehr als Opfer weiterer intellectueller Vivisection, als Erregungsmittel und Zielscheibe seiner galligen Beredsamkeit. Der Rest ist Schweigen; nun, so braucht also der buntscheckige Lumpenkönig jetzt auch nicht mehr zu leben.

Der Ekel vor den Menschen erstreckt sich auch auf ihn selber; neben der Mutter und dem Ohm ist er selbst sich selber am meisten Gegenstand der wegwerfendsten Beschuldigungen. Es ist ganz aufrichtiger Ausdruck seiner Empfindung, wenn er in der Scene mit der ehemaligen Geliebten (III, 1) von sich sagt: „Es wäre besser, meine Mutter hätte mich nie geboren. Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wir sind ausgemachte Schurken, alle, trau' keinem von uns!“ Die natürlichen gesunden Instincte sind in ihm abgestorben; er kann nicht mehr zürnen, hassen, Schmerz empfinden, noch weniger lieben und sich freuen. Einen „stumpfen, schlammmüthigen Schuft“, so nennt er sich, als er den Schauspieler mit Thränen in den Augen von Hekuba's Schicksal declamiren hört; statt flugs dem Mörder zu Leibe zu gehen, entlade er sein Herz, wie eine Dirne, mit Schimpfworten (III, 2). Und zu einer ähnlichen Entladung der Ekelempfindung gegen sich selbst wird der Durchzug des Fortinbras ihm Veranlassung (IV, 4). Die furchtbare Gabe des Hellsehens richtet sich auch gegen ihn selbst. Er sieht die innere Auflösung seines Wesens, die fortschreitende Paralyse des Willens, des gesunden Empfindens und Handelns; er beobachtet die physische Nekrose; er wühlt mit einem letzten Rest von Gefühl, mit Gefühlen grausam-schmerzlicher Wollust in seinem Innern. Mit Mephistopheles könnte er von sich sagen:

Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut,
Und triumphirt zugleich, wenn er sich ganz durchschaut.

Mit denselben Gefühlen wühlt er in Todesvorstellungen. Sie gehen durch das ganze Stück hindurch, von dem ersten Monolog (I, 2), bis zu der Kirchhofsscene im letzten Act; man denke an die gräßliche Ausmalung des Nachtmahls, bei dem Polonius nicht speist, sondern verspeist wird; oder an die schaurige Lustigkeit der Causerie mit dem Schädel Yorik's, oder an das peinliche Geleit, das seine Vorstellung dem Staube Cäsar's oder Alexander's bis zu seiner letzten Bestimmung gibt. Nichts, nichts, nichts ist Alles, das Erhabene wie das Lächerliche, das Große wie das Kleine, das Gute wie das Böse; oder, mit Leopardi, die Welt ist Koth! Nur einen Wunsch kann sie eingeben: aus ihr sich zu entfernen und das sobald als möglich. Von Anfang an trägt sich Hamlet mit Selbstmordgedanken; aber es bleibt beim Spiel mit Gedanken. Er hat nicht die Kraft des Willens, die zur Ausführung nöthig ist; er bringt es nur bis zum unfruchtbaren Wunsch: „Sterben — schlafen — es ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.“ So bleibt er der Pein ausgesetzt, bis des Laertes vergiftete Degenspitze die Erlösung bringt.

Es gibt Gifte, die das motorische System vollständig lähmen, während das sensible zunächst noch weiter fungirt. Es ist Hamlet's Fall: er sieht das Verderben, das ihn ergriffen hat und seine Auflösung herbeiführt; aber er ist ohne Kraft zur Abwehr. — Wie vollständig seine Fähigkeit zu handeln vernichtet ist,

das zeigen die beiden Scenen des letzten Actes: zuerst der Auftritt mit Laertes im Grabe, wo er diesen in bombastischem Schwulst von Liebesbetheuerungen überbietet. Es ist eine völlige sinn- und willenlose Reflex-Reaction: er hört Jemanden schreien und überschreit ihn. Sodann das Kampfspiel mit Laertes, das zum Ende führt. Hamlet hat eine Ahnung davon: es steckt eine List hinter diesem Waffenspiel, das der König so eifrig betreibt; er reflectirt mit Horatio darüber und kommt zu dem Schluß: einerlei, einmal muß doch gestorben sein, warum also nicht jetzt? „Da kein Mensch weiß, was er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mag's sein." Er setzt nicht einmal der List mehr eine List entgegen; er läßt sich widerstandslos zur Schlachtbank führen. Wie durch Suggestion wirkt die fremde Absicht auf seinen Willen. Erst als der Tod in seinen Gliedern sitzt, gewinnt er die Kraft, mit dem letzten Stoß noch den König zu treffen. Ueberhaupt scheint durch die Todeswunde eine gewisse innere Wandlung bei ihm eingetreten zu sein; er denkt an seinen Ruf und empfiehlt ihn dem Freunde; er denkt an sein Land und übergibt es Fortinbras als dem berufenen Herrscher.

9. Wie ist es dahin gekommen?

Der Dichter hat uns überlassen, die Entwicklung des Charakters uns selbst zurechtzulegen. Wie im Lear Charakter und Verhältniß des Vaters und der Töchter schon in den ersten Scenen als ein fertiges uns entgegentreten, so hier Hamlet und sein Verhältniß zu Mutter und Ohm, zur Welt und den Menschen; die Krankheit ist schon da, das Erscheinen des Geistes bringt nur die Krisis zum Durchbruch. Man mag, einzelnen Spuren nachgehend, die Entwicklungsgeschichte in folgender Weise construiren.

Hamlet ist seiner Anlage nach mehr eine sensible als active Natur. Das motorische System ist nicht stark angelegt, er ist fett, eine Fülle weichen Fleisches deckt dünne, feine Knochen; körperliche Anstrengung erhitzt ihn und macht ihn bald athemlos. Dagegen ist die sensible Seite sehr ausgebildet; für jede Art von Genuß hat er lebhafte Empfänglichkeit. Eine erregbare Sinnlichkeit macht ihn für die Wirkungen gewisser Künste sehr eindrucksfähig; für Musik und namentlich für das Schauspiel hat er eine Passion; sein Urtheil darüber verräth intimste Kennerschaft. Doch hat er nicht minder für Philosophie und Wissenschaft ein lebhaftes Interesse. Hingegen ist ihm ganz fremd der Ehrgeiz des Kriegers und Herrschers; er spricht es selbst aus: „Ich könnte in einer Nußschale eingesperrt sein und mich für einen König von unermeßlichem Gebiet halten — wenn nur meine bösen Träume nicht wären" (II, 2). Nicht fremd ist ihm aber die naive Selbstsucht, welche sensiblen Naturen von dieser Art eigen zu sein pflegt; nicht fremd auch die Neigung, seiner geistigen Ueberlegenheit über Andere sich zu bedienen, um sich über sie lustig zu machen; nicht fremd endlich eine Neigung zum Ueberlisten und Unterminiren; es hängt damit der Trieb zusammen, Anderer List und Lüge und Heuchelei aufzudecken; er verachtet das Intriguenspiel am Hofe, aber es gewährt ihm doch Unterhaltung, als Gegenspieler sich dabei zu betheiligen und die Mitglieder bloßzustellen. — Nach Allem werden wir zwar anstehen, ihn mit Goethe „ein reines, edles und höchst moralisches Wesen" zu nennen, weder seine Werke noch seine Worte rechtfertigen

ein solches Urtheil. Aber zweifellos ist er ein bedeutendes und ungewöhnliches Wesen, ausgezeichnet durch glänzende intellectuelle und ästhetische Begabung, ausgezeichnet durch einen rücksichtslosen und durchdringenden Wirklichkeitssinn, voll Verachtung gegen alle Art von Unwahrheit und Heuchelei, gegen das Gemeine und Rohe durch den natürlichen Abscheu einer feinen Organisation geschützt.

So durfte er sich ein bedeutendes und geistig reiches Leben versprechen. Es mag ihm, während er in Wittenberg seinen Studien sich überließ, ein epikureisches Stillleben, etwa nach Art des Hofes von Rheinsberg oder Sanssouci, als lockendes Zukunftsbild vorgeschwebt haben, ein Leben im Genuß geschmackvoll verwendeten fürstlichen Reichthums, umgeben von geistreichen Freunden und schönen Freundinnen, denen geistvolle Geselligkeit der höchste Lebensgenuß. Und man darf glauben, wenn das Schicksal die Hoffnungen erfüllt hätte, die er hegen durfte, so würde er ein innerlich reiches und ein nicht unglückliches Leben geführt haben. Vermuthlich wären Stunden der Sättigung nicht ausgeblieben; er hätte sie benutzt, um mit den Freunden über die Eitelkeit der Welt zu philosophiren oder einen Tractat De contemptu mundi abzufassen. Wäre er in unserem Zeitalter geboren, in welchem der Trieb, „der Zeit den Spiegel vorzuhalten," lebhafter als zu irgend einer früheren Zeit gefühlt zu werden scheint, dann hätte er sich möglicherweise auch einmal als pseudonymer Autor unter die Schauspieldichter gemischt und die Zeitgenossen etwa in der Weise Ibsen's auf die Bühne gebracht, oder er hätte sie in Romanen in impuris naturalibus, mit einem Ausdruck Fr. Nietzsche's, abgebildet, oder auch er hätte, gleich diesem Autor, in Aphorismen „mit dem Hammer philosophirt", an alle Größen, die die Zeit verehrt, anklopfend und „mit Entzücken" überall den Ton vernehmend, den leere Hohlräume geben.

10. Turgénjew hat in einer wundervollen Parallele Hamlet mit Don Quixote zusammengestellt[1]). Dieser, der hagere, starkknochige, sehnige Mann, ganz Wille, ganz lebend für ein erhabenes Ideal, ganz ohne Sinnlichkeit, ohne Gefühl für die Freuden der Tafel und der Liebe, unempfindlich gegen Wunden und Schläge, Strapazen und Unbill aller Art, empfänglich allein für die hohe Ehre wahrer Ritterschaft — ein starker, gläubiger Idealist. Hamlet ist das vollständige Gegentheil: ihm fehlt, wie die zähe Rüstigkeit des Leibes, so auch die Kraft des Willens und Glaubens; er ist ein skeptisch-realistischer Egoist. Und weil er keinen Glauben hat, hat er auch keine Ehrfurcht. Er ist ein Zweifler und Spötter. Der Ritter ist Gegenstand des Gelächters; er selbst lacht nicht und spottet nicht; er lebt in der Anschauung des Guten und Großen. — Hamlet ist ganz Reflexion, er zergliedert sich selbst, nicht ohne versteckte Eitelkeit sich selbst betrachtend und beschimpfend. Der Ritter weiß gar nicht um sich selbst; er lebt ganz im Objectiven; sein Blick ist allein auf die großen Ziele des Lebens gerichtet. Der Prinz zergliedert, wie sich selbst, so seine

[1]) Ausgewählte Werke. Hamburg 1884, XII. Bd. Hamlet und Don Quixote sind, worauf Turgénjew aufmerksam macht, in demselben Jahre (1603) zum ersten Male gedruckt worden; auch sind Shakespeare und Cervantes in einem Jahre (1616) gestorben.

Umgebung; er verachtet und beschimpft, ein Virtuos in dieser Gattung der Beredsamkeit, die Eitelkeit, die Laster, die Lügen der höfischen Gesellschaft; aber er geht nicht in die Wüste, wie der Heilige; er zieht nicht in die Berge, wie der Ritter, Abenteuer mit Riesen oder Drachen suchend; er bleibt am Hofe, er ist ein Mann der Gesellschaft; auf dem Parquett ist er heimisch, nicht unbewandert in den Toilettengeheimnissen eleganter Damen und Herren; seine Zunge kennt den Geschmack des Caviars, und seine Nase ist an Parfüms gewöhnt. Es ist ein meisterlicher Strich in der Zeichnung des Dichters: in der Kirchhofscene hebt Hamlet den Schädel Yorik's auf; nachdem er eine Weile über sein Aussehen philosophirt hat, führt er ihn an die Nase und sagt:

Ich bitte dich, Horatio, sag' mir nur Eins.
Horatio. Was denn, mein Prinz?
Hamlet. Glaubst du, daß Alexander in der Erde ebenso aussah?
Horatio. Ganz ebenso.
Hamlet. Und ebenso roch? Puh!
(Wirft den Schädel weg.)

In bemerkenswerther Weise tritt der Gegensatz der Naturen auch in ihrem Verhältniß zum weiblichen Geschlechte hervor. Der Ritter, bemerkt Turgenjew, liebt Dulcinea, ein Weib, das nicht existirt, und ist jederzeit bereit, für sie zu sterben; wäre sie ihm in Wirklichkeit begegnet, wie sie in seiner Einbildung existirte, er wäre vor der Vereinigung mit ihr zurückgebebt. Der Prinz geringschätzt die Weiber, er philosophirt gern über ihre Schwächen; aber er ist nicht ohne Lüsternheit und einem kleinen Roman mit einem hübschen Mädchen nicht abgeneigt. — Ebenso ist beider Verhältniß zum Tode entgegengesetzt: der Prinz seufzt nach dem Tode, aber er geht ihm, wo er sich bietet, aus dem Wege; das Leben ist ihm zuwider, aber er hängt doch daran; der Ritter hat gar keine sentimentale Sehnsucht nach dem Tode, aber furchtlos geht er ihm jeden Augenblick entgegen, wo es die Ritterschaft fordert.

Es liegt hier das Verständniß für das Verhältniß nahe, in dem der Prinz zu dem Begleiter steht, den ihm der Dichter beigegeben hat. Horatio ist ein ritterlicher Mann, dem Don Quixote verwandt, nur daß der gesunde Menschenverstand ihm treu bleibt. Die Worte, in welchen Hamlet ihn charakterisirt, passen ganz auf den edlen Ritter von der Mancha:

denn du warst,
Als littst du nichts, indem du Alles littest;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben des Geschicks
Mit gleichem Dank genommen.

Eben dies ist es, was den Prinzen zu Horatio hinzieht; er ist ein einfacher, ehrlicher Mann, der nichts werden und vorstellen will, der auch nicht über sich selbst nachdenkt, ein Mann, der ist. Dieser Mann ist geschaffen zum Vertrauten eines solchen Prinzen; er macht keine geistreiche Conversation; was er spricht, ist, sofern er nicht Thatsachen berichtet, bloß formale Begleitung zur Rede Hamlet's; aber er hat eine Seele voll Hingebung und Glauben. Mit unbedingter Anhänglichkeit schließt er sich dem geistig überlegenen Prinzen an. — Auch für dieses Verhältniß fände man wohl am Rheinsberger Hofe und in der Umgebung des Philosophen von Sanssouci Analogien. — Uebrigens mag auch

das innige Verhältniß Hamlet's zu seinem Vater auf einem ähnlichen Gegensatz der Naturen beruht haben; der Vater, ein ritterlicher Held, ein sieggewohnter Krieger, eine kraftvolle Herrschernatur, hatte an dem klugen und geistreichen Wesen des Sohnes seinen Stolz und seine Freude; auch Götz von Berlichingen hört ja nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen seinem kleinen Gelehrten zu, liebt er doch auch Weislingen. Man mag auch denken, daß das Bild des geliebten Weibes aus den aufgeweckten Augen des Sohnes ihn anblickte; die Intelligenz soll ja, nach Schopenhauer's Wahrnehmung, von der weiblichen Seite sich vererben. Der Neigung des Knaben zu den Künsten und Wissenschaften hatte er freien Spielraum gewährt; er hatte ihn zuletzt, seinem Wunsch nachgebend, nach Wittenberg aufs Studium ziehen lassen. Umgekehrt bewundert der Sohn an dem Vater eben das, was der eigenen Natur abgeht, die einfache Kraft und Entschlossenheit des Willens:

> Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
> Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

Dagegen war Hamlet's Verhältniß zu dem Ohm vermuthlich nie ein gutes gewesen; durch seine Ueberlegtheit und Beredsamkeit, durch sein Talent zur Verstellung und Schauspielkunst war er ihm von jeher zuwider. Die beiden kannten sich zu gut, um sich zu lieben.

11. So haben wir also in Hamlet einen Prinzen von bedeutender, aber zugleich gefährlicher Anlage. Gefährlich ist sein sensibles, reizbares Naturell, gefährlich sein scharfer Spürsinn für menschliche Verkehrtheiten und Schwächen. Es wird sehr auf die Umstände ankommen, wie sein Leben sich gestalten, ob etwas Tüchtiges und Rechtschaffenes herauskommen wird. Horatio, der alte Hamlet sind Naturen, die unter allen Umständen sich bewähren; der junge Hamlet hat nicht die Sicherheit und Selbständigkeit in sich, die vom Schicksal unabhängig macht. Fortinbras spricht am Schluß des Stückes aus: wäre Hamlet König geworden, er hätte sich höchst königlich bewährt. Vielleicht; nämlich wenn ihn das Leben tüchtig in die Schule genommen hätte. Ich erinnere nochmals an den Kronprinzen Friedrich, der offenbar Seiten von Hamlets Wesen in seiner Natur hatte. Der furchtbare Ernst, mit dem die Hand des Vaters ihn aus seiner Bahn riß, war seine Rettung. Was wäre aus ihm geworden, wenn die beabsichtigte Flucht gelungen und er an dem englischen Hofe als Flüchtling und Prätendent gelebt hätte? So hätte auch Hamlet durch große und dringende Aufgaben erzogen werden können. Wäre etwa sein Vater im Kriege mit Norwegen unterlegen und gefallen, wäre Hamlet zur Wiederaufrichtung des niedergeworfenen Volkes berufen worden, so hätte die in seiner Anlage nicht ganz fehlende Thatkraft sich entwickeln und im Verein mit seiner großen geistigen Begabung höchst Bedeutendes leisten mögen.

Statt dessen trat ein Anderes ein. Der König, sein Vater stirbt eines plötzlichen Todes. Der Prinz wird unversehens von Wittenberg zurückgerufen. Er findet seinen Ohm als König; derselbe hat die Abwesenheit des Sohnes und präsumtiven Erben benutzt, um sich die Krone aufs Haupt zu setzen (V, 2). Der Hof, voran Polonius, hat dazu geholfen; der alte König war wohl nie recht nach seinem Sinn gewesen; mit dem Prinzen Claudius hatte er sich immer besser ver-

standen. Die Lage des jungen Hamlet ist dadurch sehr peinlich verändert. Die Aussicht, die sich jetzt für das Leben ihm eröffnet, ist auf alle Weise trübe: im Geheimen verhaßt und verdächtig, wird er öffentlich die Rolle des geliebten Sohnes-Stiefsohnes und Erbprinzen zu spielen haben, vielleicht ein langes Leben hindurch; denn man wird annehmen dürfen, daß König Claudius erheblich jünger als sein Bruder und also nicht sehr erheblich älter als Hamlet ist. Die ganze Lebensart des neuen Hofes, seine schwelgerische Ueppigkeit, ist ihm zuwider; allerlei neue Menschen drängen sich herzu und verdrängen die alten Diener seines Vaters. — Da erfolgt zu alledem die Heirath des neuen Königs mit der Wittwe, seiner Mutter. Verachtung und Ekel schärfen seinen Argwohn; er hat sich wohl schon vorher allerlei Gedanken gemacht. Endlich erscheint der Geist und bringt die furchtbare Gewißheit mit den grauenvollen Einzelheiten des Hergangs.

Was thut nun Hamlet?

Don Quixote hätte im Angesicht des ganzen Hofes den König des Mordes angeschuldigt und ihn zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert. Ein Heiliger wäre zum König gegangen und hätte ihm unter vier Augen, wie einst der Täufer dem Vierfürsten, ins Gesicht gesagt: Du bist ein Mörder und Ehebrecher, thu Buße, sonst wirst du dem zukünftigen Zorne nicht entrinnen. Ein Mann von gewöhnlicher Art hätte etwa die Gelegenheit abgewartet und dem König den Degen in den Leib gerannt. Hamlet thut keines davon; er — zieht sein Taschenbuch heraus und notirt sich, mit sarkastischem Lachen, daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Ein wundervoller Fall, wirklich: bringt den Bruder um, stiehlt seine Krone, sein Weib, und lächelt, macht das harmloseste Gesicht von der Welt, als ob es so sein müßte, als ob vergiften so ein kleiner Spaß wäre. Immer wieder besieht er seinen Fund; er sammelt neue Beweise, sammelt anderweite alimenta misanthropiae und verarbeitet sie zu giftigen Reden gegen die Welt, die Menschen und sich selbst. Damit ist sein Schicksal besiegelt. Der König durch das Schauspiel als Mörder öffentlich gekennzeichnet, geht jetzt zur Offensive über. Hamlet, dessen Angriffskraft in der Entlarvung des Königs und der Erdolchung der Königin mit Worten erschöpft ist, läßt sich ohne Weiteres in die Defensive drängen. Den ersten Angriff des Königs schlägt er noch ab; er kehrt von der Fahrt nach England heim, aber nur um in den vergifteten Degen des Laertes zu fallen, den der König für ihn bereit hält. Der äußere Untergang ist nur die Folge des inneren Verderbens.

12. Daß in der gegebenen Zeichnung von dem Charakter Hamlet's die Absicht des Dichters getroffen ist, dafür läßt sich vor Allem noch die Umwandlung geltend machen, welche Shakespeare mit der Figur, wie er sie vorfand, mit dem Amleth der Sage vorgenommen hat. Wie der Held des Dramas, hat auch der Held der Sage einen überaus scharfen Spür- und Beobachtungssinn; er schmeckt an dem Speck heraus, was die Schweine gefressen, und an dem Meth, daß die Bienen, die den Honig eingetragen, auf einem Leichnam gesessen haben; ebenso sieht er auch dem König und der Königin von England gleich an, daß sie (durch Ehebruch) von Knechten abstammen. Auch theilt er mit ihm die Fertigkeit, in dem simulirten Wahnsinn durch Zweideutigkeiten Wahrheiten zu sagen.

Andererseits ist aber der Held der Sage von dem des Dramas durchaus verschieden: er besitzt im höchsten Maße Selbstbeherrschung und Thatkraft zu zielbewußtem Handeln. Die ganze Situation ist hier eine völlig andere: die Tödtung des alten Königs (Horwendill) durch seinen Bruder und Nachfolger (Fengo) ist hier von Anfang an eine bekannte Thatsache. Die Großen sind mit dem Thronwechsel einverstanden. Um sich zu retten und zugleich die Rache vorzubereiten, ist Amleth genöthigt, sich wahnsinnig zu stellen; er führt diese Rolle mit der äußersten Consequenz durch, so daß es dem König nicht gelingt, trotz mehrfacher Versuche (der erste ist die schon erwähnte Begegnung mit einem schönen Mädchen; ein zweiter eine Begegnung unter vier Augen mit der Mutter, wobei Hamlet einen Lauscher niedersticht), die Simulation, die er argwöhnt, an den Tag zu bringen. Endlich erreicht Amleth sein Ziel: zurückkehrend von England, wohin er von dem Ohm mit einem Uriasbrief geschickt worden, den er, wie im Drama, zu Ungunsten seiner Begleiter fälschte, trifft er den Hof eben bei der Feier seines Leichenschmauses; er überlistet die Gesellschaft, zündet zuletzt die Halle an und verbrennt mit ihr die ganze, im tiefen Rausch schlafende und zum Ueberfluß noch durch ein längst bereitetes Netzwerk gefesselte Gesellschaft. Dem König aber schlägt er den Kopf ab und wird mit Zustimmung des Volkes selbst König.

Man sieht, Shakespeare hat Charakter, Situation und Schicksal seines Helden durchaus verändert. Er hat ihm das consequente, entschlossene Handeln genommen, nur den Spürsinn ihm lassend. Die Situation ist dadurch eine ganz andere, daß im Drama der König ein Geheimniß zu bewahren hat, den Meuchelmord, während in der Sage Amleth den simulirten Wahnsinn als sein Geheimniß hütet. Damit ist die Rolle der Aufspürung an den Prinzen gekommen; die Erfüllung dieser Aufgabe durch ihn beherrscht die ersten drei Acte des Stücks; sie führt zu der großen Scene des Schauspiels im Schauspiel, des einzigen großen Stücks der Handlung, das in der Sage gar nicht vorgebildet ist. Die Entwicklung im Drama beruht dann darauf, daß Hamlet, der in der Sage nur durch die äußeren Umstände vom Handeln zurückgehalten wird, hier durch die Richtung des Gemüths auf das Aufspüren und Entlarven innerlich überhaupt unfähig wird zu handeln. Womit denn der verschiedene Ausgang gegeben ist: Amleth gewinnt mit der siegreichen Rache zugleich die Krone, Hamlet geht in pessimistischem Brüten und Declamiren über das Elend der Welt und die Nichtswürdigkeit der Menschen, vor Allem auch seiner selbst, zu Grunde. Nur zufällig wird auch der Hof in das Verderben mit hineingerissen.

Noch ein bemerkenswerthes Element ist im Drama hinzugekommen, das in der Sage ganz fehlt: die Beziehung zu Norwegen. Der Dichter hat dem kranken Dänenprinzen den Norweger Fortinbras gegenübergestellt, offenbar, wie oft bemerkt worden, um durch den Gegensatz auf das Wesen Hamlet's Licht zu werfen. Fortinbras tritt am Schluß des Stückes in die Stelle ein, für die Hamlet durch Geburt berufen war: er erscheint als der Mann, der durch sein Wesen für die Krone berufen ist; der sterbende Hamlet gibt selber ihm seine Stimme. Wer ist der Norweger? Es ist leicht zu sehen: ein junger Mann mit kräftigen Trieben und frischem Muth, der lebt, ohne über den Werth des Lebens zu klügeln, und wo die Ehre auf dem Spiele steht, handelt, statt sich Monologe

über den Vorzug des Seins oder Nichtseins zu halten; ein geborener Herrscher, der selbst an sich glaubt und darum auch Andere mit diesem Glauben erfüllt. Folgen ihm doch seine Krieger, „als ob es ins Bett ginge statt ins Grab", auch sie unbesorgt um das große Problem der Lust- und Werthbilance: sie wissen nicht einmal, ob das Stück Land, das zu gewinnen sie ausziehen, groß genug ist, um für sie alle zu einem Grabe Raum zu bieten (IV, 5). So charakterisirt ihn Hamlet selbst, nicht ohne ein überlegenes Lächeln, freilich auch nicht ohne einen Ausbruch wüthender Selbstbeschimpfung. Er charakterisirt damit zugleich sich selbst als den geistreichen Ergründer der vollständigen Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit aller Dinge, vorzüglich aber des Menschen — das unfruchtbarste und gefährlichste Geschäft, auf das ein Mann verfallen kann.

13. Versuchen wir nun die Lehre, die das Stück enthält — enthält natürlich, wie alle Shakespeare'schen Stücke, in der Form, in der das Leben selbst Lehre enthält — kurz zu formuliren. Sie läßt sich mit den Worten des 13. Capitels des 1. Korintherbriefes aussprechen, dem schon oben eine Stelle entnommen wurde: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts nütze." Die Gabe des Hellsehens und Wahrsagens ohne Liebe und ohne Glaube ist nicht ein Segen, sondern ein Fluch; sie zerstört das Leben dessen, der sie besitzt, und Derer, auf die sein Einfluß sich erstreckt.

Das Seitenstück zu dieser Lehre gibt ein anderes Drama unseres Dichters, Timon von Athen, und auch König Lear kann man hinzuziehen: Liebe, Güte, Freigebigkeit ohne Weisheit wirkt ebenfalls zerstörend, und zwar wieder für beide Theile — den, der sie übt, und den, der sie empfängt: Wohlthat ohne Weisheit ist Uebelthat. Die im Timon mit grausamer Sicherheit gezeichnete Niederträchtigkeit des schmeichlerischen Schmarotzerthums, das sich um den reichen Mann mit der offenen Hand sammelt, ist die nothwendige Wirkung der Blindheit dieses Mannes, der da meint, Geschenke machen und Freigebigkeit üben gegen Jedermann sei eine edle und nothwendige Verwendung des Reichthums oder zum mindesten das harmloseste und schönste Vergnügen, das der reiche Mann sich gönnen dürfe. Als ob Timon überhaupt irgend etwas Gefährlicheres oder für die Menschheit Verderblicheres hätte thun können! Nachdem er durch den erlittenen „Undank" zum Menschenfeind geworden ist, ermahnt er die Diebe und gewisse menschenfreundliche Damen in dem Gefolge des Alcibiades, ihr Geschäft zum Verderben des Menschengeschlechts fortzusetzen. Er hatte ein viel näheres Mittel zur Hand, an der Menschheit sich zu rächen: er brauchte nur mit seinem eben gefundenen Goldschatz in die Stadt zurückzukehren und sein vormaliges Leben von vorne zu beginnen, wieder einen Hof um sich zu sammeln und seine „Freunde" zu Schmarotzern zu erziehen. — Freilich Timon ist noch immer von dem Wahne nicht geheilt, daß er ein Wohlthäter, nicht ein Verderber der Menschheit gewesen sei und Dank von ihr zu fordern habe; ein Wahn, der denn übrigens in unserer Zeit noch ebenso gewöhnlich ist als zur Zeit Timon's von Athen oder zur Zeit Shakespeare's. Auch heute noch gilt Aufwand machen, „und das Geld unter die Leute

bringen gilt Trinkgelder geben und Gnadenerweisungen spenden als löblich und verdienstvoll, und nicht bloß bei Denen, die mit offenen Händen um den Spender sich drängen. Und vermuthlich wird auch in Zukunft Shakespeare's Timon umsonst die Lehre predigen, daß Gnadenerweisungen, im großen wie im kleinen Stil, die Tendenz haben, die hündischen Anlagen, die der menschlichen Natur nicht fremd sind, groß zu ziehen, und zuletzt auch den „Menschenfreund", der selbst vor den Geschöpfen, die er herangezogen hat, erschrickt, in einen „Menschenfeind" zu verwandeln. Vermuthlich wird es, so lange Menschen leben, auch Höfe geben, mag nun Geburt oder Reichthum oder Einfluß, sei es auf einen Potentaten oder auf seine Geliebte, auf eine gesetzgebende und gnadenspendende Versammlung oder auf ein Organ der öffentlichen Meinung, sie um sich bilden; und so lange es Höfe geben wird, werden sie nach dem Naturgesetz ihres Wesens wirken; die tüchtigen und edlen Anlagen der menschlichen Natur gedeihen in der Hofluft weniger als die unschönen und niederträchtigen, Gier, Neid, Lüge, Schmeichelei, Kriecherei, Bosheit.

So rückhaltlos ist übrigens vielleicht niemals weder vorher noch nachher einem Hof der Spiegel vorgehalten als dem königlichen Hof von London durch Shakespeare. Ob wohl Francis Bacon, der geschickteste und berühmteste aller Schmeichler und Streber, einmal den Hamlet oder Lear gesehen hat, zu deren Verfasser ihn ein neumodischer Unverstand machen will?

Als die positive Ergänzung zu diesen Stücken kann man den Sturm betrachten, jenes seltsame phantastisch-allegorische Stück, mit dem Shakespeare nach glaublicher Meinung von der Bühne Abschied genommen hat. In der Person Prospero's sind ursprüngliche Herzensgüte und schwer durch schwere Schicksale erworbene Einsicht vollkommen geeint; er besitzt darin den Zauberstab, Weisheit genannt, womit er die Herzen lenkt wie Wasserbäche; ihm gelingt die Erziehung der Edlen, die Bekehrung der Schlechten, die Bändigung der Gemeinen; ja, die Naturkräfte selbst stellen sich, dem Zauberstab gehorsam, in seinen Dienst.

14. Aus dem Gesagten ergibt sich nun auch, was von der Ansicht zu halten ist, daß in Hamlet, Timon, Lear eine verdüsterte Lebens- und Weltanschauung des Dichters zum Ausdruck komme, die vermuthlich in persönlichen Erlebnissen des Dichters ihren Ursprung habe. Rümelin spricht in seinen „Shakespearestudien" von einer pessimistischen Neigung des englischen Dichters, die er zu Goethe's optimistisch-weltfreudiger Lebensanschauung in Gegensatz stellt. Gewiß ist, daß in Shakespeare's Dichtung das Böse, Gemeine, Niederträchtige einen breiteren Raum einnimmt als bei Goethe. Virtuosen der Bosheit, wie Jago oder Edmund im Lear, wird man bei diesem vergeblich suchen. Der Schluß wird also berechtigt sein, daß auf Shakespeare die Erscheinungen der Bosheit und Lüge einen stärkeren Eindruck gemacht haben als auf Goethe, und das mag weiter auf die Vermuthung leiten, daß Jenem im Leben zu den entsprechenden Erfahrungen mehr Gelegenheit geboten worden sei. Goethe's Leben ist allerdings in einem ungewöhnlichen Maße von großem Kampf und Leiden frei geblieben, was eine gewisse Einseitigkeit seiner Welt- und Menschendarstellung zur Folge gehabt hat: Schuld und Leiden spielen in der wirklichen Welt wohl eine größere Rolle als in Goethe's Dichtungen, und insofern mögen Shakespeare's Dramen

ein treuerer Spiegel der Wirklichkeit sein. Erscheint doch bei Goethe der Teufel selbst als ein ziemlich harmloser Geselle, der nur eine leidige Spottsucht und eine Neigung zu allerlei Verführungskünsten nicht unterdrücken kann, sonst aber nicht nur mit der Polizei, sondern mit dem lieben Gott selbst auf ganz leidlichem Fuß steht; und daß die Menschen vor ihm nicht große Furcht zeigen, ist begreiflich genug, wenn er um sein gutes Recht so ohne viel Umstände sich muß prellen lassen, wie am Ende des Faust geschieht.

Wenn es also zweifellos ist, daß Shakespeare das Böse ernster und tiefer faßt und die Schatten in der menschlichen Natur mit dunkleren Farben aufträgt als der deutsche Dichter, so muß man doch hinzufügen, daß diese tieferen Schatten Shakespeare's Ansicht von Welt und Leben nicht überhaupt zu einer verdüsterten machen; jedenfalls hat man kein Recht, hierfür auf Hamlet und Timon sich zu berufen. Menschenhaß und Lebensekel, die Shakespeare in den Helden dieser beiden Stücke verkörpert hat, werden uns nicht als die normale Werthschätzung der Menschen und des Lebens dargestellt, wie es etwa bei Schopenhauer geschieht, sondern als eine unter bestimmten Umständen in bestimmten Naturen hervorbrechende geistig-moralische Krankheit. Treu und grausam in der Schilderung der Krankheit, gibt er ihr keineswegs den verführerischen Anstrich höherer Lebensweisheit oder Moralität. Freilich, geistreich und interessant ist dieser Prinz, und er befriedigt seine Neigung zu philosophischer Medisance und zu persönlicher Bloßstellung der Einzelnen, denen er begegnet, mit so viel Geist und Witz, daß wir mit Spannung jedes Wort, das er sagt, erwarten; bringen wir doch, nach Goethe's Urtheil, der Medisance stets offene Ohren entgegen:

Gern hören wir allerlei gute Lehr',
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Und an die Stelle des Hörens darf man auch das Sagen und Thun setzen: es liegt in den meisten Menschen eine mephistophelische Ader. Vielleicht hat Turgénjew nicht Unrecht, wenn er meint, daß alle Welt Hamlet bewundere und sich geschmeichelt fühle mit ihm verglichen zu werden, während ein Don Quixote genannt zu werden Niemanden schmeichle; schmeichelt es doch auch mehr, ein gescheuter als ein guter Mann genannt zu werden. Aber nicht minder hat er Recht, wenn er hinzufügt: Niemand vermöge Hamlet zu lieben, weil dieser selbst Niemanden lieben könne. Und sicherlich wird Niemand durch Shakespeare's Drama dazu angeleitet, ein Leben ohne Liebe, mag ihm noch so viel Witz und Geist und der feinste Spürsinn für menschliche Gebrechen dazu eigen sein, für ein glückliches und begehrenswerthes zu halten.

Ob Shakespeare selbst eine Neigung zu einer pessimistisch-mephistophelischen Betrachtung der menschlichen Dinge in seiner Natur hatte? Es scheint nicht unglaublich; sie bildet sich leicht bei so durchdringender Schärfe des Blickes; man vergegenwärtige sich die lange Reihe der Narrenrollen, die der Dichter geschaffen hat: jeder ein Virtuos in der Entdeckung und Aufzeigung menschlicher Schwächen. Vermuthlich war es das auch, was ihm an der Hamletsage zuerst anziehend war: ein Prinz, der an einem üppigen und verbrecherischen Hofe sich verrückt stellt und dadurch das Privileg des Narren sich verschafft, die Wahrheit zu sagen. Was für Situationen gibt das, was für Dinge lassen sich da sagen!

Aber nun achte man darauf, wie er die Sache gewendet hat: Hamlet befriedigt seine Neigung, Bosheiten zu sagen, im vollsten Maße; aber indem er sie befriedigt, geht er darin innerlich und äußerlich zu Grunde. — Hatte also Shakespeare, so dürfen wir nun sagen, eine derartige Neigung in seiner Natur, so hätte er sie durch die Dichtung gleichsam außer sich gesetzt und sich vor ihr gerettet. Wie Goethe gewisse Seiten seines Wesens in seinen Dichtungen gegenständlich gemacht und so ihnen gegenüber die innere Freiheit sich erhalten hat so hätte auch Shakespeare im Hamlet jene Seite seines Wesens objectivirt und sein eigenstes Selbst gegen sie behauptet. Er gibt darin dem Leben gegen den pessimistischen Prinzen Recht. Der Glaube an eine gerechte und göttliche Ordnung der Dinge ist auch hier der Weisheit letzter Schluß: Hamlet, der Mann ohne Glauben und ohne Liebe, der Mann, dessen Freude ist, der Missethat nachzuspüren, nicht um sie zu strafen und dadurch zu heilen, sondern um sich an ihrer Aufdeckung zu weiden, er geht mit dem verbrecherischen und heuchlerischen Geschlecht, das er entlarvt, selbst zu Grunde. Auch im Hamlet könnten jene Verse aus der letzten Scene des Lear stehen:

Die Götter sind gerecht; aus unsern Lüsten (pleasant vices)
Erschaffen sie das Werkzeug, uns zu geißeln.

Und für Shakespeare's Lebensanschauung würde sich ganz wohl jenes Goethe'sche Wort als Wahlspruch schicken:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Max Schneckenburger,

der Sänger der „Wacht am Rhein" und seine Tagebücher.

Seitdem der Name des Dichters der „Wacht am Rhein" aus der Verborgenheit gezogen ist, hat man auch seiner Person und seinen Erlebnissen nachzufragen begonnen. Ein merkwürdiger Stern hat über dem Liede und seinem Sänger gewaltet. Gedichtet zu einer Zeit, da ein Krieg mit Frankreich drohte, wurde es zum Volksliede dreißig Jahre später, als wir wirklich den Kampf mit dem rheinbegehrlichen Volke aufzunehmen hatten. Durch die Sangesweise, die ein norddeutscher Tonsetzer dem Liede verliehen, war es davor bewahrt worden, vergessen zu werden. Doch seine Allgegenwart in Volk und Heer hub erst in dem Augenblicke an, da Alldeutschland wirklich die Wacht am Rhein bezog. Eben den Gedanken dieses Krieges schien es in der verständlichsten Weise auszusprechen. In dieser Stunde schien es gedichtet. Von wem, das wußte Niemand zu sagen. Als man jetzt dem Dichter nachforschte, fand sich, daß er ein gänzlich Unbekannter war. Ein junger Kaufmann hatte das Lied gedichtet, ein Schwabe, der in einem Schweizer Handlungshaus angestellt war. Er ruhte längst in fremder Erde, als sein Lied auf Aller Lippen war.

Also ein Spiel des Zufalls! Die Geburt einer augenblicklichen Aufwallung, ein glücklicher Wurf, wie er am Ende Jedem einmal gelingen kann? So durfte man nicht mehr urtheilen, wenn man den Dichter näher kennen lernte. Nun erfuhr man, daß er schon bei Lebzeiten in seiner Umgebung sich hervorgethan, durch Wissen, Streben und die Gabe des Gesanges etwas gegolten hatte; daß er als ein wackerer, hochgestimmter Jüngling Vielen theuer gewesen war. Mit allen Fasern seines Wesens hing er am Vaterlande, das er von seinem fünfzehnten Jahre an nur noch als Gast betrat. Sein Lied kam aus einem echten, ganz von vaterländischen Empfindungen erfüllten Dichtergemüth. Doch auch dieses könnte seinem bescheidenen Dasein noch nicht ein Anrecht auf dauerndes Gedächtniß verleihen. Wenn man aber in den Tagebüchern des Frühverstorbenen blättert, welche die Familie als ein theures Vermächtniß bewahrt, eröffnet sich der Einblick in eine zusammenhängende Gedankenreihe über des Vaterlandes Gegenwart und Zukunft, die nicht bloß ein persönliches, die vielmehr ein zeitgeschichtliches Interesse darbietet. Und dies ist es, was den Versuch eines ausführlicheren Lebensbildes rechtfertigen mag.

Um den trefflichen Patrioten von Burgdorf mit voller Gerechtigkeit zu würdigen, muß man sich erinnern, in welchen Ideen der laute Patriotismus jener Tage sich bewegte. Es war das Jahrzehnt, das unter den Nachwirkungen der Julirevolution stand. In Deutschland gleichfalls revolutionäre Gedanken, ja Versuche. Eine Erbitterung, die dann durch die Maßregeln des Bundes noch gesteigert wurde. Frankreich das bewunderte Vorbild im politischen Kampf; zersetzender Hohn die Empfindung, mit der man alles Einheimische maß. Die flammenden Worte, mit denen Paul Pfizer die Deutschen von weltbürgerlicher Schwärmerei zu männlicher Selbstachtung zurückrief, schienen in den Wind geredet. Dies Alles muß man sich vergegenwärtigen, und dazu Schneckenburgers Jugend, seinen Aufenthalt in der Schweiz, seine Berührung mit den deutschen Flüchtlingskreisen, um die Reinheit seiner Vaterlandsliebe und die Selbständigkeit seines unbeirrten Urtheils vollauf zu würdigen. Man findet auch bei ihm die Schlagwörter des Tages; doch sein begeistertes Ahnen durchbricht die Schranken, in welchen das politische Denken des damaligen Geschlechts gefangen lag.

Von dem radikalen Weltbürgerthum war er durch eine Kluft geschieden, die sich nur immer mehr erweiterte. Wie er so geworden und standhaft so geblieben ist, das darf wohl auch heute noch erzählt werden. Seine Bekenntnisse lassen in die Tiefe der deutschen Volksseele blicken, wo im Verborgenen ein ursprüngliches Vaterlandsgefühl rege war, verschieden von demjenigen, das in der geräuschvollen Lyrik und Prosa des Tages erschien. Dort lagen Keime, die sehnsüchtig dem Lichte sich entgegenstreckten und erst in einer späteren Zeit aufgegangen sind. Das Geheimniß von Schneckenburger's spätem Erfolg ist zuletzt dieses, daß er im Geiste schon vorauslebte in künftigen Tagen, daß er ein Bürger war derselben Zeit, mit welcher seine „Wacht am Rhein" untrennbar verbunden bleibt.

I.

Max Schneckenburger ist am 17. Februar 1819 zu Thalheim geboren, einem Dorfe der württembergischen Baar. Die südwestliche Ecke des Landes einnehmend, ist die Baar eine der höchsten und rauhesten Gegenden des Landes: der eingeengte Zug des Jura bildet hier die Wasserscheide zwischen den Ursprüngen des Neckars und der Donau. So ist auch die Art der Menschen unverwöhnt, in harter Arbeit und den Unbilden des Klimas gestählt. Ganz in der Nähe ist die Sprachgrenze zwischen den Nord- und Südalemannen; der Schwabe berührt sich hier mit dem Schweizer. Die nächste Stadt ist Tuttlingen, die zwischen den Jurabergen freundlich an der oberen Donau gelegen, durch den Fleiß zahlreicher Gewerbe emporblüht.

Der Vater, Tobias Schneckenburger, hatte sich durch Verstand und Thatkraft, Fleiß und Sparsamkeit zu einem wohlhabenden Landmanne heraufgearbeitet, der zugleich ein Handelsgeschäft betrieb und ganz in diesen Dingen aufging. Dagegen hatte die Mutter aus ihrem elterlichen Hause Sinn für ernste Herzens- und Geistesbildung mitgebracht. Deren Vater, Matthias Haug, wird als ein frommer, biederer, gemeinnütziger Mann geschildert, der das Streben nach Höherem auch bei seinen Enkeln begünstigte. Er hatte es in einem junkerlichen Hause zu Schaffhausen vom Bedienten zum Gutsverwalter gebracht. Nach der Rückkehr in sein

Heimathdorf Thalheim richtete er eine Floretseidespinnerei ein und begründete damit in der industriearmen Gegend einen neuen Erwerbszweig, der Jahrzehnte lang mehreren Ortschaften Brod gab. Auch die Musen waren dem Hause nicht ganz fremd: er und zwei seiner Brüder waren beliebte Volksdichter.

Von seinen fünf Enkeln, den Söhnen des Tobias Schneckenburger, hatte der älteste, Matthias, mit großem Erfolg die gelehrte Laufbahn eingeschlagen. Fünfzehn Jahre älter als Max, welcher der jüngste war, hatte er die Seminarien durchlaufen, und war Repetent am Tübinger Stift zu derselben Zeit, da die Straußische Promotion dort studirte; im Jahre 1831 wurde er zum Helfer in Herrenberg ernannt und drei Jahre später als ordentlicher Professor der Theologie nach Bern berufen, wo er im Jahre 1848 vierundvierzig Jahre alt starb. In der wissenschaftlichen Welt hat er sich einen Namen gemacht. Er war von ungemeinem Scharfsinn und beherrschte fast alle Zweige seiner Wissenschaft. Seine Arbeiten galten der Kirchengeschichte und der Dogmatik, insbesondere der vergleichenden Dogmatik der verschiedenen protestantischen Lehrbegriffe, der neutestamentlichen Kritik und der neutestamentlichen Zeitgeschichte; die letztere ist von ihm zuerst in den Kreis der akademischen Vorlesungen gezogen worden[1]).

Auch bei Max zeigten sich schöne Anlagen und Eifer zu lernen. Er war immer über den Büchern und hätte gleichfalls am liebsten studiert, auch durfte er die lateinische Schule in Tuttlingen und später, unter des Bruders Aufsicht, in Herrenberg besuchen. Vom Studieren wollte aber der strenge Vater nichts wissen; schon seinen Matthias hatte er nur mit Widerstreben einen gelehrten Beruf ergreifen lassen. Max sollte Geschäftsmann werden, und im März 1834 mußte er sein Bündel schnüren: er trat als Lehrling in ein Handelshaus in Bern. Daß bald darauf sein Bruder Matthias gleichfalls nach Bern kam, war ihm ein großer Gewinn. Täglich fand er im Hause des Bruders so angenehme als belehrende Gesellschaft, durch ihn ist er auch in die Häuser anderer Professoren gekommen, und von diesen hat der Jüngling insbesondere Karl Hundeshagen verehren gelernt. „Leute wie Hundeshagen," schreibt er einmal, „die neben gediegenen Kenntnissen ein innerliches Fertiggewordensein durch eine ausnehmende Ruhe, Klarheit und Bestimmtheit an den Tag legen, machen den wohlthätigsten Eindruck auf mich und gewiß auf Jedermann."

Von seinem Berner Aufenthalt an begann er Tagebücher zu schreiben, in die er seine Erlebnisse und seine Gedanken, seine Lesefrüchte wie seine stillen Seufzer eintrug. Mit strengem Wahrheitssinn geschrieben und bis zu seinem Tode fortgeführt, sind diese Bücher ein treues Abbild seines Innern. Wir sehen ihn reifen, lernen, sich nach höheren Dingen strecken. Von ungemeinem Wissensdurst ergriffen, ist er zugleich stets auf Gewinn für das innere Leben bedacht. Sein ganzes Streben ist auf sittliche Selbsterziehung gerichtet. Er weiß, daß er von raschem, unbesonnenem, aufbrausendem Temperament ist und erneuert unablässig das Gelübde, sich zu meistern. Anfangs zieht ihn vorwiegend die schöne Literatur an,

---

[1]) Karl Hundeshagen in der Realencyklopädie für protestantische Theologie, Bd. XIII, S. 602 ff. Vergl. auch D. Fr. Strauß im Leben Märklin's. Gesammelte Werke, Bd. X, S. 221.

er macht sich das Beste aus unseren Dichtern und auch aus fremden Literaturen zu eigen. Später liest er mit Vorliebe geschichtliche Bücher; er folgt mit eifriger Theilnahme den Vorgängen des öffentlichen Lebens, volkswirthschaftliche Studien ziehen ihn ebenso an wie kirchliche und religiöse Erscheinungen des Völkerlebens. In einem ist er von Anfang an fertig und unveränderlich: ihn erfüllt eine hochgestimmte Liebe zum Vaterland. Mit leidenschaftlicher Gluth trägt er es im Herzen. In der Fremde wird es ihm doppelt theuer, empfindet er zwiefach den Stolz, ein Deutscher zu sein. Daß das Vaterland eine herrliche Zukunft haben wird, steht ihm unerschütterlich fest, und ganz unerträglich ist ihm, wenn er Deutsche über das Vaterland spotten hört. Schon am 2. August 1835, also mit sechzehn Jahren, trägt er in sein Tagebuch ein: „Der eifrigste, feurigste Patriotismus bewegt mich eigentlich erst recht, seit ich fern von meinem Vaterlande unter Fremden bin. Da gereicht es mir zum Seelenvergnügen, die Vorzüge und Tugenden meines Volkes zu behaupten. Deutschlands schöner Zukunft meine beständigen Träume! An geistiger Kraft fehlt es den Deutschen nicht, und physische Kräfte liegen genug in meinem herrlichen Volke. Gebt eine Kraft, die sie leitet und eint — und Deutschland herrscht über Europa!" Und im November des folgenden Jahres schreibt er: „Ich will mir ein Motto erwählen fürs Leben, einen Leib- und Kernspruch, der stets gute, hohe Erinnerungen rege macht. Aber was für einen? Ich muß noch nachsinnen. Kurz muß er sein, nur drei bis vier Worte. Was such' ich lange? Da hab' ich's gleich: Deutsch! Also deutsch will ich leben, d. h. bieder und treu, einfach, schlicht, fromm, froh, stark und muthig in Gefahr, teufelswild gegen Unrecht und Laster, und ein wahrer Patriot, wenn es das Vaterland gilt. So sind unsere Väter gewesen, die dem Worte deutsch einen guten Klang verliehen."

Das Haus, in welches der angehende Kaufmann eingetreten war, stand nicht auf den besten Füßen. Schon nach kurzer Zeit fand er, daß es keine Freude sei, für ein Geschäft zu arbeiten, das im Rückgange war. Er sah sich nach einer anderen Stelle um und fand eine solche in dem J. J. Schnell'schen Geschäfte in Burgdorf, Kanton Bern, wo er im August 1836 eintrat. Hier brachte er es durch seine Tüchtigkeit bald zu einer einflußreichen Stellung. Er sah sich geachtet, ausgezeichnet, freilich auch von Neid und Eifersucht geplagt. Auch lernte er mit der Zeit bei seinen Geschäftsherren einen Geldhochmuth kennen, der durch die Verbindung mit politischem Parteigeist noch unerträglicher ward. Die Schnell waren hochmögende Herren im Berner Staatswesen. Sie standen an der Spitze der demokratischen, Frankreich zugeneigten Partei; je näher Schneckenburger den leitenden Persönlichkeiten kam, um so mehr wurde er von dieser Partei abgestoßen. Auch stand es, so günstig seine Aussichten hier waren, bei ihm fest, daß er nicht in der Schweiz bleiben werde. Es zog ihn nach der Heimath. Dort, in Thalheim, gedachte er sich einst niederzulassen. Er hoffte, der Vater werde ihm das bescheidene Handelsgeschäft daselbst überlassen. Dazwischen gingen ihm freilich auch höherfliegende Träume durch den Kopf. „Wie es doch," schreibt er am 12. Mai 1837, „mit unseren Phantasien umschlägt, wenn die Lebensjahre ändern. Als kleiner Bube phantasirte ich mich zum General und Marschall, oft gar zum König,

oder wenigstens zu seinem Schwiegersohn. Jetzt versteigen sich meine Träume und Luftgebilde hie und da noch bis zum Führer einer Freischar im heiligen Vaterlandskampfe, oder bis zum wackeren Volksvertreter im Ständesaal. Bald nun, wenn die Männerjahre kommen, sterben die Phantasiebilder ganz, die Luftgebilde platzen und der Thalheimer Krämer handelt mit Schnupftabak."

Der Gedanke, daß er als Thalheimer Krämer doch dereinst zum Thalheimer Schultzen sich aufschwingen und in seiner Heimatgemeinde Gutes wirken könne, ja daß er einmal einen Sitz im Stuttgarter Ständesaale einnehmen könne, solche Gedanken sind ihm auch später noch durch den Sinn gegangen. „Neben stillem Schaffen im angenehmen Berufskreise," schreibt er im April 1839, „hätte nur der Gedanke Reiz, ja das ganze Feuer meiner Seele für sich, als rechts- und geschäftskundiger Mann freisinnig, wohlthätig einzuwirken auf das Loos meiner Mitbürger." Es schien ihm fast ein Wink des Schicksals, als ein Oheim in Trossingen, der Abgeordneter für Tuttlingen war, sterbend seinen Landstandsfrack dem Neffen vermachte.

Das waren keine unerreichbaren Ziele. Es war nicht Großmannssucht, die über den äußeren und inneren Beruf hinauswollte. Wenn auch zuweilen der Seufzer aufsteigt, nur etliche Jahre möchte er auf der Hochschule ganz den Wissenschaften leben können, so hat er sich doch jederzeit daran genügen lassen, die Stunden, die ihm ein gewissenhaft ausgefüllter Beruf überließ, auf die Erweiterung seiner Kenntnisse zu verwenden. Denn allerdings, von einem unwiderstehlichen Drang nach geistiger Ausbildung war er erfüllt. Es ist unglaublich, was er in diesen Jahren an Dichtern und an Geschichtsschreibern, an Werken über Politik und Volkswirthschaft zusammenlas. Fast ohne Berührung mit der übrigen Welt, wie er selber schreibt, liest er Buch um Buch. Und er liest mit der Feder in der Hand, er macht sich Auszüge, schreibt seine Eindrücke nieder. Was Wunder, daß auch schriftstellerische Versuche sich hervorwagen. Er ist glücklich, daß der „Schwäbische Merkur" einen Aufsatz des Achtzehnjährigen „über den Handel mit schwäbischen Wollprodukten" aufnimmt. Und frühzeitig regt sich auch der dichterische Trieb. In seine Tagebücher sind von Anfang an lyrische Versuche eingestreut. Schon im Jahre 1833, als er vierzehn Jahre alt war, hatte er ein bewunderndes Gedicht an Ludwig Uhland verfaßt, und eben jener Oheim, der Mitglied der Landstände war, hatte die Verse dem gefeierten Dichter und Volksmann zugestellt. Jetzt, in Burgdorf, war allmälig ein ansehnliches Heft mit Reimereien verschiedener Gattung vollgeschrieben, und der Verfasser widerstand dem Drange nicht, sie unter angenommenem Namen der Welt mitzutheilen. So erschienen im Frühjahr 1837 bei C. Fischer in Bern „Die ersten Versuche in Poesie und Prosa. Von Max Heimthal;" meistens Naturbilder, einfache Herzenstöne, schwermüthige Träumereien; Alles unleugbar poetisch empfunden, aber künstlerisch unreif. Es sind nicht eben Nachahmungen; aber man erkennt auch keine stark ausgeprägte Eigenart. Am meisten Schwung ist in den vaterländischen Gesängen. Einmal entwirft er ein Gemälde der Teutoburger Schlacht, und am Schlusse des im Jahre 1834 gedichteten Liedes heißt es:

So hört man alte Mären sagen,
O Mären, wie ihr mich entzückt!
Mein deutsches Volk hat dort geschlagen,
Mein deutsches Volk hat dort gesiegt!
Drum klaget nicht, ihr Halbverzagten,
Die ihr vermeint, es nachte schon;
Wenn einmal Väter Solches wagten,
Hat auch noch Werth der spätste Sohn!

LIBRARY UNIVERSITY CALIFORNIA

Ein anderes Mal sieht sich der bekümmerte Patriot an das Ufer des Rheins versetzt. Er vertraut dem vaterländischen Strome seine Klagen an. Da sieht er den Stromgott aus den Fluthen tauchen, und aus dessen Mund vernimmt er Worte des Trostes:

... „Einst geht die Sonne auf im Frühlingsglanz,
Mein Volk steht da im hellsten Siegeskranz,
Geschütz erkracht, die Glocken alle schallen.
Zu diesen Fluthen sieht man Deutsche wallen;
Ein herrlich Volk, es blitzt das Auge kühn,
Der Arm ist kräftig, bieder ist der Sinn.
Ein Mann, ein edler, starker, frommer, weiser,
In ihrer Mitte geht, es ist der Kaiser.
Dann steig' ich aus des Wassers Fluthen nieder
Und segne sie: das Volk der deutschen Brüder,
An jenem Tag voll Herrlichkeit und Pracht,
Am deutschen Tag — nun, Lieber, gute Nacht."
Da taucht er wieder in die Fluthen nieder.
An Schwarzwalds Hügeln glimmt die Morgenröthe,
Ich sinke auf die Kniee hin und bete,
Und bete für mein Volk, die deutschen Brüder.

Auch die vermischten Betrachtungen in Prosa, die den zweiten Theil des Bändchens bilden, sind mehr durch ihre Gesinnung bemerkenswerth, als durch ein selbständiges Gepräge. Die Herausgabe war eine Uebereilung. Zum Glück besaß er einen älteren Freund, der ihm unbarmherzig die Wahrheit sagte. Dies war der schwäbische Landsmann Rudolf Lohbauer, der nach der Koseriz'schen Verschwörung als Flüchtling in die Schweiz gekommen war und jetzt bei der Hochschule in Bern eine Anstellung gefunden hatte. Dieser fällte ein strenges Urtheil über die Eitelkeit, so unreife Kleinigkeiten zum Druck zu bringen. Der jugendliche Dichter bereute den „dummen Streich", zog alle Exemplare des Büchleins an sich, verschenkte einige an Freunde und verbrannte die übrigen.

Schon ein halbes Jahr nach seinem Eintritt in das Schnell'sche Haus war er Geschäftsführer geworden. Im Anfang des Jahres 1838 hatte er eine größere Reise zu machen, die ihn durch Frankreich nach England führte, und auf der er nicht bloß die Mittelpunkte der dortigen Eisenindustrie kennen lernte, sondern auch sonst durch fleißige Beobachtung sein Wissen zu erweitern strebte. Die Aufträge seines Hauses hatte er zu völliger Zufriedenheit ausgeführt. Seine Stellung gestaltete sich, wie er selbst sagt, äußerlich glänzend. Gleichwohl blieb sein Sinn unverwandt nach der Heimath gerichtet. Aus dem Mai d. J. ist die rührende Bitte [1]):

[1]) Siehe die von K. Gerok besorgte Auswahl: „Deutsche Lieder" von Max Schneckenburger. Stuttgart, 1870. S. XI.

Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand ꝛc.

„Ein schlechter Hund," so schrieb er um dieselbe Zeit, „ein bejammernswürdiger Mensch, dem nicht nach dem Herrgott sein Vaterland das Höchste ist." Recht heimisch hat er sich unter den Schweizern nie gefühlt. Oft klagte er über den dünkelhaften Krämersinn, der ihm seine Umgebung verleidete. Auch regte sich damals in der Schweiz vielfach eine Reaktion gegen das in den dreißiger Jahren massenhaft eingedrungene Deutschthum. Freilich, die Deutschen — vertraut Schneckenburger seinem Tagebuch an — sind auch oft danach. „Es ist die Classe der Weltverbesserer und zählt die elendesten Subjecte in ihren Reihen, die dem deutschen Namen den meisten Schimpf machen. Auch die vom Handels- und Lehrerstand schaden sich oft durch Kriecherei. Es gibt übrigens eine Menge würdiger, ausgezeichneter deutscher Männer, die fast an allen höheren und niederen Lehranstalten angestellt sind. Sie sind anerkannt von allen Vernünftigen und nur dem Spießbürgerthum, einem in der Schweiz besonders üppig wuchernden Unkraut, ein Dorn im Auge."

Gerade an den Burgdorfer Lehranstalten fanden sich unter den angestellten Deutschen treffliche Männer, zu denen der junge Schneckenburger durch die gleichen Ideale sich hingezogen fühlte, und von denen er, wie vom Bruder in Bern und dessen Freunden, mannigfache Förderung erfuhr. Eng schloß er sich insbesondere an Adolf Spieß aus Offenbach an, denselben, der sich um das deutsche Turnwesen viel verdient gemacht hat. Damals war er Lehrer an der Stadtschule in Burgdorf. Ein Mann voll Geist, Feuer und Leben — wie ihn K. Hundshagen schildert[1]) — war er die Seele einer Samstagsgesellschaft im Stadthause. Hier trafen sich zur geselligen Stunde die gleichgesinnten Deutschen, Geschäftsleute und Studierte, unter ihnen ein paar alte Lützower, die mit jugendlicher Begeisterung von den Befreiungstagen erzählten. Auch von der guten Schweizer Gesellschaft nahmen etliche Theil, und zuweilen erschienen sogar willkommene Gäste aus Bern. Der junge Schneckenburger mit seinem vielseitigen frischen Wesen, und seinem dichterischen Talent, galt bald etwas in diesem Kreise.

Die öffentlichen Zustände im Vaterland verfolgt er mit unausgesetzter Theilnahme. Wenn er sich mit zunehmendem Widerwillen von dem Parteiwesen in der Schweiz abwendet, wo er mit dem Jahr 1830 eine Periode des Faustrechts angebrochen sieht, so ist der Blick nach der Heimath für den Vaterlandsfreund nicht viel tröstlicher. Insbesondere ist es der hannoversche Verfassungsbruch, den er häufig mit bekümmerten Glossen begleitet. Doch schien ihm gerade die Bewegung, die sich an dieses Hauptstück der Reaktion knüpfte, ein verheißungsvolles Anzeichen. Neue Kräfte, sagte er sich zum Troste, steigen im Vaterlande auf, und der Liberalismus bekommt ein reiferes Gesicht. „Es ist trotz Bundestag und Censur ein gewaltiges geistiges Regen in Deutschland. Der deutsche

[1]) In der Zuschrift vom 11. August 1870 an die „Kölnische Zeitung", welche zuerst die Entstehung der „Wacht am Rhein" erzählte.

Liberalismus wird reif! Knäbisch zu den Zeiten der Burschenschäftler, jünglingstrotzig, ungeschlacht, unüberlegt Anno 1830, nähert er sich mehr und mehr seinem Schwabenalter." (November 1839.) Und nun bricht das Jahr 1840 an, das vielberufene, verhängnißvolle. Weissagungen aller Art waren ihm voraufgegangen. Es sollte ein gutes Weinjahr werden. Es sollte die Griechen nach Constantinopel bringen. Den Weltuntergang prophezeiten Andere und den Anbruch des tausendjährigen Reiches. Schneckenburger aber schrieb in sein Tagebuch: „So bist du da, Wunderjahr, und lugst so morgenfrisch über die Flüsse und Berge herein. Bis gottwilche![1]) Ich aber schwöre aufs Neue den alten Schwur: Treue der Geliebten, der Tugend, der Freiheit, dem Recht und dem Vaterland!" Und wirklich scheint das Jahr ein entscheidungsvolles zu werden. Das Herz klopft ihm bei den Hoffnungen, die durch Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung entfesselt werden. Er spürt, wie ein neuer Zug durch die deutschen Zeitungen geht. Mehr denn je befassen sie sich mit den nationalen Zuständen und Anliegen, mit den Eisenbahnen und mit der Wehrverfassung, mit der Stellung zum Ausland, mit der Erwerbung von Kolonieen. „Unsere Zeit schleicht nicht so erfolglos, langweilig und eintönig hin, wie manche Beobachter uns möchten glauben machen. Es hat wohl noch nie geschäftiger gearbeitet in den Werkstätten des geistigen Lebens der Völker." Und felsenfest ist ihm das Vertrauen auf die Zukunft des Vaterlandes. Er spottet der Prophezeihung, daß Frankreich und Rußland mit ihren Heeren den vaterländischen Boden überfluthen werden. Er weiß es besser: „Deutschland hat eine weltgeschichtliche Sendung zu erfüllen, es ist in dieser noch lange nicht an seinem letzten Stadium angelangt."

Vom Juli ab tritt in Schneckenburgers Aufzeichnungen die orientalische Verwicklung in den Vordergrund. Ich setze das Thatsächliche als bekannt voraus: die Gruppirung der europäischen Mächte infolge des türkisch-ägyptischen Streits, die Parteinahme des französischen Cabinets für den Vicekönig und seine Isolirung gegenüber dem Londoner Protokoll, die Empfindlichkeit der Franzosen, die Kriegsdrohung, der lärmende Ruf nach den natürlichen Grenzen, noch gesteigert durch des Ministers Thiers ernsthafte Kriegsrüstungen und fortdauernd auch nach seinem Rücktritt Ende October.

Anfangs hatte die französische Politik die Sympathien des liberalen Europas für sich: sie setzte sich der Vergrößerungssucht Rußlands wie der ebenso eigennützigen Handelspolitik Englands entgegen. Das änderte sich rasch, als die öffentliche Meinung in Paris anfing, mit der Propaganda und mit dem Marsch an den Rhein zu drohen. Der deutsche Liberalismus, gewöhnt, in Frankreich seinen Bundesgenossen und Beschützer zu verehren, wurde jetzt doch in allen seinen Schattirungen stutzig. Die Völkerbeglücker hatten sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Die deutsche Antwort war der leidenschaftliche Einspruch: „Sie sollen ihn nicht haben." Wir vernehmen diesen Aufschrei des geweckten Nationalgefühls auch aus Schneckenburger's Aufzeichnungen. Jetzt, meint er, seien gesalzene Repliken am Platze, um auf die in der Fieberhitze einer perennirenden Hundswuth

---

[1]) Bist Gottwillkommen!

nach den Rheinlanden lugende grande Nation niederschlagend zu wirken. Er selbst schreibt im August in sein Tagebuch: „Weil die Eitelkeit der Franzosen in London beleidigt, weil ihnen vom übrigen Deutschland bedeutet worden ist: wenn ihr nicht mit uns handeln wollt, so handeln wir ohne euch, darum entfesselt jetzt der Minister jenes abgeschmackte Thier des Franzosenhochmuths, und das schreit: Treulosigkeit, Verrath, will eine Armee an den Rhein schicken und in Masse aufstehen gegen Europa. Siegesfreudig trompetet's schon: La France isolée c'est la France à la tête des peuples, und aller Orten predigen die Freunde und Emissäre von Thiers, man müsse die Propaganda in Bewegung setzen, die Sympathie der Völker gewinnen u. s. w. L'enfant de la révolution, wie Thiers sich selbstgefällig nennt, wird noch ersticken am unaufhörlich wiederholten Absingen einer alten einseitigen, französisch befangenen Revolutionsleier." Und einige Tage später: „Der Kriegslärm in Frankreich nimmt überhand, Dank der kriegslustigen Politik des Herrn Thiers. Wird Deutschland mit einer allem Recht hohnsprechenden Gewaltthat angegriffen, so wird es nicht ermangeln, den übermüthigen Feind zurückzuwerfen, wird im Nothfall sich in Masse erheben. Und diesmal dürfte sich dann die vox populi in Deutschland so nachdrücklich hören lassen, daß Frankreich nur mit dem Verlust des Elsasses aus dem Strauß ginge." Uebrigens wünscht er einen Krieg keineswegs herbei. Im Orient, schreibt er, ist Deutschland nicht unmittelbar betheiligt. Es ist eben in einem materiellen Aufschwung begriffen, der durch den Krieg gestört würde. Auch ist es für einen europäischen Krieg innerlich und äußerlich noch zu wenig befestigt. Seine Kräfte sind gebunden und zur Ohnmacht verurtheilt. „Und du, mein Vaterland? O Preßfreiheit für mein Vaterland! Ein Almosen für Belisar! Laßt ihn doch athmen, den Riesensohn uralter Riesengeschlechter, daß er kämpfen kann, wenn die Ehre ihn ruft. Laßt die deutsche Propaganda los, wenn sie drohen mit der Franzosenpropaganda, und wir wollen sie zerschmettern, die Danaos dona ferentes, wenn sie locken und drohen am Rheine!"

Anfangs November, als der Zusammentritt der französischen Kammer bevorsteht, der Lärm der Pariser Presse sich erneuert und der Wiedereintritt von Thiers möglich erscheint, schreibt unser Patriot eine längere Betrachtung nieder: „Deutschland und die europäische Kriegsfrage", in welcher entschlossenes Nationalgefühl, gesunde politische Gedanken mit überfliegenden Träumen und jugendlicher Schwärmerei sich vermischen. „Laßt sie Deutschland angreifen, so wird der energische Widerstand der Nation, der Vertheidigungskrieg, der sich augenblicklich zum begeisterten Volkskrieg gestaltet, ihnen eine neue, wenn schon vielleicht noch immer nicht genügende Lektion geben, daß man keine Nationalität ungestraft verletzt und daß der unberufene Wohlthäter als überlästiger Gast zur Thüre hinausgejagt wird. Im deutschen Volke liegt eine solche Frühlingskraft, ein so kernhafter Zukunftsmuth und geht dasselbe immer mehr einer solchen politischen Reife entgegen, daß gerade bei einem Bruche und unter Stürmen seine lange verhaltene Stimme sich gewaltig Luft machen würde . . . . Bei der ersten lauten Manifestation des deutschen Geistes wird das rein deutsche Preußen gezwungen, eine rein deutsche Politik zu verfolgen. Bei der ersten Neuregulirung Europa's aber muß die Schuhflicker-Organisation des Wiener Congresses durch die einzig

vernünftige und fürderhin einzig zulässige Eintheilung auf nationaler Grundlage ersetzt werden. Und einer solchen Eintheilung ist es vorbehalten, Deutschland alle seine nach und nach entfremdeten Provinzen wieder zu geben, wobei Arndt's „So weit die deutsche Zunge klingt“ als das richtige Schema für die Gründung eines neuen Deutschlands angenommen wird. Dann müssen die deutsche Schweiz, der Elsaß, das deutsche Belgien, Holland, Dänemark und die deutsch redenden russischen Ostseeprovinzen dem Vaterlande wieder einverleibt werden.“ Dabei wiederholt er, daß es für Deutschland ein Glück wäre, wenn ihm der Friede noch auf Jahre erhalten bliebe, damit seine im guten Zug befindliche materielle Einigung sich vollenden könne. Dadurch würde auch der Nationalgeist erstarken. Also zunächst bewaffnete Neutralität, unter Führung Preußens. Wenn aber die französische Revolutionspartei zum Angriff schreitet, dann weg mit Neutralität, dann Kampf bis zum Aeußersten, dann der heilige Krieg, mit dem Aufgebot der gesammten Volkskraft! Und in diesem Zusammenhange schreibt er auch die merkwürdigen Worte: „dem alten habsburgischen Kaiserhause dürfte keine bedeutende Rolle mehr zugemessen sein in der Zukunft Deutschlands. Dagegen erscheint eine Ausdehnung Oesterreichs dem Laufe der Donau nach bis zu ihrer Mündung, oder vielmehr die Gründung eines Slavenreiches, das sich von Pest bis zum Schwarzen Meere, und von den Preußen bis zu den Griechen erstreckte, als seine natürliche Bildungsaufgabe der künftigen Zeit.“

II.

Aus der Stimmung heraus, welche sich in diesen Aufzeichnungen widerspiegelt, ist im November 1840 von Max Schneckenburger „Die Wacht am Rhein“ gedichtet worden. Becker's vielgesungenes Lied war auch nach Burgdorf gedrungen. „Ein solches Lied müßte uns Schneckenburger dichten!“ sagten die Burgdorfer Freunde. Er thut's; rasch im Feuer der Begeisterung hingeworfen, werden die Verse den Freunden mitgetheilt. Mit Jubel werden sie aufgenommen. Alles freut sich auf die nächste Samstaggesellschaft, wo das Lied vorgetragen werden soll. Aus Bern wird Hundeshagen von Freund Spieß herbeigerufen. „Komm doch zum nächsten Samstag unfehlbar zu uns nach Burgdorf; Max Schneckenburger hat ein herrliches Lied gedichtet: Die Wacht am Rhein.“ — „Ich ermangelte nicht“ — so schrieb Hundeshagen dreißig Jahre später — „der Einladung zu folgen, und war kaum angelangt, als Spieß mit gewohntem Ungestüm an mich heranstürmte und das Lied vorlas. Am Abend aber wurde die Vorlesung im Stadthause in Gegenwart des Dichters selbst wiederholt und diesem für seine schöne Schöpfung der wärmste Dank von Seiten aller Anwesenden dargebracht. Spieß aber, der zwar kein Componist war, aber ein trefflicher Sänger und gewaltiger Gesangsfreund, auch auf dem Claviere leidlich Bescheid wußte, setzte sich an das Instrument und intonirte mit seiner mächtigen Stimme nach irgend einer von ihm improvisirten Melodie das Lied des Freundes unter einer von ihm ebenso improvisirten Clavierbegleitung. Wir Uebrigen hörten zuerst andächtig zu, fielen aber schon vom zweiten oder dritten Verse an in den schönen Refrain mit ein: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Es ist ein Kennzeichen des volksmäßigen Liedes, daß es sofort zur Musik wird. Es trifft die Stimmung der vielen Gleichgesinnten und diese wird von selbst zum gemeinsamen Gesange. So geschah es der „Wacht am Rhein". Kaum gedichtet, wird sie auch gesungen. Und erst durch den Gesang erhält das Gedicht seine endgültige Gestalt. Den wirkungsvollen Kehrreim besaß es ursprünglich nicht. Die Worte: „Lieb Vaterland" u. s. w. bildeten nur den Schluß des ganzen Liedes. Als aber nach wenigen Tagen der Capellmeister Mendel in Bern dasselbe regelrecht in Musik setzte, änderte Schneckenburger die Dichtung dahin ab, daß jene Worte nach jedem Verse wiederkehren[1]).

In den nächsten Jahren entstand eine Anzahl ähnlich gestimmter Lieder, so die Antwort an den französischen „National", Juli 1841, ein Gedicht zur Feier des 18. October 1841, das „Deutsche Lied", das für den Burgdorfer Männerchor gedichtet wurde, 1842, das „Landwehrlied", zu dem Spieß eine „hübsche, ganz entsprechende Melodie" machte, die „Tagwacht", des „Schwarzwälders Gruß an den Elsaß" mit dem Schlußvers:

O Wasgau, o Wasgau,
Ragst fern am Himmelsrand,
Bis dorthin deutsche Zunge,
Bis dorthin deutsches Land!

Durchweg anspruchslose, frische, sangbare Lieder, denen man anfühlt, daß sie für den patriotisch angeregten geselligen Kreis gedichtet sind. Durch die politische Erregung der Zeiten wurden die Gleichgesinnten einander näher gebracht. Der junge Dichter sah sich gefeiert, ja unter den Burgdorfern als eine Art von politischer Autorität anerkannt, und gar oft, in der guten Jahreszeit alle Tage, versammelten sich in der vormittägigen Arbeitspause die benachbarten Kaufleute vor oder in seinem Laden, um von ihm eine Mittheilung oder Beleuchtung des Neuesten aus Welt und Zeit zu vernehmen, wie sie nur er als der meisterhafteste Zeitungsleser im Burgdorfer Freundeskreise zu geben vermochte[2]). Auch die Abende wurden häufiger als früher der Geselligkeit gewidmet. Ein Eintrag vom 24. April 1841 ins Tagebuch lautet: „Gestern treffliche Münchener Blechmusik im Sommerhaus-Wald. Meine Wacht am Rhein mit Pomp aufgeführt. Daher überschwängliche Autorseligkeit. Abends großes Gelage mit Musik untermischt im Bären. 's war ein kleiner Einschnitt in die philisterhafte Alltäglichkeit des Lebens — so eine Art von Extratag!"

Seine politischen Ansichten sind indessen reifer und bestimmter geworden. Ausbildung des Zollvereins, politische Führung Preußens, allgemeine Wehrpflicht, Wiedergewinnung der verlorenen Reichslande, Erwerbung von Colonien, — das sind die Punkte, auf die er immer wieder zurückkommt. Als er am Neujahr 1841 einen Blick auf die politische Lage wirft, erfüllt ihn mit Freude die deutlich zu spürende Regung des Nationalgeistes: „Die einstimmige Verwahrung der

[1]) Die ursprüngliche Gestalt der „Rheinwacht" hat Eduard Spieß in der Gartenlaube, Bd. XXXV, Nr. 1 veröffentlicht. Die Angabe, die Schneckenburger im Tagebuch unter dem 4. December 1840 macht, daß bei der Mendel'schen Composition der Kehrreim eingefügt wurde, stimmt nicht ganz zu der Erzählung Hundeshagen's.

[2]) Siehe die zum Besten des Denkmals herausgegebene, von G. Knapp verfaßte Lebensskizze.

deutschen Presse gegen die neuesten Droh- und Locktöne französischer Propagandisten und Republikaner gibt ein rühmliches Zeugniß von unserem erstarkten Nationalgefühl und von unserem lebenskräftigen, mündig gewordenen Volksgeiste, indem sie zugleich jenem Republikanismus und Französismus, welcher in den Jahren nach 1830 in den Köpfen so vieler wohlmeinenden Deutschen spukte, den Todtenschein schreibt.“ Indem er dann die Hoffnungen und Wünsche für Deutschland formulirt, schließt er sich den bekannten Forderungen des damaligen Liberalismus an; doch die Hauptsache bleibt ihm, der nicht umsonst in seinem Paul Pfizer las, die Sicherheit nach Außen, die Behauptung der Nationalität. „Dem deutschen Volke war es vorbehalten, zuerst zu lebendiger Einsicht zu kommen, daß ein jedes Volk vor Allem seine Nationalität schirmen und wahren und sich sodann seine Freiheit nach seinem eigenen Ermessen zutheilen müsse. Der Geist des Jahrhunderts, der Geist der Nationalitäten wird sich durcharbeiten und in den graufigsten Stürmen kräftig entwickeln.“ Ebendeshalb verlangt er, daß die Wehrordnung nach dem volksthümlichen Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht eingerichtet werden solle. „Dann würde der Popanz eines französisch-russischen Bündnisses aufhören uns zu ängstigen, und wir würden uns mit ruhigem Selbstgefühl sagen, daß die Schwerteskraft unseres Volkes genügte, um, nöthigenfalls an beiden Grenzen zumal, den Feinden ihre Wege zu weisen. Die Jahre der Befreiungskämpfe, welche die deutsche Sprache mit dem herrlichen Worte Landwehr bereichert haben, leuchten uns als glänzendes Beispiel voran, und in schönster Blüthe steht die preußische Wehrordnung da, welche von ganz Deutschland unbedingt nachgeahmt werden sollte.“ Auch die Frage des Oberbefehls, meint er, sollte im Voraus dauernd gelöst werden. „Preußen erhalte das Obercommando. Bei der besten soldatischen Einrichtung ist es der größte deutsche Staat und unzweifelhaft berufen, die Hegemonie zu bekleiden, wenn sich einmal deutsche Fürsten entschließen können, den dringenden Bitten ihrer Völker eine Kleinigkeit von ihrer Souveränität zu opfern.“

Aus den abgerissenen, flüchtig hingeworfenen Bemerkungen im Tagebuch mögen hier noch einige kennzeichnende Sätze angereiht werden. Vom 27. Febr. 1841: „Durch seinen Handelsverein muß Deutschland alle ihm politisch entfremdeten und alle noch nicht in jener Einigung mitbegriffenen Provinzen in friedlicher Eroberung sich erwerben. In erster Linie stellen sich da die Nordseestaaten und Hansestädte, Holland, Belgien, die Schweiz und Dänemark dar; in zweiter und wohl noch etwas entfernter, jedenfalls nur in Folge eines europäischen Krieges, der Elsaß, die Lande des österreichischen Kaiserstaats und Rußlands deutsche Ostseeprovinzen. Einer zeitgemäßen Föderativverfassung mit Preußens Hegemonie ist es dann vorbehalten, das materielle Band durch ein politisches zu verstärken und ein starkes, würdiges Deutschland zu constituiren, welches mit Festigkeit und Mäßigung seine großartige Sendung im Leben der Reiche und Völker vollzieht.“ Vom 4. August: „Es gibt viele Napoleonsnarren in Deutschland, besonders unter den Süddeutschen. Ich selber habe so ein Narrenexemplar zum Bruder. Jetzt hat der Narrenoberzunftmeister Elsner zu seinem dutzend theils selbst fabricirter, theils übersetzter Geschichten Napoleon's noch eine neue gefügt, die Geschichte Napoleon's von Alexander Dumas in

deutscher Uebersetzung! Ha, ihr deutschen Buben, bedenkt doch, wie mancher herrliche Deutsche noch auf eine volksmäßige Biographie harret. Erhebt die, welche für eure Freiheit gekämpft haben, und schämt euch eures bankerotten Kosmopolitismus, der einem fremden Unterdrücker die Füße küßt! O ihr Deutschen, werdet stolzer, um Gottes willen werdet stolzer!" Vom 4. November: „Hätte ich eine Stimme wie Donner und Blitzstrahlen zu Blicken, so würde ich unaufhörlich donnern und blitzen: daß die Nordseestaaten zum Zollverein treten, daß Oesterreich sich ihm aufs Engste eint, und Dänemark und Holland und Belgien ihm beitreten! aber schnell! schnell!! Und Landwehren, und Freiheit der Presse und ständische Freiheit würde ich predigen mit Sturmeslaut und den Eisenbahnerbauern zujauchzen und Vorwärts! Vorwärts! mahnen. Denn es schwant mir: es werde keine große Reihe von Jahren mehr gehen, so tritt unsere große Feuerprobe und Bluttaufe ein, und da müssen wir einig, einig, einig sein!" Kaum hatte er dies niedergeschrieben, so konnte er eintragen, daß wenigstens Hannover dem Zollverein beigetreten sei. Er thut's mit dem Zusatz: „gloria deo in excelsis!" Mit einer Art schwärmerischer Theilnahme folgte er den Unternehmungen der Hanseaten. Zwei Gedichte vom Jahre 1841 tragen die Ueberschrift: „Der Deutschen Meerfahrt" und „Gruß an die hanseatischen Dampfschiffe". Die ersten Colonialversuche beflügeln seine ungeduldige Phantasie. Am 21. December schreibt er triumphirend: „Der Anfang zu deutschen Colonien ist gemacht! Der Hamburger Sieveking hat die Gruppe der Chatam-Inseln von der englischen Neuseelandgesellschaft für die deutsche Colonialgesellschaft erkauft. Somit hat die selbständige deutsche Colonisation begonnen, und in zwanzig Jahren wird's von ihr heißen: Sie fing's klein an und ist jetzt groß" [1]).

III.

Alljährlich pflegte Schneckenburger einen Besuch in der Heimath zu machen. Unverrückt hatte er das Ziel im Auge, dort sich bleibend niederzulassen. Thalheim war ihm „das definitive Quartier seiner irdischen Wallfahrt". Doch jede Absicht eines festen Lebensplans scheiterte an der Starrheit des wunderlichen Vaters. Für Max war dies um so peinigender, als er sich schon im Sommer 1838 mit seiner Jugendgeliebten, einer Tochter des Pfarrers Weikersreuther in Thalheim, verlobt hatte. Auch dazu hatte der Vater nur ungern und spät seine Einwilligung gegeben. Schließlich überzeugte sich Max, daß er bei Lebzeiten des Vaters seine auf Thalheim gerichteten Absichten nicht verwirklichen konnte. Er mußte also in der Schweiz bleiben, und nun faßte er rasch den Entschluß, sich in Burgdorf auf die eigenen Füße zu stellen. Er wollte mit einem der jüngeren Schnell aus dem J. J. Schnell'schen Geschäft austreten und eine eigene Eisenhandlung beginnen, mit der er zugleich eine Eisengießerei zu verbinden gedachte. Auf den selbständigen Betrieb dieses Industriezweigs freute er sich ganz besonders. Im Sommer 1842 nahm er mit Rudolf Schnell seinen Austritt

[1]) Ueber die damaligen Colonisationspläne Karl Sieveking's — von den Chataminseln sollte „ein netzartig weiter über Polynesien sich verbreitendes Gewebe deutscher Colonisation seinen Ausgangspunkt finden" — und über das traurige Scheitern derselben s. Poel, Bilder aus dem vergangenen Leben. Zweiter Theil. Sieveking, Bd. II, S. 243 ff.

aus der alten Firma, und nun ging es ungesäumt an die Einrichtung des neuen Geschäfts und einer kleinen Gießerei bei Oberburg. Jetzt konnte er auch an die Begründung des eigenen Herdes denken. Im October wurde die Hochzeit in Thalheim gefeiert. Leicht war ihm der Entschluß, in der Schweiz zu bleiben, nicht geworden. „Und das Vaterland," — so sagte er sich selbst — „das liebe deutsche Vaterland? Auch als weit vorgeschobene Vedette werde ich es lieben, als Vorpostenhüter glühend an ihm hangen. Hie deutsche Lande in alleweg, und wenn die Mutter einmal weniger entartet sein wird, muß auch der Schimpf entarteter Entfremdung von der schweizerischen Tochter fallen!" Und einige Monate später: „Vaterland, Vaterland, mir zehntausendmal theurer, da ich jetzt nicht zurückkehren kann in deine Gauen, laß mich doch einst in einem derselben meine Augen schließen, oder faß die schweizerische Tochter wieder ganz, damit wir Sprach-, Bluts- und Sittenverwandte nicht als rechtlose Fremde hier stehen."

Uebrigens war in seinen Gedanken die spätere Rückkehr in die Heimath auch jetzt nicht ausgeschlossen. Indessen hofft er auch in der Schweiz ein Deutscher bleiben und für die deutsche Sache wirken zu können. Die Schweiz war ihm nur ein verlorener und nicht für immer verlorener Posten des Vaterlands. Er war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, und der Geschäftsmann, der sich als Dichter und als Politikus hervorthat, begann unter den Burgdorfern etwas zu gelten. Am 21. Juni 1842 schreibt er: „Wir haben hier einen Männerchor errichtet unter Spießens Leitung. Ich bin Cassierer und Secretär und zugleich ein Stück des dreigliedrigen Vorstands. Wir schwelgen in dem Liederreichthum unserer herrlichen Sprache, in der Tönepracht unserer herrlichen Musik." Im folgenden Jahre wurde er Secretär des Burgdorfer Handelsvereins und Ausschußmitglied der dortigen Filiale des schweizerischen Gewerbevereins. Auch an dem Parteileben der Schweizer begann er etwas mehr theilzunehmen als früher, ohne daß er dabei viel Freude erlebte. Es ging in der Schweiz in den nächsten Jahren bunt genug zu. Gegen den Radikalismus der dreißiger Jahre machte sich fast überall eine scharfe Reaction geltend. Darunter hatten auch die Deutschen zu leiden. Im April 1844 ging Schneckenburger's Freund Spieß von Burgdorf weg nach Basel, „vertrieben durch Spießbürgerei; mir geht sein Scheiden sehr nahe. Ich bin jetzt bald hier unter Larven die einzige fühlende Brust, wenigstens in Bezug auf deutsche Strebungen, Hoffnungen und Ideale." Er findet, daß durch das Fortgehen vieler Deutscher die Gesellschaft sich merklich verschlechtere, und faßt den Entschluß, den Besuch des Wirthshauses einzuschränken. Selbst die Samstagsgesellschaft will er aufgeben. Er fühlt sich abgestoßen von den „elenden schweizerischen Krähwinkeleien". Unverwandt hält er die Blicke auf das Vaterland gerichtet. Dort haben freilich die auf Friedrich Wilhelm IV. gestellten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Doch zur Muthlosigkeit findet unser Patriot keinen Anlaß. Aus der Ferne verspürt er mitempfindend die Pulsschläge des vaterländischen Lebens. Die Ausbildung des Zollvereins, der Bau der Eisenbahnen, der Unternehmungsgeist der Hanseaten, der Donau-Mainkanal, der Kölner Dombau, die Anläufe zur Verbesserung der Bundeskriegsverfassung — das Alles gibt ihm das Gefühl, daß des Vaterlandes Geschicke im Steigen sind. Er entnimmt

es auch dem Aufschwunge, den die deutschen Zeitungen nehmen. Er freut sich an der Haltung der „Allgemeinen Zeitung“, die damals dem agitatorischen Wirken Friedrich List's ihre Spalten öffnete. „Die universelle gediegene Augsburger wird immer positiver und charaktervoller, Kolb ist ein trefflicher Mann in Talent und Gesinnung.“ List's Nationalökonomie, deren erster Band im Jahre 1841 erschienen war, verschlingt er „mit Wollust“; er nennt sie „ein Evangelium für Deutschland“.

In dieser Zeit entstand eine größere Anzahl von Epigrammen, die dem Tagebuch einverleibt wurden. Einige der bezeichnenderen mögen hier folgen:

Preußen.

Willst Du Ehre und Ruhm, so steh' entschlossen dem Russen,
Der Deinen Handel zerstört, welcher Dein Meer Dir geraubt!
Deutschlands Vorort heißt eines und Rußlands Affe das andre:
Bei dem unsterblichen Fritz, Preußen, o zaudere nicht!

Verfassung in Preußen.

Eile Dich, König, eile! mit jedem Tage wird's schlimmer,
Lauter wird die Begier, stärker die treibende Kraft.
Anno vierzig mit Jubel, noch heute grüßt man's mit Danken,
Morgen fordert's man ernst oder man nimmt's mit Gewalt!

Neugriechisches.

Steine zu bieten statt Brot verabscheut die heilige Bibel,
Aber Steinwurf statt Dank, so ist nur griechische Art.
Patras hat es gesehen, mit Steinen treibt, Philhellenen,
Hellas vom Boden euch weg, den euer Herzblut getränkt!

Deutsche Förster, die grimmig gehaßten, vertreibt der Euböer
Und alsbald noch zum Trotz steckt er die Wälder in Brand.

Mystères de Paris.

Schmutz und Laster und Schnapsgestank und ein Herzog aus Deutschland:
Leckerer Teig für welsche verdorbene Mägen geknetet.
Deutsche, das setzt man euch vor, nachdem man es schlecht übersetzet,
Speiset nun mit Appetit den Abhub des Abhubs vom Abhub!

Die Behandlung der Deutschen in der Schweiz gab Schneckenburger zu häufigen Klagen Anlaß. Auch wenn sie in der Heimath ihrer Militärpflicht genügt hatten, waren sie im Kanton Bern einer Militärsteuer unterworfen; natürlich nur die Deutschen, den Franzosen ward dergleichen nicht zugemuthet. Noch schlimmer war es, daß im Jahre 1844 der Kanton Bern ein Gesetz erließ, das die Niederlassung von Deutschen erschwerte und die bereits Niedergelassenen vor die Wahl stellte, entweder das Land zu verlassen oder das schweizerische Bürgerrecht zu erwerben, während auch das letztere durch Fremdenhaß und Reaction des Spießbürgerthums gegen Weltbürgerei und die leichtsinnigen Bürgerrechtsertheilungen des vorigen Jahrzehnts erschwert war. Auch diese Maßregel traf bloß die Deutschen, deren Rechtszustand überhaupt ein unsicherer war, während mit Frankreich und Savoyen Concordate bestanden. Schneckenburger führte über diese Dinge auch in Briefen an den „Schwäbischen Merkur“ Klage und empfahl neben dem ständigen Gesandten in den Hauptorten Consularagenten zu halten. „Bei diesem Anlaß können wir die schmerzliche Bemerkung

nicht unterdrücken, wie wenig im Allgemeinen der Deutsche in der Fremde sich durch die diplomatischen Agenten seines Vaterlandes vertreten sieht, die, wo sie wirklich vorhanden sind, keinen Schild dem Nationalbewußtsein, keinen Schirm der materiellen Wohlfahrt ihrer Angehörigen bieten, sondern nur dann thätig zu sein scheinen, wenn arme bethörte Knoten in ihrer Blaumontagsbegeisterung dumme Geschichten machen oder in kühnem Schneiderfluge die Welt mit Communismus repariren, wenden und ausflicken wollen. Gegenüber der Masse von Elsässer Schacherern, von savoyischen Anstreichern, Maurern, Kesselflickern, Zinngießern und Murmelthierführern sind wir hier lebende Deutsche. Industrielle, Handwerker, Künstler, Professoren und Docenten in einer Art politischen Helotenthums, müssen uns den heimischen und den hiesigen Militärgesetzen unterziehen, können keine Spanne Landes anders als durch Gnadenermächtigung der Regierung besitzen und müssen, wie es sich leider jetzt hier herausstellt, jeden Augenblick gewärtig sein, zum Lande hinausgeschickt zu werden, weil man unsere Legitimationsschriften auf einmal ungenügend befindet." Wenn die Gesandtschaften der kleineren deutschen Staaten, — so schreibt er an einer anderen Stelle — da sie ohne Einfluß auf die europäische Politik sind, doch wenigstens sich kümmern wollten um das große Feld, das ihnen noch bliebe: die neuen Erscheinungen des industriellen, künstlerischen, wissenschaftlichen Lebens zu Nutz und Frommen ihrer Auftraggeber auszubeuten!

An die Begründung des eigenen Geschäfts war Schneckenburger mit freudigem Muthe gegangen. Allein nur mühsam kam es in Gang; die Schwierigkeiten zeigten sich größer, als er erwartet hatte. Das alte Haus machte der neuen Firma Schnell & Comp. eine schlimme Concurrenz. Bei der Einrichtung der Gießerei überstiegen die Kosten alle Voranschläge und die versprochenen Einlagen des Theilhabers blieben aus. Dazu ließen sich die Zeitverhältnisse immer ungünstiger an. Mit dem Jahre 1845 brach in Folge der Jesuitenzettelungen der längst drohende Bürgerkrieg in der Schweiz aus. Handel und Gewerbe stockten. Schneckenburger suchte seine Heimkehr vorzubereiten, indem er seine kleinen Ersparnisse aus der stürmischen Schweiz zog und sich Felder in Thalheim ankaufte. Im Januar 1846 starb nach wiederholten Schlaganfällen der Vater. Allein jetzt war die Lage des Geschäftes derart, daß er es unmöglich abwickeln konnte. Es erlitt wiederholte Verluste, und indessen vermehrte sich die Familie: er sieht sich zu den äußersten Einschränkungen genöthigt. „Mein Leben," so klagt er im Februar 1847, „wird immer trauriger, elender, verkümmerter. Das Bewußtsein, so gar Nichts, rein gar Nichts zu leisten, erdrückt mich beinahe. Das Handelsgeschäft stirbt ab, die Gießerei elende Pfuscherei, die zu heben nicht in meinen Kräften steht; über Alles der Kummer ums tägliche Brod!" Derartige Stoßseufzer kehren im Tagebuch öfter wieder. Am 8. Februar 1848 schreibt er: „Im Geschäft ist eine elende todte Zeit, so daß ich mein: „Gieb uns unser täglich Brot" oft mit halber Angst bete. Ich muß manchmal schwer ankämpfen, damit sich nicht eine lähmende Niedergeschlagenheit meiner bemächtigt." Nur sein gesundes unerschütterliches Gottvertrauen hat ihn in solchen trüben Tagen aufrecht gehalten.

Und gesund bleibt auch sein politisches Urtheil. Mit dem des Liberalismus jener Tage stimmte es immer weniger überein. Er hatte seine eigenen Mei-

nungen, so z. B. über den Vereinigten Landtag in Preußen. Die Redner der liberalen Opposition wurden auch von ihm bewundert; aber er fand, daß die praktischen Ergebnisse nicht im Verhältniß zu der aufgewendeten Redekunst standen. Man konnte, meinte er, vom Landtag mehr materielle Leistungen erwarten; vor lauter Rechtsverwahrungen hat er treffliche und dringende Regierungsanträge vereitelt, ja er hat sich, indem er die vorgeschlagene Einkommensteuer verwarf, von der Regierung an Liberalismus überbieten lassen. Schneckenburger stellte sich dabei auf den Standpunkt des Volks, dem mehr an greifbaren Früchten gelegen sei, als am schleunigen Ausbau der Verfassung.

Die Jesuitenfrage konnte er aus nächster Nähe studiren. Bemerkenswerth ist der Scharfsinn, mit dem er — es war im Jahre 1846 — den Zusammenhang östlicher und westlicher Umtriebe zum Nachtheil des Vaterlandes erkennt: den Zusammenhang des Polenaufstandes und der Jesuitenbewegung. „Deutschland muß nach zwei Seiten seine Schlachtlinie ziehen, einmal gegen die slavistische Bewegung im Osten, sodann gegen die wälsch-jesuitische Propaganda im Westen. Zwischen Beiden uns feindlichen Punkten besteht ein natürlicher Zusammenhang, wenn er auch in der heutigen Cabinetspolitik noch nicht zur Reife gelangt ist. Die ersten großen Ereignisse werden dieselbe herbeiführen. Darum entschlage sich der Deutsche aller tollen Sentimentalität und benütze die Zeit vor dem Sturme zum Werke gerechter Nothwehr. Diese gebietet, die Jesuiten abzuhalten von der Westgrenze; im Osten aber dem deutschen Elemente durch Einwanderungen, Verbesserung des Rechts- und Verwaltungszustandes und hauptsächlich gründliche Reform der desperaten Grundbesitzverhältnisse die entscheidende Oberhand zu sichern, die fremde Elemente aufzehrt oder assimilirt."

Als in der Schweiz der Sonderbundskrieg ausbricht, ist er nicht im Stande, für die eine oder die andere Seite Partei zu nehmen. Er spottet der Glückwunschadressen, die täglich aus den deutschen Flachsenfingen, Krähwinkel und Schöppenstädt bei der Tagsatzung einlaufen. „Der deutsche Philister ist fürchterlich liberal, so lange kein Polizeidiener etwas dagegen hat." Uebrigens bedauert er die gefallenen Häupter des Sonderbundes keineswegs. „Sie haben ihr Mißgeschick in vollgerütteltem Maße verdient. Das ist die traurige Genugthuung, welche man bei den schweizer Parteiwirren hat: die Schläge mögen fallen, wo sie wollen, so treffen sie gerecht."

„Die Ueberzeugung steht bei mir fest wie mein Leben: Deutschland darf nicht dem Radikalismus verfallen, oder es ist verloren." Diese Worte sind im Januar 1848 niedergeschrieben. Man kann daraus im Voraus schließen, wie sich Schneckenburger zu der Revolutionsbewegung dieses Jahres stellen wird. Die Hauptsache ist ihm das Zusammenstehen von ganz Deutschland gegen auswärtige Bedrohung. „Mögen vor Allem," schreibt er am 17. Februar, „die traurigen Geschichten der Mainzer Klubbisten sich nicht wiederholen. Gebe Gott, daß der eine Gedanke, für die äußerste Hütte den letzten Mann und den letzten Thaler zu opfern, alle anderen in den Hintergrund dränge, daß er das Evangelium aller Deutschen werde." Er spottet, daß jenseits des Rheins wieder ganz das alte Gaukelspiel mit citoyens, mit Festen und Umzügen, mit liberté, fraternité, égalité getrieben wird. Doch auch in Deutschland ist die Wirkung der Revolution nicht

so, wie sie sein sollte. Anstatt, daß der Gedanke einmüthigen Zusammenstehens Alles beherrscht, denkt man nur daran, die Noth der Regierungen auszunützen, um ihnen Zugeständnisse abzupressen. Die gewährten politischen Reformen sind zwar erfreulich, sie sind das beste Mittel, das Wühlen des bodenlosen Radikalismus zu entkräften, — wenn sie nur ohne Schwächung der Regierungsgewalt ertheilt worden wären! „Die Pflicht des Einzelnen und also auch die meinige in diesen schweren Zeitläuften besteht darin: den Sinn für Zucht und Ordnung, das Gefühl für Ehrenhaftigkeit und für echte Religiosität zu wahren." Von Tag zu Tag erschienen ihm die Ereignisse schlimmer und trauriger. Er klagte, daß man in der wahnsinnigsten Agitation gegen den König von Preußen und die preußische Führung den besten Eckstein zum Wiederaufbau Deutschlands zu zertrümmern suche. Das Treiben der Demagogen setze die ganze hoffnungsreiche Wiedergeburt Deutschlands auf das Spiel.

Er hatte Gelegenheit, das deutsche Demagogenthum in der Nähe zu beobachten. Wie in Paris, so bildete sich auch in der Schweiz eine „Deutsche Legion". Am 26. März war in Biel die erste Versammlung, die einen Centralausschuß in den Flüchtlingen Schüler, Becker 2c. einsetzte, der dann Zweigvereine ins Leben rief. In Bern lud Ludwig Seeger die Deutschen zu einer Versammlung. In Burgdorf exercirten ein Dutzend Gesellen unter der Leitung eines abgedankten Söldners aus Neapel. Das Hauptquartier und die Legionscasse waren in Biel; die letztere war freilich die schwache Seite des Unternehmens. „Die Legion recrutirt sich fast ausschließlich aus Handwerksgesellen, und zwar aus dem arbeitscheuen und liederlichen Theile derselben, der bereits in communistischen Vereinen zu solchen Zwecken vorgedrillt worden ist. Die praktischen Franzosen tödten zwei Fliegen mit einem Schlag; sie schaffen sich Tausende von brodlosen Arbeitern mit der besten Manier vom Halse und schicken ebensoviele Musterreiter für ihren neuen Artikel: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft' in die Welt hinaus. Daß doch die Deutschen, welche für die Errichtung von Winkelrepubliken am Rheine thätig sind, nicht bedenken, welch traurige Affenrolle sie gegenüber den Franzosen spielen und was für armselige Trabanten der großen Mutterrepublik diese schwächlichen Ableger abgäben!" Der Ausschuß sandte sein Rundschreiben auch an Schneckenburger. „Ich habe ihnen geantwortet, daß ich ihr Unternehmen mißbillige und ernstlich davon abrathe. Kommt Deutschland durch einen Angriff der Franzosen oder Russen in wirkliche Gefahr, so ist es heiligste Pflicht aller seiner Söhne, für die Vertheidigung einzustehen und den Krieg nöthigenfalls bis zum Messer zu führen. Für seine innere Neugestaltung aber bedarf es keines bewaffneten Einfalls der Deutschen in Paris und in der Schweiz." Am 4. April kann er in sein Tagebuch eintragen: „Der gesunde Sinn der Schweizer, besonders der östlichen, hat endlich den Vorort gezwungen, die Errichtung der Schneiderlegion zu verbieten." Es versteht sich, daß die wenig schmeichelhafte Ansicht, die er von seinen radikalen Landsleuten hatte, ihm gehörig vergolten wurde. Ein Dr. Richter aus Zwickau, der der politische Drillmeister der Burgdorfer Gesellen war, meinte, man solle den Schneckenburger wegen seiner politischen Gesinnungen lebendig bei den Beinen aufhängen.

IV.

Im Juni 1848 machte er mit Frau und Kindern eine Reise in die Heimath. Während seiner Abwesenheit starb der Bruder Professor in Bern. Längst war diesem jeder Lebensgenuß vergällt gewesen durch häusliches Ungemach und durch Quälereien des Radikalismus in der Berner Regierung, die seine beißende Kritik nicht ertragen konnte. Die fieberhafte Thätigkeit, in die sich der Gelehrte stürzte, hatte seine Kräfte aufgezehrt. Max verlor in dem Bruder viel. Er nannte sich selbst einmal die Volksausgabe seines gelehrten Bruders. Dieser, in keinem Fache menschlichen Wissens fremd, war auch dichterisch begabt. Ein so kunstreiches und gedankenschweres Gedicht, wie der Professor es in siebzehn Strophen auf König Friedrich Wilhelm IV. dichtete (es ist handschriftlich vorhanden), ging freilich über Maxens Vermögen; seinen dichterischen Ergüssen bleibt durchweg die Naturfarbe eigen. Ungekünstelte frische Empfindung schafft sich, ohne viel Wahl ein bequem sitzendes poetisches Gewand. Den Freunden war diese Muse immer willkommen; er dachte längst nicht mehr daran, sie der Oeffentlichkeit preiszugeben.

Der Fortgang der politischen Bewegung war nicht geeignet, Schneckenburger vertrauensvoller zu stimmen. Den gänzlichen Zusammenbruch der nationalen Hoffnungen hat er nicht mehr erlebt. Bei der Eröffnung des Frankfurter Parlaments schrieb er: „Gebe Gott einen besseren Erfolg und eine schönere Entwicklung, als ich sie zu hoffen wage.“ Immer bitterer werden seine Urtheile über die Parteien; die erbkaiserliche verschont er so wenig wie die Linke; tröstlich findet er nur das Eine, daß die Tüchtigkeit der deutschen Heereskörper ungebrochen ist und überall sich bewährt. Zur Verschärfung seiner schwarzsichtigen, oft schwarzgalligen Stimmung mag auch dies beigetragen haben, daß seine persönlichen Verhältnisse sich noch immer nicht bessern wollten. Für die Fabrik liefen keine Bestellungen ein; er mußte einen Theil der Arbeiter entlassen. „Es ist eine schlimme Zeit und mein Gebet ums tägliche Brot mehr als nur eine leere Formel.“ Ein unvermuthet einfallender Lichtstrahl war es, daß er im December 1848 auf der Gewerbeausstellung in Bern eine silberne Medaille für vorzügliche Leistungen im Fach der Eisengießerei erhielt, „die erste kleine Befriedigung für die ehrliche Strebsamkeit, mit welcher wir gegen die Mängel dieses Geschäftszweigs anzukämpfen suchen.“ Der preisgekrönte Gegenstand war ein Christus am Kreuz. Allein der Geschäftsgang hob sich nicht, die Sorgen blieben dieselben, und zuletzt war ihm dieser Zustand unerträglich: er war entschlossen, in Burgdorf abzubrechen und nach Thalheim überzusiedeln. In diesem Augenblick trat eine höhere Macht dazwischen. Er wurde von einer entzündlichen Krankheit befallen, die ihn nach Verlauf von fünf Tagen am 3. Mai 1849 im Alter von dreißig Jahren seiner trauernden Familie entriß. Vier Söhne hatte ihm die Gattin geschenkt, von denen einer, der seinen Namen trägt, heute das großväterliche Geschäft in Thalheim führt.

Max Schneckenburger war vergessen. Was hatte er auch geleistet, das seinem Namen Anspruch auf Fortdauer verleihen konnte! Er hatte sich ehrlich durchs Leben gekämpft, hatte sein Vaterland treu im Herzen getragen und eine Reife des politischen Urtheils erworben, die viele Gelehrte beschämte. In

seinen Tagebüchern spiegelte sich eine edle, makellose Jünglingsseele wieder. Mit seinen Talenten hatte er seine Umgebung erfreut. Er hatte auch einige Lieder ausfliegen lassen, aber sie waren verweht. Ganz waren sie doch nicht verweht. Ab und zu erklang „Die Wacht am Rhein" in jener Sangweise, die ihr der Berner Tonmeister gegeben. Doch wer die Verse gedichtet hatte, das war vergessen. Sie waren mit den Buchstaben M. Sch. bezeichnet. Niemand wußte sie zu deuten. Viele dachten dabei an Max von Schenkendorf. Da fiel das Lied zufällig einem begabten Tonsetzer in die Hände, der es zu neuem Leben erweckte. Es wird erzählt, daß Karl Wilhelm in Crefeld, als er es kennen lernte, es im Fluge der Begeisterung in einer Stunde fertig componirte. Jetzt hatte das Lied ein musikalisches Gewand, das ihm wie angegossen war: ein schwungvoller Eingang im Marschschritt, der die zuversichtlich vorwärts stürmende, Alles niederwerfende Thatkraft ausdrückt, dann ein weicher, schmelzender Mittelsatz, der zuletzt wieder in kräftige, zur Begeisterung hinreißende Weisen übergeht und in feierlich triumphirenden Accorden schließt. Mit einfachen Mitteln war eine sichere Wirkung erzielt. Ein Kunstgesang, der das Gepräge edler Volksthümlichkeit bewahrte. Seit dem Jahre 1854 begann sich diese Weise in unseren Gesangvereinen einzubürgern; doch war sie bis zum Jahre 1870 noch nicht in weitere Kreise gedrungen.

Die „Wacht am Rhein" war im Jahre 1840 ein patriotischer Traum, im Kriege von 1870 wurde sie zur Wirklichkeit. Dieser Krieg hat Schneckenburger's Lied mit einem Male zum Gemeingut unseres Heeres und unseres Volkes gemacht. Am 4. Januar 1839 hatte der Dichter geschrieben: „Es sollte ein hoher Preis, der alle Talente anspornte, ausgesetzt werden für eine deutsche Nationalhymne, aber eine, die mehr wäre als Rule Britannia und Allons enfants — welch mächtiger Fortschritt für Deutschlands Einheit wäre dies!" Nun besaßen wir — wenigstens für diese hohen Tage unserer Geschichte — eine Nationalhymne, die nicht in absichtvollem Wettstreit erdacht, vielmehr fast zufällig von einem Unbekannten hingeworfen, in einer glücklichen Sangweise gefaßt, eben das aussprach, was jetzt unser ganzes Volk bewegte. Woher das Lied kam, Niemand wußte es zu sagen. Es war da, es wurde gesungen von unseren Kriegern beim Ausmarsch und in traulicher Beiwachtstunde, vor der Schlacht und zur Feier des Sieges, und es wurde mit der nämlichen Andacht gesungen von den Daheimgebliebenen, wenn wir Derer im Felde und ihrer blutigen Arbeit gedachten und die Gelübde erneuerten, die damals Alldeutschland vereinigten. So sehr traf es die Empfindungen des Augenblicks, daß es eben jetzt entstanden zu sein schien. Wer ist der Dichter? so begann man jetzt zu fragen. Heraus mit dem Namen! Wer ist der M. Sch., der als Schatten im heiligen Kriege mitzog und mitkämpfte? Eine Ehrengabe, welche die Königin Augusta hochherzig dem Dichter bestimmte, wird ihn aus seiner bescheidenen Verborgenheit ziehen. Da erinnern sich die Freunde des Vergessenen und Verschollenen; sie müssen eintreten für den, dessen Mund längst verstummt ist. Zuerst war es Karl Hundeshagen, jetzt in Bonn, der in einer Zeitschrift vom 11. August in der „Kölnischen Zeitung" den Namen des Dichters feststellte und die Entstehung der „Wacht am Rhein" erzählte. Fast gleichzeitig legte ein schwäbischer Jugendfreund Schneckenburger's dasselbe Zeugniß

im „Schwäbischen Merkur" nieder, und alsbald brachte dieses Blatt weitere biographische Angaben über den Dichter, später auch einige Auszüge aus dessen Tagebüchern. Man hatte nicht bloß den Namen des Dichters ermittelt, man hatte einen noch schöneren Fund gethan: in dem Dichter war ein einfacher Mann des Volkes, aber ein treuer Patriot, ein edler Denker und Seher entdeckt worden. Ein später Nachruhm erwuchs ihm aus dem Liede, das gleichsam eine Brücke schlug aus der Frühzeit des vaterländischen Aufschwungs in die Tage der Erfüllung. Nicht bloß das Lied, auch sein Dichter ist es werth, daß ihn das Volk dankbar in sein Herz schließt.

Der Gedanke, dem Sänger und seinem Liede ein sichtbares Erinnerungszeichen aufzurichten, regte sich bald und fand den verdienten Anklang. Zuvor aber galt es noch, ein Vermächtniß auszuführen. Die rührende Bitte des Dichters war gewesen, wenn er in der Fremde sterbe, in der Erde des Vaterlandes bestattet zu werden. Dies geschah im Juli 1886. In feierlicher Weise und mit freundlicher Handreichung der Schweizer wurden die Gebeine aus dem Friedhof von Burgdorf ausgehoben und in seinem Heimathsorte Thalheim wieder zur Ruhe gebettet. In dem nahen Tutlingen aber, der Stadt seiner Jugend, wird sich demnächst ein künstlerisches Sinnbild der „Wacht am Rhein" erheben, des Gesanges, der überall, wo Deutsche der beglückenden Tage des Krieges und Sieges gedenken, wie von selber in ihrer Mitte erschallt, und in welchem noch späte Geschlechter einen unmittelbaren Klang aus jener erhebenden Großzeit vernehmen werden.

W. Lang.

Besitz, Recht, Hörigkeit unter Afrikanern.

Von

Pechuel-Loesche.

Die das ganze mittlere Afrika von Ocean zu Ocean und weit nach Süden hinab erfüllenden Eingeborenen, mit denen wir Deutschen es vorzugsweise zu thun haben, die sogenannten Bantuvölker, sind einer Abstammung. Allenthalben tritt immer wieder das Ursprüngliche und Gemeinsame in Gedanken und Handlungen hervor, wenn auch Vieles in Sprache, Anschauungen und Einrichtungen sich mannigfaltig verändert und ausgebildet hat. Im Folgenden eingeflochtene Einzelheiten sind vornehmlich dem Volksthümlichen der im westlichen Afrika Sitzenden entnommen, das uns, oder mir, am genauesten bekannt ist.

Die Bantuvölker sind nirgends über die Anfänge der Staatenbildung hinausgekommen. Sie haben allenfalls einen engeren Stammes- oder Gauverband, aber so lockerer Art, daß er nicht einmal den kriegerischen Austrag innerer Streitigkeiten ausschließt. Die starke Grundlage ihres Daseins ist die G e s c h l e c h t s - g e n o s s e n s c h a f t, so zu sagen die erweiterte Familie oder die Schutz- und Trutzgemeinde, innig verbunden durch Gemeinsamkeit aller Interessen, überwiegend auch durch Gemeinsamkeit des Blutes. In der Folge wird auch, je nach verschiedenen Beziehungen, die Bezeichnung S i p p e und G r u n d g e m e i n d e als durchaus gleichbedeutend für Geschlechtsgenossenschaft gebraucht werden.

Hier und da sind, gestützt auf Waffengewalt und Priestermacht, einmal Despotien entstanden, die aber das feste Gefüge der Geschlechtsgenossenschaften nirgends zerstören konnten und, rasch wieder zerfallend, diese ungeschwächt fortbestehen ließen. Von ferne, und weil wir unseren Begriff des Staates hineintragen, erscheinen uns solche Despotien bedeutender und mächtiger als sie thatsächlich sind. Ein afrikanischer Herrscher ist nicht das Oberhaupt eines einigen Volkes, und darum nur eine vergängliche Größe, die durch einen Ansturm von außen verschwindet, die von den Häuptern der Geschlechtsgenossenschaften geduldet oder gestürzt wird. Sich stark Fühlende versagen Tribut und Folge, und vorbei ist es mit dem Scheine der Macht und Größe. Das allein Beständige bleibt die Grundgemeinde, die fest geschlossen steht: nach innen friedlich, nach

außen feindlich. Wer nicht zu ihr, zu „ihrer Erde“ gehört, ist schutzlos und rechtlos; er ist stets, und wäre er desselben Stammes, der Fremdling: mutua pl. batua. Hier begegnet uns der neuerdings von Entdeckern vielgenannte Name eines Volksstammes, Batua, der als solcher entweder allenthalben oder nirgendswo vorkommt, denn so werden eben Leute, auch die Europäer, bezeichnet, die nicht der Rechte der betreffenden Grundgemeinde theilhaftig, die erdfremd sind. Wird die Grundgemeinde für ihren Wohnsitz zu zahlreich, scharen sich Unzufriedene um ein neues Oberhaupt, dann findet eine Abzweigung statt, die Gründung eines neuen Wohnsitzes in der Nähe oder Ferne. Die Ausgeschwärmten bleiben auf ihrer Erde im alten Verbande, oder bilden, wenn sie sich stark genug fühlen, irgendwo eine neue Grundgemeinde, oder fügen sich einer bisher fremden ein, zum Zeichen dessen sie Erde oder Feuer nehmen, und zubringen, was sie ihr eigen nennen. Gliedern sie sich bloß an, so haben sie in Anerkennung ihrer Abhängigkeit auf der neuen Erde Tribut abzuliefern oder doch zuzusichern.

Die Grundgemeinde ist unbeschränkte Herrin ihrer Angelegenheiten, so weit ihre Erde reicht; die ungeschmälerte Bewahrung ihrer Rechte hängt ab von der Macht, die sie dafür einsetzen kann. Anderen Grundgemeinden gegenüber sind ihre Angehörigen gleichmäßig haftbar, Einer für Alle, wie Alle für Einen. Unter den Mitgliedern wird persönliches todtes Eigenthum nicht anerkannt; es bleibt, mit Ausnahme dessen, das die Hand hält und der Körper trägt, der Sippe nach Bedürfniß und Beschluß verfügbar. Es gibt mithin kein gegenständliches Privateigenthum. Auch das Wohn- und Wirthschaftsgebiet ist Eigenthum weder des Einzelnen noch der Sippe. Der Gedanke, daß Menschen Erde, die ganze oder ein Stück, also Grund und Boden als Besitzthum beanspruchen könnten, ist den Leuten noch unfaßbar. Nur Eines anerkennen sie: das zeitliche Anrecht auf erarbeitete Felderträge, und was sonst die Erde freiwillig hervorbringt. Beliebig wählt der Ackerbauer ein Landstück, tilgt Wald, Busch, Gras, schürft den Boden, säet, pflanzt und erntet, was ihm erwächst. Verläßt er danach das Feld, ohne neue Saat vorzubereiten, und dies ist die Regel, so kann Jeder aus seiner Sippe ihm in der Nutzung nachfolgen. Der Ertrag gepflanzter Fruchtbäume gehört ihm ausschließlich, falls deren Schatten seinen Hüttenplatz deckt; der entfernterer und aller wild aufgewachsenen bleibt ihm nur so lange vorbehalten, als er sein Zeichen an ihnen läßt, z. B. den Fuß der Palme umschließend, seinen Steigreifen, mittelst dessen er am glatten Schafte emporklimmt.

Da Niemandem die Erde, darauf er lebt, zu eigen ist, kann sie auch Niemand verkaufen. Jedermann hat bloß das bedingte Nutzungsrecht ihrer Gaben — und dieses kann auch an den Erdfremden auf Zeit abgetreten werden, aber nur an seine Person, nicht für Nachfolger oder Erben: verläßt er die Erde, so erlischt sein Recht. Die Abtretung erfolgt gegen Tributverpflichtung, und immer ist damit zugleich die Unterordnung, die Abhängigkeit des Zahlenden von dem Empfangenden dargethan — denn wäre Jener stärker, so würde er nach afrikanischem Brauch nicht geben, sondern nehmen.

Das Wohn- und Wirthschaftsgebiet ist nicht bloß unveräußerlich, es gilt auch gleichsam für heilig: es ist die Wiege des Daseins, die Erde der Grund-

gemeinde, darauf sie lebt, daraus ihr Rechte und Pflichten erwachsen. Was aus der Erde entsprossen, ja was nur in ihr fest zu wurzeln scheint, wird nicht herausgehoben. Der Baum wird nicht gefällt, indem man die Wurzeln entblößt und trennt, sondern indem man ihn, und sei er ein Riesenstamm, gewöhnlich weit über Manneshöhe vom Boden mühsam durchschneidet. Höchstens der diesem Erdstück Fremde würde die Arbeit in der üblichen bequemeren Weise verrichten. Wer seine Hütte an eine andere Stelle versetzt, nimmt Dach und Wände, läßt aber vielfach die Eckpfähle stehen, denn sie haften im Schoße der Erde. Darum darf sich der Europäer nicht wundern, daß die Leute Einspruch erheben, wenn er sein massives Haus abbrechen, sein Holzgebäude mit sammt den Grundpfosten zerlegen und hinwegführen will. Das geht wider ihre Auffassung vom Erdrecht. Dafür einzutreten ist eine Pflicht des Vorstehers der Grundgemeinde. Er ist nicht bloß Aeltester, Oberhaupt der Sippe, er ist der Herr ihrer Erde und übt Verwaltungsrecht wie Gerichtsbarkeit. Zum Zeichen dessen führt er den Stab, auch ein durchbrochen geschmiedetes, breitklingiges Messer oder ein sonstiges verziertes Metallgeräth von oft wunderlicher und nicht selten künstlerischer Form. Sie alle stellen das Scepter vor. Er kann es statt seiner senden, mit wichtiger Botschaft, zu allerlei Verhandlungen, und der es trägt, steht für ihn ein.

Der Häuptling hat zu wachen, daß die Gaben der Erde dem zufallen, der pflanzte oder sein Zeichen ließ, daß Verletzungen der Heiligkeit der Gebietserde gesühnt werden. Er spricht Recht, schlichtet Streitigkeiten innerhalb der Sippe; er vertritt und wahrt Rechte und Ansehen der Seinen gegenüber anderen Grundgemeinden, ordnet Vergleiche oder führt zur Entscheidung durch die Waffen. In wichtigen Angelegenheiten berathschlagt er zuvor mit den Angesehensten der Grundgemeinde oder mit allen ihren Mitgliedern. Je nachdem er nach innen oder außen wirkt, ist das Gewicht seines Auftretens verschieden. Innerhalb der Sippe gibt es kaum ein Auflehnen gegen seinen und der Beisitzer Spruch, in ungewöhnlichen Fällen aber eine höhere Instanz, wozu Unbetheiligte aus Nachbarsippen geladen werden. Bei Todesverbrechen ist dies wohl die Regel.

In Streitigkeiten mit anderen Grundgemeinden ist die Macht von größter Bedeutung, obschon der Afrikaner, so lange er noch verhandeln kann, gewiß nicht kämpft, denn dabei kann er wohl sein Leben verlieren, aber nichts Wesentliches gewinnen. Uebrigens wird, wenn man sich einigt, den Handel von Unbetheiligten schlichten zu lassen, in der Regel entschieden wie billig, so daß auch der Schwächere sein Recht findet. Das Schiedsgericht wird in solchen Fällen stets auf fremder Erde abgehalten, und was erkannt ist, gilt; so erheischt es das sehr entwickelte Rechtsgefühl des Eingeborenen. Zudem übernimmt auch der Herr der Erde, wo entschieden wurde, die Bürgschaft für die Erfüllung des Spruches und kann dazu alle die Grundgemeinden heranziehen, deren Vertreter mittagten. Bei wichtigen gerichtlichen oder politischen Verhandlungen wird von den Betheiligten zur Bekräftigung Erde gerührt oder genommen, auch bei Fackel oder Feuer berathen und beschworen. Unter solchen Umständen geht es sehr feierlich her. Jeder Theilnehmer sucht durch Schaugepränge zu wirken und vor Allem durch ein möglichst zahlreiches Gefolge sein Ansehen zu erhöhen; so kommen Hunderte, manchmal Tausende zusammen. Der Herr der Erde, in dessen Gebiet man sich trifft, leitet

die Versammlung und beherrscht ihren Verlauf mit unbezweifelter Gewalt. Er gibt das Wort den Rednern nach seinem Ermessen, nie dürfen Zwei durcheinander schreien. Wer bei Rede und Gegenrede sich aufregt, wird verwarnt; wer sich aber derartig ereifert, daß er das parlamentarisch Geziemende überschreitet, das Gebot nicht achtet, wird vom Platze gewiesen, zum Wassertrinken verurtheilt, und darf erst wieder kommen, wenn er durch Anwendung dieses Mittels sich abgekühlt und beruhigt hat. Entsteht Unruhe in der großen Versammlung, steigert sie sich zum Tumult, und kann der Vorsitzende diesen nicht anders beschwören, so wirft er sein Würdenzeichen zur Erde; sogleich tritt Schweigen ein und hält an, bis das Scepter wieder aufgenommen und Jemandem das Wort ertheilt wird. Wer auf dem Berathungsplatz sich gar thätlich vergeht und veranlaßt, daß aus einer selbst ungefährlichen Wunde Blut zur Erde fällt, hat das Leben verwirkt. Ist die Verhandlung zu Ende geführt, eine Entscheidung gefällt, so wirft der Vorsitzende nach Verkündigung und zur Bekräftigung des Beschlusses sein Würdenzeichen zur Erde.

Verwickelte Fälle werden mit Kunst und Geschick verschleppt, bleiben unausgetragen, bis sich vielleicht zum Alten Neues gesellt, und einer Partei das auch in Afrika sehr geschätzte moralische Uebergewicht verleiht. Um kleine Dinge wird ein verständiger Häuptling sich auch nicht mit benachbarten überwerfen, z. B. nicht für Einen der Seinen, dem von einem Mitgliede anderer Sippe Unrecht gethan worden ist, bis zum Aeußersten eintreten, wenn die Gegenpartei sich starrköpfig erweist. Man wartet vielmehr auf eine günstige Gelegenheit, sich dennoch Entschädigung zu verschaffen. Man trachtet danach, ein Faustpfand zu erlangen und mit dieser Verstärkung der Rechtsgründe den schwebenden Handel nach Wunsch zu beenden.

Das einzige nach afrikanischer Anschauung rechtmäßige Pfand ist der Mensch selbst. Und da von jeder Sippe Einer für Alle und Alle für Einen haftbar sind, bleibt es gleichgültig, ob man statt des wahren Schuldigen sich eines Unschuldigen bemächtigt, vorausgesetzt, daß er der nämlichen Sippe angehört. Mehr als eine Person darf nicht gegriffen werden; mit ihrem Ergreifen sind alle den Fall betreffenden Ansprüche erloschen. Es handelt sich bloß noch um Auslösung des lebenden Faustpfandes; wird dessen Werth nicht genügend hochgeschätzt, so bleibt es im Besitz dessen, der mit dem Ergreifen sein Recht zu wahren meinte. Hat er sich gänzlich vergriffen, so hat er Spott und meistens einen neuen Rechtshandel seiner Sippe zugezogen. Alle Mitglieder einer Sippe, die bei einer anderen etwas auf dem Kerbholz hat, vermeiden es sorgfältig, sich auf der Erde betreffen zu lassen, die deren Rechtsansprüche stützt. Sonst können sie als Geiseln gefaßt werden, auch wenn sie, wie das wohl versucht wird, mit List herbeigelockt wurden. Der Schnellfüßige vermag sich wohl noch zu guter Zeit auf neutralen Boden zu retten. Dort kann er des mißglückten Anschlages spotten. Mancher Reisende hat sich schon geärgert über plötzlichen Ungehorsam oder scheinbare Niedertracht seiner Leute, die sich jählings weigerten, eine bestimmte Landschaft zu durchkreuzen. Sie wußten sehr wohl, warum sie es thaten: zwischen ihrer Sippe und der, welche die Grundgemeinde in der betreffenden Landschaft bildet, schwebte irgend ein neuer oder alter Rechtshandel; sie hätten es sich müssen ge-

fallen lassen, wenn Einer von ihnen aufgegriffen worden wäre. Unter solchen Umständen bleibt dem Reisenden nichts übrig, als die Ansprüche der Grundgemeinde abzufinden, und das würde allen Afrikanern am besten gefallen, oder einen weiten Umweg zu machen, oder Umkehr, oder Ablohnung der alten und Anwerbung neuer Träger.

Nun gibt es wie bei allen Menschen so auch bei den Afrikanern Rechtshändel und Streitigkeiten in Menge, die böses Blut machen, verschleppt werden, ungeschlichtet bleiben, ohne vergeben und vergessen zu sein. Immer ist es das Nächstliegende, sich womöglich recht hochgeschätzter und darum werthvoller Geiseln zu bemächtigen, die, je nachdem, zeitweilig oder dauernd ein unantastbares Besitzthum werden. Hier tritt die gesellschaftliche Gliederung in Kraft. Zunächst gibt es Freie und Unfreie, die freilich nur der zu unterscheiden vermag, der die Persönlichkeiten kennt. Aeußere Merkmale gibt es nicht. Frei in unserem Sinne ist unter den Leuten Niemand. Jeder Mensch muß irgend wem, irgend wohin gehören: einer Person, einer Grundgemeinde und durch diese einer Erde. Erde verloren, Freiheit verloren. Selbst die Freien innerhalb einer Geschlechtsgenossenschaft betrachten sich als ihrer Erde und einander zugehörig, können als Mehrheit über die Minderheit verfügen. Der Werth der Persönlichkeit bemißt sich nach dem Einfluß, den Begabung, Ansehen, Familienbeziehungen verleihen. Ueber dem gemeinen Mann der Sippe steht der Adel, der die Vergangenheit der Seinen hochhält; zwischen beiden stehen die Angeseheneren des Volkes. Rang schützt nicht vor Unfreiheit, nicht einmal unter allen Umständen diejenigen Persönlichkeiten, die hier und da als Nachkommen weiblicher Linie (Neffenerbrecht) ehemaliger Herrscher sich ob allen Adels als Fürsten dünken und sonst theilweise unter den Ihrigen merkwürdige Vorrechte genießen.

Wer innerhalb einer Grundgemeinde über Freie gebieten will, muß selbst ein Freier sein. Er mag einem Fürsten- oder Adelsgeschlecht entstammen oder auch als Emporkömmling aus dem Volke sich jenen gleich gebärden: er hat im ältesten Schwestersohn (nicht im eigenen) einen Nachfolger, ist der berufene Herr der Erde und übt, wie wir wissen, Verwaltungsrecht und Gerichtsbarkeit unter Beistand seiner Räthe.

Es ist ein Verbrechen begangen, eine That, welche die Heiligkeit der Erde verletzt. Der Thäter ist dem Tode verfallen. Er kann nach Urtel und Recht umgebracht werden und wird es in den meisten Fällen. Er kann aber auch, wenn mächtige Einflüsse für ihn wirken, bloß ausgestoßen, weit fortgeschafft werden von der Erde, auf der er gesündigt. Er ist ein Geächteter: ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten, vom Verkehr mit allen Menschen, von Handel und Wandel, von den Gaben der Erde, von Feuer, Wasser, Thier und Pflanze, von Behausung, Wort und Gruß — so weit die Erde seiner Richter sich erstreckt. Er ist erdlos, friedlos, verfallen Jedem, der ihn greifen kann und will. Er mag zur Sühne irgend welchen Geschehnisses statt eines Andern ausgeliefert werden, damit er für diesen büße. Er ist auch der einzige wirklich verkäufliche Mensch unter den Leuten: will ihn eine unbetheiligte Grundgemeinde, sie mag ihn haben für was sie bietet; will ihn ein Europäer, er mag ihn nehmen. Nur hinaus muß er, weit fort über die Grenzen seiner Erde. Was ihm dort wider-

fährt, kümmert Niemanden mehr. Kehrt er doch einmal wieder zurück, so muß er sterben — denn seine Anwesenheit auf der Erde, wo er sündigte, bringt schwere Heimsuchung über die ganze Grundgemeinde. Irrt der Ausgestoßene unverlangt von dannen, so verfällt er, da er recht- und schutzlos ist, dem, der ihn greift. Auf fremder Erde wiegt seine Schuld wenig, die ist mit der Aechtung gesühnt; man behandelt ihn nur nach seiner etwa hervorbrechenden Gemeingefährlichkeit. Gefängnisse gibt es nicht. Hegt man Fluchtverdacht, dann kann man ihn nicht anders bewahren, als indem man ihn in den Stock legt, oder den Hals in die Gabel eines langen Knüppels einbindet, oder ihn mittelst des Halseisens an eine Kette schließt. So verfährt man nothgedrungen auch mit Uebelthätern geringerer Art.

Weit zahlreicher als wirkliche Verbrechen sind Vergehen, welche in gleicher Weise wie die schon angedeuteten Rechtshändel dahin führen können, daß schuldige oder unschuldige Personen in den zeitlichen oder dauernden Besitz Anderer übergehen.

Ein Taugenichts hat seiner Familie und seiner Grundgemeinde schon viele Ungelegenheiten bereitet, ihnen mancherlei Opfer auferlegt. Er prügelt, bestiehlt, schädigt Andere und entzieht sich ihrer Gewalt durch die Flucht. Es folgt der Rechtshandel, neue Ansprüche werden erhoben; vielleicht ist mittlerweile ein Unschuldiger als Geisel genommen worden. Die Seinen beschließen, für den Unverbesserlichen nicht wieder aufzukommen: sie liefern ihn an den Geschädigten gegen Rückgabe der Geisel aus. Fortan ist er ein Unfreier; er lebt auf fremder Erde als ein Höriger.

Zwei Parteien schließen einen Vertrag. Zur gegenseitigen Sicherstellung tauschen sie Geiseln aus. Ob diese Hörige werden oder nicht, hängt ab von der weiteren Entwicklung des Verhältnisses.

Ein aus irgend welchem Grunde Verschuldeter kann oder will nicht zahlen, und die Seinen weigern sich für ihn einzustehen. Die Sippe des Gläubigers hält es für bedenklich, diesem ohne Weiteres zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Anderen sind vorsichtig, lassen sich nicht auf der ihnen gefährlichen Erde betreffen. Der Gläubiger kann und will nicht länger warten; er ist zunächst auf Selbsthülfe angewiesen. So zieht er denn allein oder mit Weib und Kind nach den Dörfern, Tanz- und Marktplätzen, und beginnt die Schlechtigkeit seines Schuldners vor aller Welt zu verkünden. Dergleichen berührt auch den Afrikaner empfindlich. Trotzdem mögen seine nicht geringen tagelangen Anstrengungen vergeblich sein; er wird vielleicht von übermüthigen oder ergrimmten Unbetheiligten verhöhnt, sogar hinausgeworfen.

Nun muß er zu wirksameren Maßregeln übergehen, den Kunstgriff des Aushungerns anwenden — freilich in einer uns gar seltsam anmuthenden Weise. Nämlich er, der Gläubiger, hungert und dürstet, damit der Schuldner zahle. Er geht hinüber vor dessen Hütte, setzt sich an der Thür nieder, berührt weder Speise noch Trank, wehklagt und schreit Tag und Nacht, beginnt allmälig elend und schwach zu werden. Es thut nichts, falls sich der Schuldner verzogen hat. Der Gläubiger sitzt auf dessen Erde, sein Recht ist sonnenklar, Niemand darf ihn verdrängen. Je hartnäckiger er im Entbehren ist, desto bedenklicher wird

die Angelegenheit für die Grundgemeinde, und auf deren Heranziehung ist es auch eigentlich abgesehen: denn sie wird verantwortlich, falls dem Aushungernden etwas zustößt, falls er erkrankt oder gar stirbt. Können ihn Zureden, Versprechungen nicht wegbringen, so kommt die Sippe noch am besten weg durch Befriedigung seiner Ansprüche. Um ihn loszuwerden, zahlt man, oder man beschließt, den Schuldner selbst oder einen seiner Familienangehörigen dem hartnäckigen Bedränger auszuliefern, als Bürge für spätere Zahlung oder sogleich statt dieser. Der Gläubiger nimmt die Person und führt sie als Geisel oder Hörigen auf seine Erde.

Ein Schuldner stirbt. Die Gläubiger eilen herbei und legen Beschlag auf das, was noch von der Person des Schuldners übrig ist: auf die Leiche. Diese lassen sie nicht begraben. Werden sie nicht abgefunden, so nehmen sie das Einzige, woran sie Hand legen dürfen, die Leiche, hüllen sie in Matten, machen gleichsam einen Popanz daraus, schaffen sie auf ihre eigene Erde und hängen sie daselbst an einem viel begangenen Wege in wagerechter Lage zwischen zwei Pfählen auf: zur Schande derer, die des Verstorbenen Verpflichtungen nicht tilgen, zur Erbauung und zum Aergerniß der Feinde und Freunde. Mit dieser Handlung sind alle Ansprüche der Gläubiger ausgetilgt oder vielmehr einzig an die beschlagnahmte Leiche gebunden. Diese ist auf fremder Erde unantastbar, und manche hängt, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, bis sie mit Allem, was drum und dran ist, zerfällt. Aber die Schande ist groß. Darum werden die meisten früher oder später ausgelöst, gewöhnlich schon im Trauerhause; wenn das gegenständliche Begleichen der Schuld nicht möglich, werden Bürgen gestellt, und wieder treten Personen auf fremde Erde in Anrechte Anderer über.

Noch ein Fall. Eine Händlerkarawane bringt von weither Erzeugnisse ihrer Heimath auf den zu diesem Zwecke „offen" erklärten Pfaden. Getreulich hat sie die vereinbarten Gefälle für das Ueberschreiten fremder Erden bezahlt oder Zahlung bei der Rückkehr zugesichert und vielleicht auch dafür schon hier und da einen Bürgen zurückgelassen. Da trifft sie ein schweres Mißgeschick: einer der Ihrigen stirbt, er stirbt als mutua auf fremder Erde! Das erfordert nach Brauch und Recht schwere Sühne. Das Sterben des mutua, gleichsam ein großes Verbrechen, muß theuer bezahlt werden, oder die Leiche wird aufgehängt. Sie kann nur ausgelöst werden durch Entrichtung der Strafsumme oder durch Stellung von Bürgen.

Auch aus Noth und eigenem Antriebe begeben sich Menschen in Unfreiheit. Wer sich verlassen, unsicher fühlt, nähert sich einem Anderen: hier nimm mich, ich bin Dein, laß mich des Schutzes Deiner Grundgemeinde theilhaftig werden. Hungersnoth und Seuchen verheeren Gebiete, Familien sterben aus, Kriege zersprengen Grundgemeinden. Die unter solchem Zwange erdlos Gewordenen irren umher; sie bieten sich selbst an, dem Afrikaner wie dem Europäer, sei dieser Händler oder Reisender, oder sie geben, um sich selbst zu erhalten, eine Anzahl der Ihrigen hin, die damit unfrei werden. Auch ganze Sippen wandern fort, erkämpfen sich ein neues Daseinsrecht: ein Wohn- und Wirthschaftsgebiet, oder gewinnen, sich abhängig und tributpflichtig bekennend, Duldung auf fremder Erde oder begeben sich sammt und sonders in Unfreiheit bei anderen Grund-

gemeinden, um die es wohlbestellt ist. Selbstverständlich gerathen Menschen auch durch Kriege in die Gewalt Anderer. Der unterlegene Theil überweist zur Sühne eine Anzahl Personen, oder es sind Gefangene erbeutet, die man, je nach Vereinbarung beim Friedensschluß, einfach behält oder gegen andere dargebotene Leute oder sonstige Gegenleistung austauscht.

Dem Kriegführen stehen jedoch mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Wenn nämlich die Wohn- und Wirthschaftsgebiete der Verfeindeten nicht aneinanderstoßen, hat der Angreifer fremde Erde zu überschreiten, wozu er sich, falls er nicht stark genug ist, die besitzende Geschlechtsgenossenschaft zu mißachten und zu vergewaltigen, das Recht erhandeln muß. Jede Grundgemeinde trägt aber Bedenken, den Durchzug zu gestatten, denn sie macht sich dadurch verantwortlich für allen den Angegriffenen zugefügten Schaden, und kann sofort oder später in Mitleidenschaft gezogen werden. Deswegen bleibt sie neutral und verhindert, falls etwa noch vorhandene Grenzgemeinden ebenso verfahren, den Krieg überhaupt, oder sie schließt sich lieber gleich der einen oder anderen Partei an. Recht und Macht treten auch hierbei nicht selten in Widerstreit; denn ein Jeder ist ja, wie allerwärts auf Erden, nach seiner Ansicht stets im Rechte. Merkwürdige Ausnahmen bilden hier und da Gebiete, die seit undenklichen Zeiten — in der That seit so lange, daß die Leute den ursächlichen Zusammenhang oft gar nicht mehr kennen — im vollkommenen Landfrieden liegen, von Kriegführenden weder betreten noch bedroht werden können. Ihre Grundgemeinden dürfen auf ihrer Erde der Uebel spotten, die Menschen einander zufügen. Sie können höchstens eingeschlossen und abgeschnitten, nicht aber angegriffen werden.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen ist je nach den Lebensbedingungen und Bräuchen der Völkerschaften verschieden. Im Innern sollen sie von manchen Stämmen aufgefressen werden. Doch stehen für die meisten der berichteten Fälle die Beweise noch aus. Hirtenvölker — es gibt deren nur wenige und zwar im Süden und Osten des ungeheuren Gebietes, wo sie zudem von fremder Kultur nicht unberührt geblieben — sind um ihrer Herden willen zum Umherziehen genöthigt und üben deshalb nicht das ausgebildete Erdrecht der Ackerbauenden. Im Allgemeinen fühlen sie auch nicht das Bedürfniß, ihre Kopfzahl durch Einverleibung Fremder zu mehren; denn die Grundlage ihres Daseins, ihr Vieh, ist nicht so rasch und beliebig zu vervielfältigen, daß ihnen unnütze Münder jederzeit willkommen wären. Deswegen bringen sie erbeutete Menschen nicht selten einfach um.

Bei Ackerbauern verhält es sich anders. Der allerkleinste Theil ihrer Erde wird bewirthschaftet, weil einige bepflanzte Erdflecke genügen, den Jahresbedarf der Sippe zu decken, weil überdies die größten Pflanzungen so wenig wie die kleinsten vor Mangel und Hungersnoth schützen würden, wenn die befruchtenden Regen ausblieben. Mithin gibt es Boden genug zu bebauen, für den, der essen will, und der beliebigen Erhöhung der Kopfzahl einer Grundgemeinde steht nichts im Wege. Sie wird sogar gewünscht und erstrebt, denn sie verleiht Stärke und Sicherheit, verbürgt Macht und Ansehen nach außen.

So gerathen auf mancherlei Weise Menschen, sogar sehr viele Menschen, aus Freiheit in zeitliche oder dauernde Unfreiheit, gerathen Freie wie bereits Unfreie auf fremde Erde, wo sie zwar Schutz und Lebensunterhalt in der Grundgemeinde

finden, aber nicht die Rechte der Freien ausüben: sie haben nicht unmittelbar Sitz und Stimme bei Berathungen über Gemeindeangelegenheiten. Sonst führen sie ein behagliches Leben wie ihre Herren. Ihre Stellung ist keine Schmach; sie sorgen nicht um Nahrung und Kleidung, die ihnen entweder laut Vereinbarung ihre benachbart wohnenden Angehörigen oder ihre Inhaber, ihre Besitzer liefern müssen. Dafür leisten sie Dienste, die kaum drückender sind, als die der Freien daheim und die der eigenen Herren. Sie sind ja, mit Ausnahme der vollständig Heimathlosen, etwa des geächteten Verbrechers oder des aus unbekannter Ferne Stammenden, sowie der rechtskräftig in Hörigkeit Gegebenen, noch nicht unbedingtes Eigenthum Anderer, sondern bloß Bürgen, Geiseln. Sie haben Anhang und dadurch mancherlei Rückhalt in ihrer alten Sippe. Sie können unter Befriedigung der Ansprüche ihrer jetzigen Herren zurückgefordert oder ausgetauscht, irgendwie ersetzt werden. Ihre Inhaber sind für ihr Ergehen verantwortlich und haftbar. Eine allgemein anerkannte Zeit, nach deren Ablauf sie gänzlich und unwiderruflich in Hörigkeit verfallen, scheint es nicht zu geben. Wann sie aufhörten, Bürgen, Geiseln zu sein, wann und ob sie schon Hörige geworden, wissen gewöhnlich weder sie selbst noch ihre Herren.

Es leben mithin innerhalb der Geschlechtsgenossenschaften eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts und jedweden Alters von zweifelhafter Stellung, insofern sie zeitlich oder dauernd unfrei sein können, und mit dem Nachtheil, daß sie nicht diejenigen Vorrechte genießen, welche eigene Erde dem Freien verbürgt. Sie werden, falls sie nicht gemeingefährlich sind, keineswegs bewacht oder irgendwie gesichert; denn wohin sollten sie laufen, um ihr Loos zu bessern? Die Flucht macht keinen Unfreien frei. Entwiche er zu seiner Sippe, mit deren Billigung, laut deren Beschluß er in seine Lage gerathen, er würde einfach wieder zurückgegeben werden. Andernfalls wäre der erste beste seiner Genossen dem Aufgreifen ausgesetzt. Entwiche er aber sonst wohin, so käme er auf fremde Erde und gewänne nichts. Wahrscheinlich würde er auch, wenn irgendwie erreichbar, aufgesucht und zurückgefordert.

Dennoch hat er Mittel und Wege, wie unten zu zeigen, um sich durch Vornahme gewisser Handlungen einem neuen Herrn rechtskräftig zu eigen zu geben, falls er Verlangen danach tragen sollte. Solches Begehren mag sich jedoch selten regen. Denn es lebt sich so ziemlich überall gleich gut, und Gewohnheit, Familienbande üben ihren Einfluß. Der Unfreie ist nicht verachtet, wird nicht unbillig behandelt, verkehrt mit Jedermann, theilt Freude und Leid. Er kann jedwedes freie Mädchen, selbst die Tochter seines Herrn ehelichen; sogar eine Fürstin kann ihm ihre Gunst schenken. Weib und Kind, wenn er sie bereits besitzt, ziehen zu ihm, ohne darum aus ihrer Sippe auszuscheiden. Die Kinder folgen, mit einer einzigen Ausnahme, dem Stande der Mutter, und stehen, wenn diese eine Freie ist, unter Verfügung des Bruders, des Erbonkels, und wenn sie eine Unfreie ist, wie sie selbst unter Verfügung ihres Herrn. Die Verehelichung einer Unfreien wird schon schwieriger, wenn sie von einem Freien erwählt ist. Denn dessen Familie strebt, die Mischehe zu verhindern, weil die ihr entspringenden Kinder ein außerordentliches Vorrecht in der Erbfolge vor allen sonstigen Anwärtern genießen. So weben sich verwandtschaftliche Bande zwischen Freien und Unfreien, zwischen

einzelnen Familien und Sippen, die das gute Einvernehmen bald festigen, bald lockern, Freude wie Streit und Aergerniß hervorrufen. Jedenfalls beeinflussen sie erheblich den Verkehr, die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechtsgenossenschaften.

Der Unfreie ist nicht nur hörig, sondern auch gehörig, durch seinen Herrn zu einer Grundgemeinde; er ist immerhin erdheimisch, und dieses Bewußtsein ist ihm Halt und Stütze, fast der Inbegriff des Lebens überhaupt. Er gehört zur Familie seines Herrn, und wenn dieser die Seinen vorstellt, nennt er alle ausnahmslos seine Kinder, und will man unterscheiden lernen, so muß man erst fragen, welche davon die seiner Frau oder Frauen sind. Der Herr vertritt seine Hörigen vielfach — nicht immer, denn sie können auch selbständig vorgehen und ebenso als Eideshelfer dienen — in Rechtshändeln, hat jedenfalls für sie einzustehen, wenn sie sich irgend etwas zu Schulden kommen lassen. Denn der Geschädigte hält sich niemals an einen Hörigen, sondern stets an dessen Herrn. Der Hörige ist gleichsam unantastbar. Das mag Manchem zu gute kommen, den man für hörig hält, z. B. auch europäischen Reisenden. Das sehr anerkennenswerth ausgebildete Rechtsgefühl der Leute läßt es selten zu, daß einmal in leidenschaftlicher Erregung mit roher Gewalt gegen die althergebrachte Ordnung verstoßen wird.

Der Afrikaner ist von Natur nicht grausam; er besitzt bloß wenig oder gar kein Mitgefühl für die Leiden derer, die nicht zu seiner Familie, zu seiner Geschlechtsgenossenschaft gehören. Er hat keine Freude daran, Andere zu quälen, am wenigsten seine Untergebenen, seine Hörigen. Auch Klugheit hält ihn davon zurück: sie sind keineswegs seiner Willkür unabänderbar preisgegeben. Je größer seine Gefolgschaft, desto größer sein Ansehen, Einfluß, seine Macht, nach innen wie nach außen. Die sucht er nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren; durch unbillige Behandlung würde er sie aber vermindern, weil seine Hörigen ihn verlassen können. Sie besitzen, trotz aller Unfreiheit, Gerechtsame von erheblicher Tragweite, vermögen zwar nicht beliebig ihren Stand, wohl aber rechtsgültig ihren Herrn zu wechseln.

Wie bereits hervorgehoben, gibt es kein persönliches todtes Eigenthum, das nicht, mit geringfügiger Beschränkung, für die Wohlfahrt der ganzen Sippe verwendbar wäre. Anders verhält es sich mit dem l e b e n d e n, das von den Gaben der Erde sich ernährt.

Der Freie oder Unfreie jedes Geschlechtes ist ausschließlicher Besitzer der Hausthiere, die er aufzieht: Der Mann achtet das lebende Eigenthum der Frau, diese das der Tochter, der Erbonkel das des Neffen, die Sippe das ihrer Mitglieder jedweden Standes. Es kann darüber erst nach erwirktem Einverständniß des Inhabers verfügt werden. Nicht anders steht es mit den Hörigen: seien sie Freien oder Unfreien, Mann, Weib, Kind zu eigen, sie bilden das unantastbare Vermögen der Person. Mithin kann selbst ein Unfreier wiederum Hörige, die ihm irgendwie rechtskräftig zugefallen oder sich ihm etwa freiwillig zu eigen gegeben haben, besitzen, über welche seinem Herrn kein unmittelbares Verfügungsrecht zusteht. Und diese Hörigen der Hörigen haben doch und bewahren, pflegen ebenfalls verwandtschaftlichen Anhang, so daß ein mannigfaltig

verflochtenes Netz von Familienbeziehungen allerlei Menschen derselben wie verschiedener Erde mit einander verbindet und die Einflüsse vervielfältigt.

Ein Unfreier mag sogar über mehr Leute gebieten, eine größere Gefolgschaft nebst Anhang mustern, als sein eigener Herr; er mag mit den Seinen ein gesondertes Dorf bewohnen und Fremden gegenüber als Häuptling auftreten, wenn er auch dem Erdrechte der Geschlechtsgenossenschaft seines Herrn durchaus unterliegt. Ist er nun ein kluger und kühner Mann, der Ansehen genießt, dazu gewandt im Verkehr mit Menschen, geschickt in Handel und Wandel, so wird er auch noch Zulauf haben, die Seinen mehren, selbst um Freie, die sich ihm zugesellen. Er gewinnt stetig an Bedeutung, als Vorsteher seiner Siedelung und Herr seiner Leute, und damit steigt nicht bloß seine Unabhängigkeit, sondern auch sein Einfluß auf die Entschlüsse und Geschicke der Grundgemeinde, welcher er zugehört und auf die Haltung anderer Sippen, denen er nicht unterthänig ist.

Es gibt solche Gemeinschaften von Hörigen mit allerlei drum- und dranhängendem Volk, welche, in abgelösten Dörfern und Siedelungen hausend, bedeutendes Ansehen genießen, eine große Macht bilden und darum mit Vorsicht behandelt sein wollen. Der eigene Herr ist ihnen gegenüber zaghaft und fühlt sich abhängig von ihrem guten Willen. Der Vorsteher solcher Dorfschaften hat zwar nicht Sitz und Stimme bei den Berathungen, aber er erscheint doch bei feierlichen Gelegenheiten mit seinen Leuten auf dem Platze, in der Gefolgschaft seines Herrn, und verleiht dessen Auftreten und Rath ein nicht zu unterschätzendes Gewicht. Und nicht dieses allein. Je nach seinen Fähigkeiten weiß er schon im Voraus dahin zu wirken, daß die zu fassenden Beschlüsse seinen Vortheilen und Wünschen nicht zuwiderlaufen. Ein geplanter Krieg z. B. zieht doch ihn und seine Leute vollständig in Mitleidenschaft; daher trägt er Sorge, seinen Einfluß in aller Stille oder auch mit einer seiner Macht entsprechenden Offenheit in der Angelegenheit geltend zu machen.

Auch bei Afrikanern ist, was oft so ernsthaft und eingehend auf einem Berathungsplatze vor versammeltem Volke beredet, erwogen und nach manchmal tagelangen Sitzungen beschlossen wird, schon längst vorher vereinbart und durch Einflüsse entschieden, von denen in den Verhandlungen selbst nichts zu spüren. Die, welche öffentlich nicht mitreden dürfen, sind eifrig ans Werk gegangen: die Frauen und die Unfreien. Wie ihre Herren und Gebieter befassen sie sich ebenfalls mit allerlei Geheimbündelei, gründen Vereine zu Schutz und Trutz, berathen und beschließen. Sie halten öffentliche, am liebsten aber geheime und verborgene Sitzungen ab, strecken Fühler aus, nützen verwandtschaftliche Beziehungen, verständigen sich mit Nachbarn und üben im Ganzen eine sehr nachdrückliche Einwirkung. Ein Krieg, der den Frauen nicht recht ist, wird schwerlich geführt. So verhält es sich auch, wo Hörige zahlreich und einerlei Meinung sind. Der Weltkluge und Wohlunterrichtete weiß schon ziemlich sicher vorher, wie eine gewisse Angelegenheit im großen Rathe verlaufen, wie die Entscheidung fallen wird. Freilich ereignet es sich auch in Afrika, daß am Ende ganz überraschende Wendungen eintreten. Demnach ist mancher Herr, obwohl frei und aller Erdrechte theilhaftig, doch bloß ein gefügiges Werkzeug in den Händen seiner Frauen und seiner Hörigen, das, wie es auch anderswo zu geschehen pflegt, allerlei Verhält-

nissen Rechnung zu tragen hat. In Sippen, wo Unfreie überwiegen und einhellig sind, lenken sie eigentlich die Angelegenheiten nachhaltiger als diejenigen, welche sich laut eigener Machtvollkommenheit als Entscheidende gebärden. Das sichert jenen nicht selten ein Uebergewicht, eine Selbständigkeit, die unter allen Umständen ihre Lage ganz behaglich gestaltet.

Ihr wichtigstes Recht besteht jedoch darin, daß sie, unzufrieden mit ihrer Lage, Lebensweise und ihrem Herrn, sich aus eigenem Antriebe einen neuen Besitzer erwählen und durch Vornahme gewisser, beide Theile bindender Handlungen ihm zu eigen geben können.

Der Erwählte muß jedenfalls ein Freier und womöglich auch ein recht mächtiger Herr einer Erde sein. Ist er Mitglied einer anderen Grundgemeinde, und das ist er aus mancherlei Gründen in der Regel, sitzt er demnach auf fremder Erde, so hat der Uebertretende Erde zu rühren oder Feuer zu nehmen, zum Zeichen, daß er die Rechte der Grundgemeinde anerkennt. Den Erkorenen erklärt der veränderungslustige Hörige zu seinem neuen Besitzer, indem er ihm einen Schlag versetzt, der manchmal im Drange der Noth recht derb ausfällt, oder ihm sein Gewand zerreißt, wohl auch gänzlich abreißt, sodaß er splitternackt dasteht, oder ihm ein Geräth, vornehmlich irgend welches Geschirr in seiner Hütte zerbricht. Dabei geschehen manchmal ganz überraschende Dinge für Alle, mit Ausnahme des handelnden Hörigen, weil dieser sich unvermuthet irgend Jemandem aufzwingen kann. Er fragt nicht viel danach, ob der Andere geneigt oder nicht geneigt ist: er braucht ihn als neuen Beschützer, vielleicht als gewandten natürlichen Vertreter in einem Rechtshandel, und erklärt ihm dies wie beschrieben. Merkt jener rechtzeitig die ihm vielleicht nicht behagende Absicht, so verläßt er sich auf die Schnelligkeit seiner Beine oder birgt sich inmitten seiner ihn dicht umdrängenden Getreuen.

Vorher vereinbarte Uebertritte werden gewöhnlich nicht so gewaltsam, sondern einfacher vollzogen. Der sich Gebende bietet einen grünen Grashalm, ein frisches Blatt dar, der ihn Nehmende faßt das freie Ende des Wahrzeichens und beide zertheilen es, wie wir etwa einen Knallbonbon. Solchergestalt werden vielfach auch Verträge anderer Art, Geschäfte, Familienabreden bekräftigt.

Auf die beschriebenen und andern Weisen ist dann sowohl der Uebertritt eines Unfreien in das Recht eines anderen Herrn, als auch der Eintritt eines bis dahin Freien in Hörigkeit unabänderlich erklärt — wenigstens insofern es sich um die Verbindlichkeit des Erwählten oder um rechtmäßigen Einspruch früherer Herren und ganzer Sippen handelt. Freilich beruhigt man sich nicht leicht über Vorkommnisse, die dem Einen Gewinn, dem Andern Verlust an Macht und Ansehen bringen; Manches wird angefochten, erzeugt Spannung, Uebelwollen, Streitigkeiten. Auch hierbei wiegt die Macht schwer, die der Einzelne und mit ihm seine Grundgemeinde einsetzen kann. Das Recht verlangt jedenfalls, daß Diejenigen, die einen Hörigen willig oder widerwillig aufnahmen, ihn nun auch gegen etwa geplante Vergewaltigung zu schützen haben, da er bei ihnen erdheimisch geworden ist.

Unter derartigen Umständen wechselt der Unfreie zwar eigenmächtig seinen Besitzer, verändert aber noch nicht seinen Stand. Dieses kann nun wiederum,

zunächst ohne sein Zuthun, durch andere Geschehnisse herbeigeführt oder wenigstens eingeleitet werden. Hörige können aus dem Zustande der Verpflichtung in den der Herrenlosigkeit gerathen und sich in der Folge in den völliger Freiheit versetzen, wodurch sie Sitz und Stimme in ihrer Grundgemeinde erlangen, falls sie nicht einer anderen sich anschließen oder eine Erde erwerben und darauf eine eigene Geschlechtsgenossenschaft bilden.

Hier treten zu ihren Gunsten bedeutsame Ausnahmen im Erbrechte in Kraft.

Wie erwähnt, gilt wohl auch bei allen Bantuvölkern das Neffenerbrecht, hervorgegangen aus dem Mutterrecht. Blutsverwandtschaft wird nicht durch die männliche, sondern durch die weibliche Linie bestimmt. Die Nachkommen sind durch die Mutter mit deren Familie, zunächst mit deren, derselben Mutter entstammenden Geschwistern verbunden. Der Vater ist gleichgültig; an seine Stelle tritt in allen rechtlichen Angelegenheiten der Mutterbruder, der Erbonkel. Er vererbt an seine Neffen und mit Einschränkung, auch an seine Nichten; er, nicht der Vater, hat über sie zu verfügen. Diese Einrichtung der Erbfolge wird in zwei Fällen vollständig durchbrochen.

Ein Herr stirbt. Er hinterläßt zwar Verwandte, aber nicht solche der nächsten Grade: Brüder oder Schwestersöhne. Hat er seine Hörigen nicht schon bei Lebzeiten thatsächlich an Diejenigen überwiesen, denen er sie zugedacht; stirbt er unerwartet, ehe er seine Absicht ausführte, so gibt es wohl Erbberechtigte für sein verfügbares todtes Eigenthum, nicht aber für das lebende: die Hörigen und Hausthiere. Diese stehen herrenlos, ohne Herrenschutz. Das mag üble Folgen für die Unfreien haben: die bösen Neigungen der um eine erhoffte Vermehrung ihres Besitzstandes Betrogenen können ihnen allerlei Fährlichkeiten bereiten. Vor Allem liegt es nahe, daß der Eine oder Andere oder Alle, weil sie ja Gewinn daran haben, der hinterlistigen Beseitigung ihres Herrn durch Zauberei beschuldigt und angeklagt werden. Wenn die öffentliche Meinung gegen sie steht, und das hängt ab von mancherlei begleitenden Umständen sowie vom Einflusse der Kläger, so können sie sich dem kunstgerechten Verfahren nicht entziehen, erbieten sich, im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit, wohl auch freiwillig, es über sich ergehen zu lassen. Sie sind nun gegen alle ferneren derartigen Anklagen gesichert, wenn die angestellte Hexenprobe einen für sie günstigen Ausgang nimmt. Noch sind sie zwar nicht Freie geworden, aber sie können es werden, in der nämlichen Weise wie diejenigen, welchen das Erbrecht im zweiten Falle zu gute kommt.

Gänzlich ausgeschlossen von allen Ansprüchen auf ein Erbe sind selbst allernächste Anwärter, wenn eine Hörige durch ihren Herrn auf dessen Erde Mutter geworden ist. Das ist ein die ganze Blutsfamilie des Herrn in vollständigen Verlust setzendes Vorkommniß, und deswegen bietet sie, wie früher schon angedeutet, all ihren Einfluß auf, eine derartige Blutsmischung zu verhüten. Ist aber die Thatsache einmal vollendet, dann erben eben die Kinder der Hörigen Alles, was ihr freier Vater hinterläßt, was er besessen, worüber er verfügte: seine Erde, falls er Herr einer Erde war, alle ihre Standesgenossen und die Mutter dazu.

Im ersten Falle der bedingten und im zweiten Falle der unbedingten Erbfolge entsteht demnach eine Gruppe von Hörigen, die dort Niemandem, hier viel-

leicht Neugeborenen zu eigen ist. Die Rechte der Freien besitzt darum noch Keiner. Sie haben noch keine ihnen laut Beschluß einer Grundgemeinde zuerkannte Erde, aber sie können, jene als Gesammterben, diese, die bevorzugten Kinder, als alleinige Erben, sich Freiheit erhandeln.

Die Nachkommen der Mutter, die zugleich Hörige des Herrn einer Erde ist, sind am besten daran. Denn ihr Vater, der seine Familie vielleicht absichtlich um die Erbschaft verkürzen wollte, sorgt schon bei Lebzeiten dafür, daß sie als Nachfolger anerkannt werden; oder die ihres Häuptlings beraubte Grundgemeinde beeilt sich, um die sonstige Erbschaft in ihrer Mitte zu behalten, die Anerkennung nachträglich auszusprechen. Andernfalls handeln die Kinder wie die übrigen herren- und erdlosen Erben: sie suchen irgendwo Anschluß oder, falls sie sich stark genug dünken, setzen sich aus eigener Machtvollkommenheit auf irgend einer Erde fest und lassen es auf Gewaltmaßregeln ankommen. Sie wenden sich an einen Herrn der Erde: an den der Grundgemeinde, wo sie bisher gehörig waren, oder an irgend einen anderen. Sie bieten ihm Geschenke, verpflichten sich zu Gegenleistungen und werden nach Abschluß der Verhandlungen durch ihn vom Stande der Unfreien gleichsam losgesprochen, indem er sie in sein Dorf und seine Grundgemeinde aufnimmt oder ihnen von seiner Erde einen Theil als Wohn- und Wirthschaftsgebiet zuweist. Gewöhnlich wird um diesen Dienst ein recht Mächtiger angegangen, um gleich von vornherein in möglichst gesicherte Verhältnisse einzutreten; manchmal gibt die günstige Lage eines Gebietes vielleicht für Fischfang oder Zwischenhandel, wohl auch sein Wasser- oder Regenreichthum den Ausschlag. In der Regel werden aber die Leute bereits alles in der Grundgemeinde zugestanden erhalten, mit der sie bisher lebten: denn wer sollte sie gern ziehen lassen und dadurch an Macht und Ansehen einbüßen? Nicht selten wird auch den Leuten das Erwünschte von verschiedenen Seiten angeboten und infolge des Wettbewerbes der Abschluß der Vereinbarung erleichtert. Was schließlich die Nähe nicht bietet, suchen sie in der Ferne, und ist es gefunden, dann zieht die Gesellschaft dahin, je nachdem auch weit fort von ihrem bisherigen Wohnsitz. Auf der Wanderung hat sie allerdings die üblichen Gefälle für das Ueberschreiten fremder Erden zu zahlen, aber diese Abmachungen hat man insgemein schon im Voraus erledigt. Der Herr, der ihr von seiner Erde und damit den Zuständigen Freiheit gibt, führt sie entweder in eigener Person oder läßt sie durch seinen Stabträger geleiten, hat allenthalben durch Ansage und Verhandlungen die Pfade geöffnet und für die Sicherheit der Ziehenden gesorgt.

Unzuträglichkeiten, Vergewaltigungen mögen trotzdem vorkommen, und die Schuld mag jeder Theil dem anderen beimessen; dann folgen die üblichen Rechtshändel oder Krieg. Gänzlich hab- und schutzlos sind ja die Wandernden nicht, denn sie arbeiteten und kämpften als Gesinde wie als Gefolgschaft ihres verstorbenen Herrn mit dessen Geräthen und Waffen. Davon gehört ihnen nach altem Rechte mindestens, was die Hand hält und der Körper trägt, ein Recht, das in seiner praktischen Ausübung recht dehnbar ist. Eine jede Persönlichkeit vermag schließlich viele Gewänder und Stoffe umzuhängen, Geräthe, Waffen und sonstige Gegenstände zu tragen. Rechtmäßige Einbuße daran kann sie nur dann befallen, wenn sie einer Leiche begegnen; denn für diesen widrigen Zufall

haben sie sich zu lösen oder, wenn es sich um die Leiche eines Vornehmen handelt, nach Landessitte bis zur Hälfte dessen, was sie bei sich führen, dem Trauergefolge hinzugeben. Solche Tröstung zu empfangen, ist für die Leidtragenden so wohlthuend, daß Leichen nicht immer aus Zufall auf Pfaden erscheinen, welche wohlversehene Wanderer eingeschlagen haben. Das Amt des Führers wird darum einem Vielerfahrenen anvertraut, und zu seinen Obliegenheiten gehört es, über alle möglichen Verhältnisse unterrichtet zu sein, weitreichende Erkundigungen einzuziehen, und bei verdächtigen Anzeichen durch überraschenden Wechsel der Pfade oder einen heimlichen Nachtmarsch unliebsamen Begegnissen vorzubeugen.

Endlich erreichen die Wandernden das erwählte Gebiet. Dort rühren sie Erde oder nehmen Feuer und sind damit, unter Bewahrung der Besitzverhältnisse am lebenden Eigenthum, auf neuer Erde heimisch, Mitglieder einer Grundgemeinde geworden. Der Freie sitzt nun auf eigener Erde, der Unfreie ist seines Schutzes theilhaftig. Was sie auch befalle, es trifft nicht sie allein, sondern die ganze Geschlechtsgenossenschaft. Und das gibt eine Gemeinsamkeit des Daseins, wie es diese Afrikaner nicht höher kennen.

Die Berliner Theater.

Berlin, 7. April 1889.

Vier Monate des bewegtesten Theatertreibens liegen hinter uns. Mehr Neuigkeiten als sonst in einem Jahre sind uns in der Hälfte der Saison geboten worden. Das rasche Tempo, in dem die beiden neuen Bühnen, das Berliner- und das Lessing-Theater, ein Stück nach dem andern dem Publicum vorführten, zwang auch die vier älteren Bühnen: das Schauspielhaus und das Deutsche-, das Wallner- und das Residenz-Theater zu einer gesteigerten Thätigkeit und einer schnelleren Gangart. Seit dem 12. December bis heute zähle ich einige zwanzig neue Schauspiele und Lustspiele, die einen Theaterabend füllten: classische und moderne, heimische und fremde Schöpfungen. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts, die Verschiedenheit des Tons konnten jeden Geschmack befriedigen; anziehende Aufgaben wurden in Fülle den Schauspielern gestellt. Dennoch hält sich, trotz der Menge der gebotenen Gaben, ihr künstlerischer Werth auf einer nur mittleren Höhe, und was den Erfolg betrifft, haben allein zwei französische Stücke: „Nervöse Frauen" im Residenz- und „Der Fall Clemenceau" im Lessing-Theater das Durchschnittsmaß der Aufführungen überschritten. Nach Kräften haben sich sämmtliche Bühnen der deutschen dramatischen Dichtung angenommen: Paul Heyse, Ludwig Anzengruber, Ernst Wichert sind von den älteren, Franz von Schönthan, Ludwig Fulda, Richard Voß, Felix Philippi, Karl Lauss, Karlweis von den jüngeren Theaterschriftstellern berücksichtigt worden. Ungleich berechtigter als die Klage der Poeten über Zurücksetzung erscheint mir die Klage der Directoren und der Kritiker über die geringe Ausbeute, die den einen wie den anderen, für die Bühnendarstellung wie für die ästhetische Betrachtung, die moderne Production gewährt. Die Nachfrage und der Verbrauch sind größer als das Angebot und die Auswahl, und die Nothwendigkeit zwingt die Bühnenleiter, auch zu Minderwerthigem ihre Zuflucht zu nehmen.

Nach der Vollendung seines Umbaues öffnete das Schauspielhaus am Mittwoch, den 12. December 1888 wieder seine lange geschlossenen Pforten dem Publicum. An dem Theatersaal ist zum Glück nichts geändert worden; er ist in seinen edlen Verhältnissen und in seiner einfach vornehmen Ausstattung vor jeder Neuerung bewahrt geblieben. Nur ein neuer Vorhang paßt sich geschmackvoll dem würdigen alten an. Die Umgestaltung der Bühne nach den Forderungen und Ansprüchen der heutigen Technik und Maschinenkunst ließ sich schwerlich länger hinausschieben; zunächst hat sie leider nicht günstig auf die akustischen Verhältnisse des Hauses eingewirkt. Hoffentlich aber lassen sich diese Uebelstände allmälig, wenn sich die Künstler und die Bühnenarbeiter an die neuen Raumverhältnisse gewöhnt haben, verbessern und vielleicht ganz überwinden. Drei Neuigkeiten hat uns das Schauspielhaus vorgeführt: „Letzte Liebe" von L. Dóczi, „Weltuntergang" von Paul Heyse, „Die Frau vom Meere" von Henrik Ibsen. Hat auch keins dieser Schauspiele annähernd einen Erfolg wie Wildenbruch's Volksschauspiel „Die Quitzow's" erreicht, so verdienen doch alle eine literarische Würdigung: es sind poetische Arbeiten, die sich auf einer ersten Bühne

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sehen lassen können und vor den classischen Dramen wohl weit zurückstehen müssen, aber nicht zu erröthen brauchen. Gegenüber so manchem albernen Schwank, der sich hier breit machte und besseren Lustspielen Luft und Licht benahm, bedeutet die Vorführung dieser Stücke eine Umkehr des Geschmackes und eine Anerkennung der künstlerischen Aufgaben, welche die Hofbühne zu erfüllen hat. Man kann darüber streiten, ob diese Aufgaben sich auch auf die fremde Kunst, in diesem besonderen Falle auf einen norwegischen Dichter zu erstrecken haben: aber die Kritik ist schon, bei der Mangelhaftigkeit des Irdischen, zufriedengestellt, wenn sie überhaupt bei einer Bühnenleitung künstlerische Grundsätze und Neigungen gewahrt.

Das Schauspiel in fünf Akten „Letzte Liebe" aus dem Ungarischen des L. Dóczi erschien am 12. December 1888 zum ersten Male auf der Bühne. Im Wesen, in seiner Form und Tonfärbung schließt es sich an Dóczi's frühere Komödie „Der Kuß" an, die vor einer Reihe von Jahren die Schauspieler des Wiener Burgtheaters auch bei uns zu Ehren und zu einer Anzahl von Aufführungen brachten. Dóczi stützt sich auf die österreichischen Nachahmer und Nachempfinder der spanischen Bühnenromantik, auf Grillparzer, Schreyvogel und Halm: sein Temperament, sein heißblütiges Volksthum bringen ihn Lope und Calderon noch um einen Schritt näher, als die deutschen Dichter diesen stehen. Weit ab von der Wirklichkeit des Tages und der Unmittelbarkeit des Lebens bewegt sich seine anmuthig spielerische Phantasie zwischen dem Hofe der Donna Diana zu Barcelona und dem Ardennenwalde, wo die Quelle der Jugend und die Quelle der Liebe entspringen. Auf der einen Seite soll das Schauspiel einen Satz aus der Philosophie der Liebe beweisen, auf der andern treibt es sich in freier Laune zwischen Verkleidungen und Ritterspielen, Schlachten und Verhandlungen wie Ariosto's Lied auf und nieder. So rasch wechselt es seinen Schauplatz, wie seine Figuren Namen, Stand und Geschlecht wechseln. Aber immer bis gegen den Ausgang hin bleibt es anmuthig und überraschend und in seiner Phantastik, wenn man dem Dichter einmal seine Voraussetzungen zugestanden hat, natürlich. An dem Königshofe Ludwig's von Ungarn in Ofen ist der Wojwode von Siebenbürgen Apor der kühnste Held, der ritterlichste Edelmann, der geistreichste Spötter und der ausdauerndste Wüstling. Die kluge Königin Elisabeth hat schon lange darauf gesonnen, ihn durch die Ehe zu bändigen, und da er ihr jetzt durch einen kecken Ausfall gegen die stolzeste und untadelhafteste Dame des Hofes, ihr Mündel, Maria Drugeth, neuen Anlaß zur Unzufriedenheit und zur Strafe gegeben hat, weiß sie ihren Gemahl zu bestimmen, ihn mit Maria zu verloben. Ohne Liebe, aber durch ihre Ehre zur Treue gleichsam verpflichtet, legen Beide ihre Hände in einander; Maria wird Apor's „letzte Liebe" sein, wie er ihre erste ist. Der Krieg ruft Apor nach Italien, zur Unterstützung des Beherrschers von Padua gegen die Venetianer. Hier lernt er in glänzender Rüstung, den Helm auf dem lockenumwallten Haupte, die schöne Tochter Carrara's, Katharina, kennen und fühlt sich in schwärmerischer Freundschaft zu dem edlen Jüngling, denn dafür hält er sie, hingezogen. Zu spät, nachdem er schon sein Herz verloren, erfährt er ihr wahres Geschlecht. Das Gefecht endet mit einer Niederlage, Apor wird gefangen. Um ihn zu befreien und den Frieden zwischen ihrem Vater und der Republik zu schließen, geht Katharina, die sich nun schon an die Kleidung der Männer gewöhnt hat, angeblich als Carrara's Sohn, nach Venedig. Es wird ihr um so leichter, für ihren Bruder zu gelten, da dieser im Zwist mit seinem Vater Italien verlassen hat, um anderswo sein Glück zu suchen. In Venedig gelingt der schönen Katharina der Friedensschluß und die Befreiung ihres Helden, zugleich aber erfährt sie von dem Knappen Apor's, daß dieser schon im Ungarnlande eine Verlobte hat. Rasch entschlossen begleitet sie den Heimkehrenden als Page; sie will den geliebten Mann nicht so leichten Kaufs aufgeben. Dort in Ungarn ist es inzwischen der stolzen, unnahbaren Maria Drugeth nicht besser als ihrem Bräutigam ergangen. Auch sie hat trotz ihres Treuschwurs ihr Herz an einen jungen Abenteurer eingebüßt, jenen Francesco Carrara, der unerkannt, unter fremdem Namen, an den Hof des Königs gekommen ist, sich in allen ritterlichen Künsten und Uebungen auszeichnet und

die Gunst Ludwig's gewonnen hat. Nun gibt es nach Art der Maskenscherze noch allerlei Irrungen und Wirrungen und nach der Lösung der Mißverständnisse einen gesucht geistreichen und spitzfindigen Streit zwischen Ehre und Liebe, da keiner der beiden Verlobten zuerst von seinem Worte zurücktreten will, bis es der Königin endlich glückt, das erlösende Wort zu finden und die Liebenden zu vereinigen. In blühender Sprache, in feinen und zierlichen Wendungen gefällt das Schauspiel durch das Bunte und schillernd Bewegte seiner Fabel; eine festverschlungene Handlung, eine sichere Entwicklung der Charaktere fehlt ihm. Das Ganze sprießt nicht wie „Donna Diana“ aus einer Grundidee auf und ruht auch nicht wie „Was Ihr wollt“ auf einem Schwerpunkt, sondern baut sich, einem Kartenhaus ähnlich, aus lose verbundenen Scenen und epischen Vorgängen auf. Aber es hat den Vorzug, den Zuschauer bis in die Mitte des letzten Aktes in einer angenehmen, nicht unkünstlerischen Spannung zu erhalten und die einmal angeschlagene Stimmung romantischer Schwärmerei und phantastischen Humors glücklich durchzuführen.

Näher unserer Wirklichkeit, inniger mit unseren Empfindungen und Anschauungen verwandt, fester und sicherer aus einem Gedanken aufwachsend, ist Paul Heyse's Volksschauspiel in fünf Acten „Weltuntergang“, das am Sonnabend den 2. Februar zum ersten Male aufgeführt wurde; wenn ihm auch der volle Erfolg versagt blieb und seine Composition zu manchen Einwänden herausfordert, so bildet es doch eine Bereicherung der dramatischen Dichtung Heyse's. Im Vergleich zu der Liebesromantik und der überzarten Märchenhaftigkeit seiner beiden letzten Dramen, die wir auf der Bühne des Schauspielhauses gesehen: „Alkibiades“ und „Die Weisheit Salomo's“, ist dies Volksschauspiel wie eine Rückkehr des Dichters zur Natur, zu jenen glücklichen Eingebungen und schlichteren Gefühlen, denen er in „Colberg“ und „Hans Lange“ Gestalt und Ausdruck verlieh. Auch Heyse ist von der demokratischen Strömung der Zeit ergriffen; auch er möchte, wie Wildenbruch, die Masse des Volkes auf den Brettern eine Rolle spielen lassen. Darum hat sein Stück keinen einzelnen Helden, die Bürgerschaft einer kleinen rheinisch-westphälischen Stadt im Jahre 1649, bald nach dem Abschluß des großen Friedens, in ihrer Gesammtheit ist die eigentliche Hauptperson, an der sich das Schicksal und die Läuterung vollzieht. Wir sehen sie in der Erwartung des Weltunterganges, unter dem Schrecken eines Kometen. Trotz des Friedens stehen sich in der Stadt Katholiken und Protestanten in alter Feindschaft gegenüber; täglich gibt es Streit und blutige Köpfe; in der protestantischen Schenke zum silbernen Hecht haben die Einen, in der Wirthschaft zur goldenen Kanne die Andern ihr Lager. Bei einem neuen Ausbruch, den ein aus dem schwedischen Heer als verabschiedeter Cornet heimgekehrter Bürgerssohn durch seine Heftigkeit herbeiführt, wird der Sohn des lutherischen Pfarrers Florian verwundet. Diese Gewaltthat, die seinem Liebling widerfahren, bringt den berühmten Arzt Cornelius, einen alten gelehrten Herrn, den die Menge wegen seiner Kenntnisse und Studien für eine Art Zauberer und Propheten hält, dahin, wider besseres Wissen der im Glaubenshaß sich selbst zerfleischenden Bürgerschaft den bevorstehenden Weltuntergang zu verkündigen, als eine Strafe Gottes wegen ihrer Friedlosigkeit. Er hofft in seinem Herzen, was die Vernunft und die Gerechtigkeit nicht vermocht, werde die Furcht vor der Ruthe des Kometen bewirken: Einigkeit, Versöhnung und Freundschaft all' der Bürger, welche dieselbe Mauer umschließt. Aber das Entgegengesetzte tritt ein, alle Bande der Ordnung lösen sich; die Gesellen drohen dem Meister Steinmetz, der unbekümmert um den Weltuntergang sein Werk vollenden, sein Versprechen einhalten und sie zur Arbeit zwingen will, den Tod; die Armen und die Strolche rüsten sich, den Weinkeller und die Geldtruhen der Reichen zu plündern. Humoristische Züge mischen sich ein: Straßenjungen plündern den Kram einer Obsthändlerin, Frauen gedenken noch schnell vor dem Einsturz des Himmels ihre Wäsche von der Bleiche zu holen; ein Bauer bringt der Wittwe seines Gläubigers eine längst verjährte Schuld und erbittet sich die Quittung, um mit ihr in der Hand vor den Weltrichter treten zu können. Diese Verwirrung aller Verhältnisse, die Zerrüttung in Kopf und Herz, die sich Aller be-

mächtigt, das Emportauchen der Bestie in den Menschen stürzen den Arzt in Schmerz, Schrecken und Verzweiflung. Die Stadt, die er retten wollte, sieht er durch seine Lüge dem Verderben geweiht. Nun klagt er sich selbst als einen falschen Propheten an und bietet sein Leben zur Sühne seiner Schuld. Vergebens, denn ein stärkerer Zeuge im Sinne des damaligen Volksglaubens erhebt sich jetzt für den Weltuntergang: der lutherische Pfarrer Osiander. Bisher hatte er dem Irrwahn zu steuern gesucht, jetzt hat er sich aus seinem Lieblingsbuche, der Offenbarung des Johannes, überzeugt, daß die Zeichen und Zahlen des geheimnißvollen Buches erfüllt sind und der jüngste Tag unmittelbar bevorsteht. Osiander ist ein starrer, strenger, wortgläubiger Lutheraner; mit seiner Schwester hat er auf immer gebrochen, als sie einen Katholiken geheirathet, und sagt sich von seinem einzigen Sohne Florian los, der sein Bäschen Amrey gegen seinen Willen jetzt in der allgemeinen Verwirrung durch die Weihe eines katholischen Priesters mit sich verbunden hat. Osiander's Ansehen und seine Rede überwinden darum leicht den Widerspruch des Arztes in der Meinung des Volkes: in Angst und Gebet die Einen, in Trunkenheit und tollen Scherzen die Andern, verlebt die Bürgerschaft die letzte Nacht. Ein furchtbares Gewitter scheint das Weltende einzuleiten. Da, bei dem Nahen der von dem katholischen Pfarrer zur Kirche geführten Procession, ruft ein Knabe vom Thurme herab: „Die Sonne geht auf!" und in dem Glanze des wieder erscheinenden Himmelslichtes reichen sich die so lange Getrennten, ihre Pfarrer voran, die Hände; die Liebespaare finden sich, und Ordnung und Freude kehren in die verstörten Gemüther zurück. Schon aus dieser Umrißzeichnung wird sich dem Leser die Schwäche und der Vorzug des Drama's aufdrängen: die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Vorgänge, die lebendige Durchführung, Entwicklung und Steigerung des Grundgedankens, die Beziehung aller Figuren auf ihn, seine stärkere und schwächere Strahlenbrechung in ihren Charakteren sind Vorzüge, die man um so bereitwilliger anerkennt, je seltener man ihnen in den modernen deutschen Theaterstücken begegnet. Aber sie kommen zu keiner vollen Wirkung, weil dem Schauspiele durch die bunte Vielheit die Einheit der Handlung verloren gegangen ist und der Dichter für die phantastische Größe und den seltsam schaurigen Schrecken der Vorstellung von dem Ende der Welt nicht das ergreifende Wort und Bild gefunden hat. Seine humoristischen Genrebilder überwiegen den tragischen Ernst der Vorgänge; statt uns in die Gedankenwelt der Offenbarung des Johannes zu führen, verweilt er zu ausschließlich in der Kleinheit und Kleinlichkeit des Alltagslebens. Nicht entfernt besitzt er die Fähigkeit, die Massen so mächtig und so schwungvoll zu bewegen und zu entfalten, wie Wildenbruch, und während in den „Quitzow's" alle Aeußerlichkeiten sich als Nebensachen in den dramatischen Zug des Ganzen einfügen, werden im „Weltuntergang" der Chorgesang und das Glockengeläute zu den unvermeidlichen Begleitern der Handlung.

Auf der Bühne des Schauspielhauses sehe ich das Ausland nicht gern. Diese Bühne sollte ausschließlich der classischen Dichtung und den deutschen Dichtern gehören. Was hat sie mit den problematischen Stücken eines norwegischen Dichters zu schaffen, der nicht einmal in seinem Vaterlande eine einstimmige, zweifellose Anerkennung und Theilnahme findet? Sehr möglich, daß, wie seine Bewunderer sagen, Henrik Ibsen der Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts ist; in dem unsrigen ist er ein Mann unter Vielen, und ich meine, wir Deutsche erfüllen die Pflichten der literarischen Gastfreundschaft in vollstem Maße, wenn wir ihm unsere zweiten Bühnen öffnen. Was thun denn die Franzosen und die Engländer? Sie überlassen es einer Handvoll Leute, sich für Ibsen und Björnson auf einem Liebhabertheater zu begeistern. Wir als die rechten Narren der Weltliteratur laufen jedem rothen Lappen aus der Fremde nach. Die Ibsen'schen Stücke haben denn auch in Deutschland eine ungleich größere Verbreitung als im Norden erlangt. Das Schauspiel „Stützen der Gesellschaft" ist auf den meisten unserer Bühnen eine Weile ein beliebtes Repertoirstück gewesen. Für die „Kronprätendenten" haben die Meiningen'schen Hofschauspieler eine freilich nicht vom Erfolg gekrönte Propaganda gemacht. „Nora" hat sich nach einander auf dem

Residenz- und jetzt auf dem Lessing-Theater einen zahlreichen Zuhörerkreis erworben. Mit hingebendstem Eifer hat das Residenz-Theater im Jahre 1887 die „Gespenster“ und „Rosmersholm“, im vergangenen „Die Wildente“ aufgeführt. Selbst den „Volksfeind“ hat man uns nicht geschenkt: er ist einige Male auf dem Ostend-Theater erschienen. Unter diesen Umständen hatte das Schauspielhaus sicherlich keine Verpflichtung, sich eines verkannten großen Dichters anzunehmen, und hätte ruhig Ibsen's neuestes Stück den zweiten Bühnen überlassen sollen. Aber der Director des Hauses, Herr Anno, verehrt in Ibsen seinen Classiker und wollte durch die Darstellung des fünfactigen Schauspiels „Die Frau vom Meere“ am Dienstag den 5. März zugleich seine Verehrung und seine Regiekunst bezeugen. In dem Umriß der Fabel hat das Stück eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem „Seestern“, einem Schauspiel des Grafen Philipp Eulenburg, das am 24. November 1887 im Schauspielhause aufgeführt wurde. In beiden Dramen sind die Heldinnen Fischermädchen, die sich in halber Unbewußtheit mit Matrosen verlobt haben und nach Jahren die Frauen anderer Männer geworden sind, ohne die alte Erinnerung ganz vergessen zu können. Plötzlich erscheinen wie aus dem Meere auftauchend die verschwundenen Matrosen wieder. Bei ihrem Anblick erstarren die Frauen, aus Schreck über ihre Treulosigkeit, in einem jähen Erzittern des Herzens. Durch gutes Zureden bringen sie die Männer wieder zur Alltagsvernunft. Die Meermänner versinken aufs Neue im Meer. Bei Ibsen ist das Alles selbstverständlich tiefer begründet und feiner durchgeführt, als bei dem deutschen Schriftsteller. Das Psychologische und das Phantastische durchdringen sich bei ihm zu einer wunderlichen Krankheitsgeschichte. Seine Heldin Ellida ist zugleich eine unglücklich verheirathete Frau und eine durch abenteuerliche Wahnvorstellungen Sinnverwirrte. Nicht aus Liebe, sondern um der Versorgung willen hat sie, nach dem Tode ihres Vaters, eines Leuchtthurmwärters, den Bezirksarzt Wangel geheirathet, einen Wittwer mit zwei Töchtern. Ein Kind, das ihnen geboren wird, ist bald nach der Geburt gestorben. Müßig, ihren Gedanken nachhängend, ohne Beschäftigung lebt Ellida in dem Hause; die älteste Tochter Bolette führt die Wirthschaft. Weder zu ihr noch zu der jüngeren Hilde ist die Stiefmutter in ein innigeres Verhältniß getreten. Sie geht mit ihrem Manne spazieren und badet. Denn nicht nur seelisch, auch körperlich wird sie von dem Wasser angezogen. Sie verzehrt sich in der kleinen Fjordstadt im nördlichen Norwegen in Sehnsucht nach dem offenen weiten Meere. Wie ein auf eine Sandbank ausgeworfenes Meergeschöpf kommt sie sich vor, das nicht wieder zu seinem Elemente zurückkann. Unwillkürlich fallen Jedem dabei die Meergeschöpfe Böcklin's in der „Meeresidylle“ und in dem „Spiel der Wellen“ ein. Dieser Zauber der See, dieser Drang des Unbewußten in ihr, dieser Instinct ihrer Natur hat leibhaftige Gestalt angenommen. In einem Matrosen, den sie bei dem Leuchtthurm ihres Vaters kennen lernte. Mit dem sie sich verlobte und der gleich darauf verschwand, weil er seinen Capitän erstochen hatte. Und dessen Schatten sie jetzt seit Jahren wieder ängstigt. Seit der Geburt ihres Kindes nämlich, denn das Kind hatte, nach ihrer Meinung, dieselben Augen wie jener Finnlappe. Obwohl sie sechs oder sieben Jahre mit Wangel verheirathet ist, erzählt sie ihm erst im zweiten Acte des Dramas diese Geschichte. Nicht freiwillig, sondern aus Noth. Der junge Lyngstrand, ein schwindsüchtiger Bildhauer, der zu seiner Stärkung in dem Badeorte verweilt, hat nämlich eine Seereise mit diesem seltsamen Matrosen gemacht und von ihm gehört, daß er nach Norwegen wolle, seine Verlobte, die sich einem andern Manne vermählt, zu holen. In der Nacht nach diesem Gespräch ist das Schiff untergegangen, der Matrose ertrunken, und Lyngstrand malt sich in seiner Phantasie die plastische Gruppe aus, wie der Ertrunkene als Gespenst an das Lager der schlafenden Frau tritt. Ellida aber ist überzeugt, daß jener Mann, der bezeichnender Weise keinen Namen führt, lebt und sie holen wird. Und richtig, auf einem großen englischen Dampfer fährt er in den Hafen und tritt in ihrem Garten zu ihr. Ganz wie alle Reisenden mit der Reisetasche und dem schottischen Plaid ausgerüstet. Da bin ich, sagt er, mache dich reisefertig, morgen beim Anbruch der Nacht hole ich dich. Ellida

weiß nicht aus, nicht ein; soll sie bleiben, soll sie gehen? Ihr gutmüthiger Mann schlägt ihr eine Erholungsreise an die See vor; als Arzt verspricht er sich von der Luftveränderung einen heilsamen Einfluß auf ihre Verstörtheit. Aber wie vermöchte eine solche Vergnügungsfahrt den wilden unbändigen Trieb Ellida's nach dem „Grauenvollen, das von sich stößt und an sich zieht", zu befriedigen? Folgerichtig ist er in seiner Unersättlichkeit nur durch ihren Tod zu stillen. Sie erwartet ein Wunder zu ihrer Rettung und erwartet dies Wunder wie Nora von ihrem Manne, den sie im Grunde für einen guten, braven alternden Schwachkopf mit einer stillen Neigung zur Cognacflasche hält. Der Mann findet auch endlich die Zauberformel: „Ziehe hin, liebe Ellida", sagt er ihr, „wir sind geschiedene Leute". Damit ist Alles gut. Jetzt wird nicht Wangel von der „Frau vom Meere" verlassen, sondern der „Grauenvolle" abgewiesen. Und während er in Nacht und Meernebel verschwindet, beschließt die lustige Person das Stück mit diesem letzten Schluß der Weisheit: „Die Menschen können sich acclimatisiren." Wie man sieht, ist die „Frau vom Meere" eine neue Variation auf das Thema von der „Ehelüge", die fünfte, die uns Ibsen vorspielt. „Nora" — „Die Gespenster" — „Rosmersholm" — „Die Wildente" stehen auf der Schuldseite der Ehe: „Die Frau vom Meere" ist das Guthaben der Ehe. Schade nur, daß hier der gute Ausgang auf Kosten aller poetischen Wahrscheinlichkeit erzielt wird. Eine Natur wie die Ellida's kann sich eben nicht acclimatisiren, das Heimweh nach dem Meere nicht im Lande geheilt werden. Wäre nicht die musterhafte Schilderung der Nebenfiguren, die scharfe und unerbittliche Charakterisirung aller egoistischen Triebe, die sich in dem Menschenherzen verschlingen, in den beiden Mädchen, dem Oberlehrer und dem Bildhauer, die treue Wiederspiegelung des öden und dürftigen Lebens in der kleinen, weltverlassenen Stadt: an der Verrücktheit der Heldin, die gerade noch mit genauer Noth an der Heilanstalt für Nervenkranke vorbeihuscht, an der Unmöglichkeit, dem Meerzauber und das Meergrauen in einer greifbaren Persönlichkeit, mit einer schottischen Mütze auf dem Kopf, darzustellen, wäre das Ganze, trotz aller Achtung vor dem Talent Ibsen's, gescheitert. Hier fallen beständig Erhabenes und Lächerliches, Poesie und Philisterhaftigkeit, Hochsinniges und Gemeines zusammen. Von allen Schauspielen Ibsen's besitzt die „Frau vom Meere" die schwächste Bewegung und den kleinsten dramatischen Kern; die Verzwicktheit der Voraussetzungen hat sich dafür schon in die Sphäre der „vierten Dimension" verstiegen. Da ich kein Medium und kein Taschenspieler bin, vermag ich leider dem Dichter nicht dahin zu folgen. Uneingeschränktes Lob verdiente die durchgeistigte und discrete Darstellung der Ellida durch Clara Meyer und das knappe, in Ton und Gebärde sich auf das Nothwendigste beschränkende Spiel des Hrn. Ludwig in der Rolle des „fremden Mannes".

Mit Eifer hat das Deutsche Theater in diesen vier Monaten an der Vervollständigung seines classischen Repertoirs gearbeitet. Seinen Shakespeare-Aufführungen hat es mit der Heinrich's IV., in der die zwei Theile des Originals geschickt in einen Theaterabend, mit den Fallstaff-Scenen als Mittelpunkt, zusammengezogen worden sind, eine erfolgreiche Erweiterung gegeben. Weniger Glück machte die Darstellung des vor einem Jahrzehnt viel besprochenen und viel gesehenen Trauerspiels von Adolf Wilbrandt: „Arria und Messalina." Damals hatte die Rolle der Messalina in Charlotte Wolter eine genialische Vertreterin gefunden, welche die rhetorische Schattengestalt mit warmem Blute erfüllte und mit ihrer Leidenschaft beseelte; das Deutsche Theater besitzt zur Zeit keine Schauspielerin, die eine solche Aufgabe auch nur als Nachahmerin der Wolter zu lösen vermöchte. So blieb das Ganze in der akademischen, frostigen Declamation stecken. Anziehend und gefällig waren zwei Versuche, die das Theater mit selten gespielten romantischen Komödien wagte: am Sonnabend den 22. December 1888 führte es Gozzi's Märchen „Die glücklichen Bettler", in der Uebersetzung und Bearbeitung Paul Heyse's, die aus dem Jahre 1871 stammt, und am Sonnabend den 2. März Grillparzer's Lustspiel „Weh dem, der lügt!" auf, letzteres mit einem bedeutenden, unerwarteten Erfolg,

der die Niederlage des Stückes bei seiner ersten Aufführung im Burgtheater zu Wien am 6. Mai 1838 glorreich rächte.

Die Märchen- und Zauberkomödien des Grafen Carlo Gozzi nehmen in der dramatischen Dichtung der Italiener einen besonderen Platz ein. Mit den improvisirten Possen und den stehenden Masken des italienischen Theaters verbindet sich in ihnen eine wundersame Phantastik, die sich bald im Märchenhaften und in der Zauberei, bald in den Verwicklungen der spanischen Romantik ergeht. Gozzi war ein poetischer Grillenfänger; aus Abneigung, die sich bei seinem hitzigen und schwerblütigen Temperament bis zum Hasse steigerte, gegen die regelmäßigen, die Dürftigkeit des Alltagslebens nachahmenden Lustspiele Goldoni's, aus Freundschaft für den Theaterprincipal Sacchi, der in seiner Gesellschaft hervorragende Kräfte für die Darstellung Pantalon's, Brighella's, Truffaldino's und der Colombine zählte, kam er zur Bühne. Mit einer schlichten Stegreifkomödie, die das in Venedig allbeliebte und allbekannte Märchen von den „drei Orangen" in phantastisch-grotesker Ausführung, mit den witzigsten und boshaftesten Stichelreden gegen seine Gegner, behandelte. Der stürmische Beifall, den die Zauberposse am 25. Januar 1761 im Theater San Samuele errang, ihre immer von demselben Jubel begleiteten Wiederholungen hielten Gozzi bei der Bühne und bei der Sacchi'schen Gesellschaft fest, bestimmten aber auch mit einem gewissen Zwange die Richtung seines Talents. Es ist am freiesten, frischesten und eigenartigsten in der Mischung des Wunderbaren und des Burlesken. Den Zuschauern ein Ah! des Staunens zu entreißen, sie in Schrecken zu versetzen und gleich darauf durch die Sprünge und Streiche der Masken die übermüthigste Carnevalstimmung zu erzeugen, hinter den Possen einen verborgenen Sinn ahnen zu lassen: darauf geht seine Kunst aus. „Der Rabe" — „Das grüne Vöglein" sind Muster der Gattung und die Vorläufer der Raimund'schen Zauberpossen. Schwächer erscheinen mir diejenigen seiner Dichtungen, in denen die Zaubereien und Verwandlungen vor dem romantischen Abenteuer zurücktreten und er mehr durch die Charakteristik der Figuren als durch die Ueberraschungen des Zufalls, mehr durch die Wahrscheinlichkeit als durch das Wunder wirken will. Zu ihnen gehören die durch Schiller's Uebersetzung zum Gemeingut unserer Bühnen gewordene „Turandot" und die „Glücklichen Bettler". Die Komödie „I pitocchi fortunati" wurde zum ersten Male, gleichsam zur Probe, im Juni 1764 zu Parma aufgeführt; in Venedig kam sie am 29. November desselben Jahres auf der Bühne des Theaters Sant' Angelo zur Darstellung. Wie meist bei Gozzi, ist eine phantastische Stadt in Asien der Schauplatz der Handlung. In diesem Rahmen spielt sich die Begebenheit ohne Wunder ab. Die „Glücklichen Bettler" sind der Fürst von Samarkand Usbek, der unter das Volk gegangen ist, wie wir jetzt sagen würden, um die Armen, die Arbeiter und die kleinen Leute kennen zu lernen, hier ein schönes, seiner würdiges Mädchen, die Tochter seines früheren Ministers, findet und den verrätherischen Vezir, dessen Tyrannei die ganze Stadt verwünscht, von dem angemaßten Thron stürzt; ein Jüngling, der seiner ihm plötzlich entrissenen Geliebten von Damascus nach Samarkand gefolgt ist und sich wieder mit ihr vereinigt, und ein lustiger Nichtsnutz, der bei all seinen Schwindeleien ein wackeres Herz bewahrt hat. Durch einen listigen Schabernacksstreich, in dem Heyse, abweichend vom Original, aber zum Vortheil der einheitlichen Führung der Handlung, die reizende und kluge Gülnare die Hauptrolle spielen läßt, wird der gewaltthätige Vezir Muzaffer getäuscht und beseitigt; der echte König wird wieder Herr in Samarkand, und die Bettler kommen an das Ziel ihrer Wünsche. Für uns moderne Menschen erinnert das Ganze an das Kindermärchen, aber in seiner Buntheit und Liebenswürdigkeit unterhält es die Harmlosen.

Einen höheren literarischen Werth kann Grillparzer's Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" beanspruchen. Zwar ist die Lustigkeit eine gebundene und erhebt sich kaum über ein humoristisches Lächeln; zwar bleibt die Schilderung der deutschen Halbbarbaren oft im frostigen Spaß stecken, allein immer wieder fesselt die fein angelegte und durchgeführte Charakteristik der Hauptfiguren, der muthwilligen, herzigen Edrita, des lustigen und klugen Küchenjungen Leon, des Bischofs und seines Neffen. Den Stoff hat Grill-

parzer bekanntlich der Chronik des Gregor von Tours entnommen. Der List, Gewandtheit und Verwegenheit eines Koches gelingt es, den jungen Verwandten seines Herrn, des Bischofs von Langres, aus der Gefangenschaft eines deutschen Landedeln zu befreien. In seinen „Bildern aus dem Mittelalter" hat Gustav Freytag dem fränkischen Chronisten „die alte Dorfgeschichte aus dem Trierer Lande" nacherzählt. Sinnreich spiegelt sich der Spruch „Weh dem, der lügt!" den der Bischof seinem lustigen Küchenjungen als besten Schutz und Schirm auf die gefährliche Fahrt mitgegeben, in den einzelnen Vorfällen der dürftigen Handlung wider. Das Interesse, das sie erregt, ist mehr ein episches, als ein dramatisches. Die drei mittleren Aufzüge sind ausschließlich von der Schilderung des Lebens auf dem deutschen Gutshofe und den Abenteuern der Flucht eingenommen. Neben manchem neckischen und drolligen Einfall, der die Geschmeidigkeit und Verschlagenheit des Franken im wirksamen Gegensatz zu der gutmüthigen, rohen Stärke und der Tölpelhaftigkeit der Deutschen darstellt, findet sich Gezwungenes und Trottelhaftes, das ich wenigstens lieber im Cirkus als auf der Bühne sehe. Offenbar schwebte Grillparzer bei seiner Schilderung der deutschen Gutsherren Kattwald und Galomir Shakespeare's Caliban vor. Aber wie weit bleiben sie in ihrer trockenen Spaßhaftigkeit hinter dessen grotesker Ungeheuerlichkeit zurück! Der Mangel eines seelischen Kampfes und Widerspruchs, denn auch Edrita empfindet kaum einen ernsthaften Gewissensbiß, das Haus ihres Vaters Kattwald zu verlassen und den Fremden zu folgen, raubt der Handlung wie den Gestalten die tiefere Theilnahme des Zuschauers. Weder der Ernst noch die Heiterkeit kommt zu einem lebendigeren Ausdruck; nichts erregt stärker unser Mitleid oder steigert unser halbes Lächeln zum fröhlichen Gelächter. Die lauwarme Empfindung, welche Leon und Edrita, Atalus und den Bischof beherrscht und jeden heftigeren Ausbruch der Leidenschaft bändigt, theilt sich auch uns mit. Gewiß verdienten der humoristische Sinn des Spiels und die vortreffliche Charakterschilderung nicht die höhnische Abweisung, die das Lustspiel seiner Zeit von dem Wiener Publicum erfuhr, aber mit den echten romantischen Komödien Lope's und Shakespeare's soll man es nun doch auch nicht übertreibend vergleichen. Dem verstorbenen Dichter begegnet man selbstverständlich mit einer andern Pietät als dem lebendigen. Dies Gefühl und die ausgezeichnete Darstellung, welche die beiden Hauptfiguren Leon und Edrita durch Joseph Kainz und Agnes Sorma fanden, sprachen bei dem Erfolge der Aufführung des Lustspiels im Deutschen Theater ebenso sehr wie die Kunst des Dichters mit.

Weniger Glück als mit seinen Aufführungen älterer dramatischer Gedichte hatte das Deutsche Theater mit seinen eigentlichen Neuigkeiten. Nacheinander hat es auf diesem Gebiete zwei Niederlagen zu verzeichnen. Am Freitag den 11. Januar führte es ein Schauspiel in drei Aufzügen von Carl Schönfeld „Eine Lüge" und am Sonnabend den 23. März ein Lustspiel in vier Aufzügen „Wilddiebe" auf, dessen Autor unbekannt geblieben ist — zwei verlorene Abende für die Bühne und für das Publicum. „Eine Lüge" ist eine dramatisirte Novelle. Zwischen dem ersten und zweiten Acte liegt der Zeitraum mehrerer Jahre. Ein frecher adliger Wüstling Otto von Ettingen hat sich unter dem Namen Ernst Hartmann, Ingenieur, in das Vertrauen und das Herz eines jungen Mädchens eingeschlichen. Hedwig's Mutter ist eine Zimmervermietherin, und sie selbst ernährt sich redlich als Klavierlehrerin. In einem Moment der Leidenschaft, von seinen Betheuerungen und Gelöbnissen, sie zu heirathen, hintergangen, gibt sie sich ihm hin. Dies ist der Inhalt des ersten Actes. Im zweiten Acte finden wir sie auf dem Gute der Frau von Wallsee als Erzieherin des jungen Fräuleins, geachtet und geliebt von ihrer ganzen Umgebung, wieder. Ihre Vergangenheit ist so wenig bekannt, daß ein Verwandter und Gutsnachbar der Frau von Wallsee, Paul von Ettingen, ihr Hand und Herz anbietet. Gerade wo sein Bruder Otto von langen Reisen auf dem Schlosse eintrifft, um das Fräulein Elfriede zu heirathen. An seinem Bilde erkennt Hedwig vor seiner Ankunft in ihm ihren Verführer. Zu fliehen fehlt ihr die Zeit, sie muß seine Begegnung erwarten. Und welch' ein Zusammentreffen! Denn statt sich bei ihrem Anblick seiner

Ehrlosigkeit zu schämen, ihre Verzeihung zu erbitten, die Schwierigkeit ihrer Lage zu erleichtern, treibt Otto mit seinen Kränkungen und Beleidigungen die Arme, deren einzige Verschuldung ihre thörichte Liebe zu ihm gewesen, auf das Aeußerste, daß sie in seiner Gegenwart sich seinem Bruder verlobt. Daraus entwickeln sich die peinlichsten Auftritte zwischen den Verlobten und zwischen den Brüdern. Die halben Andeutungen über ihre Schuld, die Hedwig ihrem Bräutigam macht, da sie ein offenes Geständniß um seines Bruders willen nicht wagen darf, stürzen den ehrlichen, ahnungslosen Paul in die größte Verwirrung; das wunderliche Benehmen Otto's vermehrt dieselbe noch. Eine echte Reue über seine Schlechtigkeit empfindet er nicht, nur als ihm Paul auf seine Frage: ob es möglich wäre, daß ein Ehrenmann eine Gefallene heirathen könne? geantwortet hat: „Gewiß, wenn der Verführer nicht mehr lebt!" fühlt er sich verpflichtet, das Hinderniß, das dem Glück seines Bruders im Wege steht, fortzuschaffen; er schießt sich eine Kugel in das Herz — in dem Augenblick, als Hedwig dem wiederholten Drängen Paul's, ihm den Namen ihres ersten Geliebten zu nennen, zu erliegen droht, und stirbt, nachdem ihm Alle seine Schuld vergeben haben. Die Fähigkeit der meisten Schauspieler, welche Stücke schreiben, wegen ihrer Kenntniß der Bühne und ihres Verwachsenseins mit derselben, theatralisch wirksame Scenen und Actschlüsse in lebhafter Steigerung der Rede und der Verwicklung herauszuarbeiten, offenbart sich auch in diesem Schauspiel. Die leidenschaftliche Liebeserklärung Otto's im ersten Acte, seine Wiederbegegnung mit Hedwig, das Gespräch mit seinem Bruder, Hedwig's Geständniß sind trotz ihrer innerlichen Unfeinheit von einer gewissen derben Kraft und einem grellen eindrucksvollen Farbenauftrag. Zeichnet sich schon der Kern der Fabel nicht eben durch Originalität, weder in der Erfindung noch in den Charaktern, aus, so waren die humoristischen Zusätze, welche den Ernst der Haupthandlung erheitern sollten, ein ewig betrunkener, die deutsche Sprache radebrechender Russe und der altkluge Backfisch, der mit Hülfe der Blumensprache den schüchternen Forstamtscandidaten zum Liebesgeständniß zu zwingen weiß, ganz und gar Entlehnungen, wahrscheinlich unbewußte, aus der Theaterpraxis. Der Schauspieler als Theaterschriftsteller lebt von Erinnerungen an und von Erfahrungen aus früheren Bühnenstücken; nicht in der Wirklichkeit, auf der Bühne hat er seine Modelle, nicht in der Natur, auf der Bühne studirt er die Perspective; kann man es ihm zum Vorwurf machen, daß er nur Bühnenbilder und Bühnenfiguren wiederholt?

Immerhin bewies dies Schauspiel eine Begabung für die Durchführung eines gespannten und verwickelten Vorgangs und für den leidenschaftlichen Ausdruck. Das Lustspiel „Wilddiebe" dagegen ist jedes Reizes bar. Selbst das Geheimniß, das der Verfasser um sich zu breiten verstanden, war nicht im Stande, seinem Machwerke eine flüchtige Anziehungskraft zu verleihen. Das Beste daran, die Schilderung des Lebens und Treibens in einem großen Gasthofe — mit anerkennenswerther Geschicklichkeit behält der Autor für alle vier Aufzüge den gemeinschaftlichen Saal des Hauses als Schauplatz der Handlung bei — ist nicht neu; schon in Michael Klapp's Komödie „Rosenkranz und Güldenstern" haben wir diese Leiden und Freuden des Touristenthums kennen gelernt. Bei ihm bildeten die Alpen den Hintergrund, in den „Wilddieben" das Meer und der Damm von Ostende. Die Fabel ist so fadenscheinig, wie die Charaktere. Alles Trödlerwaare aus dritter Hand. Drei geckenhafte Müßiggänger im modernsten und geschmacklosesten Strandcostüm geben sich selbst für die gefährlichsten und glücklichsten Wilddiebe aus — sie jagen allen Frauen und Mädchen nach, mit denen sie zusammentreffen, und sind nach ihrer Meinung unwiderstehlich. Dabei ist ihr Benehmen derart, daß eine Frau oder ein Mädchen aus der guten Gesellschaft nicht ein halbes Dutzend Worte mit ihnen wechseln würde. Der Witz des Ganzen besteht darin, daß der Wortführer des Kleeblatts, Philipp von Sorau, in dem Gasthause seiner geschiedenen Frau, Julie Möller aus Lübeck, und ihrer Tochter Emmy begegnet und nun zusehen muß, wie seine würdigen Genossen auf seine eigene Frau und seine Tochter Jagd machen. Fünfzehn Jahre hat er sich weder um die eine noch um die andere gekümmert, jetzt rührt sich plötzlich das Herz bei ihm. Er wird ein

sentimentaler Vater und ist nahe daran, ein Othello für seine geschiedene Frau zu werden. Freiwillige und beabsichtigte Irrungen und Mißverständnisse bringen den bekannten Theaterwirrwarr hervor. Das Drolligste ist noch, daß der Vater seine Tochter entführen will, um sie vor einer Verlobung zu bewahren, die der kleinen Dame nicht gefällt, und bei diesem Vorhaben von dem zweiten Wilddiebe, Herrn Max von Thürmer, der inzwischen Emmy's Herz erobert hat, überlistet wird. Natürlich löst sich das Ganze in die kindlichste Alltäglichkeit und die harmloseste Philisterei auf. Max ist kein Wilddieb, sondern der ehrliche Max aus dem „Freischütz". Ihm ist es gar nicht darum zu thun, auf fremdem Gebiet zu jagen — im Gegentheil, er will Emmy heirathen. Im Glück ihres Kindes vergessen die Eltern ihre früheren Zwistigkeiten und vereinen sich wieder; eine interessante junge Wittwe, Clarisse Lengsfeld, fühlt in der allgemeinen Rührung auch ihr Herz lebhafter schlagen und beglückt einen Amerikaner, der eine zu schwere Zunge hat, um sich leicht in der deutschen Sprache ausdrücken zu können, mit ihrer schönen Hand. Von Anfang bis zu Ende das richtige Schablonenstück, dem auch in den Figuren des alten Gecken und des blutjungen Kaufmanns, der seines Vaters Geld verspielt und verjubelt, die Caricaturen aus den Witzblättern nicht fehlen.

Daß unseren jüngeren Dichtern bessere und geistvollere Komödien gelingen, hat das Berliner Theater mit den Neuigkeiten, die es uns vorführte, bewiesen. Seinen Schwerpunkt sucht das Theater der Natur der Sache nach zunächst noch in der Schaffung eines Repertoires — eine Arbeit, die um so mühsamer ist, da mit ihr die Schulung und Erziehung des Personals zusammenhängt. Zu den classischen Darstellungen aus den Herbstmonaten: „Demetrius", die „Braut von Messina", „Uriel Acosta" hat es jetzt „Julius Cäsar", „Minna von Barnhelm", den „Kaufmann von Venedig" gefügt: das Lessing'sche Lustspiel in einer musterhaften Aufführung. Einen geringeren Eindruck machte dagegen der Versuch, Zacharias Werner's „Ritterschauspiel" — unter diesem Titel ging „Die Weihe der Kraft" mit Iffland in der Rolle des Luther, am 11. Juni 1806 zum ersten Male in Berlin, auf dem königlichen National-Theater in Scene — in einer Bearbeitung von August Förster neu zu beleben. Unbarmherzig hatte der Bearbeiter die Mystik und den Hyazinthenduft, die Romantik und das Nachtwandlerische aus der wunderlichen Dichtung als Unkraut herausgejätet, nur daß sich nun die Nutz- und Nährpflanzen, die er hatte stehen lassen, die Schließung des Nonnenklosters, die Verbrennung der Bannbulle, der Reichstag zu Worms und der Bildersturm, etwas kahl und nüchtern ausnahmen. Das Bedenklichste war, daß trotz aller Streichungen die romantische Grundstimmung des Ganzen doch nicht hatte beseitigt werden können. Der Starrkrampf Luther's, während er die Psalmen übersetzt, das Flötenspiel Theobald's, die weisen Reden des kaiserlichen Narren, die Verzückung Katharina's, als sie Luther zum ersten Male erblickt, waren geblieben und sahen aus dem historischen Holzschnitt wie traurige Ueberbleibsel einer alten verblaßten Malerei heraus. Solche literarische Alterthümer muß man schon in ihrer Form und Fassung lassen, will man sie wieder zeigen; das Seltsame und Ungewöhnliche bringt eine Weile noch immer eine stärkere Wirkung hervor, als die moderne Umarbeitung, die weder Fleisch noch Fisch ist. Für die moderne Anschauungsweise hat der Luther Werner's in Herrig's und Otto Devrient's Lutherspielen eine Nebenbuhlerschaft gefunden, gegen die er gar nicht anzukämpfen vermag.

Auf dem Gebiete des Lustspiels hat uns das Berliner Theater drei neue Gaben geboten: Donnerstag den 13. December 1888 Ludwig Fulda's „Wilde Jagd", am Montag den 31. December 1888 Ernst Wichert's „Talentvolle Tochter" und am Dienstag den 26. März C. Karlweis' „Bruder Hans". Wichert's Lustspiel arbeitet noch zu sehr mit Verwechselungen und Mißverständnissen, die aus der Wahrscheinlichkeit in die Posse fallen, und erstickt dadurch den satirischen Grundgedanken, die Aufpäppelung des künstlerischen Dilettantismus an dem Beispiel der „talentvollen Tochter", welche ihre ehrgeizige und närrische Mutter gar zu gern als gefeierte Malerin herumführen möchte, zu verspotten. Schärfer als

Wichert, der aus der frischen Schilderung des gesellschaftlichen Lebens immer wieder in das Benedix'sche Schema hinabgleitet, führt Ludwig Fulda in seinem Lustspiel in vier Acten „Die wilde Jagd" die Satire der hohlen, eitlen, den Frieden und das Glück des Hauses untergrabenden Vergnügungssucht durch. Angeschlagen hatte er das Thema schon in der liebenswürdigen Plauderei „Unter vier Augen", mit der er sich im Frühjahr 1887 auf der Bühne des Deutschen Theaters einführte. Figuren und Erfindung seines neuen Werkes hat er geschickt und nicht ohne eine gewisse Eigenart nach der satirischen Idee abzustimmen gewußt. Der Familie des Banquiers Crusius, die, Mann, Frau und Tochter, mit ihrem ganzen gesellschaftlichen Anhang, von einem Fest zum andern stürzt und das Leben als eine Parforce-Jagd nach Genuß betrachtet, stellt er die trauliche Geselligkeit im Hause des Sanitätsrathes Liebenau gegenüber. Zwischen beiden Polen bewegt sich die Handlung. Auf der Höhe ihres Ruhmes verheirathet sich die Malerin Melanie Dalberg mit ihrem Freunde, dem Privatdocenten der Geschichte Max Weiprecht. In ihren Anfängen hat sie ihn an Liebenau's Theetisch kennen gelernt; jetzt treffen sie sich nach längerer Trennung in den Crusius'schen glänzenden Sälen wieder und verloben sich, bei dem Erwachen der alten Neigung, ein wenig unbedacht. Denn bald stellt sich in der Ehe heraus, daß der unberühmte Privatdocent, der um eine Professur kämpft, eben nur der Mann seiner Frau ist. Trotz der Liebe zu ihrem Gatten kann sich Melanie nicht aus dem Zuge der wilden Jagd nach Ruhm, Genuß und Erwerb retten. Mit allen Fasern ist ihr Dasein und ihre Kunst damit verknüpft. Ihr kostbar eingerichtetes Atelier wird von Besuchern nicht leer; den Abend bringt sie in Gesellschaften und auf Bällen zu, während ihr Mann über seinen Büchern sitzt und an seiner Geschichte der Langobarden arbeitet. Schon trennt ein tiefer Zwiespalt die Gatten, und manches bittere Wort ist zwischen ihnen gefallen, da gibt die dem Anschein nach begründete Eifersucht Weiprecht's auf Melanie der zerrütteten Ehe den Gnadenstoß. Beide gehen von einander und flüchten sich in ihrem Herzenskummer zu dem immer getreuen Sanitätsrath. Hier an dem friedlichen Theetisch der guten alten Zeit gleicht sich Alles wieder aus; die Gatten versöhnen sich, das lustige Töchterlein des Arztes verlobt sich, und die Paare versprechen einander, die echte Häuslichkeit, die wahre Geselligkeit — gute Freunde an bescheidener Tafel — zu Ehren zu bringen und in ihrem sicheren Heim geborgen die wilde Jagd an sich vorübertoben zu lassen. Die dramatische Bewegung des Stückes ist weder die stärkste noch die schnellste, aber der Gedanke, aus dem das Ganze sich entwickelt, tritt in den Vorgängen und Figuren anschaulich in die Erscheinung; die Formen und das Wesen unserer modernen hauptstädtischen Gesellschaft sind annähernd treu wiedergegeben, und der schließliche Eindruck ist ein wohlthuender: Fulda's Talent gräbt noch nicht in die Tiefe der Menschen und der Verhältnisse, aber ihre Oberfläche und ihre Umrisse erfaßt es mit glücklicher und sicherer Beobachtung.

Auch der Wiener Schriftsteller Karlweis streift in seinem vieractigen Lustspiel „Bruder Hans" satirisch die Schäden und Mängel der Gesellschaft, indem er uns einen eitlen Sammler naturhistorischer Merkwürdigkeiten, der sich für einen Kenner und Gelehrten hält, und eine allen Berühmtheiten nachjagende Modenärrin vorführt, aber sein eigentlicher Vorwurf geht auf die Schilderung uneigennütziger Bruderliebe. Die beiden Brüder Forster sind Naturforscher und Weltreisende; jetzt nach der Heimkehr von ihren Fahrten veröffentlicht Paul Forster in glänzend geschriebenen Aufsätzen und Abhandlungen ihre Abenteuer, die Ergebnisse ihrer Forschungen. Durch sein gutes Aussehen und sein gewandtes Benehmen unterstützt, ist er bald der gefeierte Mann in allen Gesellschaften. Neben ihm erscheint sein Bruder Hans in seinen steifen und eckigen Formen ohne jeden Reiz als die graue Motte neben dem farbigen Schmetterling. In Wahrheit aber ist er der Tüchtigere, der Gelehrte und der Arbeiter, der sich für den Bruder aufopfert. Der große Paul ist sein Abgott, ihm will er selbst seine Liebe opfern. Aber die kluge Martha, die mit ihren scharfen Augen Sein und Schein zu sondern weiß, denkt gar nicht daran, den guten Hans aufzugeben, sondern zwingt ihn im Gegentheil, dem Bruder zu sagen, daß er, so abenteuerlich es klingt, der Bevor-

zugte ist. Eine köstliche Scene voll herzigen Humors, in der Hans beschämt und niedergedrückt dem Bruder sein Glück gesteht. Aber wie nimmt Paul sein Geständniß auf! Er mißhandelt den Treuen, als ob er ein Räuber und ein Schleicher wäre, der ihm die reiche Braut stiehlt. Nach dieser Nichtswürdigkeit bleibt den Brüdern nur die Trennung über. Hans will sich einer Forschungsreise nach Afrika anschließen. Zu spät merkt Paul, daß er ohne die Unterstützung des Bruders nicht einmal zu arbeiten vermag, daß der bessere Theil seines Ruhmes auf dem Fleiß und der Gelehrsamkeit Hansens ruht. Er braucht eine Abhandlung des Bruders, um sie mit einigen Aenderungen und Zusätzen von seiner Hand der Facultät einzureichen. Aber die Abhandlung ist nirgends zu finden; Martha hat sie an sich genommen und dem Professor Kühn, der im Collegium die entscheidende Stimme führt, zugeschickt. So erhält Hans Forster die Professur und die Braut, und Paul, der sich allmälig durch die Strafpredigt des jungen Mädchens und die Vorwürfe des eigenen Gewissens in sein besseres Selbst zurückgefunden hat, geht anstatt seines Bruders nach Afrika. Die Handlung ist nicht die glücklichste, die beabsichtigte Täuschung der Facultät wirft einen häßlichen Schatten auch auf Hans, und der Diebstahl Martha's will mir noch weniger in den Sinn, aber die Figuren haben etwas Lebendiges, Eigenartiges und Frisches, und die Charakteristik des humoristischen leidenden Helden, die Mischung des Täppischen und Heroischen in seiner Aufopferung ist die Kraftprobe eines nicht gewöhnlichen Talentes. Gelingt es ihm, seine scharf gezeichneten Gestalten in eine spannende, aus den Gegensätzen der Charaktere sich entwickelnde Fabel zu versetzen, so darf die Bühne sich eine erlesene Frucht versprechen. Gegenüber diesen beiden, künstlerisch ausgearbeiteten Charakterlustspielen hat der lustige Schwank von Franz von Schönthan in vier Acten „Cornelius Voß“, der am Sonnabend den 12. Januar zum ersten Male aufgeführt wurde, nur den Theatererfolg für sich zu verzeichnen. In toller Laune führt er die Abenteuer, die aus dem Incognito eines Prinzen und den Diplomatenkünsten eines alten Hofmarschalls entspringen, der natürlich aus Superklugheit von einem Mißverständniß in das andere taumelt, in raschem Wechsel an uns vorüber. Daß die Figuren etwas von der Art der Puppen und Hampelmänner haben, die der Verfasser nach Willkür für den Zweck der jedesmaligen Scene braucht und mißbraucht, liegt in dem Wesen der Situationskomik; zu loben ist immer die Leichtigkeit, die Anmuth und Unerschöpflichkeit Schönthan's in diesen Kunststücken.

Am mannigfaltigsten hat sich die moderne dramatische Dichtung auf dem Lessing-Theater entfaltet. Schon die Absicht des Begründers, hier eine Bühne für die Lebenden zu eröffnen, versprach eine eifrigere Förderung der zeitgenössischen Production, als sie derselben sonst von den Theaterleitungen gewidmet zu werden pflegt. Dazu kam, daß die vornehme Einrichtung des Theatersaales und der dadurch bedingte hohe Eintrittspreis das Publicum, nicht nothwendig, aber doch unwillkürlich, auf einen kleinen Ausschnitt der Berliner Gesellschaft beschränkten. Je weniger aber das Publicum wechselte, desto schneller mußten die Stücke wechseln. Und da keins von ihnen eine stärkere Anziehungskraft auf die breite Masse der Zuschauer auszuüben vermochte, stand in jeder Woche fast eine Neuigkeit auf dem Repertoire. Erst mit dem „Fall Clemenceau“ hat das Lessing-Theater ein Schauspiel gefunden, wie ich es ihm längst gewünscht, um sich in der Gunst des Publicums festzusetzen und seine schauspielerischen Kräfte nicht durch den beständigen Rollenwechsel aufzureiben. Es war dringend geboten, daß die Künstler durch das wiederholte Spiel derselben Rollen eine größere Sicherheit, Leichtigkeit und Freiheit der Haltung und Bewegung gewannen und unabhängiger von dem Souffleur wurden. Von den Neuigkeiten, die uns das Lessing-Theater geboten, lohnt es sich, hier allein die hervorragendsten zu erwähnen: manche Aufführungen waren überdies nur Wiederaufnahmen älterer Stücke. Den reichen Schatz, den das Deutsche und das Berliner Theater in den classischen Dramen besitzen, muß das Lessing-Theater nothdürftig durch französische, norwegische oder deutsche Stücke ersetzen, deren frischeste Blüthe schon abgestreift ist: der Begriff „Theater der Lebenden“ setzt ihm hier eine leidige Grenze. Nach einander sind von deutschen Autoren

Anzengruber, Paul Heyse und Richard Voß, von englischen W. G. Wills, von französischen Alexander Dumas, mit einem Mitarbeiter Armand d'Artois, in den letzten vier Monaten auf dieser Bühne erschienen. Anzengruber's Volksstück in drei Acten „Heimgefunden“, am 15. December 1888 zum ersten Male aufgeführt, überraschte die Zuschauer durch seine übergroße Harmlosigkeit. Von dem urwüchsigen Schilderer kerniger Bauern und herbtragischer Geschicke hatte man diese Alltagsgeschichte — Versöhnung zwischen Eltern und Kindern — und die breitausgesponnene Rührseligkeit des Wiener kleinbürgerlichen Lebens nicht erwartet. Einige humoristische Glanzlichter und der Weihnachtsbaum erhellen die graue Dämmerung ein wenig. Das Beste mußte die wohlgelungene Darstellung des Weihnachtsmarktes in Wien und die eigene festtägliche Stimmung des Publicums thun: so wie von dem heiligen Abend und dem Tannenbaum die Rede ist, fühlt sich der Berliner angeheimelt, um so gemüthlicher, wenn die Luft wirklich von Apfel-, Nuß- und Pfefferkuchengerüchen durchzogen ist. Das Drollige war nur, daß gerade ein Anzengruber diesen Zuthaten einen Erfolg verdankte. Welchen Einfluß solche äußerlichen Umstände — ich möchte sagen die atmosphärischen Elemente — auf das Schicksal eines Schauspiels haben, sahen wir an der „Olivia“, einem Drama in vier Aufzügen von W. G. Wills, am Donnerstag den 17. Januar. Ernst Possart hatte es aus den Vereinigten Staaten, wo es viele hunderte von Aufführungen, gerade wie in England, erlebt, in der vollen Freude und Zuversicht eines Schatzfinders herübergebracht. Wills hat eine der besten, volksthümlichsten und unnachahmlichsten Erzählungen der Weltliteratur, die Jung und Alt zu lesen und zu lieben niemals müde werden wird, Oliver Goldsmith's „Vicar von Wakefield“ zu einem unbeholfenen Schauspiel verarbeitet. Es gemahnt wie ein Werk aus den Anfängen des bürgerlichen Schauspiels vor hundertunddreißig Jahren. Das Unwahrscheinliche der Verwicklungen, die Phantastik des lustigen Aufbaues drängen sich von der Bühne herab noch einmal so grell und empfindlich den Zuschauern auf, die sich nicht wie die Leser der Erzählung durch den Reiz der Schilderung in die behaglichste Stimmung wiegen lassen können. Possart hatte wohl den Text und die Einrichtung des Stückes herüberbringen können, aber nicht die weiche und wohlige Atmosphäre, die es drüben und in England umgibt. Dort strömt von dem Pfarrhause zu Wakefield, von Primrose, Olivia und Sophie ein Zauberdunst aus, der unwillkürlich jede englische Phantasie und jedes englische Herz magisch umnebelt. Wo aber, wie bei uns, diese Wahlverwandtschaft zwischen den Personen auf der Bühne und dem Publicum fehlt, fällt das Schauspiel mit seiner abgeblaßten Romantik, seinen abenteuerlichen Voraussetzungen und seiner thränenseligen Empfindsamkeit ins Leere.

Wie in seinem Schauspiel „Weltuntergang“, erfreuten auch in Paul Heyse's Komödie in vier Acten „Prinzessin Sascha“ — Freitag den 25. Januar — die humoristischen Scenen und Figuren: eine Frau von Döbling, eine fesche Dame aus Wien, eine ehemalige Tänzerin, die ein Verhältniß mit einem russischen Fürsten gehabt hat, und jetzt, da sie ihre Tochter mit dem Sohne eines Commerzienraths verheirathen will, vergebens nach dem Trauschein und in ihrer Erinnerung nach dem Namen des Dörfchens sucht, in dessen Kirche sie, nahe bei Genua, getraut worden ist; ihr Bruder, der ehemalige Balletmeister Leopold Brendel, und ein Schriftsteller aus den Reihen des „grünen Deutschlands“, Fritz Rempler, vielleicht nach einem Münchener Vorbild, in seiner ganzen Unverschämtheit und Unbildung geschildert. In ihrer Frische und Natürlichkeit heben sie sich vortrefflich gegen die ernsten, etwas blassen Hauptfiguren: die Prinzessin Sascha, das verwöhnte und naiv aufrichtige russische Fürstenkind, und den Doctor Lambertus ab, den Afrikareisenden, der in einer Berliner Dachkammer afrikanische Sprachen studirt und auf einem alten Clavier herrliche Musik macht, beide grad aus einer Heyse'schen Novelle auf die Bühne gesprungen. Zu einer reinen Stimmung ist leider der Dichter nicht gekommen; die satirische Schilderung der Gesellschaftsabende bei der Frau von Döbling will nicht recht zu der Romantik der Handlung passen, und die verschiedenen, in sich und an sich

unvereinbaren Fäden verknoten sich nicht zu einem glatten und fein gemusterten Gewebe. Daß sich ein Afrikareisender nach Angra Pequefia ein russisches, reiches Fürstenkind als Lebensgefährtin mitnimmt, mag ja zu den Möglichkeiten gehören, aber um es den Zuschauern glaubhaft erscheinen zu lassen, bedarf es anderer Voraussetzungen und Mittelglieder, als sie Paul Heyse anwendet. In der Lebhaftigkeit, dem Eifer und der Hartnäckigkeit, mit der er sich dem Theater widmet, gleicht Richard Voß seinem Freunde und Muster, Heyse. Auch er möchte durch die Fülle seiner Werke die Bühne, die sich ihm bisher immer noch spröde erwiesen hat, erobern. Zu den zwei Stücken, die von ihm im Laufe des Herbstes zur Aufführung gelangten: „Zwischen zwei Herzen" und „Eva" gesellte sich am Freitag den 1. Februar ein drittes, ein Trauerspiel „Alexandra". Ein verführtes unglückliches Mädchen hat ihr Kind in halber Besinnungslosigkeit getödtet. Nach der Büßung ihrer Schuld kommt sie wieder in die Nähe ihres Verführers, mit der Absicht, sich an ihm zu rächen. Von der strengen, puritanisch gesinnten Mutter wird sie gütig aufgenommen und erzählt ihr, welcher Versuchung sie zum Opfer gefallen. Die Mutter entscheidet, daß ihr Sohn sein Eheversprechen einzulösen und Alexander zu heirathen habe. Den Mord ihres Kindes und ihre Zuchthausstrafe hat diese natürlich der alten Frau verschwiegen. Durch einen Dritten droht das Geheimniß Allen bekannt zu werden, und Alexandra tödtet sich, ihrer Rache entsagend, selbst. Ich habe erst neulich an dieser Stelle das eigenartige Talent Vossens zu charakterisiren versucht; Neues wüßte ich nicht darüber zu sagen. Auch „Alexandra" beruht durchaus auf der Vorgeschichte. Die dramatische Handlung besteht, näher betrachtet, einzig in der Enthüllung der Vergangenheit. Keine der Figuren ist völlig unwahr, aber keine macht den Eindruck der lebendigen Unmittelbarkeit. Sie sind sämmtlich wie durch eine Wolke gesehen und athmen in einer fieberschwülen Luft, wie unter dem Scirocco. Drei Dinge muß Jeder, der es mit dem Dichter gut meint, ihm wünschen: Klarheit der dichterischen Absicht, Bestimmtheit der Figuren, Einfachheit der Verhältnisse. Wo diese drei kostbaren Eigenschaften fehlen, gibt es kein Drama, das alle Herzen ergreift; wo sie vorhanden sind, werden alle Fehler und Verstöße verziehen. Ein Beweis dafür ist der außerordentliche Erfolg, den der „Fall Clemenceau" errungen: seit Dienstag den 26. Februar füllt das Schauspiel Abend für Abend das Lessing-Theater. Seinen bekannten, seiner Zeit viel besprochenen Roman „L'affaire Clemenceau" hat Alexander Dumas im Verein mit Armand d'Artois zu einem fünfactigen Drama ohne jene dialektischen Spitzfindigkeiten ausgearbeitet, die sonst sein Vergnügen und seine Stärke sind. Auf einem Costümfest bei seinem Meister Thomas Ritz lernt der junge Bildhauer Pierre Clemenceau die herabgekommene russisch-polnische Gräfin Dobronowska und ihre reizende Tochter kennen. Er unterstützt die Gräfin, er heirathet die Tochter. Sie wird ihm Gattin, Geliebte, Modell. Sie ist von bestrickendem Liebreiz und von dämonischer Verworfenheit. Wohl liebt sie in ihrer sinnlichen Weise ihren Mann, aber zugleich betrügt sie ihn beständig, weil sie Abenteuer, Liebschaften und Geld nicht entbehren kann. Ihrer sterbenden Schwiegermutter gelobt sie zwar, sich zu bessern, denn so leicht und stürmisch wie der bösen gibt sie sich der guten Regung hin, aber im nächsten Acte sehen wir sie wieder auf dem Weg der Sünde. Jetzt entdeckt ihr Gatte ihre Untreue und wirft sie aus dem Hause. Um sie zu vergessen, reist er nach Italien. Auf einen Brief und Wink von ihr kehrt er indessen zurück: er liebt in ihr zugleich ihre Schönheit und seinen Ruhm; seine sinnliche Leidenschaft ist unlösbar mit seiner künstlerischen Begeisterung verschlungen. In einem prächtigen Hause findet er sie als die Geliebte eines Fürsten wieder; anfangs droht er ihrer Zärtlichkeit zu erliegen, zuletzt, als die Verbuhltheit und Gemeinheit nicht nur ihres Leibes, sondern auch ihrer Seele unverhüllt ausbricht, tödtet er sie. Das Ganze ist ohne Feinheit und ohne Uebergänge, in so schreienden Farben hingeworfen und ausgeführt, daß es beinahe form- und kunstlos erscheint. Aber welche Wirkung wohnt diesen Scenen inne, wie gewaltsam lebendig und unwiderstehlich ist Alles! In diesen Figuren, in Iza, ihrer Mutter und Clemenceau ist keine Unklarheit, keine Verschwommenheit und keine Düftelei der

Empfindung. Man mag sie vom moralischen Standpunkte aus verurtheilen, allein sie leben, und was sie leben, ist ein wirkliches Drama, nicht ein für die Optik und die Akustik der Bühne erfundenes Schattenspiel. Eine ausgezeichnete Schauspielerin, Lilli Petri, das einzige neue hervorragende Talent, das mir nun seit Jahren auf der deutschen Bühne begegnet ist, weiß dabei diese Iza in einer so genialischen, jeden Widerspruch und jeden Anstoß beseitigenden Weise darzustellen, daß man in der That ein Stück Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubt.

Gegenüber den beiden neu entstandenen Theatern, dem Lessing- und dem Berliner Theater, gerathen das Residenz- und das Wallner-Theater mehr und mehr auf die Sandbank. Vom Sonnabend den 29. December 1888 bis zum Sonnabend, den 16. März hat das Residenz-Theater von einer dreiactigen französischen Posse von Ernst Blum und Raoul Toché „Nervöse Frauen" gelebt, in der ein allerliebst eingerichteter Conditorladen die Hauptsache war. Denn das Stück, das im ersten Act zu einer lustigen Satire der „nervösen Frauen" ansetzt, schlägt von dem Beginn des zweiten an in die Verwechselungsposse um, da der junge Ehemann im Ernste annimmt, seine „nervöse" Frau habe mit einem Conditor, wie sie gedroht, ein Liebesverhältniß angeknüpft. Ein Schauspiel in drei Acten von Felix Philippi „Veritas", das am 16. März die Posse ablöste, hatte kein Glück und verschwand nach drei Aufführungen wieder. Das Grundmotiv seines Drama's hatte der Verfasser schon in seiner „Daniela", die im Herbst 1886 im Schauspielhause erschien, auszuführen versucht: die zweite Frau eines Mannes geräth dort in den Verdacht des Ehebruchs, während sie nur die Entdeckung der Untreue der ersten verstorbenen Frau zu verhindern sich bemüht; in dem neuen Stück wird Charlotte des Ehebruchs beschuldigt, während sie nur die verlassene Geliebte ihres Mannes unterstützt und der Sterbenden die Augen zudrückt. Die Hartnäckigkeit der beiden Frauen, ihr Geheimniß zu bewahren, der Leichtsinn, mit dem sie sich, des guten Zwecks wegen, in Abenteuer und Verlegenheiten stürzen, läßt in den Zuschauern keine rechte Sympathie aufkommen, und die Enthüllung des Geheimnisses wieder stempelt in dem einen wie in dem andern Falle die Männer mit ihrem thörichten Verdacht zu Schwachköpfen. Dabei will Philippi zu viel mit einem Male umfassen: die Satire der modernen Gesellschaft, ihren Klatsch und ihre Vorurtheile hier; einen Nora-Charakter und die Ehelüge nach Ibsen dort; einen ehrgeizigen Künstler und Vergnügling, den seine Verheirathung mit seinem Modell überall hindert und drückt, romantische Verhältnisse und Zufälle aller Art — kein Wunder, daß er nichts festhalten und nichts verständig und glaubhaft durchführen kann.

Noch schlimmer als mit dem Residenz-Theater war es mit dem Wallner-Theater bestellt. Die beiden Schwänke von Karl Laufs „Der Sündenbock" und „Der schöne Ferdinand" verdienen ebenso wenig wie die Gesangsposse „Hugo's Verhältnisse" von J. Keller und L. Hermann einer kritischen Erwähnung, sie fallen ohne Appellation dem Urtheilsspruch des Publicums anheim, und dieser verdammte sie gnadenlos. Eine lustige einaktige Ibsen-Parodie „Die Mitternachtssonne" von Eugen Zabel war in ihrer glücklichen, nur allzuzahmen Hervorhebung der Schwächen und Schrullen des Dichters und des hohlen Enthusiasmus seiner Verehrer das einzige „literarische Ereigniß" auf dem Wallner-Theater. Entwickelt sich unsere dramatische Dichtung nicht reicher und mannigfaltiger, selbstverständlich an brauchbaren Bühnenstücken, nicht an Buchdramen, als in den letzten Jahren; werden unsere Theater in dem Kampf um das Dasein immer mehr auf das Ausland angewiesen; offenbaren sich nicht bald starke schauspielerische Talente, welche die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Publicums dauernd fesseln und es ihres Spieles wegen in die Theater locken, so treiben wir, wie ich fürchte, einem Theaterkrach entgegen.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Ueberall, wo deutsche Herzen schlagen, wurde die Meldung des jähen Unglücks, von welchem die deutsche Marine bei Samoa betroffen wurde, mit tiefer Trauer aufgenommen. Als dann der Staatssecretär des Reichs-Marineamtes, Heusner, in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 3. April in knappen Worten berichtete, daß in der Nacht vom 16. zum 17. März die drei deutschen vor Samoa liegenden Schiffe durch einen schweren Orkan, eines jener nur in den Tropen vorkommenden Naturereignisse von elementarer Gewalt, auf den Strand getrieben, daß zwei dieser Schiffe mit Sicherheit verloren und daß diesem traurigen Ereignisse leider eine große Anzahl unserer Mannschaften zum Opfer gefallen wären, machte er sich lediglich zum Dolmetsch des allgemeinen Empfindens, wenn er der innigen Theilnahme für die Verunglückten und dem Mitgefühle für die Hinterbliebenen Ausdruck lieh. Der Leiter des Reichs-Marineamtes wies zugleich mit vollem Rechte darauf hin, daß die Besatzung der Schiffe, Officiere wie Mannschaften, von Neuem das Beispiel des Ausharrens auf ihrem Posten in treuester Pflichterfüllung gegeben, daß die so jäh Hinweggerafften in Besiegelung ihrer Treue gegen Kaiser und Reich ihr Leben gelassen haben. Diese Thatsache legt auch der Marineverwaltung die Pflicht auf, in vollem Umfange dafür zu sorgen, das Unglück zu mildern. In der an den commandirenden Admiral von der Goltz gerichteten kaiserlichen Cabinetsordre vom 2. April wird ebenfalls der treuen Pflichterfüllung aller Betheiligten gedacht, sowie die Erwartung ausgesprochen, daß, wie erschütternd auch die Folgen des Alles verheerenden und vernichtenden Orkanes gewesen sind, die Marine doch durch solche Unglücksfälle in dem Vertrauen auf ihre gedeihliche Entwicklung nicht zum Wanken gebracht werden würde. Zugleich wurde betont, daß das Beispiel der für das Vaterland muthig ihr Leben einsetzenden Männer für alle Zeiten der Marine zum Nacheifern voranleuchten und sie dadurch befähigen möge, ihre vielfachen Aufgaben zum Heile sowie zur Erhöhung des Ruhmes des Vaterlandes mit voller Hingebung und Treue, die sie in so hohem Grade auszeichnen, auch in Zukunft zu erfüllen. Die Trauer über den eigenen Verlust drängt aber keineswegs das Mitgefühl für die ebenfalls betroffenen Angehörigen fremder Nationen, insbesondere der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zurück. Andererseits ist es ein erfreulicher Beweis der Solidarität der Völker, die gerade im Seewesen sehr häufig zur Geltung gelangt — es braucht in diesem Zusammenhange nur an die zahlreichen Rettungen Schiffbrüchiger erinnert zu werden — daß auch im englischen Parlamente herzliche Sympathien für unsere hart geprüfte Marine bekundet wurden.

Im Hinblick darauf, daß die vor Samoa befindlichen deutschen und amerikanischen Schiffe außer Action traten, daß ferner das englische Kriegsschiff „Kalliope" die dortigen Gewässer verließ, mußte die Frage entstehen, ob die Lage der auf den Inseln lebenden Europäer bedroht wäre. Die in dieser Beziehung in den leitenden Kreisen der deutschen Marine herrschende Auffassung ist eine durchaus beruhigte. Trotzdem

kann sich Deutschland nicht der Pflicht entziehen, die Interessen und das Ansehen Deutschlands in jenem fernen Welttheile keinerlei Einbuße erleiden zu lassen. So erklärte denn der Staatssecretär des Reichs-Marineamtes, daß wie die amerikanische Regierung auch die deutsche durch die erforderlichen Maßnahmen sogleich der falschen Schlußfolgerung vorgebeugt habe, daß das Interesse in dieser Angelegenheit erlahmt wäre.

Wenn die deutsche und die amerikanische Marine in jüngster Zeit schwere Verluste erlitten, so ist auch die französische vor beträchtlichem Schaden nicht bewahrt geblieben. Daß ein Torpedoboot mit der gesammten Mannschaft zu Grunde gegangen ist, wäre an sich schon beachtenswerth; allein bei diesem Anlasse zeigte sich, daß sämmtliche Torpedos, welche diesem Typus angehören, in keinem Falle als see- und kriegstüchtig angesehen werden dürfen, so daß eine Abhülfe dringend geboten ist. Wie sehr aber auch diese Vorgänge die öffentliche Meinung in Frankreich in Anspruch nahmen, mußten sie doch sehr bald hinter dem Ereignisse des Tages, der Flucht Boulanger's nach Belgien, zurückstehen. Nulla dies sine Boulanger! — lautet zwar bereits seit geraumer Zeit die Charakteristik der inneren Politik Frankreichs; als jedoch am 3. April die Pariser Blätter die aus Brüssel vom vorhergehenden Tage datirte Proclamation des Generals veröffentlichten, erregte dies allgemeine Ueberraschung. Weder in Frankreich noch in den übrigen Ländern zweifelte man daran, daß Boulanger einen großen Theil seines Erfolges der Vorstellung vieler seiner Landsleute verdankte, er wäre der geeignete Mann für die Revanche. Nun zeigte sich aber plötzlich, daß dieser „starke Degen", dieser miles gloriosus, der Armeen aus dem Boden stampfen wollte, um Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen, der bei jeder Gelegenheit seine Geringschätzung hinsichtlich der französischen Kammern an den Tag legte, vor dem Senat eine so heillose Angst verspürte, daß er ohne Weiteres entfloh, als zuverlässig verlautete, daß diese parlamentarische Körperschaft sich als Staatsgerichtshof constituiren würde. In den leitenden politischen Kreisen Deutschlands ist Boulanger, wie aus wiederholten Aeußerungen des Fürsten Bismarck hervorgeht, als „Kriegsheld" niemals ernst genommen worden; allenfalls wurde in ihm nur der Vertreter der in Frankreich herrschenden Unzufriedenheit erblickt. Daß der „brav' général" jedoch einen so großen Mangel an moralischem Muthe an den Tag legen würde, wie er durch seine plötzliche Flucht verrathen hat, hätten selbst seine Widersacher kaum angenommen. So begreift man denn auch, daß das Verhalten Boulanger's im eigenen Lager vielfach scharf getadelt worden ist. Wie pomphaft berief er sich auf das allgemeine Stimmrecht, auf die große Mehrheit der französischen Bevölkerung, so daß er doch bei seiner Auffassung der Lage hätte abwarten müssen, ob seine Pariser Wähler seine Verhaftung oder seinen Transport nach Neu-Caledonien geduldet hätten! Von dem Senate verurtheilt oder freigesprochen, hätte Boulanger mit Sicherheit darauf rechnen können, daß die Propaganda zu seinen Gunsten verstärkt würde. Nur hätte er persönlich dem Senate entgegentreten müssen. Statt dessen entflieht er in Begleitung einer Dame über die belgische Grenze, um dann von Brüssel aus sogleich wieder einige seiner bombastischen Kundgebungen an die französische Bevölkerung zu richten. Er beruft sich auf die Pflichten, die ihm durch die Stimmen aller in gesetzlicher Weise befragten Franzosen auferlegt worden, Pflichten, die ihm verbieten, sich zu irgend einem Willküracte herzugeben, welcher die Unterdrückung der Freiheit bezwecke und den Willen der Nation bei Seite setze. Er erklärt sich bereit, an dem Tage, wo er berufen werde, vor den ordentlichen Richtern, seien es die eingesetzten Gerichtshöfe, seien es die Geschworenen, zu erscheinen, auf die Anklage zu antworten, welche von dem gesunden Menschenverstande und dem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühle bereits zurückgewiesen worden sei. Boulanger hätte nur beherzigen sollen, daß das Sprüchwort: Les absents ont tort in Frankreich ganz besondere Existenzberechtigung hat. Deshalb kann es nur einen komischen Effect erzielen, wenn der General nach seiner Flucht versichert, er werde von Brüssel aus ohne Unterlaß an der Erlösung seiner Mitbürger arbeiten und in diesem Lande der Freiheit abwarten, bis die allgemeinen Wahlen endlich eine Republik hergestellt haben würden, in der man wohnen könne, und welche ehrlich und frei sei. Nicht minder

erheiternd muß es wirken, wenn der „sauveur“, der am eifrigsten die Ausweisung seines früheren Gönners, des Herzogs d'Aumale, betrieb, für sich selbst die großen Principien der Freiheit anruft, während sein ganzes Streben von Anfang an darauf gerichtet war, sich eine der Dictatur ähnliche Gewalt in Frankreich anzumaßen.

Die in dem zweiten Manifeste Boulanger's enthaltenen Tiraden müssen ebenfalls spurlos verhallen, zumal da die gegen die französischen Kammern gerichteten Sarkasmen des Generals aus den früheren Kundgebungen desselben oder vielmehr seines literarischen Berathers Naquet längst bekannt sind. Er versichert, daß der kerngesunde Sinn der französischen Nation die ihn betreffenden abscheulichen Verleumdungen zurückweisen werde, nachdem das „närrisch“ gewordene Parlament dem Anklageantrage zugestimmt und seine gerichtliche Verfolgung vor einer rein zufälligen Gerichtsbehörde beschlossen habe, die aus seinen politischen Widersachern bestände. Auch an den üblichen „mots sonores“ läßt Boulanger es nicht mangeln, indem er behauptet, daß er als Soldat sein Leben dem Dienste des Landes geweiht habe und jetzt den berechtigten Ehrgeiz hege, die Republik aus den „verächtlichen Händen“ zu reißen, in denen sie sich befinde. Indem er sein System der politischen Heuchelei fortsetzt, betheuert er, daß er mit Hülfe des allgemeinen Stimmrechts eine anständige, ehrliche Republik wolle, daß alle Gewaltthaten und Verleumdungen ihn von diesem Ziele nicht ablenken würden, wie denn auch die in wenigen Monaten stattfindenden Wahlen die Million der früher für ihn abgegebenen Stimmen bestätigen und die Erlösung des Landes sichern sollen.

Daß Boulanger vorziehen würde, vor die Geschworenen gestellt zu werden, kann nicht überraschen, dürfte er doch dann seiner Freisprechung von Anfang an sicher sein. Andererseits ist das Sündenregister, welches dem General behufs Begründung der Anklage wegen Complotts und Attentates gegen die bestehenden republikanischen Einrichtungen vorgehalten wird, umfassend genug, um eine Verurtheilung durch den Senat als Staatsgerichtshof herbeizuführen, die Art, wie Boulanger erst Popularität in der französischen Armee, dann nach seiner unfreiwilligen Entlassung bei der Masse der Bevölkerung zu erlangen suchte, verrieth deutlich den Demagogen der schlimmsten Art. Bezeichnend ist dann auch, daß der General in der Armee sich insbesondere an alle unzufriedenen Elemente wendete. Die auf die Herbeiführung einer Art von Plebiscit abzielende Bewegung wurde im Januar des Jahres 1888 ins Leben gerufen und fand alsbald die Unterstützung der Imperialisten, die von dem appel au peuple alles Heil für ihre eigene Sache erwarten. Damals erschien auch als eine der hauptsächlichsten Stützen des Generals Graf Dillon auf dem Plan und unterhielt mit dem Zukunftsdictator, der in Clermont-Ferrand das 13. Armeecorps befehligte, eine rege Verbindung. Als der Kriegsminister, welcher die Beweise für die politischen Umtriebe seines Untergebenen in Händen hatte, diesen zur Rede stellte, leugnete Boulanger, der jedoch nach seiner vollständigen Ueberführung unter Abberufung von seinem Posten in Nichtactivität versetzt wurde. Mit diesem Zeitpunkte begann dann die boulangistische Propaganda im ganzen Lande; der General stellte bei den Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer seine Candidatur auf, indem er stets von Neuem sein Mandat niederlegte, um die von ihm und seinen Parteigängern eingeleitete Bewegung in vollem Flusse zu erhalten. Allerdings mußte es sogleich zweifelhaft erscheinen, ob in einer solchen Wahlpropaganda der Thatbestand eines Complotts oder Attentates gegen die bestehenden republikanischen Einrichtungen gefunden werden könnte. Weit größeres Gewicht durfte darauf gelegt werden, wenn der General in einer Zusammenkunft bei seinem Parteigänger Laguerre behauptete, daß er sich eine starke Unterstützung in der Armee verschafft habe, daß mehrere Garnisonen entschlossen wären, mit ihm zu gehen, und daß in Paris selbst sich ein neuer Kreis seiner Getreuen gebildet habe.

Wären die Pariser Geschworenen berufen worden, über die verschiedenen Anklagepunkte gegen Boulanger ihr Verdict zu fällen, so wäre sicherlich die Freisprechung erfolgt, zumal da die letzte in der französischen Hauptstadt für die Deputirtenkammer vollzogene Ersatzwahl gezeigt hat, wie bereitwillig und zahlreich die unzufriedenen Elemente daselbst sind, wenn es gilt, der Regierung Opposition zu machen. Anderer-

seits darf nicht in Abrede gestellt werden, daß der Senat als Staatsgerichtshof in Fällen, wie derjenige Boulanger's ist, von politischen Erwägungen sich beeinflussen lassen muß. In der französischen Deputirtenkammer wurde denn auch bei der am 9. April begonnenen Berathung der Vorlage über die Regelung des Verfahrens gegen den General von Seiten der Rechten darauf hingewiesen, daß der Senat als politische Versammlung nicht unparteiisch wäre. Die Vorlage gelangte jedoch, wie von Anfang an angenommen werden mußte, zur Annahme. Boulanger selbst versucht inzwischen, von seinem neuen Hauptquartier in Brüssel aus die gegenwärtige parlamentarische Regierung der französischen Republik zu unterwühlen. Das belgische Cabinet hat sich auch bereits genöthigt gesehen, den frondirenden Exgeneral darauf hinzuweisen, daß er, wenn er auf die Sympathie rechnen wollte, welche Belgien regelmäßig politischen Flüchtlingen habe zu theil werden lassen, dies dadurch möglich machen müßte, daß er sich aller Handlungen enthielte, durch welche die Regierung des neutralen Staates genöthigt werden könnte, aus freien Stücken, ohne auch nur eine Mittheilung des französischen Gouvernements abzuwarten, die Maßregel der Ausweisung zu treffen. Im Hinblick auf die bevorstehende Eröffnung der Weltausstellung zur Säcularfeier der großen französischen Revolution kann es der Regierung der Republik nur erwünscht sein, daß Boulanger und ein Theil seiner Parteigänger das Feld geräumt haben. Verspürt doch mit Rücksicht auf die jüngsten Krisen des Handels und der Industrie in Frankreich die gesammte Geschäftswelt das Verlangen nach Beruhigung und friedlicher Entwicklung, so daß vor den im Herbste stattfindenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer ernsthafte Complicationen kaum zu befürchten stehen.

Hätte es noch eines Beweises dafür bedurft, wie stark allerorten augenblicklich das Friedensbedürfniß ist, so wurde dieser Beweis durch die glatte Erledigung der Luxemburger Angelegenheit erbracht. Unter anderen Verhältnissen hätte das bevorstehende Erlöschen der oranischen männlichen Linie in den Niederlanden jenseits der Vogesen sicherlich große Aufregung hervorgerufen, zumal da jetzt bereits mit Rücksicht auf die Regierungsunfähigkeit des Königs Wilhelm III. Herzog Adolf von Nassau die Regentschaft in Luxemburg übernommen hat. Der Verfassung des Großherzogthums Luxemburg und dem Familienvertrage des nassauischen Hauses gegenüber wäre es allerdings selbst den heißblütigsten französischen Chauvinisten schwer geworden, eine neue „Luxemburger Frage" zu construiren. Trotzdem darf nicht in Abrede gestellt werden, daß das europäische Friedensbündniß allein genügt, jede Annahme eines solchen Conflictes auszuschließen, für den es ja unter anderen Verhältnissen an berühmten Mustern in Frankreich nicht mangeln würde. Jetzt hat sich in Luxemburg der nothwendige Regierungswechsel ohne jede Schwierigkeit vollzogen. Herzog Adolf von Nassau richtete als nächster Agnat des durch Krankheit regierungsunfähig gewordenen Großherzogs von Luxemburg an die Kammer dieses Landes eine Botschaft, in welcher daran angeknüpft wird, daß in den Niederlanden von der Regierung im Einverständnisse mit dem Staatsrathe diejenigen Maßnahmen getroffen worden sind, welche zur Einsetzung der Regentschaft nothwendig waren. Letztere wurde durch den einstimmigen Beschluß der beiden Kammern der Generalstaaten proclamirt. Demgemäß glaubte sich auch Herzog Adolf von Nassau nach der übereinstimmenden Ansicht der Regierung und des Staatsrathes des Großherzogthums Luxemburg nicht der Pflicht entziehen zu können, den Grundgesetzen des Landes und des Hauses Nassau Gehorsam zu leisten, indem er den im Artikel 8 der luxemburgischen Verfassung vorgeschriebenen Eid leistete. Nachdem die Deputirtenkammer des Großherzogthums in der Sitzung vom 8. April auf Grund der vorgelegten Documente die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Wilhelm III. regierungsunfähig ist, daß gemäß der Verfassung eine Regentschaft nothwendig wird, und daß diese nach dem Familienvertrage dem Herzoge von Nassau zufällt, wurde mit Einstimmigkeit der Bereitwilligkeit Ausdruck gegeben, den verfassungsmäßigen Eid des Herzogs Adolf entgegenzunehmen. In einer vom Vorsitzenden verlesenen Erklärung schloß sich dann die Deputirtenkammer den von der Regierung ausgedrückten Gefühlen an mit dem Bedauern, in die grausame Nothwendigkeit versetzt zu sein, die beschlossene

Maßregel gegenüber einem Fürsten treffen zu müssen, dessen Regierung vierzig Jahre gedauert und dem Lande Jahre des Gedeihens, des Glückes und der Freiheit gewährt hat. Herzog Adolf hat dann am 11. April vor der versammelten Kammer den Eid als Regent geleistet.

Erscheint die durchaus befriedigende Lösung der Luxemburger Angelegenheit als ein neuer vollgültiger Beweis für die im Sinne der Erhaltung des europäischen Friedens segensreiche Bedeutung der Tripel-Allianz, so verbürgt die nunmehr vollzogene Erledigung des neuen österreichisch-ungarischen Wehrgesetzes, daß wie Deutschland und Italien, auch die mit diesen Beiden verbündete Monarchie gewillt ist, in einem starken Heere die erforderliche Garantie zu bieten, daß jede von anderer Seite ausgehende Friedensstörung aufs Nachdrücklichste zurückgewiesen werden wird. Würde aber in den panslawistischen Kreisen Rußlands, sowie von den Chauvinisten in Frankreich darauf gezählt, daß die Meinungsverschiedenheiten, die im ungarischen Parlamente sich äußerten, die Annahme des Wehrgesetzes selbst verhindern könnten, so sehen diese Widersacher des mitteleuropäischen Friedensbündnisses sich nunmehr enttäuscht. Vielmehr hat die staatsmännische Rede, welche Graf Julius Andrassy am 5. April in dem mit der Prüfung der Wehrvorlage betrauten Ausschusse des ungarischen Oberhauses hielt, nicht bloß zur wesentlichen Stärkung der Position des Ministerpräsidenten Tisza beigetragen, sondern auch gezeigt, daß an der Gemeinsamkeit im Heerwesen der österreichisch-ungarischen Monarchie festgehalten werden soll. Mit aller Entschiedenheit wendet sich Graf Andrassy gegen die falsche Auffassung, daß die Jugend Ungarns nur dann mit Beruhigung die militärische Laufbahn wählen könnte, wenn eine selbständige ungarische Armee geschaffen würde. Er berief sich auf das Andenken Franz Deaks, um zu erhärten, daß diejenigen, welche die Ausgleichsverhandlungen zwischen Ungarn und Oesterreich leiteten, keineswegs die Absicht hegten, die schwebenden Fragen provisorisch zu regeln, daß diese vielmehr ein- für allemal so erledigt werden sollten, daß das festgestellte staatsrechtliche Verhältniß auf Generationen hinaus nicht wieder Gegenstand neuer Unterhandlungen werden könnte. Deshalb ist auch in diesem Ausgleiche weder eine halbe Maßnahme noch eine solche aufgenommen worden, welche den Keim einer Streitigkeit in sich getragen hätte.

Wäre damals die Ansicht maßgebend gewesen, daß ohne eine selbständige Armee ein selbständiger ungarischer Staat nicht bestehen könnte, oder daß das später von der Gesetzgebung angenommene gemeinsame Wehrsystem den Interessen Ungarns und der Monarchie nicht am besten entspräche, so wäre jedenfalls der Versuch gemacht worden, ein besonderes ungarisches Heer zu schaffen. Gerade weil jedoch der Gedanke einer selbständigen Armee nicht nur nicht für wünschenswerth, sondern auch für entschieden gefährlich erachtet wurde, erschien es damals geboten, die Verwirklichung einer solchen Idee von Anfang an aus dem Ausgleichsprogramm auszuschließen. Graf Andrassy entwickelte die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Armee, indem er unter anderem in drastischer Weise die Nachtheile der doppelten Führung zweier Armeen darlegte. Die Anhänger der entgegengesetzten Auffassung führte er ad absurdum, indem er ihnen die Frage vorlegte, ob der an den Grenzen Siebenbürgens oder nahe an den Grenzen der Balkan-Halbinsel ansässige ungarische Unterthan, der sich bisher beruhigt fühlte, weil er gegen einen Angriff von außen nicht bloß auf die eigene Wehrkraft, sondern auch auf die gesammte Kriegsmacht des österreichischen Staates zählen konnte, einen Systemwechsel mit Freuden begrüßen würde, nach welchem er in Zukunft nur auf den bedingten Schutz einer Armee rechnen könnte, welche von der veränderlichen Stimmenmehrheit des österreichischen Parlamentes abhinge? Selbst wenn es aber gelungen wäre, den österreichischen Staat zur Annahme dieser Aenderung des bestehenden Wehrsystems zu bestimmen, wäre die weitere Schwierigkeit entstanden, daß die auf die Grundlage einer solchen wechselseitigen Vertheidigung gestellte Monarchie kaum einen Verbündeten finden würde, da kein fremder Staat seine Kriegsmacht unbedingt einer Monarchie gegenüber verpflichten würde, welche im gegebenen casus foederis erst auf die Berathungen der vier Kammern zweier Parlamente und

auf die wechselseitigen Verhandlungen zwischen denselben angewiesen wäre, ehe sie ihre eigene Kriegsmacht zu mobilisiren vermöchte. Durchaus zutreffend führte Graf Andrassy aus, daß Deutschland und Italien, welche mit der österreichisch-ungarischen Monarchie ein Bündniß geschlossen und unter bestimmten Voraussetzungen auf die gemeinsame Armee und die gesammte Kraft des Bundesgenossen gerechnet haben, ein auf zwei selbständige Armeen basirtes Wehrsystem als gleichwerthig nicht anerkennen würden, selbst wenn sie auf die Vertragstreue des ungarischen Reichstages in hohem Grade vertrauten. Die Widersacher der Tripel-Allianz werden es sicherlich wohl verstehen, wenn Graf Andrassy am Schlusse seiner bedeutsamen Rede der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß die österreichisch-ungarische Monarchie, frei von aller Prahlerei und allem Chauvinismus nach dem Beispiele des großen Kanzlers des verbündeten deutschen Reiches sagen könnte: „Auch die österreichisch-ungarische Monarchie fürchtet Niemanden als Gott — den aber hat eine Monarchie, welche nicht nach fremdem Gute Begehren trägt, sondern nur dasjenige bewahren will, was ihr eigen ist, nicht zu fürchten." Mit dem neuen Wehrgesetz ausgerüstet, hat die Bundesgenossenschaft Oesterreich-Ungarns in der That einen wesentlich gesteigerten Werth erhalten, so daß der europäische Frieden noch mehr befestigt erscheint, als es bereits vorher der Fall gewesen ist.

Dieser Frieden wird auch durch die jüngsten Vorgänge in Abessinien in keiner Weise gefährdet werden, falls daselbst die italienische Regierung nach dem Tode des Negus ihre Colonialpolitik schärfer betonen sollte. Der Conseilpräsident Crispi hat eine an die Regierung im Senate gerichtete Interpellation dahin beantwortet, daß er zwar die afrikanische Politik des Cabinets Depretis aufs Entschiedenste bekämpft habe, daß er aber als Minister die gegen seinen Wunsch und Willen vollzogenen Thatsachen nicht ungeschehen machen könnte, vielmehr mit ihnen rechnen müßte, zumal da das Parlament bei jeder Gelegenheit das Verharren Italiens in Afrika gefordert habe. Jedenfalls hat die italienische Regierung in Abessinien völlig freie Hand, eine Thatsache, welche jenseits der Alpen von den Gegnern der Tripel-Allianz beherzigt zu werden verdient, die immer von Neuem in Abrede stellten, daß Italien aus seiner gleichberechtigten Stellung im mitteleuropäischen Friedensbündnisse unmittelbaren Nutzen ziehen könnte.

Literarische Rundschau.

Eine Geschichte der Landwirthschaft und Preise in England.

A History of Agriculture and Prices in England, by James E. Thorold Rogers, Vol. I—VI. Oxford, Clarendon Press. 1866—1888.

Von Rogers' „Geschichte der Landwirthschaft und Preise in England" liegen nunmehr sechs Bände vor, welche die Zeit von 1259—1702 umfassen.

Bei dem Erscheinen der neuen Bände, fünf und sechs, haben wir vor Allem unserer Freude darüber Ausdruck zu leihen, daß dieses großartige Werk, ein Denkmal echten Gelehrtenfleißes, so stetig voranschreitet, und können gleichzeitig der berechtigten Hoffnung Raum geben, daß es in nicht allzu ferner Zeit abzuschließen, seinem verdienten Verfasser vergönnt sein möge und uns, dasselbe bald ganz zu besitzen.

Ein leuchtendes Beispiel, wie derartige historische Materialiensammlungen angelegt und gebraucht werden sollen, handelt es sich bei der Arbeit — jeder der sechs Bände ist 7—800 Seiten stark — wohl um die gewaltigste Monographie, die je geschrieben worden. Gerade wir Deutsche, die wir uns viel darauf zu Gute thun, die historische Methode auf die staatswissenschaftliche Literatur zuerst in umfassender Weise angewandt zu haben, müssen gestehen, daß wir auf dem ganzen Gebiete dieser Wissenschaft kein Werk von ähnlicher Bedeutung, Tüchtigkeit und meisterhaften Beherrschung des immensen Stoffes besitzen.

Wenn Rogers mit seiner Arbeit den Doctrinären in England den Beweis liefert, wie wichtig es ist, tief mit der Sonde in den wirthschaftlichen Organismus einzudringen, um seine Functionen und seine eventuelle Erkrankung zu erkennen, so wird gleichzeitig aber auch die englische sogenannte classische Schule mit einer gewissen Befriedigung auf das Werk hinweisen können, da die ganze Schilderung des Entwicklungsprocesses, wie Rogers sie gibt, einem Theil ihrer theoretisch gefundenen Hauptsätze, dieselben bestätigend, nachträglich zur Seite tritt.

In dieser Zeitschrift auch nur den Versuch einer Analyse des Ganzen machen zu wollen, scheint unmöglich. Um unseren Lesern aber eine Vorstellung von dem zu geben, was Alles in den gewichtigen Bänden Rogers' zu finden ist und zu finden sein wird, wollen wir wenigstens den Inhalt der beiden jüngsten, des fünften und des die Materialiensammlung zu diesem enthaltenden sechsten Bandes, in flüchtigen Zügen skizziren.

Mit der Mitte der Regierung Elisabeth's anhebend, umfaßt der fünfte Band der „Geschichte der Landwirthschaft und der Preise" die Periode bis zum Regierungsantritt Anna's. Zu Beginn dieser Periode war der britische Handel noch wenig entwickelt. Am Schlusse derselben besitzt England Handelsgesellschaften, welche Weltreiche beherrschen, steht die englische Bank in ihrer imponirenden Größe bereits fertig da, hat sich der Nationalreichthum in nie vorher geahnter Weise gehoben.

Rogers zeigt zur Erklärung dieser ungeheuren Entwicklung, wie das aus dem neuen Welttheil hereinströmende Edelmetall in der alten Welt wirkt, wie sich eine auffällige Erhöhung der Bodenrente herausstellt und die Bevölkerung mächtig anwächst; wie gleichzeitig aber der englische Arbeiter — und das ist die Kehrseite — trotz des gewaltigen Aufstrebens des Landes und trotz der gewaltig sich steigernden Capitalmasse leidet, immer weiter gedrückt wird und die sociale Frage zu keimen beginnt. Rogers glaubt diesbezüglich an eine directe Conspiration der regierenden Classen, welche die Gesetzgebung für sich auszunützen wissen; die Handhabe dazu bietet ihnen das Friedensrichteramt, in dessen ausschließlichen Besitz sie sich gesetzt haben. Gleichzeitig

aber stellt sich auch die nationalökonomische Theorie jener Zeit ihren Bestrebungen zur Verfügung. Behauptete doch King damals — ein Satz, der später in unendlichen Wiederholungen wiederkehrt — die Arbeiterclasse sei nicht im Stande, das Nationalvermögen zu vergrößern, sondern nur an demselben zu zehren!

Während dieser Zeit, im siebzehnten Jahrhundert, nahm die Landwirthschaft eine neue Gestalt an. Eine Reihe landwirthschaftlicher Schriftsteller, so Hartlib, Markham, Norden u. s. w. verbreitet Kenntniß einer verbesserten Bodencultur, und die namentlich unter Elisabeth einwandernden Niederländer lehren die intensivere Wirthschaft, die sie selbst schon seit langer Zeit bei sich praktisch geübt. Der Einfluß dieser Refugié's macht sich auch auf allen anderen Gebieten des werbenden Lebens bemerkbar. Von ihnen lernt England das Bankgeschäft, das Anleihewesen; sie sind die ersten Begründer des englischen Welthandels. Wenn die Landwirthschaft wächst, wenn mehr Bodenfrüchte erzeugt werden, so ist Platz für mehr Menschen, und wirklich war am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts die Volkszahl doppelt so groß als zu dessen Anfang. Weiter zeigt Rogers in interessantester Weise, wie sich während der von ihm behandelten Epoche die Einkommensverhältnisse verschieben. Die Rente des Grundeigenthümers steigt während des Jahrhunderts um 100 Procent, während andererseits der Arbeiter nicht mehr im Stande ist, das zu seiner Existenz nöthige Einkommen sich zu verschaffen. King berechnet, daß circa 85 000 Arbeiterfamilien in England bitterstem Mangel anheimgefallen seien; aber dem Grunde dieser Erscheinung nachzugehen, Mittel zu finden, um ihr entgegenzutreten, daran denkt damals Niemand. Man freut sich nur an der Zunahme des Capitals und nennt den Arbeiter als unproductiven Consumenten eine Last für den Staat: die Arbeiterclasse werde auf Kosten der reichen Minorität von dieser ernährt, behauptet Davenant.

Nachdem die Entwicklung des Geldwesens, des Handels und der Staatsfinanzen in eingehender Weise dargestellt worden, beginnt die eigentliche Geschichte der Preise. Vergleicht man die Periode von 1543—1582 mit der von 1583—1702, so stiegen die Preise

der vegetabilischen Nahrungsmittel um . .	166	Procent,
„ animalischen „ „ . .	184	„
„ licht- und wärmeerzeugenden Stoffe um	89	„
„ Leinenwaaren um	42	„
„ Waare aus Wolle um	46	„
„ Arbeitslöhne um	106	„

Wogegen während des achtzehnten Jahrhunderts das Preisniveau ziemlich dasselbe blieb.

Außerordentlich interessant ist ein Vergleich der Steigerung der Löhne mit der der Ausgaben für den nothwendigsten Lebensunterhalt, also mit der der Nahrungsmittel. Während z. B. von 1543—1582 die Löhne um 60 Procent stiegen, erhob sich der Preis des Weizens um 134 Procent. Von 1583—1702 hoben sich die Löhne um 106 Procent gegenüber einer Steigerung des Weizens abermals um 209 Procent.

Diese wenigen Zahlen zeigen bereits, wie ungünstig für den eigentlichen Arbeiterstand jene Preisverschiebungen sein mußten. Wenn aber Versuche gemacht wurden, jenem Stande zu Hülfe zu kommen, so wußten gerade die Großgrundbesitzer durch ihre Organe, die Friedensrichter, jede bezügliche Regung im Keime zu ersticken, und schließlich war es zu einem Axiom geworden, daß der Arbeiter sich auf den allernöthigsten Lebensunterhalt einzuschränken habe.

Schon diese Andeutungen werden genügen, um die Methode des Verfassers zu charakterisiren und zu zeigen, welch' außerordentlichen Werth sein Buch besitzt. Aus ihm springt überall der organische Charakter des wirthschaftlichen und politischen Lebens hervor; überall fallen scharfe Lichter auf die Wechselwirkung, in der das Eine mit dem Anderen steht. In Rogers' Buch sind auch, was die actuellen Fragen der Gegenwart angeht, wichtige Aufschlüsse zu finden. — Wir Deutsche müssen dem berühmten Engländer ebenso dankbar für seine nicht genug zu bewundernde Leistung sein, wie es die Nation sein wird, der er sie direct darbringt.

ρ. **Aus Studien-Mappen deutscher Meister.** Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Zehn Studienblätter in Lichtdruck von Adolf Menzel. Breslau, C. T. Wiskott. 1888.

Es ist schwer, in Worten auch nur anzudeuten, was Alles in diesen Blättern an Lebenswahrheit, geistiger Energie, technischer Vollendung enthalten ist. Es sind nur Skizzen oder Vorstudien, und doch darf jede dieser Zeichnungen als ein Werk für sich betrachtet werden, in welchem alle Qualitäten des Menzel'schen Genius zum Ausdruck kommen: sein scharfer, durchdringender Blick für das, was charakteristisch ist, die überlegene Kraft, die der geringsten seiner Schöpfungen den Stempel des Dauernden, Bleibenden und Unvergänglichen aufprägt, die Macht und Größe der Wirkung, welche mehr eine zwingende Gewalt übt, als eine sinnlich bestechende. Man hat auch bei den Porträts dieser Sammlung, Aquarell-Studien zu dem Königsberger Krönungsbilde, das Gefühl, als ob sie von irgend einem alten Meister herrührten. Man sieht das Moderne gleichsam unter dem Eindruck der historischen Ferne; wie Schadow und mehr noch Rauch den preußischen Waffenrock, so hat Menzel die preußische Staatsuniform zu einem Elemente der Kunst gemacht. Sein wuchtiger Humor kommt im ersten Blatt, einer „Scherzgabe des Künstlers für einen in seinem Atelier vergessenen und verloren gegangenen Damenhandschuh", seine Auffassung des Schönen in einem Frauenkopf des dritten Blattes zur Geltung, und alle, wenngleich nur in Kreide und Blei oder Tuschmanier hingeworfen, zeigen die mächtige Hand — ex ungue leonem. Die Reproduction ist vorzüglich, das einleitende Wort Lohmeyer's verständig und das Porträt Menzel's, welches den Deckel der Mappe schmückt, unverkennbar.

ω. **Kriegslehre und Kriegführung.** Von Keim, Major vom Nebenetat des Großen Generalstabs. Berlin, E. S. Mittler's Hofbuchhandlung. 1889.

In vorstehendem, nur achtundzwanzig Octavseiten umfassenden Schriftchen, welches an der Hand der Kriegsgeschichte von der Zeit des Großen Königs bis auf unsere Tage die Kriegslehre und Kriegführung behandelt, wird scharfsinnig der Beweis erbracht, daß es kein System gibt und nie ein System gegeben hat, welches den Sieg verbürgt; daß weder die lange Reihe geschulter Krieger noch die Weisheit des Exercierplatzes, sondern nur der mündig gewordene Geist es ist, welcher auf dem Schachbrette des Schlachtfeldes die Materie überwindet. Drei Dinge namentlich sind es, welche der Verfasser am Ausgange seiner Betrachtung als nothwendige Voraussetzungen des Erfolges bezeichnet: „Einheit, beziehungsweise Einheitlichkeit der Kriegshandlung, Einfachheit derselben und Energie der Kriegführung." Wenn man bedenkt, daß 1870 Deutschland die besondere Gunst zu Theil wurde, das einzige Land zu sein, welches die allgemeine Wehrpflicht und ein unvergleichlich waffenfrohes wie waffengeübtes Volk in den Dienst strengmonarchischer Führung und Gesinnung stellen konnte, dann wird es leicht, den ganzen Ernst des Autors zu verstehen, mit dem er vor Verflachung der Geister warnt und laut den Ruf zur Arbeit der Selbsterkenntniß und Selbstbildung erhebt, um auch heute noch den höheren Anforderungen gerecht werden zu können, welche die vergrößerten und besser bewaffneten Heere an die Führung stellen. Auch den Lesern dieser Zeitschrift möchten wir eine Schrift empfehlen, welche in der militärischen Welt des In- und Auslandes außergewöhnliches Aufsehen erregt hat.

ω. **Kriegerleben des Johann von Borke, 1806—1815.** Nach dessen Aufzeichnungen bearbeitet von von Leszczynski, Major vom Nebenetat des Großen Generalstabs. Berlin, E. S. Mittler's Hofbuchhandlung. 1888.

In gewandter, lichtvoller Darstellung ist dem Herausgeber die schwere Aufgabe gelungen, nach ungeordneten Blättern eines Tagebuchs, die, wie es scheint, während der Jahre 1806—1812 unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse niedergeschrieben wurden, einen werthvollen Beitrag über die Ursachen zu liefern, welche an der Unglücksscholle von Jena die Armee des Großen Königs scheitern ließen, und den preußischen Staat dem Rande des Abgrunds nahe rückten. Doch die Schrift gibt uns nicht nur ein treues Abbild der militärischen Zustände vor und nach der Katastrophe von 1806, sie behandelt auch den Krieg gegen Rußland und die Feldzüge von 1813 und 1815 von dem Standpunkte eines preußischen Officiers, der über ein scharfes Beobachtungsvermögen gebietet und dessen Aufzeichnungen daher wohl verdienen, gelesen zu werden.

γ. **Die Tiefsee und ihr Leben.** Nach den neuesten Quellen gemeinfaßlich dargestellt von William Marshall. Mit 4 Tontafeln und 114 Abbildungen im Text. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1888.

Wohl nur wenige Gebiete des menschlichen Wissens haben in der jüngsten Zeit eine so hervorragende Bereicherung erfahren, wie die Oceanographie, die Kenntniß des Meeres. Die Tiefseeforschungen, durch das praktische Bedürfniß bei Gelegenheit der ersten Kabellegungen veranlaßt und seitdem von fast allen seefahrenden gebildeten Nationen in größtem Umfange fortgesetzt, haben den betheiligten Wissenschaften eine ungeheure Menge von Stoff geliefert, und diese überraschenden Ergebnisse in gemeinverständlicher Darstellung dem gebildeten Laienpublicum zu übermitteln, hat der Verfasser in dem vorliegenden Werk unternommen. Der erste Theil macht den Leser mit der Chemie und Physik des Oceans, sowie mit den Apparaten und Instrumenten, welche bei den Tiefsee-Expeditionen angewendet werden, bekannt, während ihm im zweiten umfangreicheren Theil die seltsame Thierwelt der Tiefsee mit ihren bizarren Gestalten, in ihren, dem ungeheuren Drucke des Wassers angepaßten Lebensbedingungen, in fesselnden Schilderungen vorgeführt und in zahlreichen, vorzüglich gelungenen Abbildungen dargestellt wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Donna Elvira (Don Juan) als Kunstideal und in ihrer Verkörperung auf der Münchener Hofbühne von Felix Adelmann. München, Theodor Ackermann. 1888.

Allmers. — Fromm und Frei. Eine Ostergabe in religiösen Dichtungen von Hermann Allmers. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwarz). 1889.

Anzengruber. — Heimg'funden! Wiener Weihnachts-Comödie in drei Acten von Ludwig Anzengruber. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1889.

Arnold. — Novellen. Von Hans Arnold. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Aus Studien-Mappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer: Zehn Studien-Blätter in Lichtdruck von Adolf Menzel. Breslau, 1888 Verlag von C. T. Wiskott.

Baisch. — Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berather für Deutschlands Jungfrauen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von Amalie Baisch, geb. Marggraff. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889.

Bamberger. — Die Nachfolge Bismarck's. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1889.

Berliner Neudrucke. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger, Prof. Dr. B. A. Wagner und Dr. Georg Ellinger. Erste Serie.

III. Bd.: Nicolaus Peucker's Wolklingende Paucke (1650–75) und drei Singspiele Christian Reuter's (1703 und 1710). Herausgegeben von Georg Ellinger.

IV. Bd.: Musen und Grazien in der Mark (Gedichte von F. W. A. Schmidt). Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Braun. — In Fesseln. Ein Seelengemälde von Julius W. Braun. Berlin, F. Fontane. 1889.

Collins. — Das Lied von der Weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1889.

Delius. — Abhandlungen zu Shakspere von Nicolaus Delius. Billige Ausgabe. Berlin, Wiegandt & Schotte. 1889.

Die Gemälde-Galerie der Königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Herausgegeben von der General-Verwaltung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Donati. — Maestri e scolari nell' india brahmanica. Saggio di Girolamo Donati. Firenze, Le Monnier. 1889.

Ehrenberg. — Hamburg und Antwerpen seit dreihundert Jahren. Zwei Vorträge von Dr. Richard Ehrenberg. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung. 1889.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. V. Jhrg. Bd. 15: Satisfaction. Von Alexander Baron von Roberts. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Falke. — Aus dem weiten Reiche der Kunst. Auserwählte Aufsätze von Jakob von Falke. Zweite Aufl. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1889.

Gotthelf. — Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse par H. Gotthelf. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Heitmüller. — Blondel. Eine Aventiure von Ferdinand Heitmüller. Hamburg, Otto Meißner. 1889.

Herford. — Entstehungsgeschichte von Scheffel's Trompeter von Säckingen. Von E. Herford. Zürich, Schröter & Meyer. 1889.

Hoffmann. — Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Hutzler. — Im Bann der Liebe. Roman von Sarah Hutzler. Berlin, J. H. Schorer. 1889.

I trau mi nit recht. Ollahond Gspaßln vom olten Loisl. München, Theodor Ackermann. 1889.

Kuhlenbeck. — Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. Vorträge von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. München, Theodor Ackermann. 1888.

Lang. — Nix für unguat. Von Karl und Lotte Lang. München, Theodor Ackermann. 1889.

Mehalah. — Eine Erzählung aus den Marschen. Berlin, J. H. Schorer.

Minto. — The mediation of Ralph Hardelot. By William Minto. 3 vols. London, Macmillan and Co. 1888.

Nordische Bibliothek. Bd. II: Novellen, von Rudolf Schmidt. Deutsch von M. von Borch. Bd. III: Ein Besuch. Schauspiel in zwei Acten von Edgard Brandes. Deutsch von Julius Hoffory. Berlin, S. Fischer. 1889.

Orzeszko. — Zwei Erzählungen von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. Berlin, S. Fischer. 1889.

Panofka. — Stimmen und Sänger, oder Betrachtungen über die Stimmen und den Gesang. Von Heinrich Panofka. Aus dem Italienischen von Eduard Engel. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei-Act.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Parlow. — Bilder und Träume aus Spanien. Reiseerinnerungen von Hans Parlow. Leipzig, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winckler). 1889.

Riedl. — Scipio Africanus Minor. Ein Schauspiel in 5 Acten von Peter Riedel. Prag, J. G. Calve'sche Hofbuchhandlung 1889.

Rosenmund. — Aus dem Vermächtniß des Jahres 1888. Historisches und Politisches von Dr. Richard Rosenmund. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1889.

Sack. — Die Altjüdische Religion im Uebergange vom Bibelthum zum Talmudismus von Israel Sack. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1889.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Dritte Serie. Hft. 63: Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen. Von Dr. Heinrich von Wislocki. Hft. 64: Cavour. Von M. Bernardi. Hft. 65: Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. Von Carl Bezold. Hft. 66: Johann Jakob Dillenius. Sein Leben und Wirken. Von A. J. Schilling. Hft. 67: Die Quadratur des Zirkels in berufenen und unberufenen Köpfen. Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. H. Schubert. Hft. 68: Richard Wagner und die deutsche Sage. Von Dr. J. Nover. Hft. 69: Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit. Von Dr. Ferdinand Hoffmann. Hft. 70: Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten. Von Dr. W. Richter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. (vormals J. F. Richter). 1887.

Schack. — Geschichte der Normannen in Sicilien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889.

Schifkorn. — Vom deutschen Stamme. Roman von Ferdinand Schifkorn. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1889.

Seidl. — Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant. Von Dr. Arthur Seidl. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reiches und der Einzelstaaten (zugleich statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1889.

Steinhausen. — Geschichte des deutschen Briefes. Zur Culturgeschichte des deutschen Volkes. Von Dr. Georg Steinhausen. Erster Theil. Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandl. (Hermann Heyfelder). 1889.

Stinde. — Aus der geheimen Werkstatt der Natur. Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt, Wissenschaft und Leben. Von Julius Stinde. 1. Bändchen. 2. Aufl. Dresden, Hönsch & Tiesler. 1889.

Voß. — Dahiel, der Convertit. Roman von Richard Voß. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889.

Voß. — Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien von Richard Voß. Jena, Hermann Costenoble. 1888.

Vrchlicky. — Petry's Brautwerbung. Drama in vier Acten von Jaroslav Vrchlicky. Autor. Uebers. von Edmund Grün. Dresden, Verlag der Wochenschrift „Zum Zeitvertreib." 1889.

Wichert. — Das Grafenkind und andere Novellen. Von Ernst Wichert. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Zolling. — Der Klatsch. Ein Roman aus der Gesellschaft. Von Theophil Zolling. Leipzig, H. Häffel. 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer.

Eine Studentengeschichte
von
Hans Hopfen.

Ich muß als gewissenhafter Erzähler meine heutige Geschichte damit beginnen, zwei scheinbare Unrichtigkeiten, welche sich im obigen Titel eingenistet haben, nicht so fast zu berichtigen als vielmehr klar zu stellen.

Der brave junge Mann, aus dessen zukünftiger Biographie ich hier ein lustiges Capitel vorwegnehme, hieß nämlich mit seinem wirklichen Familiennamen nicht genau so wie der viel deklamirte Held der Uhland'schen Ballade, aber doch so ungefähr. Und weil er wohlgewachsen, von ragender Statur, ritterlichem Wesen, nicht gewöhnlicher Körperkraft und einiger Fechtkunst war, so daß man ihm besonders in seinen späteren Semestern bei Corpshatzen und dergleichen scharfen Vergnügungen ganz gern „auf die Feinde den ersten Schlag gönnte," weil er außerdem sich durch die im Corps Frankonia von Alters her nicht eben häufige, aber um so mehr geschätzte Eigenschaft ein Lied rein anzustimmen und gut durchzuführen hervorthat, so war ihm der classische Spitzname wie von selbst angeflogen und ist ihm geblieben, wann immer die Brüder, die gleiche Kappen mit ihm getragen haben, seiner in Freundschaft gedenken.

Schwieriger als diese eine scheint die andere Ungenauigkeit im Titel zu rechtfertigen. Der gute Taillefer war nämlich an jenem Tage, da diese denkwürdige Geschichte sich abspielt, nur noch in der Frühe wirklicher studiosus juris gewesen; er hatte zwischen Morgen und Nachmittag sein erstes juristisches Examen gemacht und dasselbe mit sieben gegen eine Stimme — die des meist schlecht aufgelegten Professors Uebelnehmer — also sehr gut bestanden, und es geziemte ihm von diesem Augenblick, von ein Uhr Nachmittag an mit allem Fug statt des bisherigen „Studiosus" der Titel eines „Rechtspraktikanten," was genau so viel sagen will wie anderswo der eines „Referendars."

Da er aber an diesem Tage durchaus noch nicht anders titulirt werden wollte, ja sich fest vornahm, denselbigen als den letzten seiner lieben und schönen Studentenzeit mit Bewußtsein auszukosten bis auf die Neige und ihn als solchen

nicht gewöhnlich zu feiern, so tituliren auch wir ihn noch so, wie ihn an jenem schönen Herbsttage — mit Ausnahme des glückwünschenden Pedells — alle Welt nannte. Und zwar mit noch etwas mehr Berechtigung.

Denn wäre es meinem lieben Corpsbruder Taillefer nicht eingefallen, diesen schönen Herbsttag als den letzten seiner Studentenzeit ausgiebig, eindringlich und nachhaltig zu feiern, so hätten wir von ihm diese Geschichte überhaupt nicht zu erzählen, welche sich aus jenem Entschluß und seiner Durchführung wie aus der Ursache die Folgerung ergab.

Nachdem also der bisherige Studiosus Taillefer mit dem zunächst erhebenden Bewußtsein einer wohlbestandenen Schlußprüfung und gelungenen Standeserhöhung, umringt von theilnehmenden Freunden, aus dem weißen Universitätsgebäude ins Freie getreten war, wo aus zwei monumentalen Springbrunnen die weißen Wasser plätschern, gab er den Glückwünschenden noch einmal die Hand und verfügte sich, mit jedem Schritt zu größerem Ernste geneigt, nach Hause.

Dort theilte er zunächst der wackeren Philisterin, die mit fast mütterlicher Sorge auf seine Heimkehr lauerte, das freudige Ergebniß des belohnten Fleißes mit und setzte seine Abreise auf den morgigen Abend fest, denn er war kein Münchner Kind, sondern am Rheine daheim, in der fröhlichen Pfalz, und dort wollte er auch den praktischen Staatsdienst kennen lernen und sich nach und nach zum zweiten und letzten Examen vorbereiten.

Nachdem diese baldige Abreise ebenso warm bedauert, wie die Ursache derselben, das wohlbestandene Examen, gepriesen worden war, blieb Taillefer allein. Er entledigte sich seines schwarzen Fracks und seiner weißen Halsbinde, stellte den schwarzen Cylinderhut in die Schachtel, schlang seine beiden Burschenbänder über die Brust und setzte die grüne Mütze nach der eben herrschenden Mode ziemlich weit zurück auf das kurzgeschorene lichtbraune Haar, das von mancher Narbe wie von willkürlichen unregelmäßigen Scheiteln durchkreuzt und durchquert war.

Eine flinke Droschke brachte ihn nach dem Telegraphenbüreau, von wo er seinen Blutsverwandten das freudige Ereigniß im Lapidarstil mittheilte. Dann ging's zu Fuß durch etliche schmale Gassen, an der Liebfrauenkirche, dem stolz aufragenden Wahrzeichen Münchens, das er nun bald nicht mehr sehen sollte, vorbei in die Weinkneipe, wo die Verbindung seit manchem Semester ihren regelmäßigen Mittagstisch hielt.

Allgemeiner Jubel und die herzlichsten Glückwünsche begrüßten den Freund. Aber die Mahlzeit war ihrem Ende nahe. Als es zwei Uhr schlug, brachen die Activen auf und verabschiedeten sich von Taillefer, der eben erst mit der Suppe fertig geworden war, der Hoffnung artigen Ausdruck gebend, daß er ihnen noch den ganzen Rest dieses letzten Tages seiner Studentenzeit widmen werde. Der jüngste Philister sagte das als selbstverständlich zu und daß er, sobald sein Couvert abgegessen sei, die Corpsbrüder im Kaffeehause einholen werde.

Er war hungrig und durstig und das mit Fug und Recht, denn er hatte vor dem Examen kaum etwas zu sich nehmen mögen, und die überstandene Aufregung machte sich nunmehr in ungeheuerem Appetit fühlbar.

Darum hantirte er schon emsig mit Messer und Gabel, während sich das Speisezimmer langsam leerte. Ihrer fünfe von den Inactiven, würdige Leute

in älteren Semestern, mit denen Taillefer den größten Theil der goldenen Jahre zusammengelebt und gestrebt hatte, leisteten ihm, obwohl auch sie abgegessen hatten, Gesellschaft. Man konnte ihn doch nicht so allein vor seinem Teller sitzen lassen, den braven Kerl, der heute genug geplagt worden, und dessen Bedürfniß, sich auszusprechen, noch reger als gewöhnlich war.

Das Mittagessen konnte man ihm zu liebe nicht noch einmal von vorn anfangen, aber daß man auf sein Wohl, auf den Abschluß des alten, auf den Beginn des neuen Lebens ein und anderes Glas Wein mit ihm trank, das verstand sich erst recht von selber.

Und nicht etwa der alltägliche Schoppen Landwein, sondern was für gewöhnlich nicht gestattet ist, Wein in Flaschen, guter ehrenwerther Rheinwein, die Blume der Pfalz gehörte heut auf den Tisch. Taillefer hatte einen feinen Trunk verdient und sollte ihn haben! Am letzten Tage seiner Burschenherrlichkeit sollte nicht gespart werden und war auch nicht nöthig.

Es waren unerschrockene, sachverständige, ausgepichte Rheinweinkehlen, die an dem kleinen Tisch, rund um den Taillefer herum, Platz genommen hatten, einige davon, wie er selber, in nächster Nachbarschaft der theuren Reben geboren und erzogen. Eine Flasche mehr that ihnen noch nichts an. Der Gefeierte war auch nie aus der Uebung gekommen und konnte, wie man zu sagen pflegt, „einen gehörigen Stiefel vertragen“.

Allein es ist eine alte Erfahrung, daß es nicht bloß auf das ankommt, was man trinkt, sondern ungleich mehr auf die Gemüthsverfassung, in der getrunken wird. Gelassene Leute mit unbewegten Herzen können sich ein gut Theil mehr des süßen Sorgenbrechers gönnen, als andere, die in leidenschaftlicher Erregung das Glas zur Hand nehmen. Der Mensch im Aerger, im Zorn, in Liebesnoth, in Eifersucht, und auch unmittelbar nach anderer ausgestandener Gemüthsbewegung soll sich der Mäßigkeit befleißigen, obschon auch wieder die Erfahrung lehrt, daß man gerade in solchem Zustande geneigter als sonst ist, ein Fläschchen über den Durst zu leeren. Leidenschaft und Aufregung sind an sich schon dem Rausch verwandt, und Gleich und Gleich gesellt sich gern.

So mag es auch dem sonst so sicheren Taillefer nicht verdacht werden, daß er nach der Anspannung, Erwartung, Besorgniß und Freude des Vormittags und dann ganz durchgerüttelt von dem wachsenden Bewußtsein des Abschieds von Allem, was ihm in vier Jahren ans Herz und über den Kopf gewachsen war, daß er in dieser gar außergewöhnlichen Verfassung und tiefgreifenden Stimmung dem Geiste firnen Weines mehr Angriffsfläche bot als sonst und davon in Reden und Gebahren auch etwas deutlicher Zeugniß ablegte als seine sonst nicht standhafteren Freunde, die aber, trotz der persönlichen Theilnahme an seinem Geschick, mit ruhigerer Seele sich einschenkten und austranken, da sie von dem ersehnt-verwünschten Tage, an welchem es galt, von dem freien glorreichen herrlichen Burschenleben Abschied zu nehmen, noch eine nicht auf Tag und Woche genau bestimmte Galgenfrist trennte.

Nicht etwa, daß ein Mann wie Taillefer betrunken vom Mittagstisch aufgestanden wäre! O, bitte, weit entfernt davon! Aber strohnüchtern war er auch nicht mehr. Er hatte mit allem Anstand so einen kleinen Zacken weg ... oder

wie soll ich mich gleich ausdrücken . . . eben jene seltsam wachsende Mischung von Rührung und Uebermuth, für welche der Deutsche unzählige bildliche Namen hat, darunter ich aber in der Eile keinen finde, welchen mir meine mit Recht verehrten Kritiker ungerügt als zur höheren Schriftsprache gehörig hingehen lassen möchten.

Ueberdies werde ich mich bei der lobenswerthen, aber eminenten Höflichkeit, die jetzo in studentischen Kreisen herrscht, wohl hüten, einem meiner lieben Corpsbrüder nachzusagen, daß er betrunken gewesen wäre! Mit nichten! Herr Taillefer war, als die Glocke plötzlich viere schlug und alle Tischgenossen wie mit einem Ruck in die Höhe fuhren, denn zum Beginn des feierlichen Convents, in welchem der nunmehrige Rechtspractikant zum A. H. (alten Herrn) erklärt werden sollte, durften nur noch knappe fünfzehn Minuten verfließen, er war nur, wie gesagt, mehr als sonst zur Rührung geneigt und zum Uebermuth auch.

Zunächst kam nur die Rührung zum Wort, die aber mit aller Wucht. Wem auch griffe es nicht zum Herzen, aus dem rühmlichen Verbande streitbarer Jugend, dem man vier Jahre lang, dem man vielleicht die schönsten vier Jahre seines Lebens treu und innig angehört und diese Angehörigkeit mit seinem und Anderer Blut oft genug bekräftigt hat, so in aller Feierlichkeit entlassen zu werden, vom theueren Ganzen und von jedem einzelnen Mitglied Abschied zu nehmen! Da gewinnen die oft gesungenen, oft gehörten Strophen des schönen Liedes eine vordem ungeahnte persönliche Bedeutung:

Du alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden!
Nie kehrst du wieder gold'ne Zeit,
So frei, so ungebunden!
Vergebens späht mein Aug' umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr!
O jerum jerum jerum
O quae mutatio rerum!

Man sieht ins Philisterthum hinein, wie in einen finsteren Schlund voll Büreaus, Kanzleien, Krankenhäusern, Laboratorien und Gefängnissen, zwischen denen die freie Seele keinen Schlupfwinkel mehr findet und keinen Ausweg. Man schaudert. Man bebt zurück und will sich noch einmal an die Brust der alma mater werfen, wo sich's vier Jahre lang so gut geruht und geschwelgt hat; aber sie zeigt im selben Augenblick auch schon ein anderes ernstes, fremdes Gesicht und, wenn auch noch voll Güte in Blick und Wort, sie weist dich doch unerbittlich fort und schlägt vor dem Rückverlangenden die Thüre der Vergangenheit zu wie die Pforte des verscherzten Paradieses; denn du hast vom Baume des Wissens gerade so viel gegessen, als nothwendig war, um aus dem Zustand sorgloser Herrlichkeit entlassen zu werden in die rauhe Welt, darin man sein Brot im Schweiße des Angesichts zu verdienen hat, und oft genug nicht einmal weiß, wie man das anfangen soll trotz Muth und Fleiß und Zeugniß und Diplom.

Der Senior der Verbindung hatte überdies die Worte so zu finden und zu setzen verstanden, daß sie jedem geradezu ans Herz gingen, was Wunder, daß dem alten Fechter die Augen voll Wasser standen, da er jenem und dann jedem anderen Mitglied des engeren Verbandes die Hand zum Abschied reichte.

Je nun, bemoostes Haupt, Alles geht vorüber! Auch der feierliche Burschenconvent, welcher auf der seit Jahren immer schöner ausgestalteten Kneipe abgehalten worden, war zu Ende. Langsam, schweigend ging man die Treppe hinab und sammelte sich auf der Straße noch einmal um den nunmehrigen „alten Herrn".

Droben hinter geschlossenen Fenstern, war es sehr schwül gewesen. Wenigstens war es dem Gefeierten so vorgekommen. Hier im Freien war es kühl, überraschend kühl, und die frische wehende Luft blies ihn für einen Augenblick wie Schwindel an, so daß er unwillkürlich den starken Arm des ihm zunächst stehenden zweiten Chargirten ergriff und sich an ihm fest hielt, während er die Augen schloß, bis die Anwandlung, es drehe sich Alles mit ihm herum, vorüberging.

Was nun? Taillefer wollte zunächst nach dem Kaffeehause, wo die Füchse, die jungen Leute im ersten und zweiten Semester, die noch nicht im Burschenconvent saßen, seiner harrten, die Zukunft und Blüthe des Corps, von der er doch auch und von jedem Einzelnen für sich Abschied nehmen wollte. Der Jahrgang war gut gerathen; es waren vielversprechende Kerle darunter und gar nicht wenig, über ein Dutzend.

Ja, das Verbindungswesen stand wieder in hohem Flor. Vor acht Semestern, da Taillefer eingesprungen, war die ganze Couleur nicht so stark gewesen, wie jetzt der Renoncenconvent allein. Damals hieß es fest und alleweil auf dem Posten sein, und manches Opfer durfte nicht gescheut werden. Jetzt hatten's die jungen Leute leichter! O ja! Aber damals war doch eine herrliche Zeit! Wenn er an damals dachte . . . da überkam ihn die Rührung so stark, daß sie ihn beinah ins Wasser warf.

Dicht vor den Fenstern der Kneipe, nur durch eine schmale Straße, welche lediglich für Fußgänger zu betreten ist, von ihr getrennt, rinnt mit vernehmlichem Brausen ein breiter Mühlbach vorbei, ein abgeleiteter Isararm, ehemals die Grenze der Stadt Heinrich's des Löwen und ihrer ältesten Befestigung Wassergraben, den nun im weiteren Verlauf die Straße überbrückt, während er sich unter einen Bretterverschlag verliert, der bereits zur Hofpfisterei gehört — Pfister aus dem lateinischen Pistor, der Bäcker — also zur Hofbäckerei.

Beim Murmeln und Tosen des dahinschießenden Wassers gingen dem gerührten Musensohn die Lenau'schen Verse durch den Kopf:

Sahst du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu seh'n,
Wo Alles wogt und schwindet.

Er stützte sich von der Hand bis zum Ellenbogen aufs Geländer und sah hinab, wie die stahlgrauen Wasser dahergeschossen kamen und vorüberwogten und schwanden, und er fand, daß ihm dieser Anblick wohlthat und die Wogen in seinen Adern glättete und verlangsamte.

Die Anderen gingen derweilen nach dem nahen Kaffee Maximilian in der gleichnamigen Straße. Nur der zweite Chargirte, den er noch fest mit der anderen Hand am Arm hielt, war bei ihm verblieben und wartete würdevoll und geduldig, bis das alte Haus neben ihm den weiß Gott oft genug genossenen Anblick des Pfisterbaches satt haben möchte.

Es dauerte etwas lange, doch wagte er ihn nicht mit ungeduldigen Worten zu stören. Er wollte gerechter Rührung ihr Medicament nicht verkümmern. Nur zuweilen sah er verstohlen, um ja nicht aufdringlich zu erscheinen, das sanft nickende Haupt des Nachbars an. Der bemerkte es nicht, er war so ganz mit dem Wasser beschäftigt. Der Student neigte sich weiter vor, guckte genauer, guckte dreister zu und schrie auf einmal: „Aber Mensch, Du schläfst ja im Stehn!"

Taillefer hob das Haupt mit einem Ruck jäh in die Höhe, sah den Waffenwaibel mit großen Augen an und antwortete mild lächelnd: „Es hat mich so überkommen . . . nur einen Augenblick . . . es liegt doch ein eigener Zauber, eine seltsame Anziehungskraft, etwas alle Sinne gefangen Nehmendes im fließenden Wasser! Nicht wahr?"

Der ragende baumstarke Mensch zuckte mit den breiten Schultern; er wollte höflich, wie er nun einmal war, nicht geradezu widersprechen, aber die Studien, welche er bislang auf Flüssigkeit verwendet, hatten offenbar sich mit dem Wasser wenig oder gar nicht beschäftigt. Dem edlen Taillefer genügte diese stumme Antwort auch, denn er war bereits auf einen anderen Gedanken verfallen, der seinen Willen ganz und gar gefangen nahm. Er wollte den lieben Füchsen etwas zum Andenken mitbringen, nur eine Kleinigkeit, einen Scherz, nicht viel mehr als nichts, aber doch so viel, daran sie erkennen müßten, daß er an sie gedacht habe.

„Schon gut! Aber was nur gleich? Vom Mühlbach bis zum Kaffeehause finden sich keine Läden, nur Wirthshäuser, und etwa fliegende Geschäfte, wo man Käse, Rettige, kalten Aufschnitt und derlei Imbiß kaufen kann".

„Oho, da bist Du, mit Verlaub, im Irrthum. Ich kenne mein München und die nächste Umgebung der Corpskneipe doch besser!"

„Zum Beispiel?"

„Da hier! Ich habe nur die Hand auszustrecken, um die Klinke eines ganz berühmten Ladens zu fassen. Brauchst nicht weiter zu gehen. Hier, hier, rechts die Ecke!"

Taillefer drehte bereits die Klinke. Der lange Consenior hatte nur noch Zeit, den Kopf ins Genick zu legen, um über der Thüre, da er eintrat, vom schwarzen Schilde die gelben Lettern zu lesen, die da sagten „Hofpfisterei", und der wohlige gesunde Geruch von frischem Brot und stäubendem Mehl umfing sie beide.

Die „Hofpfisterei", von den Studenten gewöhnlich Hofphilisterei geheißen, ist ein kleines einstöckiges Eckhaus mit weitläufigeren Hintergebäuden, in dessen Erdgeschoß sich der enge, aber allbekannte und bestrenommirte Brotladen befindet. Aus den Fenstern des Oberstocks guckten vor Zeiten zwei bildhübsche Mädchengesichter schelmisch und vergnügt auf die nach Hofbräuhaus oder Kneipe pilgernden Herrn Studiosen herab, von denen keiner versäumte, die Augen nach den schmucken Bäckerstöchtern zu erheben, mit den Gesichtern wie Milch und Blut und den wohlgeflochtenen Haaren so blond wie ihre Semmeln.

Das ist lange her; die damals kaum flüggen Mägdelein sind ehrbar gewichtige Mütter geworden, haben selber Töchter, aber anderswo, und aus dem ersten Stock der Hofphilisterei gucken keine hübschen Köpfchen mehr heraus; aber der Ruhm

der Semmeln des Erdgeschosses ist geblieben, und dieser mochte, weiß Gott wie, auch zu Taillefer's Ohren einmal gedrungen sein und ihm die etwas überraschende Idee eingegeben haben, das Rudel Füchse mit Weißbroden zu tractiren, wonach sie aller Wahrscheinlichkeit in dieser Stunde nicht das geringste Verlangen trugen.

Der geduldige Begleiter versuchte auch zunächst, ihm das wunderliche Vorhaben auszureden; aber obschon er dies mit der bekannten tadellosen Höflichkeit und noch dazu in seiner schönen, sanften hannöverschen Sprechweise that, darin Alles zarter und vorsichtiger klingt als in südlicheren Dialekten, den Aufgeregten reizte der Widerspruch denn doch.

Er sah schlechterdings nicht ein, warum er den armen Füchsen — auch der Gedanke an das übermüthige Volk machte ihn heute weich — er sah nicht ein, warum er ihnen keine Semmeln aufs Kaffeehaus bringen sollte. Weißbrot ist nahrhaft, gesund, wohlschmeckend, schön von Gestalt und hat einen zarten Wohlgeruch, den der gute Mensch nicht genug preisen konnte. Etwa weil es auf dem Kaffeehause genug solchen Weizenbrotes gäbe? . . . Solchen nicht, Brote von solcher Güte nicht! Die gab's überhaupt nicht zum zweiten Male an einem anderen Orte der bewohnten Welt! Erst recht gerade diese sollten die armen Füchse haben!

Wie viele waren es doch, die im Renoncenconvent saßen?

Der Mann aus Hannover wunderte sich nun doch ein wenig, wie einer das vergessen könnte, aber er sagte nichts als das einsilbige Wort: Zwölf!

„Also bitte, zwölf Semmeln, aber die schönsten! Ich will sie mir selbst aussuchen."

„A was net noch!" erwiderte die dralle Verkäuferin, der die ganze Verhandlung schon zu lange dauerte, und die den Leuten mit bunten Mützen auf dem Kopfe ohnehin nicht recht traute, ob es am Ende nicht bloß auf eine Fopperei abgesehen sei. Sie deckte ihre Waare vor fremder Berührung und fuhr herben Tones fort: „Bis zwölfe kann i alloanig zählen, da braucht's koa Hilf net! Und überhaupt is da nix zum Aussuchen, denn es is bereits eine wie die andere. Se, da hab'n Sie's! Zwoa, viere . . . achte . . . elfe, zwölfe!"

Taillefer scharrte lächelnd die Brote zu sich heran. Dann griff er sich rasch eines heraus, brach es entzwei, steckte die Nase dazwischen und athmete tief auf vor Vergnügen. Ihm war, als säh' er weite Felder voll nickender Aehren im Sonnenschein glänzen, dazwischen rothe Mohn- und blaue Kornblumen lieblich grüßten; ihm war, als hört' er im kühlen Grunde die Mühlräder gehen und auf hallender Tenne die Müllerburschen jodeln und springen, daß der weiße Mehlstaub über ihren Köpfen in die blaue Luft wirbelte. . . .

Da widerstehe wer kann den Gelüsten! Taillefer biß resolut in das Brötchen in seiner Hand und sagte kauend: „Excellent! schneidiges Brot!"

Im nächsten Augenblick aber besann er sich und sagte: „Ach, verzeihe, daß ich Dir nicht zuerst angeboten habe! Bitte, bediene Dich!"

Der Andere dankte verbindlichst. Allein sein ebenso artiges wie entschiedenes Weigern half ihm ganz und gar nichts. Taillefer drückte ihm mit sanfter Gewalt

eines der frischen Brote in die Hände und ruhte nicht mit Bitten und Schmeicheln, bis jener es brach und zum Munde führte.

Der lange Hannoveraner dachte, es wäre wohl das Klügste, dem wunderlichen Kauz heut seinen Willen zu lassen. Daran that er vielleicht nicht recht. Denn Taillefer fand solches Gefallen daran, wie er den Andern essen sah, daß in diesem Augenblick wohl der wunderliche Vorsatz in ihm entstand, auch die anderen nicht nur zu beschenken, sondern durchaus auch ihr Geschenk verzehren zu sehen.

Und auch das brachte den fröhlichen Geber auf einen neuen Einfall, daß der Consenior, sich die Brotkrümchen nunmehr aus dem kleinen Schnauzbart streichend, lächelnd bemerkte: „Nun sind es aber gar nicht mehr zwölf Semmeln!"

„Richtig! nach Adam Riese nur mehr zehne! Ich bitte daher um noch zwei! . . . Nein, nicht nur zwei! Warum sollen denn die Herren Füchse allein so gutes Weißbrot essen und die älteren Leute nicht! Ich will fünfundzwanzig, oder runden wir lieber das Sümmchen ab und sagen: ich will gleich dreißig Semmeln haben. Wollen Sie mir also gefälligst dreißig Semmeln verabreichen, Frau!"

Die Angeredete, deren Sinn für Höflichkeit durchaus nicht so wohl ausgebildet war, wie der ihres gegenüberstehenden Käufers, die vielmehr an kurzes glattes kleines Geschäft gewöhnt war und über den seltsamen Reden Taillefer's Geduld und Zutrauen verlor, meinte es sich selbst schuldig zu sein, ihren Standpunkt zu wahren.

„Jetza wird's mir aber schon z' dumm!" rief sie. „Sollten sich schon schämen so gebildete, gestudierte Herren, an' alte Frau zum Narren z' haben! Da reißet ja an' Engel der Geduldsfaden!"

Mit einem energischen Ruck ihres Unterarmes schob sie sämmtliche Brote vor Taillefer hinweg und, indem sie dieselben mit heftiger Hand in den Korb zurückwarf, schrie sie: „Wegen so an' paar Semmeln, wegen so an' paar Gröscherln wird man sich a halbe Stund hinstellen, wie an angemalter Aff, und sich umreden lassen! Da müßt' mein Herz a Narr sein! Fallt mir nit ein! Entweder sagen S' jetzt wie ein vernünftiger Mensch, was Sie wollen, oder machen S', daß S' nauskommen beim Thürl und das glei(ch)!"

Je mehr die alte Brotverkäuferin in Zorn gerieth, desto ruhiger, theilnahmsärmer, vornehmer wurde Taillefer's Gesicht. Er spitzte die Lippen, drückte die Augen halb zu und sprach in einem leisen, aber unanfechtbaren Hochdeutsch, als wär' er wie sein Genosse dicht hinter Celle geboren worden: „Was belieben die gute Frau von einem Paar Semmeln zu bemerken? Dreißig Semmeln sind doch kein Paar! Wenn Ihnen dreißig Semmeln nicht genug sind, dann geben Sie mir fünfzig! Fünfzig sind hoffentlich kein Paar! Also bitte fünfzig! aber rasch!"

„Was thaten denn Sie mit fufzig Semmeln? Hören's auf!" brummelte die Alte, zählte aber doch die Stücke im nächsten Korb und warf aus einem andern noch etliche dazu.

„Was ich damit mache, liebes Frauchen, das ist meine Sache! Zählen Sie fünfzig ab und machen sich gefälligst bezahlt!"

Er legte einen Thaler auf das Brett, die Alte vervollständigte erst die gewünschte Anzahl und gab dann, leise mit den Lippen rechnend, Kleingeld heraus, während Taillefer fragte: „Haben Sie Jemand, der mir die Semmeln bringen kann?"

„Ja, an' Mohren und an' Läufer, wie's halt in einem Bäckerlad'l der Brauch is!" antwortete spöttisch die ärgerliche Frau, die es ihrem Schicksal ordentlich verdachte, daß sie Jedem, der fünf Pfennige in die Hand nahm, Red' und Antwort stehen mußte, auch wo sie ihm lieber ein paar altbackene, steinharte „Mauerfizeln" an den Hirnkasten geworfen hätte.

„Na, denn nicht!" versetzte Taillefer und drehte sich um, ohne den mächtigen Papiersack, welcher vor ihn auf die Ladenpudel gepflanzt worden war, zu berühren.

Daß Jemand mit der grünen Mütze auf dem Kopf einen Packen und vollends von der Größe jenes Weißbrotvorrathes über die Straße trüge, kann ja gar nicht gedacht werden. Zum Glück fanden die Beiden, kaum daß sie aus dem Lädchen auf die Straße traten, einen Dienstmann, der eben im Begriff war, sich, seines Tagewerks müde, nach dem Hofbräuhause zu schleichen. Derselbe wurde mit den Kunstwerken der Hofpfisterei beladen und trug sie hocherhobenen Hauptes — das reichlich erflossene Trinkgeld stärkte seinen Muth — auf steifen Armen vor den beiden Studenten her nach dem großen Kaffee in der Maximiliansstraße.

Das ist, wie männiglich bekannt, ein weiter wohlgeordneter Raum, in dem viele und vielerlei Menschen Platz haben und Platz finden, Einheimische und Fremde, Hungrige und Durstige, Biertrinker und Kaffeeschlürfer, Billardspieler und Zeitungsleser, Alte und Junge, nicht zum wenigsten Künstler vom gegenüberliegenden Hof- und Nationaltheater, dann Leute mit rothen Bädekern unterm Arm und vor Allem Studenten.

Drei Corps haben hier ihr Standquartier, wo sie zu gewissen Zeiten sicher zu finden sind, wo sie ihre Briefe und Nachrichten, auch Kartellträger und „Bestimmungen" in Empfang nehmen. Tritt man in der zweiten Nachmittagsstunde dort ein, so wimmelt es einem vor den Augen von dunkelgrünen, hellgrünen und violetten Mützen, und der Menschenfreund hat seine Freude an dieser Fülle fröhlicher jugendlicher Gestalten.

Dazwischen hört man das Knallen der Billardbälle, das Klirren der Kaffeelöffel, das Geschwirre der Männerstimmen, das Rauschen der Zeitungsblätter, aus denen ab und zu sich ein nachdenkliches, von Sorgen der Politik oder des Handels und Wandels überzogenes Gesicht heraushebt, um, für eine Sekunde nur, mit verwunderten Augen auf die junge rührige Welt rund um zu blicken, die sich den lichten Tag noch nicht mit wirthschaftlichen und Parteifragen verderben mag, und dann wieder in seine Maculatur unterzutauchen.

Taillefer ward natürlich mit freudiger Bewegung empfangen. Alles erhob sich, Alles fragte, wo er denn so lange geblieben wäre, und insbesondere das Rudel Füchse drängte sich um ihn, denn sie hatten ihn ja kaum zwischen ihrem Käse und seiner Suppe flüchtig gesehen und ihm noch gar nicht so recht von Herzen zum glorreich bestandenen Examen gratuliren können.

„Kinder, ich hab' auch Euch Allen etwas mitgebracht!“ begann der Neuangekommene seine Rede. „Nur was Unbedeutendes, aber mit Liebe, und Ihr werdet mir nicht die Schande anthun, die Annahme zu verweigern. Also ich bitte, sich freundlichst zu bedienen . . . frisch aus dem Backofen . . . feinste Waare . . . Eigenbau der Hofpfisterei . . . Wohl bekomm's!“

Er theilte jedem eine Gabe, den Burschen wie den Füchsen, den Activen wie den Inactiven und den Mitkneipanten. Sie mußten alle heran an seine Brote und durfte keiner sich weigern, wenn er, der es so gut gemeint hatte, das nicht übel nehmen sollte, und das gar heute an diesem feierlichen Tage seines Abschieds.

Nein, das brachte keiner übers Herz. Keiner wollte den lieben Kerl, war's auch eine komische Zumuthung, durch Zurückweisung kränken. So entstand ein allgemeines Kauen um den langen Tisch am großen Fenster rechts der Thüre und, da Einer den Andern aufmunterte, Einer am Andern seinen Spaß fand, auch eine allgemeine Heiterkeit, in der mancher Scherz gedieh und manches lustige Wort noch mehr zum Lachen reizte.

Nun waren ihrer etliche, die Taillefer in dieser Stimmung und Laune eine Freude zu machen meinten, wenn sie ein zweites Brötchen von ihm begehrten. Aber diejenigen irrten sich. Sie errietheh des Wackeren Absichten und Gedanken durchaus nicht. Gab er Einem zwei Semmeln, dann hätte die Symmetrie seiner Wünsche nothwendiger Weise darauf dringen müssen, daß auch ein Jeder zwei Semmeln verzehre, Einer wie der Andere. Ganz abgesehen davon aber, daß dazu der Vorrath nicht einmal gereicht hätte und Taillefer selber gar nicht lüstern war ein zweites, trockenes Brot aus freier Hand ohne helfendes Getränk hinunterzuwürgen, es hätte auch den Spaß überladen und damit verdorben.

Darum nein, Jedem eins und Keinem mehr! Und das war gut!

Und doch auch wieder nicht so ganz gut. Denn als nun nachgezählt wurde, fand sich, daß gerade einunddreißig Semmeln ausgetheilt und aufgegessen und deren neunzehn im Papier verblieben waren.

Taillefer steckte den Kopf in die Oeffnung der Riesendüte. Es waren lauter schöne, wohlriechende, den bereits ehrenvoll verzehrten Schwestern ebenbürtige Exemplare; sie verdienten keine Zurücksetzung, und ihr Eigenthümer war durchaus nicht gesonnen, sie ungenützt verkommen oder altbacken werden zu lassen. Mit nichten!

Aber was mit ihnen anfangen?

Je nun, da sah er vor sich mit lächelnden Mienen die Mali, die Resi und Grethi herumwirthschaften, die guten, emsigen, gar nicht üblen Geschöpfe, die ihm so oft die Tasse Kaffee, so manches Glas Bier und so manches gelungene Abendessen gebracht hatten. Die braven Dinger sollten auch jedes eine Semmel kriegen, und sie kriegten sie, und sie aßen sie und zwar mit beschleunigter Kinnbackenbewegung, denn der Dienst duldete keine Verzögerung, aber, ehe Taillefer's Gebot willfahrt worden, hätte man die also Ausgezeichneten nicht losgelassen.

„Heilige Muatta Anna, i verschlick mi, meiner Seel!“ rief die dicke Resi und fing an jämmerlich zu husten, denn ein Stückchen Kruste war ihr in die unrechte Kehle gerathen; aber die zierliche Mali und die lange Grethi klopften ihr

mit so wirkungsvoll vereinten Kräften aufs Rückgrat, daß jene alsbald genas und wieder mit Kannen in Händen an ihr kaum unterbrochenes Tagewerk ging.

Alles gut, aber Taillefer hatte noch immer sechzehn ungegessene Semmeln, und das wurmte ihn, das däuchte ihn unerträglich.

Er sah über die Häupter der Freunde weg rund um. Der anderen bunten Mützen waren um diese vorgerückte Stunde nur wenige mehr hier zu sehen. Nur ein ehemaliger Senior eines der durchaus nicht befreundeten Corps, die mit uns dasselbe Kaffeehaus benützten, spielte drüben mit einem seiner Füchse Billard.

Es war auch schon ein altes Haus, das noch, ehe die Blätter dieses Jahres von den Bäumen säuseln würden, ins Examen mußte. Taillefer hatte ihn nie geliebt. Er trug von ihm einen sechs Zoll langen „Riegel" auf der Terzseite, der andere von ihm zwei nicht eben kürzere auf der Quartseite, kleinerer Schmisse hüben und drüben nicht zu gedenken. Aber Taillefer sagte sich, daß Jener trotzdem ein ganzer Kerl, ein „eminenter Corpsstudent", eine Säule seiner Verbindung gewesen sei, und es kam ihm vor, als sollt' er von ihm, wie von dem Repräsentanten aller derer braven Burschen, die eben nicht vom gleichen Bande umschlungen gewesen waren, das ihrige aber in Ehren getragen hatten, gleichfalls gerührten Abschied nehmen.

Man machte Einwendungen, als der Vorsatz laut wurde; allein Taillefer war heute nicht zu halten. Was er sich in den Kopf setzte, mußte sofort ausgeführt werden.

„Entschuldigen Sie, Herr Rosenhöfer, daß ich Sie für einen Augenblick im Spiele störe!"

„Ich bitte, Herr Taillefer, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich habe heute mein Examen bestanden . . ."

„Ich hörte davon und wünsche Ihnen Glück dazu."

„Ich danke verbindlichst. . . . Ich werde morgen unser geliebtes München verlassen. Ich wünsche von Ihnen als von einem Manne, den ich immer als einen echten Corpsstudenten hochgeachtet habe, Abschied zu nehmen. Ich bitte Sie deß zum Zeichen eines dieser kleinen Weißbrote zu wählen und freundlichst von mir anzunehmen. . . ."

Der Angeredete wußte eine Sekunde lang nicht recht, ob diese wunderlichen, wenn auch sehr höflich vorgebrachten Worte wirklich eine Artigkeit oder aber vielmehr die spöttische Einleitung zu einer unzeitgemäßen Herausforderung sein wollten; indessen der Kundige merkte alsbald, was echt an der Sache, und dazu, daß unter Taillefer's Haar heute Nachmittag nicht Alles mehr so ganz in Ordnung war, wie heute Morgen, da er das Lob der Weisen geerntet hatte.

Den letzten Zweifel mußten auch die nun folgenden Worte zerstören. „Nehmen Sie meine Bitte nicht anders auf, als sie von Herzen gegeben wird, Herr Rosenhöfer! Ich brauche wohl nur zu sagen, daß ich von meinen sämmtlichen Corpsbrüdern in derselben Weise Abschied genommen, und diese sämmtlich ihre Semmel bereits verzehrt haben".

„Ich danke Ihnen, Herr Taillefer, für den Beweis Ihrer Werthschätzung und werde nicht ermangeln . . .“

„O, o! nicht in die Tasche, in den Mund stecken, Herr Rosenhöfer!“

„Aber, lieber Herr Taillefer, ich habe durchaus keinen Appetit. . . .“

„Das thut nichts. Nennen Sie's kindisch, ich habe nun einmal meinen Willen darauf gesetzt und mag mir nicht einbilden, daß Sie sich in der Zerstreuung auf meine, wenn auch geringfügige Dedication setzen oder sie ungegessen wegwerfen.“

„Wie können Sie denken!“ rief der Angeredete und fügte sich lachend jener Laune, die so liebenswürdig vorgebracht war.

Unser Freund erlaubte sich nun noch dem Fuchs, der die Billardstange schulternd, in gemessener Entfernung das Ende der Unterhaltung der beiden älteren Herren abwartete, die sechsunddreißigste Semmel ohne viel umständliche Worte anzubieten. Und dieser hütete sich wohl, die Ehre auszuschlagen, die sein Vorbild, Muster und Meister eben dankend angenommen hatte.

Alle drei schüttelten sich die Hände, und Taillefer's nagende Sorge war nur mehr auf vierzehn Semmeln beschränkt.

Er sah sich weiter im Local um; da blieb sein Blick plötzlich an einem täglichen Gaste hängen, den jeder nur mit Verehrung nannte, obschon er selten ein Wort mit Jemand wechselte und immer ganz allein in monumentaler Ruhe, auf demselben Fleck, an dem Rundtischchen um die Säule, zunächst dem Frankentisch, gegenüber der Eingangsthüre saß, ohne einen Laut von sich zu geben, selten an ein Zeitungsblatt rührend, aber einen Abend wie den andern erst ein Gläschen Absinth in reichlichem Wasser auflösend, dann ein Glas Bier langsam dahinterher trinkend und darüber mit klaren, großen blauen Augen das menschliche Getriebe um ihn her betrachtend, als verkühlte sich über diesem wechselnden Anblick die bucklige, breite Denkerstirne unter den steilaufwärtsgesträubten, buschigen weißen Haaren nach des Tages ruhmreicher ermüdender Arbeit — Henrik Ibsen!

Seit Jahren hatte Taillefer den gefeierten Schriftsteller jeden Nachmittag an derselben Stelle sitzen und sich bedächtig erfrischen gesehen, ohne daß es ihm jemals eingefallen wäre, den hochbedeutenden Mann anzusprechen. Aber die Erscheinung hatte sich so tief in sein Erinnern eingegraben, war ihm so sehr zur täglichen Gewohnheit geworden, daß es ihm jetzt vorkam, als gehörte auch sie zu dem theuren Inventar seiner Studentenzeit, welches er mit seiner morgigen Abreise von München wie mit einem Schlage preisgeben mußte, nachdem ihn Die draußen in der Provinz tagtäglich um den Anblick des so viel Gefeierten hatten beneiden können.

Es war aber auch zu merkwürdig und bedeutsam, wie er so dasaß, der große Pessimist, stumm, fast reglos, mit dem ernsten Angesicht, wie eine männliche Meduse, mit den schmalsten Lippen, die niemals ein Lächeln rundete, dicht neben der lebensfrohsten, sorgenfreisten, ja der wildesten Jugend, Angesicht zu Angesicht ihres unbezähmbaren Uebermuths, umflattert von ihrem Lachen und Scherzen, gestreift von ihrem geschäftigen Hin und Her und allen Aeußerungen derber Daseinslust! Vor seinen Augen ordneten sich Züge und Ausfahrten, an ihm vorüber kamen und gingen die Kartellträger, dicht vor seinen Füßen

allzeit um ihn herum wimmelten die farbenfrohen üppigen Gesellen — welch ein Gegensatz!

Und nicht nur ein Gegensatz. Ist nicht zu glauben, daß nach des Tages schwerem erschöpfenden Bemühen der gewaltige Dichter hier nicht nur am erfrischenden Getränk sich labte, sondern daß auch der Anhauch der Jugend die ermüdete Seele des schweigsamen Denkers erquickte! Der Anhauch jener unbändigen Jugend, welcher frische Thatkraft aus allen Augen schaut und welche alle Sorgen dieses räthselvollen Daseins auf die leichte Achsel wirft!

Es wäre dem Nüchternen niemals zu Sinn gekommen, dies achtunggebietende Bild in seiner imponirenden Ruhe zu stören; heut aber schien es ihm unerläßlich, auch dem nordischen Dichter feierlich in Rührung Lebewohl zu sagen.

Die grüne Mütze in der weit ausgestreckten Rechten, vor sich in der Linken einen kleinen Teller, darauf die goldige Semmel glänzte, fing er an, während Ibsen sich, langsam und ernsthaft wie immer, vom Stuhl erhob.

„Hochverehrter Herr! Gestatten Sie mir, der ich manches Jahr das tägliche Glück genossen habe, einen der bedeutendsten Männer unseres Jahrhunderts so allgemein menschlich neben uns sitzen zu sehen, mir, der ich morgen diese Stadt verlasse, von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich nehme von Allem Abschied, was mir diese Stadt lieb und theuer gemacht hat. Von Allen in gleicher Weise.

„In Ihnen nehme ich, wie von ihrem gewichtigsten Vertreter, vom geistigen München Abschied, von seiner Künstlerschaft, die es so hoch vor allen Städten Germaniens auszeichnet, von seiner schöpferischen Kraft.

„Nehmen Sie dies arme kleine Sinnbild meiner Huldigung freundlich an! Es ist die Frucht des Landes, darin Sie so gerne weilen und schaffen, die Frucht des Bodens meiner gastlichen, kunstreichen Heimath, das Product bürgerlicher Thätigkeit jener Stadt, die Sie, wie mir scheint, nicht viel weniger lieb haben als ich, zu deren Bürgern Sie sich wenigstens zur Zeit gerne rechnen. . . .“

Taillefer wußte nicht weiter; er rückte nur mit dem Teller höher und senkte den rechten Arm mit der Mütze herab. Da hatte aber schon der gütige Dichter ihm aus der Verlegenheit geholfen. Er nahm das Brot in seine Hand und sagte mit scharfer Betonung der drei S: „O, Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr. Und ich danke Ihnen vielmals.“

„Aber nicht wahr, Herr Ibsen, Sie werfen das Ding nicht fort, Sie essen es auch, Sie selbst!“

„Gewiß, mein Herr!“

Taillefer, über den Erfolg seiner Standrede sehr angenehm überrascht, war keck genug, zu fragen: „Wollen Sie sie gleich essen?“

Aber er machte dem einzigen Manne gegenüber doch eine Ausnahme und entfernte sich von ihm mit wiederholtem Dank und Gruß, nachdem der Norweger gelassen versichert hatte, daß er niemals irgendwelche Speise zwischen den Mahlzeiten zu sich nehme, das schöne und so sinniger Weise überreichte Gebäck aber unfehlbar heut' Abend zum Souper genießen und sich dabei des Gebers freundlich erinnern werde.

Als Taillefer mit einem eigenen Gefühl des Stolzes und der Erleichterung von dieser denkwürdigen Unterhaltung an den Tisch seiner Freunde zurückkam,

sah er von den Wenigen, die er noch an dem langen Tische fand, die meisten ihren Kopf schütteln.

Sie schienen fast nur das Ergebniß seiner Ansprache abgewartet zu haben und ob sie sich seinetwegen zu entschuldigen haben würden. Nun aber die Sache so schön abgelaufen, waren sie's auch zufrieden und gingen, mit einem Stelldichein für diesen Abend auf der Corpskneipe, ihren Studien und Geschäften nach.

Nur Zwei hatte man gleichsam zu seiner Bedeckung zurückgelassen, denn das stand nun fest, ganz geheuer war's mit dem jüngsten alten Herrn heute nicht, und die beiden Jungburschen da mochten noch die liebe Noth mit ihm kriegen. Aber das war ihre Sache, und sie würden sich schon in die ehrende Aufgabe dieser Geleitschaft zu finden wissen.

Es waren auch ein paar ganz geriebene Knaben, der lange Strand und der kleine Hitz, und sie hingen mit besonderer Freundschaft und Verehrung an dem Manne, der sie morgen verlassen sollte.

Sie boten sich ihm höflichst zur Begleitung an, wenn er sie haben wollte. Und allerdings hatte Taillefer noch nicht die geringste Lust, allein zu bleiben. Aber sein Dichten und Trachten war mit eigensinnigem Eifer lediglich darauf erpicht, wie er die noch übrigen dreizehn Semmeln schicklich an den Mann brächte. Das walte Gott! sonst stand bei seiner Stimmung irgend ein Unglück oder doch ein Verdruß nicht außer Sicht.

Dreizehn war eine ominöse Zahl. Taillefer fand es gerathen, dieselbe zu theilen. Er gab einem jeden der beiden Füchse fünf Stück, und behielt die letzten drei in eigenem Gewahrsam.

Also trollten die beiden mit Taillefer in der Mitte auf die Maximilianstraße hinaus, wo die Abendsonne mit hellgoldigen Strahlen eine Menge heiterer Spaziergänger beleuchtete.

Das Unheil schien nahe bei der Hand zu sein. Denn noch waren sie keine fünfzehn Schritte gewandelt, da gewahrte der Uebermüthige schon den ordentlichen Professor der Rechte, Herrn Dr. Traugott Uebelnehmer, stattlich gemessenen Schrittes auf der andern Seite der breiten Straße daherkommen, und flugs sprach er den erschrecklichen Vorsatz aus, auch von diesem gefürchteten Mann mit der Semmel in der Hand sich zu beurlauben.

„Um Gottes Willen! was für ein Einfall!" riefen die beiden Jungburschen. Hier hätte der Spaß ein Ende. Der bärbeißige Collegienschinder sei den Couleurstudenten wie allen Menschen, die sich ihres Lebens freuten, ohnehin schon spinnefeind und chicanire sie, wo er nur vermöchte. Nach solchem Streich, wie ihn Taillefer im Schilde führte, würde er sich sicher unsere Farben hinter die steifen Ohren schreiben und keinen durchlassen, der sie getragen habe. Taillefer solle auf Die, welche nach ihm kämen und auch ihr Examen bestehen möchten, corpsbrüderliche Rücksicht nehmen!

Aber bei dem kamen sie mit Rücksichten schön an. Was ihnen einfiele, die kaum die Nase in die Universität gesteckt hätten, daß sie ihn meistern wollten. Er habe doch nur Freundliches im Sinne und werde seine Worte schon so zu setzen wissen, daß er Niemand schaden, sondern vielmehr seinen Freunden nützen werde.

Die anderen Beiden hielten sich für verpflichtet, ihre abweichende Meinung deutlicher zu betonen. Das nahm aber Taillefer krumm.

Was, eine Huldigung, die ein großer Dichter freundlich über sich hatte ergehen lassen, sollte solch' einen unproductiven Bücherwurm, der zwar verdammt viel wisse, aber verflucht wenig könne, beleidigen! Das wollt' er doch einmal sehen!

Und weg war er. Die beiden Jünglinge staunten dem Begriffstutzigen nach, der, während er eilenden Fußes schräg über den Fahrdamm ging, aus seiner Rocktasche eine Semmel herausholte und, kaum auf dem Bürgersteig angelangt, vor dem Herrn Ordinarius eine tiefe Reverenz machte.

Sie verwünschten derweilen den Auftrag, der ihnen geworden war, solch' ein rabbiates altes Haus zu hüten, und sahen im Geiste schon den gediegenen Rüffel voraus, welchen ihnen der Corpsconvent dafür ertheilen würde, daß sie den Vermessenen nicht von diesem bedenklichen Schritt zurückgehalten hätten. Ja wohl, wie hätten sie denn das anfangen sollen! Halt' Einer einmal den! und in diesem Zustand!

Indessen die Wahrheit des altbayrischen Sprüchwortes, daß die Betrunkenen einen eigenen Schutzengel hätten, bewährte sich auch hier.

Zwar beim ersten Anreden schüttelte der Herr Professor die schwarzen, unordentlich über die Augen hängenden Ringel zeushaft zornig, und seine Stirn sah aus wie ein frischgepflügtes Ackerfeld im Regenwetter. Allein um dessen Geist und Gemüth müßte es schlecht bestellt sein, der tagtäglich mit der Jugend umginge und Jugendart nicht verstehen lernte. Der bärbeißige Studentenschreck war auch einmal jung gewesen, und da er bald merkte, wieviel die Glocke über dem guten Taillefer geschlagen habe, und daß es hier keineswegs auf eine unehrerbietige Keckheit abgesehen sei, geruhte er seine Falten zu glätten und aus seinen buschigen Brauen ein freundliches Licht über den drolligen Sünder ausgehen zu lassen, der in so ungewohnter, aber herzlicher Weise von seinem Lehrer Abschied nahm.

Er zerdrückte das resche Brot dabei in seiner Hand, daß die Brosamen vor seine Füße auf das Pflaster fielen, aber er steckte es doch lächelnd in seine Tasche und nickte zu den inständigen Bitten, es nicht ungegessen verkommen zu lassen, überraschend freundlich Gewährung.

Dann gab er Taillefer sogar die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, mein junger Freund, und nützen Sie im Leben, was Sie hier gelernt haben. Nach der Zeit der tollen Streiche, die Sie ja bis auf die Neige ausgenossen haben, kommt die ernstere praktischer Vorbildung für den Dienst des Staates. Nützen Sie die drei Jahre, die Ihnen jetzt bevorstehen, tapfer aus, und Sie werden gewiß das zweite und letzte Examen ebenso gut bestehen, wie Sie heute Ihr erstes bestanden haben. Gott mit Ihnen und Glück auf den Weg!"

Taillefer verneigte sich sprachlos. Daß es also glimpflich abgehen würde, war ihm selbst erstaunlich. Ja, noch mehr, in diesem Augenblick war es ihm nicht einmal ganz recht. Professor Uebelnehmer hatte ihm ja nicht einmal seine Stimme gegeben, er allein nicht! und nun nannte auch der seine abgelegte Prüfung eine gute?! . . . Ja, zum Teufel, warum hatte der ihm denn seine

Stimme nicht gegeben? oder hatte er sie ihm doch auch gegeben? Sollt' er ihn darum fragen?

Die Gedanken Taillefer's gingene twas wirblich im Kreise herum, und einige schienen sich sogar auf den Kopf zu stellen. Da hörte er, wie der Professor ihn noch einmal zurückrief, und sah, wie der Umgekehrte ihn zu sich heranwinkte.

„Noch eins, Herr Rechtspraktikant! . . . Vorsicht schadet nicht! Wenn Ihnen noch ein und anderer meiner Herren Collegen begegnen sollte . . . gehen Sie stumm und ehrerbietig an ihm vorüber. Es ist nicht Jeder gleicher Laune. Man kann nicht wissen . . . Seien Sie klug! Und nochmals Glück auf den Weg!"

Taillefer verneigte sich abermals nach Gebühr. Dann bewies er den beiden Freunden durch die eben erlebte Thatsache, daß er die Professoren besser kannte als sie; aber die Mahnung zur Klugheit hatte der Wind, der vom Isarstromufer die lange Maximilianstraße herunterwehte, verblasen, ehe sie auf Taillefer's erregtes Gemüth den geringsten Eindruck hatte machen können.

Im Gegentheil ließ der freundliche Erfolg, den er so unerwarteter Weise bei dem steilen Gelehrten errungen hatte, ihm erst recht den Kamm schwellen. Er guckte nach rechts und guckte nach links, wie sie so der Isarbrücke immer näher schritten, und richtig, noch waren sie nicht bis zum Monumente des Königs Max II. gekommen, da hatte er einem jeden seiner Begleiter die Rocktasche schon um drei Semmeln leichter gemacht, denn, wo er eines Corpsburschen ansichtig geworden, gleichviel, welche Farben dieser trug, hatte er demselben mit den bereits bekannten höflichen Worten, oder doch in ähnlichen, ein Weißbrot angeboten, und alle waren, da die ganze Art seines Auftretens kein Mißverständniß aufkommen ließ, auf den Scherz eingegangen.

Dadurch immer zuversichtlicher geworden, ließ es nun leider Taillefer nicht dabei bewenden, nur solche Leute anzusprechen, die in gleicher Anschauung des Studentenlebens blühten und gediehen und einen Spaß verstanden. Angesichts zweier harmloser „Bummler", die seinen Pfad kreuzten, drängte sich ihm die vermeintliche Nothwendigkeit auf, auch von Vertretern derjenigen Studentenschaft, die keine Farben trug, keiner Verbindung angehörte, nach seiner symbolischen Methode Abschied zu nehmen.

Der Eine von diesen wich ihm aus, gab gar keine Antwort und ging vorüber ohne im Geringsten Rede zu stehen. Der Andere nahm das Brot und hörte eine etwas kurz angebundene Rede mit dem Ausdruck des Unbehagens an, weil er nicht klug aus dem seltsamen Herrn wurde. Wie aber dessen beide Begleiter ihm zuredeten, er möge doch dem „alten Herrn" die Freude machen, und es sei nicht böse gemeint, da fing er an zu lachen und brach und biß und verabschiedete sich kauend von der ebenso überraschenden als scherzhaften neuen Bekanntschaft.

Also glimpflich ging es aber nicht mit drei anderen „Obscuranten" oder „Wilden", wie sie auch genannt werden, ab, denen Taillefer auf der Isarbrücke begegnete.

Sie waren entweder nicht in der Stimmung, auf drollige Anreden eines Fremden einzugehen, oder sie sahen in der Zumuthung, sich nicht nur eine Semmel schenken zu lassen, sondern diese auch stehenden Fußes unter freiem

Himmel zu verschlucken, nur einen jener übermüthigen Streiche, wie sie den üppigen Herren von der Verbindung ihren nicht farbentragenden Commilitonen gegenüber zuweilen beliebten; sie wollten sich solche unmotivirte Fopperei durchaus nicht gefallen lassen; auf zweifelhafte Worte folgten entschieden unfreundliche; der Eine steckte die Semmel in der Zerstreuung zwar ein, die beiden Anderen aber schmissen sie voller Entrüstung in weitem Bogen in die schaumsprudelnd dahinrauschende Isar, und — wie konnt' es nun anders sein — Taillefer hatte drei schwere Forderungen auf krumme Säbel, ehe er seine fünfzig Semmeln alle losgeworden war.

Und er war doch nur im freundlichsten Sinne an die jungen Leute herangetreten und hatte nichts weniger im Schilde geführt, als heute, am letzten Tage seines Studententhums irgend Jemand zu beleidigen . . .!

Je nun, wenn's Jene nicht anders haben wollten, er nahm die drei Schlachten leichten Herzens auch noch mit.

Der lange Strand und der kleine Hitz hatten ihre Taschen leer. Jeder hatte seine fünf ihm anvertrauten Semmeln nach und nach in des Gebieterischen Hände geliefert. Sie mochten guten Glaubens sein, daß nun der ganze Vorrath erschöpft sei, und an die zwei allerletzten, die unter Taillefer's Rockschoß noch ihrer Vergabung harrten, wirklich nicht denken.

Dieser ließ sie auch bei der Meinung und gab ihnen freundlichst Urlaub, als sie sich von ihm verabschieden zu dürfen baten, da sie heute noch vor der Kneipe im Convent, und das wie immer pünktlich, zu erscheinen hatten.

Er bedankte sich nochmals bei ihnen, bedauerte, daß der Spaziergang nicht so ganz harmlos zu Ende gegangen, wie er begonnen worden sei, und warf sich in eine vorüberkommende Droschke, der er einfach darauf loszufahren befahl.

Den andern Beiden war nicht geheuer, wie sie Taillefer nachdenklichen Angesichts davonrasseln sahen. Der Teufel mochte wissen, auf was für Unfug der Ergrimmte noch bis zum Beginn der heutigen Abschiedskneipe verfallen möchte. Indessen sie durften im Convent nicht fehlen . . . und dann: ließ er sich denn was einreden, der? Nicht das Geringste!

Sie waren noch im Anfang ihrer Menschenkenntniß und ließen sich nichts davon träumen, welch' weiche Stimmung jetzt durch Taillefer's kriegerisches Herze ging.

Nachdem der Blaurock eine Weile so darauflosfutschirt war, als gelt' es nur einen Katzenjammer in der Abendluft verkühlen zu lassen, befahl der Insasse, das Gefährt nach dem Englischen Garten zu lenken. Und so geschah's auch.

Ein goldiger Abend leuchtete vom rosig überhauchten Himmel durch die grünen Blätter, die sich freundlich flüsternd über Taillefer's Haupt im lauen Winde bewegten. Die Welt war so schön, und die Menschen waren — etliche dumme Kerle, die keinen Spaß verstanden, ausgenommen — so liebenswürdig!

Aber auch die liebenswürdigen Menschen waren nicht alle gleich. Es gab merkwürdige Unterschiede! Ja, ja!

Taillefer bekräftigte diese tiefsinnige Wahrnehmung durch ein sanftes Nicken des Hauptes und durch ein sanftes Lächeln seines Mundes, der heut so viel geredet hatte und nun so gerne schwieg.

Die rasche Fahrt, die ländliche Stille rundum, die wonnige Abendluft thaten ihm gut. Die wilden Geister, welche der Rebensaft in ihn hineingehext hatte, verdampften einer nach dem andern; nur einige der allerfreundlichsten Geisterchen blieben in ihm zurück, ein Wohlbehagen eigener Art ging durch sein Allerinnerstes und — er fühlte mit großer Vorsicht nach den letzten beiden Semmeln in seiner Tasche.

Sie waren noch da, wohlbehalten und unversehrt. Gut so!

An eine Ecke der Königinstraße gekommen, ließ er halten, und wandelte zu Fuße die lange schmale Kaulbachstraße hinauf, der Stadt entgegen.

Auch das war ein Abschiedsgang! Wie oft war er in der Abenddämmerung langsam diese Straße hingeschlendert, aufmerksam mit den Augen vorausspähend, lieblicher Erwartung voll, ohne daß einer seiner Freunde von dieser Extravaganz eine Ahnung hatte.

Wozu auch? Man hätte ihn einfach ausgelacht. Lachte er sich doch selbst zuweilen ob dieser Gewohnheit aus, der er für sein gegenwärtiges und späteres Leben keinerlei Bedeutung beilegen wollte . . . Und doch fiel es ihm jetzt recht empfindlich aufs Herz, als er sich auf einmal klar machte, daß er auch diesen Weg für lange Jahre zum letzten Mal hinwandelte . . . und nach Jahren die Menschen und ihre Wege sich gar sehr geändert haben würden.

Dieser Gedanke ernüchterte den Tapferen in fast betrübender Weise. Das Vorhaben, das er im Stillen gefaßt, an wen seine letzten Semmeln zu vergeben wären, kam ihm auf einmal einfältig, unverschämt, unausführbar vor. Es ward ihm seltsam, es ward ihm unbehaglich zu Muth. Er blieb mitten auf der Straße stehen. Besann sich . . . Und stampfte dann mit zornigem Fuße das Pflaster. Es war aber nur Zorn über schwächende Anwandlung im Gemüth. Denn lächelnd ging er fürbaß, die Augen voraus, die rechte Hand in der Rocktasche.

Er war nicht der Mann, einen lustigen Vorsatz aufzugeben, weil er ihm auf einmal in nüchterner Beleuchtung unbequemer erschien, als da er ihn gefaßt hatte.

Sein vorsichtiger Blick sah nun schon von Weitem ein paar junge Mädchen daherkommen. Er spannte die Augen aus, er schaute ihnen fest und unverwandt entgegen, mit dem Bewußtsein sich erfüllend, es sei zum allerletzten Mal, daß er des liebgewordenen Anblicks genießen werde in diesem Leben.

Keine von beiden war volle sechzehn Jahr alt. Die Eine hieß Ella, die Andere hieß Linda; die Eine war bildhübsch, die Andere war bildschön. Die Eine hatte goldbraune Augen und einen dunklen Zopf, die Andere einen blonden Zopf und blaugraue Augen. Wirre losgegangene krause Strähnchen quollen einer Jeden unter dem Hütchen über die blanke Stirne. Darunter lachten die Augen wie Sonnenschein auf alle Welt, und unter den lachenden blutrothen Lippen zeigten sie die tadellosen Zähne.

Sie kamen nach gethaner Arbeit aus der obersten Classe eines Fräuleininstituts, ein paar Bücher und eine kleine Mappe unterm Arm, freuten sich im Winter über Eis und Schnee, im Sommer über Gras und Blumen, im

Frühling, daß der Winter zu Ende, und im Herbst über Ferien und Landleben, und dankten Gott allzeit, daß sie überhaupt auf der Welt waren.

Taillefer wußte nicht viel mehr von ihnen, als daß sie eben auf der Welt und die Eine bildhübsch und die Andere bildschön war.

Und die Mädchen wußten nichts von ihm, als daß er ihnen wohlgefiel und daß er ohne allen Zweifel ihnen nur deshalb so oft unterwegs begegnete, weil sie ihm gefielen.

Taillefer, der im letzten Jahre das Universitätsgebäude täglich besuchte, um die examinirenden Professoren mit seinem Anblick vertraut zu machen und im Vertrauen zu erhalten, war eines Nachmittags zufällig auf sie gestoßen.

Sie hatten den jungen Mann, der in seine Gedanken auffallend verloren schien, ein wenig ausgelacht und sich sogar, was sonst nicht der Brauch, nach dem merklich Ueberraschten ein ganz klein wenig umgesehen.

Er sich auch nach ihnen . . . aber nicht bloß ein wenig. Er war ganz ungenirt stehen geblieben und hatte ihnen nachgeguckt, bis sie lachend um die Ecke verschwunden waren. Um besagte Ecke wendend, hatten sie auch das gesehen.

Als sie ihm dann des andern Tages um dieselbe Zeit auf demselben Fleck begegneten . . . da verbissen sie sich noch gerade recht das Lachen. Aber beinahe hätten sie ihm ins Gesicht gekichert. Und das hätte sich doch nicht mehr geschickt für solche Fräulein, die schon fast ganz lange Kleider trugen . . . Und überdies hätte das der Student — sie hießen ihn nicht anders und wußten auch nicht mehr von seinen Personalacten, als daß er, der farbigen Mütze nach zu schließen, ein Student sei — er hätte es auch nicht verdient, daß man ihm ins Gesicht lachte, wenn einem auch die ganze Sache komisch genug vorkam, denn er ging immer ganz ruhig, artig und ehrbar seines Weges vorüber, ohne sie zu belästigen, ohne sie anzureden, ohne zu grüßen. Er blickte sie nur mit seinen packenden Augen fest und froh an, und sie blickten ihn auch ziemlich genau an, wenn auch nur so ganz kurz im Vorüberhuschen.

So oft er auf derselben Seite des schmalen Bürgersteigs ihnen entgegenkam, wich er ihnen höflich aus und trat wenigstens mit einem Fuß auf die Fahrstraße herab, wobei er freilich noch nahe genug blieb, daß ihn Linda's Kleidsaum streifte, denn Linda ging da immer linker Hand — wahrscheinlich weil sie die Jüngere von beiden war.

Manchmal begegneten sie ihm auch drei oder vier Tage gar nicht. Dann redeten sie von ihm und befürchteten, daß er wohl wieder eins weg haben möchte und, wie sich Vetter Hans auszudrücken pflegte, „im Korbe läge“. Sie gaben sogar der Sorge Ausdruck, daß solcher Unfug sein hübsches Gesicht noch mehr entstellen könnte, dem übrigens die bereits registrirten Narben gar nicht übel standen. Und wenn sie dann bei der nächsten Begegnung constatirten, daß Taillefer's Antlitz kein neues Ungemach betroffen hatte, dann lachten sie wieder, aber nicht etwa in besagtes Antlitz hinein, sondern ihm abgewandt einander zu . . .

Das war Alles! In der That sehr wenig, fast nichts . . . und doch so viel, denn es war auf beiden Seiten eine Gewohnheit geworden, eine Gewohn-

heit des Herzens, die in dem Augenblick, da sie für immer verloren gehen sollte, ungemein an Werth und Bedeutung gewann.

Die beiden holdseligen Dinger ahnten freilich nicht, daß die liebgewordene Gewohnheit schon heut ihr unverhofftes Ende erreichen würde. Als sie der grünen Mütze über dem Bürgersteig ansichtig wurden, gab die Braune der Blonden einen sanften Stoß von Ellenbogen zu Ellenbogen und sagte leise: „Schau', Linda, Dein Student!"

„Ach was, mein Student!" entgegnete trotzig die Angeredete. „Er kommt gewiß nur Deinetwegen so oft des Wegs."

„Kein Schein!" antwortete die braune Ella und lachte. „Man sieht's ihm an den Augen an. Und Dir auch, mein Schatz! . . . Aber schau' einmal, er macht heut' keine Miene, auf dem Trottoir uns auszuweichen . . . Da werd' ich wohl vorausgehen müssen, sonst kommen wir nicht vorbei . . . Soll ich recht langsam gehen, Linda?"

„Ja nicht! Ich bitte Dich!" beeilte sich die schöne Blondine zu befehlen.

Und Ella nahm sich das barsche Wort auch sehr zu Herzen; sie ging voraus, und so langsam, wie nur eben noch schicklich war.

Und gegen alle bisherige Gewohnheit, der Student blieb gar stille stehen und schien, so wie man zu sagen pflegt, ganz, aber schon ganz Auge.

Dem schüchternen Jungfräulein paßte nun weder die boshaft liebenswürdige Saumseligkeit der Freundin noch das unartige Anstarren des Studenten, und wie, um deß ein Zeugniß zu geben, damit Der sich nicht etwa einbilde, das sei ein abgekartetes Manöver, sagte sie mit ihrer klaren, ach so mitten ins Herz hineinklingenden Stimme:

„Aber, Ella, geh' doch rascher! Ich habe Eile, denn ich habe schauderhaften Hunger!"

Schauderhaften Hunger! Es durchzuckte den aufhorchenden Taillefer wie ein Blitz in der Nacht. Das Stichwort ließ sie das Schicksal sprechen.

Im Nu macht' er kehrt, riß die Mütze vom Kopf und sagte ebenso höflich wie bestimmt: „Sie leiden Hunger, meine verehrten Fräulein? Darf ich mir gestatten, Ihnen diese Brödchen mit unwürdiger Hand anzubieten?"

„Was fällt Ihnen ein, mein Herr? . . . Wie können Sie sich unterstehen . . .!" sagten die beiden Mädchen, in gleichzeitiger Entrüstung aufflammend. Es that ihnen Beiden so leid, daß der bislang so bescheidene Mensch auf einmal den Unverschämten herauskehrte.

Taillefer ließ sich aber durch diese etwas heftige Parade in seinem „Dessin" nicht irre machen, sondern fuhr schleunigst zu reden fort:

„Wie ich mich das unterstehen kann! Ach, meine Damen, morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen . . ."

Die Mädels blieben unwillkürlich überrascht stehen und sahen ihm auf den Mund, der also weiter sprach:

„Ich werde sie Beide nicht mehr wiedersehen, aller Wahrscheinlichkeit im Leben nie wieder, so nie wieder! Ich bin nicht unverschämt, ich habe keine Dreistigkeit im Sinn. Verzeihen Sie mir die Freiheit, die ich mir genommen habe, Sie, ohne Ihnen vorgestellt zu sein, so mir nichts dir nichts auf der

Straße anzusprechen. Es ist eigentlich unverzeihlich. Aber was wollte ich machen? Ich mußte von Ihnen Abschied nehmen. Verzeihen Sie mir!"

Die beiden Mädchen standen da und blickten zu Boden; sie sagten zwar nichts, aber sie hielten doch stille, das war der Verzeihung schon ein sicheres Zeichen.

Ella meinte in dieser Pause, daß denn doch Eine von ihnen Beiden Etwas sagen müßte, Anstands halber, damit man sie nicht für Gänse hielte, und da aus der schüchternen Linda sicher keine Sterbenssilbe herauszubringen gewesen wäre, opferte sie sich und sagte leise, etwas zaghaft: „Wirklich, mein Herr, Sie verlassen München? und schon morgen?"

„Ja wohl, mein Fräulein," antwortete ihr Taillefer, sah aber dabei in einem fort das andere Mädchen an, welches keines Wortes mächtig war und nur ab und zu die blauen Augen vom Boden aufhob und ihn kurz, bald traurig, bald schalkhaft unter den langen Wimpern anblickte.

„Ich habe heute mein Examen bestanden. Morgen geht's in die Heimath. Es ist der letzte Tag meiner lieben, schönen Studentenzeit. Ich habe von Allem Abschied genommen, was mir in vier Jahren in dieser einzigen Münchner Stadt lieb und theuer geworden ist, von Allen in gleicher Weise. Ein Jeder, der mich lieb hat, pardon, auch Mancher, der mich nicht lieb hat und nur so eine gewisse Bedeutung für mein hiesiges Leben und Treiben gewonnen, hat mir die Ehre erwiesen, solch' ein Weißbrot von mir in Empfang zu nehmen und es in meinem Beisein in freundlichen Gedanken an mich zu verzehren. Bitte schön, meine Damen, thun Sie desgleichen!"

Die beiden Mädchen, denen es einen Augenblick wie herbe Traurigkeit an die süßen Herzen gegriffen hatte, platzten nun mit Gelächter los, während Taillefer ihnen mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die kleinen Brote hinhielt, welche die Abendsonne wie eitel Gold in seiner Hand erscheinen ließ.

„Lachen Sie mich nur aus!" rief er. „Aber thun Sie mir den Willen! Denken Sie doch, es ist die letzte Bitte eines Scheidenden und kein Arg dabei. Ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen, und wir werden uns niemals wiedersehen!"

Der Gedanke, daß man einen Menschen niemals wiedersehen werde, den man oft und nicht ungern gesehen hat, daß er in wenigen Stunden aus unserem Gesichtskreise für immer verschwinden werde, hat eine seltsame, man möchte sagen magische Gewalt. Und diese Magie erwies sich, verbunden mit dem hartnäckigen Willen, der aus dem wunderlichen Menschen so entschieden sprach, auch an den beiden schönen Kindern. Was diese wohlerzogenen Töchter höherer Eltern sich selber niemals zugetraut hätten, geschah: sie nahmen wirklich Jede das Brot aus der bittenden Hand des Studiosus Taillefer und sahen ihn dann an, als fragten sie ihn rathlos, was macht man nun mit so einem Ding, und zwar auf offener Straße?

Es war später eine langandauernde Controverse zwischen den beiden Freundinnen, welche von Beiden zuerst nach dem Brot ihr Händchen ausgestreckt habe. Eine Jede schob der Anderen die Schuld der Initiative zu. Und so mögen sie's wohl Beide gleichzeitig ins Werk gesetzt haben.

Taillefer's Augen leuchteten sieghaft, als er die beiden letzten seiner fünfzig Semmeln nun auch ausgetheilt und, ach, in wessen Händen sah! Und kühner gemacht durch sein Glück, bat er einschmeichelnd: „Mein Fräulein, Sie haben eingestandenermaßen Hunger, sogar schauderhaften Hunger! Ich bitte, bitte: essen! nur einen Bissen davon, aber essen!"

„Auf der Straße? das geht doch nicht!" erwiderte Linda, blutroth im Gesicht, was unter dem blonden Haar in der Abendsonne berückend schön anzusehen war.

„Ach, es geht Alles, wenn man will!" sagte Taillefer leise, aber dringend.

Und die hülfreiche Ella, die gar nicht zum Essen aufgefordert worden war, legte sich lächelnd ins Mittel und sagte zur Freundin leise: „So thu's doch! Aber rasch!"

„Meinst?" erwiderte Linda; ihr Auge blickte traurig, aber ihre Mundwinkel zuckten, als wollte sie schon wieder unbändig lachen. Ella nickte heftig bejahend.

„Aber doch nicht die ganze Semmel?" sprach nun die Blonde. Ihr Auge weilte auf dem jungen Mann, für den in dieser Minute nichts Lebendes auf der Welt war als sie. „Haben Sie denn nicht auch Hunger, mein Herr?" fuhr sie fort. Und der Schalk brach das Brot in zwei Hälften und reichte Taillefer die eine davon.

Er haschte die Hand und beugte sein Haupt darauf, aber doch nicht rasch genug, um einen Kuß auf dem schwedischen Handschuh anzubringen. Linda ließ es nicht bis zur Berührung kommen, und sie sagte sich allen Ernstes, daß die Unterredung lange genug gedauert habe.

Sie biß den reschen Zipfel ab und sprach: „Leben Sie wohl, mein Herr! Vergessen Sie unser liebes München nicht! Das halbe Semmelchen werd' ich auf dem Heimweg verzehren . . . Ganz bestimmt . . . Adieu!"

Sie wandte sich. „Leben Sie wohl, mein Fräulein!" hatte Taillefer Mühe zu sagen, denn er kaute mit allen Kräften an der ihm beschiedenen Hälfte. Aber er hielt ihr bittend die rechte Hand hin.

Ella reichte ihm die ihre zum Abschied und sagte zu Linda: „So gib doch auch die Hand!"

Sie that's. Wieder wurde sie über und über roth. Dann nickte sie noch einmal wie zum Abschied und wandte sich und ging. Taillefer sah ihnen nach, wie sie so zierlich dahinschritten, bis sie ihm aus den Blicken verschwanden.

Das Zwielicht schien ihm auffallend rasch in Dunkelheit überzugehen.

„Sag' fein nichts!" befahl die Blonde der Braunen.

„Keinen Hauch!" antwortete diese. „Wozu denn auch!"

„Es ist ja doch Alles aus!" versetzte Jene.

Und Ella seufzte tief auf im Mitgefühl mit der Freundin und sagte: „Schade! Es war ein prächtiger Mensch!"

Linda sagte nichts darauf. Und die Andere hielt auch für gut zu schweigen. Erst nach geraumer Weile, da man die Gaslampen anzündete, obwohl die Dämmerung noch am Himmel glühte, hub Ella wieder an: „Du, Linda, ich hab' noch die eine Semmel! Magst sie?"

Linda sprach kein Wort. Sie konnte nicht sprechen. Sie nickte nur heftig

mit dem schönen blonden Haupte und streckte die Hand nach ihrer Freundin aus, die ihr das blonde Weißbrot willig überließ.

Linda brach es mit hurtiger Hand entzwei und steckte einen Bissen nach dem anderen andächtig langsam zwischen die blanken Zähne. Die hellen Thränen liefen ihr dabei über die bewegten Backen.

Also verschwand die letzte von den fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer aus dem Gesichtskreis der Menschen.

* * *

Die drei Säbelmensuren waren lang ausgefochten. Die Reben hatten dreimal verblüht. Die drei Jahre waren vorübergeflogen. Mehr als dreihundert langweilige Actenbündel waren von dem Rechtspraktikanten Herrn Taillefer in der fröhlichen Pfalz durchgestöbert und eine Menge halbbrüchiger Bogen, von den Plagen des mündlichen Verfahrens ganz abgesehen, von ihm vollgeschrieben worden. Der „königliche Staatsconcurs", wie wunderlich genug die „zweite praktische Prüfung" der Juristen in Bayern noch immer benannt wird, war von ihm bestanden und recht gut bestanden worden, und nun durft' er es nach so viel Eifer und Anstrengung wohl angezeigt finden, sich eine längere Erholungspause und eine passende Vergnügungsreise zu gönnen.

Er nahm bei seinem Gericht einen mehrmonatlichen Urlaub und fuhr, da der Herbst schon in den Winter überging, nach dem wärmeren Süden. Nachdem er überraschender Weise eine gute Weile auch in Italien gefroren hatte, wachte in ihm eine nagende Sehnsucht nach dem lieben München auf. Er quälte sich nur kurze Wochen damit, diesem so natürlichen Wunsch entgegenzuarbeiten. Wie es aber Weihnachten wurde, ein Weihnachten ohne Tannenbaum, ohne Wachslichter, ohne Schnee, ohne Pfefferkuchen, ohne Punsch, da kam die Sehnsucht noch viel dringender. Und da machte er auf einmal die Entdeckung, daß der Januar zu einem Wiedersehen der schönen Stadt an der Isar für ihn der allerpassendste Monat sei, denn Ende Januar fiel ja das Stiftungsfest seines Corps, und das alte Burschenherz in seiner Brust verlangte, wieder einmal den Glanz der Farben strahlen zu sehen, unter denen es einst so muthig und hoch geschlagen hatte.

Man wird doch nicht in drei, in vierthalb kurzen Jahren so ganz mit Haut und Haar und Knochen zum Philister. Und es gibt ihrer, die es, Gott sei Dank, so ganz und gar niemals werden. Taillefer war vielleicht von dieser besonderen Sorte.

Gleichviel! Die Woche darauf zog der Herr Accessist wieder in der Musenstadt ein, nahm sich ein bequemes Quartier und pflegte wie vordem, die erste Nachmittagsstunde wieder im Café Maximilian, an dem langen Tisch hinter dem großen Fenster, rechts der Eingangsthüre, zu verbringen.

Wir können hier, knapp vor dem Schluß unserer Erzählung, die verschiedenen Eindrücke, die er im Verkehr mit alten und jungen Freunden empfing, übergehen. Manches kam ihm besser, Manches kam ihm geringer vor, als es ihm zu der Zeit erschienen war, da er selber noch jung gewesen. Im Ganzen fand er Alles wohlbestellt, die Stadt München schöner denn je, das Corps in

hohem Flor, die Herzen treu, die Kehlen weit, das Getränk unvergleichlich, und die Fröhlichkeit von langem Athem.

So schwamm er denn die Ferienwochen noch einmal mit im raschen Strom und ließ sich von den Wellen jugendlichen Frohsinns tragen und treiben, wie's Gott gefiel.

Die Stiftungsfestwoche brachte überdies noch einige Kumpane aus seiner Zeit herbei. Und solches Wiedersehen überwog all' andere Freude.

Den würdigen Abschluß der Bundestagsfeier bildete, wie jedes Jahr, der Frankenball.

Taillefer war für gewöhnlich gerade kein eifriger Theilnehmer an tanzenden Festlichkeiten. Indessen hier gehörte es zum Ganzen. Er wollte Alles mitmachen, ehe er demnächst wieder zu seinen Arbeiten zurückkehrte. Also her mit dem schwarzen Frack und der weißen Binde!

Da von den „alten Herren", welche der Verbindung diesen Ball geben, streng darauf gehalten wird, daß derselbe seinen soliden und vornehmen Charakter bewahre, pflegt die Tanzmusik mit dem Glockenschlag Zweie nach Mitternacht zu verstummen. Es gilt darum für schicklich, früh zu kommen, und daß die Festgeber zuerst am Platze sind, versteht sich von selbst.

Auch Taillefer war unter den Ersten, die kamen. Er gestand sich, daß ihn zu seiner Ueberraschung dies Gewimmel von lichten Ballroben, in denen so viel hübsche Kinder staken, verstimmte. Er wußte nicht gleich warum.

Er besah sich, als müßt' es ihn auf den richtigen Gedanken bringen, mit aller Aufmerksamkeit die Prinzen des königlichen Hauses, die Herren Minister und anderen Excellenzen, welche dem Feste die Ehre ihrer Anwesenheit erwiesen . . . Und wie das Alles nun doch eine gewisse Leere in seinem Inneren nicht auszufüllen vermochte, entschloß er sich in Gottes Namen, unter kundiger Führung und Personalbeschreibung, auch den Flor der tanzlustigen Damen des Genaueren zu mustern. Vielleicht . . .!

Ach was vielleicht! Taillefer hätte aufschreien mögen vor freudiger Ueberraschung, denn ihm gegenüber strahlten zwei schöne, große, graublaue Augen so beredt, und unter ihnen lächelte ein so schelmischer blutrother Mund, als wollt' er sagen: Gedenkst Du nicht mehr, mit wem Du einst die neunundvierzigste Deiner Semmeln theiltest? Und erkennst Du in der blühenden Jungfrau den Backfisch nicht wieder, den Du einst liebtest — wenn nicht alle Zeichen trogen, auch nicht die goldigen aus der „Hofpfisterei!"

„Warum kneipst Du mich so in meinen Arm?" fragte Hitz, welcher während seiner Studentenzeit fast um einen Kopf gewachsen und jetzt auch schon ein Mann im letzten Semester war, der sich nur für die Festwoche seinen angestrengten Studien, und das nicht ohne Gewissensbisse u. dgl. entzogen hatte.

„Kennst Du das blonde Fräulein?" gab Taillefer hastig zur Antwort.

„Welches?" antwortete Hitz ungemein gelassen.

„Das dort! gerade gegenüber!" versetzte Jener, der gar nicht begriff, wie von einem anderen Fräulein auf dieser Welt überhaupt noch die Rede sein konnte. „Kennst Du sie?"

Hitz kannte Alles, was seit vier Jahren in München einen seidenen Schuh

über den Strumpf zog. Er gab genaue Auskunft über Namen und Stand der Eltern, die besonderen Eigenschaften und Kennzeichen der Tochter, Straße, Hausnummer und Vermögensverhältnisse und war zu sofortiger Vorstellung wie immer bereit.

„Aber Herr Taillefer, wir sind ja alte Bekannte!“ sagte Fräulein Linda zu dem blutübergossenen Manne, der sich ihr noch vorstellen ließ, und sie reichte ihm die kleine Hand mit königlichem Anstand und dem Freimuth selbstsicherer Freundschaft.

„Erinnern Sie sich meiner!“ war Alles, was dem Herrn Accessisten jetzt zu sagen einfiel, während er das holdselige Geschöpf mit glückstrahlenden Augen bewunderte und in seinem Gedächtniß die merkwürdige Geschichte von seinen fünfzig Semmeln aus der Vergessenheit auftauchte.

„Den hat's!“ sagte Hitz, der gereifte Menschenkenner, zu sich selbst, während er das alte Haus also lichterloh brennen sah, und wie es dem weisen und treuen Freunde geziemt, nahm er die Frau Mama in Beschlag, zog alle Schleusen seiner Beredsamkeit auf und gewährte durch solchen willkommenen Eifer den Liebenden reichliche Zeit, sich erfreulich auszusprechen.

Was er ihr und was sie ihm da gesagt, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß in der großen Pause Hitz die Frau Mama und Taillefer Fräulein Linda zum Souper führen durfte, und daß diese, aus dem silbernen Brotkorb, den Jener präsentirte, eine Semmel nehmend und dieselbe mit rosigen Fingern in zwei Theile brechend, zu ihrem Tischnachbar lächelnd sprach: „Nicht wahr, Herr Taillefer, es ist die erste nicht, die wir miteinander verzehren?“

Nein, es war nicht die erste! Und Gott sei Dank, auch lange nicht die letzte!

Aus dem jüngsten Semesterbericht, den das Corps wie jedes Halbjahr an seine Philister versendet und der nach Möglichkeit auch das Wissenswerthe aus dem Leben der alten Herren meldet, ersah ich gestern zu meiner Freude, daß dem A. H. Herrn Assessor Taillefer im verwichenen Monat von seiner geliebten Ehefrau ein kräftiger Spefuchs geboren worden ist.

Einen Schoppen auf sein Blühen, Gedeihen und Wachsen! Einen Schoppen und . . . eine Semmel dazu!

Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel.

Briefe

von

Julius Robert von Mayer in Heilbronn und **Wilhelm Griesinger**

aus den Jahren 1842—1845.

Herausgegeben

von

W. Preyer.

(Schluß.)

VIII.

An Griesinger.

Lieber Freund!

Du wirst das Ueberschickte erhalten haben, das ich am 11. huj. hier aufgegeben habe, und wirst, wie ich überzeugt bin, mir den Freundschaftsdienst gerne thun, Deine Ansicht darüber mir mitzutheilen. Gerne hätte ich Dir gleich einiges Weitere zur Beurtheilung des fragmentarisch gegebenen, mitgetheilt, was mich aber hiervon vor Allem abhielt, war die Besorgniß, Dir mit zu Vielerlei zugleich zu kommen, weshalb ich vorziehe, hier nachträglich Erläuterungen zu geben. In drei Beziehungen wünschte ich eine Beurtheilung des Vorliegenden von Dir zu vernehmen in formeller, logischer und physiologischer Hinsicht. Du wirst, was das erste betrifft, bemerken, daß ich Deinem Rathe, mich möglichst wenig abstract zu halten, nachzukommen mich sehr befleißigt habe; es versteht sich dabei immerhin, daß es nothwendig war, aus den Einzelnerscheinungen zu allgemeinen Begriffen und Lehrsätzen zu gelangen, wobei ich mir aber die möglichste Klarheit und Freiheit von allem Hypothetischem und eitel Speculativem zur ersten Aufgabe machte; ich glaube daher auch rein auf dem Boden der Empirie geblieben zu sein. — Dieses Streben nach Positivem ist es, das, wie ich glaube, wir, dem Geist der Zeit huldigend, im Gebiete der Physiologie gemeinschaftlich festhalten; hierzu ist aber unbedingt nothwendig, daß man Kennt-

Druckfehler-Berichtigung. S. 220 (Maiheft) Z. 11 und 13 v. u. und S. 224 Z. 7 v. o. sowie S. 226 Z. 17 v. o. ist zu lesen $\mathfrak{z}\beta$ statt $\bar{\mathfrak{z}}\beta$.

niß vieler chemischer sowohl als physikalischer Vorgänge der anorganischen Natur bei Erfassung der Lebenserscheinungen besitze; dem Physiologen kann es z. B. nicht gleichgiltig sein, über die Zusammensetzung der Kohlensäure vollkommen im Klaren zu sein; ist Kohle + Sauerstoff = Kohlensäure oder nicht? Kann sich die ausgeathmete Kohlensäure auf Kosten des verzehrten Kohlenstoffs und eingeathmeten Sauerstoffs bilden oder nicht? Ganz die gleiche Frage ist es: kann der im Thiere erzeugte mechanische Effect auf Kosten eines vor sich gehenden Verbrennungsprocesses sich bilden oder nicht? Die Production mechanischer Effecte ist eine Hauptaction sämmtlicher Animalien. Wenn nun ein ausgezeichneter Mathematiker meine Theorie auf einmal damit todtschlug, daß er sagte, das Gebiet der Wissenschaften sei bereits übergroß genug, und daher eine Erweiterung keineswegs wünschenswerth, so hoffe ich, Du werdest dieses Argument nicht unterschreiben, sondern zugeben, daß es für die Physiologie von Wichtigkeit ist, über die zuletzt aufgestellte Frage eine entschiedene Antwort zu bekommen. Diese Frage habe ich, wie Du weißt, mit Entschiedenheit bejaht; wenn sie aber auch die Wissenschaft verneint, gleichviel, wenn man nur mit der Sache ins Reine kommt; wenn aber die Wissenschaft gar keine Antwort, keine Zeit und Muße zur Prüfung und Ueberlegung hat, wenn unter der Fülle dessen, was alle Tage gedruckt wird, der in Rede stehende Gegenstand wie ein Tropfen im Meere spurlos unbeachtet bleibt, dann natürlich: oleum et operam perdidi. Offen gestanden, dieses Resultat der Sache ist mir das wahrscheinlichste; weßhalb ich mit mir auch nicht im Reinen bin, ob ich die Arbeit, von der ich nach Proportion sagen kann: nonum prematur in annum, veröffentlichen soll oder nicht. Daß es mir von vielem Werthe ist, gerade darüber Deine freie Ansicht zu hören, kannst Du überzeugt sein, und dies ist ja der Hauptgrund, warum ich Dir den Entwurf geschickt habe. In Hoffnung, bald etwas von Dir zu hören

Dein treuer Freund

Heilbronn, 14. Juni 1844. Mayer.

Noch fällt mir ein, Du erwartest vielleicht, daß ich Dir eine speciellere Anwendung auf Physiologie angebe; hier muß sehr langsam und vorsichtig fortgeschritten werden. Das nächste ist die Betrachtung des animalischen Stoffwechsels. Ein logischer Instinct hat die Physiologen seit einiger Zeit auf den axiomatischen Satz geführt: keine Action ohne Stoffwechsel; dieser Satz wird durch meine Theorie schon von physikalischer Seite aus mit Bestimmtheit ausgesprochen; es fragt sich aber nun in der Physiologie „wie und was und wann und wo?“ Du wirst mir zugeben, daß bis dato an eine Lösung dieser Frage nicht zu denken war; um hierzu zu gelangen, ist nach meiner Ansicht die von mir gegebene physikalische Theorie nothwendigerweise Erforderniß. Setzen wir diese einmal voraus, so sehen wir, daß ein Mensch (oder ein Thier), der 160 Pfund schwer ist, um 7 Fuß in die Höhe zu steigen, zu dieser Action 1 Gran Kohlenstoff verbrennen muß. Der Organismus ist aber nicht im Stande, diesen Gran behufs der gewünschten Action, d. h. zur Hebung von 160 Pfund auf 7 Fuß, allein zu verbrennen, ohne zugleich vermehrte Wärme zu erzeugen; denn die verstärkte Respiration, ohne welche der Gran nicht ver-

brennen kann, setzt an sich ein größeres Wärmebedürfniß voraus, um die Luft zu erwärmen, welche in größerem Quantum ein- und ausgeführt wird, und um die verstärkte Wasserverdampfung zu bewirken, wenn man an ein Echauffiren des ganzen Körpers auch noch nicht denken will. Statt 1 Gran findet also etwa ein Mehraufwand von 2½ Gran statt, 1 Gran zu mechanischem Effect und 1½ Gran zu vermehrter Wärme. (Ueberall lassen sich mit Dampfmaschinen keine unebenen Parallelen ziehen.) Nachdem das quantitative des zu einer Action nöthigen Stoffwechsels, auf experimentalem Wege durchaus, aber theilweise auf physikalischem, theils auf physiologischem, einmal festgestellt, fragt es sich um das Wie der Verbrennung; hier gibt uns die Physiologie und Chemie in der Lehre von der Aufnahme des Sauerstoffs durch Lunge und Haut Aufschluß; dann fragt es sich aber: was verbrennt, oder wo geht der Stoffwechsel vor sich? Nach meiner Ansicht, welche sich durch sehr triftige Gründe unterstützen läßt, geschieht dies vorzugsweise in der Höhle des Gefäßsystems; außer der Function, das Material zur Ernährung zu geben, hat demnach das Blut die sehr wichtige Function, beständig zu brennen, und auf diese Art das Material gleichsam zu den Actionen zu geben, über welches die festen Theile nach ihrer Art disponiren. Die Muskelfaser bedarf, um durch Contraction einen Effect zu liefern, keine materielle Veränderung zu erfahren; zur Heizung unserer Stube bedürfen wir keines kostbaren Schnitzwerkes; buchene Scheiten thun's ebenso gut und besser; das Blut sagt, wie der katholische Pfarrer zu seiner Gemeinde, zu den festen Theilen: ich brenne für euch Alle[15]). Eine Abnutzung, ein Stoffwechsel der Organe selbst wird damit nicht geleugnet, ist aber eine Sache für sich und steht mit der besprochenen Blutveränderung quantitativ in äußerst untergeordnetem Verhältniß; auch bei der Dampfmaschine findet täglich und stündlich Abnutzung statt; die zur Reparatur nöthigen Stoffe darf man aber nicht mit dem Kohlenaufwande verwechseln. Beobachtung und immer Beobachtung muß auch darüber Aufschluß geben: ich halte aber die Physiologen im Verdacht, daß sie in Folge unerwiesener Voraussetzungen von der chemischen Wechselwirkung des Blutes und der Organe ꝛc. ꝛc. sich über die Möglichkeit einer solchen Unterscheidung nicht klar geworden sind, und deshalb auf dem ganz unerwiesenen (nach meiner Ansicht völlig irrthümlichem) Satze haften: „die Actionen der Organe beruhen auf einem Stoffwechsel in dem Gewebe der Organe selbst." Du wirst mir zugeben, daß es sich hier nicht um eiteln Wortstreit oder leere Speculation handle; daß es keine Sache ist, „die sich weder beweisen noch widerlegen läßt". Wenn die Frage nur gehörig angeregt und durchdacht ist, so wird die Wissenschaft auch Mittel finden, über die Antwort ins Reine zu kommen; dies scheint mir aber zu einer richtigen Würdigung der Bedeutung des Blutes und der Organe selbst unerläßlich. Du wirst hieraus bereits sehen, wie sich an den physikalisch zu beweisenden Satz: daß ein Animal von 160 Pfund, das 420 Fuß in die Höhe steigt, bei dieser Handlung 1 Drachme Kohlenstoff zu mechanischem Effecte verbrennt, weitere physiologische Betrachtungen anreihen. Es möchte also immerhin für die Physiologen operae pretium sein, den anorganischen Theil der Theorie entweder selbst zu prüfen, oder einem anorganischen Collegen zu einer ernstlichen Prüfung zu übergeben; und damit wären auch alle meine Wünsche

erreicht. Daß dieses aber nicht so leicht angeht, weiß ich wohl; denn es wird heißen: „Da könnte Jeder kommen und Alles über den Haufen werfen wollen; neue Systeme bringt jeder Tag. Herkulesarbeit wäre es, wenn man sich in die Sachen alle näher einlassen wollte; wenn etwas daran ist, so führe der Verfasser es aus, schreibe ein Buch darüber; dann wollen wir sehen, dieses wird dann wohl einen Recensenten finden." Der Rath ist sehr gut, nur vor der Hand für mich nicht ausführbar; das Feld ist zu groß, überall muß ich mich erst mühsam einarbeiten, und in zehn Jahren käme ich nicht zu Stande, ein Werk, das auf die gegebene Theorie gestützt, die Mechanik, Optik, Elektricitäts- und Wärmelehre im Zusammenhang umarbeiten würde, zu liefern; ars longa vita brevis; je weiter ich komme, um so weniger sehe ich ein Ende. Käme die Sache einmal in andere und namentlich in mehrere Hände, so bin ich fest überzeugt, würde die Wissenschaft bald Nutzen daraus ziehen; so aber gleiche ich einem, der, ich darf sagen mit keiner geringen Mühe, eine Mine edlen Metalls entdeckt hat, nun aber vergeblich Baukundige einladen wird, die Mühe sich zu nehmen, auf dem Weg, den er zeigen will, hinabzusteigen und das heraufzuschaffen, was dem Einzelnen zu schwer wird. Die Theorie habe ich keineswegs am Schreibtische ausgeheckt; nachdem ich mich auf meiner Reise nach Ostindien eifrig und anhaltend mit der Physiologie des Blutes beschäftigt[16]), gab mir die Beobachtung der veränderten somatischen Verhältnisse unserer Schiffsmannschaft in den Tropen, der Acclimatisationsproceß, wieder vielfachen Stoff zum Nachdenken; die Krankheitsformen, und besonders auch die Beschaffenheit des Blutes lenkten meine Gedanken anhaltend in erster Linie: auf die Erzeugung der animalischen Wärme durch den Respirationsproceß; will man nun über physiologische Punkte klar werden, so ist Kenntniß physikalischer Vorgänge unerläßlich, wenn man es nicht vorzieht, von metaphysischer Seite her die Sache zu bearbeiten, was mich unendlich disgoutirt; ich hielt mich also an die Physik und hing dem Gegenstand mit solcher Vorliebe nach, daß ich, worüber mich mancher auslachen mag, wenig nach dem fernen Welttheile fragte, sondern mich am liebsten an Bord aufhielt, wo ich unausgesetzt arbeiten konnte und wo ich mich in manchen Stunden gleichsam inspirirt fühlte, wie ich nie zuvor oder später mir etwas Aehnliches erinnern kann. Einige Gedankenblitze, die mich, es war auf der Rhede von Surabaya, durchfuhren, wurden sofort emsig verfolgt und führten wieder auf neue Gegenstände. Jene Zeiten sind vorbei; aber die ruhigste Prüfung dessen, was damals in mir auftauchte, hat mich gelehrt, daß es Wahrheit ist, die nicht nur subjectiv gefühlt, sondern auch objektiv bewiesen werden kann; ob dieses aber durch einen der Physik nur so wenig kundigen Mann[17]) geschehen könne, dies muß ich natürlich dahin gestellt sein lassen. Kommen wird der Tag, das ist ganz gewiß, daß diese Wahrheiten zum Gemeingut der Wissenschaft werden; durch wen dies aber bewirkt wird, und wann es geschieht, wer vermag das zu sagen? Doch verzeih, ich gerathe ins Schwatzen und schreibe zu einem kurzen Briefe eine endlose Nachschrift. Das beste wäre, Du kämst einmal hierher, daß wir nicht nur dieses, sondern manches andere auch, was sonst unser Herz erfreut hat und noch erfreut, abhandeln könnten. Seit Du in Tübingen bist, habe ich nichts mehr von Dir unmittelbar ver-

nommen, zweifle aber nicht, daß Du Dich daselbst vortrefflich befindest, was zu vernehmen sehr erfreuen würde

Deinen

16. Juni 1844. alten treuen Geist.

IX.

An Mayer.

Lieber Freund! Es ist mir nicht möglich, Dir in diesem Augenblick anders als nur vorläufig zu schreiben. Ich danke Dir für die Mittheilung des Aufsatzes; daß ich ihn noch nicht mit völliger Ruhe und Ueberlegung lesen konnte, wirst Du entschuldigen, wenn Du hörst, daß ich in der letzten Zeit in Folge der Cadaverwunde bedeutend krank gewesen war, dann auf etliche Tage nach Niedernau ging und bei meiner Rückkehr vor drei Tagen alle Hände so voll Arbeit bekam, daß ich an nichts Derartiges mit Vernunft gehen konnte.

Vorläufig vor Allem du courage, mon enfant! Und glaube ja nicht, daß, wenn Deine Ansichten richtig und erweisbar sind, sie nur so ignorirt und in Scat gelegt werden dürfen. Du besorgst, daß sich Niemand werde auf die ernste Prüfung der Sache einlassen wollen: allein bedenke, daß Du bis jetzt nichts außer dem kurzen Aufsatz bei Liebig publicirt hast. Davon war freilich noch kein Erfolg zu sehen, so geschwind geht es nicht mit der Anerkennung, besonders auf dem Gebiete, zu dessen wirklichem Durchdenken immer nur ganz Wenige recht disponirt sein können.

Vorläufig, ehe ich mich über den Inhalt des Aufsatzes recht aussprechen kann, glaube ich Dir zweierlei Rathschläge geben zu dürfen. Erstens solltest Du den Leuten auf das trockene Brod der Mechanik und Mathematik etwas kritische Butter streichen und polemisches Salz streuen. Haben die Leute, die gegenwärtig auf diesem Gebiete, d. h. dem der allgemeinen Physiologie, der physiologischen Mechanik &c. das Wort führen, nach Deiner Ueberzeugung Unrecht, so muß man sie offen, direct angreifen, ihnen ihre Widersprüche nachweisen, ihnen scharf zu Leibe gehen und keine Ruhe lassen. Unter diesen Leuten glaube ich wären hauptsächlich zu berücksichtigen a) Liebig (mit seinen Bewegungserscheinungen) b) Lotze (Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaft. 1843). Letzterer ist Philosoph, beschäftigt sich in seinem — ziemlich geistreichen — Buche viel mit dem, was man in der Physiologie unter Kraft &c. zu verstehen habe; willst Du es, so kann ich Dir's schicken. Solche Angriffe und tüchtige kritische Aufsätze erregen die Aufmerksamkeit viel mehr als das ruhige Hinstellen der eigenen Sätze. Zweitens solltest Du den physiologischen Theil ebendeßwegen länger und ausführlicher machen. Es wäre freilich ganz unzweckmäßig, eine vorschnelle Anwendung auf das Einzelne der organischen Processe zu versuchen, aber gerade das, was sich für das Allgemeine und Ganze der Ansichten über die Lebenserscheinungen ergibt, sollte näher besprochen werden, und zwar gerade mit Berücksichtigung fremder Ansichten. Auch auf Valentin wäre Rücksicht zu nehmen, der in Bezug auf Methode Deiner Tendenz nahe steht.

Ich weiß wohl, was es ist, Gedanken zu haben, sie animo volvere, nicht los werden zu können, ferne, reformatorische Consequenzen durchblicken zu sehen. Es gibt nur ein einziges Mittel, hinaus mit ihnen, hingeschrieben, Aufsätze, Broschüren publicirt! Alles psychische Reflexaction! — So befreit man sich, so hat Goethe gedichtet, so haben noch alle Leute, die eigene Gedanken haben, arbeiten müssen. Nächsten Herbst besuche ich Dich, dann wollen wir recht discuriren. — Für jetzt verzeih mir, wenn ich Deine Arbeit vielleicht noch ein paar Tage liegen lassen muß; ob ich überhaupt ein ordentliches Urtheil darüber haben kann, steht dahin; eine rein logische, formal logische Prüfung gibt es eigentlich nicht ohne Kenntniß des Gegenstands. An dem Ausdruck „verwandelt sich" habe ich bereits wieder Anstoß genommen.

Mir geht's hier vortrefflich; viel zu thun, was mir lieb ist; Psychiatrie zu lesen, die Füchse auscultiren zu lernen. Ich bin zufrieden. Adieu, lieber Geist, schönstens grüßt Dich Dein

Tübingen, 18. Juni 1844. W. Griesinger.

Den Nicht-verbrauch der Muskelfaser gebe ich nicht so zu. Man sieht, wie die Ernährung des Muskels sich unter gewissen Verhältnissen der Bewegung und Ruhe schnell ändert, fettige und sehnige Degeneration des Muskels bei Ruhe in gefalteter oder gespannter Lage.

[15]) Die Lebhaftigkeit, mit der Mayer die Stätte der physiologischen Verbrennung in das Blut verlegt, statt in die Gewebe, ist um so auffallender, als aus seiner neuen Theorie die Entscheidung dieser Frage nicht abzuleiten ist. Sie erklärt sich durch seine Neigung, allemal in zweifelhaften Fällen der einfacheren Annahme den Vorzug zu geben und auch wohl aus einer zu weit getriebenen Parallelisirung des Organismus und der Dampfmaschine. Außerdem wußte man zu jener Zeit so gut wie nichts von dem Leben des Protoplasma in den Geweben. Die in diesem Briefe zum ersten Male, wenn auch numerisch ungenau, aufgestellte quantitative Beziehung zwischen der Muskelarbeit, nämlich der Hebung des eigenen Körpers beim Steigen, und dem dabei verbrannten Kohlenstoff der Nahrung gibt dagegen zu einer ganzen Reihe der wichtigsten Anwendungen der Mayer'schen Theorie auf Lebensvorgänge Anlaß. Die quantitative physiologische Wärmemechanik bezeichnet einen der größten Fortschritte der neueren Physiologie. Ihre Anfänge sind durch diesen Brief vom Juni 1844 gegeben.

[16]) Eine genauere Darlegung des Gedankenganges, der ihn zur Auffindung der constanten Beziehung zwischen Arbeit und Wärme in Ostindien führte, wo die hellrothe Farbe des Aderlaßblutes ihm auffiel, hat Mayer in seinen „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme" 1850 gegeben. Diese meisterhafte Arbeit ist in seinem Buche „Die Mechanik der Wärme" abgedruckt.

[17]) Da Mayer sich selbst „einen der Physik nur so wenig kundigen Mann" nennt, er, der die größte physikalische Entdeckung seit Newton gemacht hat, und zwar in einem Briefe, von dem er nicht annehmen konnte, daß er jemals werde gedruckt werden, so sind damit die Behauptungen seiner Gegner widerlegt, als wenn er von Haus aus an einer krankhaften Selbstüberschätzung gelitten habe. Als ich ihn im Jahre 1864 in der Naturforscherversammlung zu Gießen fragte, in welcher Section er sich mehr heimisch fühle, ob in der physikalischen oder in der medicinischen, gab er mir heiter die Antwort, das wisse er selbst nicht recht; er schwebe von der einen zur anderen, es sei ihm aber angenehm, daß die Physiker ihn ebenso gern zu den Ihrigen rechneten wie die Aerzte. Er hatte sich in die physikalische Section einschreiben lassen. Das war zweiundzwanzig Jahre nach der ersten Veröffentlichung seiner Entdeckung.

X.

An Griesinger.

Lieber Freund!

Für Deine Bemerkungen bin ich Dir recht dankbar; ich werde mir dieselben fortwährend in Ueberlegung ziehen. Wenn Du die Gefälligkeit haben willst, mir die betreffende Literatur mitzutheilen, so hat dieses für mich großen Werth; ich würde Dich vor allem ersuchen, mir Lotze's Pathologie, einiges von Valentin (die Hefte des Journals für Physiologische Heilkunde gebe ich allemal weiter) und die Deutschen Jahrbücher, October 1842, wo Löwenthal's Aufsatz über die Schwerkraft kommt, so weit Du leichte Gelegenheit dazu hast, mitzutheilen. — Ich konnte allerdings voraussehen, daß Du mit meinem Entwurfe in erster Linie deshalb nicht ganz content sein werdest, weil auf eine lange anorganische Einleitung nur wenige physiologische Zeilen folgen; ich habe aber diese letzteren auch bloß deshalb angehängt, um durch einen Kunstgriff die Aufmerksamkeit für den ersten Theil eher rege zu machen; denn das Anorganische ist mir unbedingt zur Hauptsache geworden; wenn dieses Anerkennung bei den Physikern gefunden hat, so werden sich den Physiologen vielseitige Anwendungen von selbst darbieten; wäre die Sache aber von physikalischer Seite nicht haltbar, so wären die plausibelsten physiologischen Ideen, die man darauf gründen wollte, nur Seifenblasen. Für einen bevorstehenden Kampf wollte ich mir eine durchaus bombenfeste Citadelle schaffen, und dann erst, wenn die Gegner herangelockt wären zum vergeblichen Sturme, zu Ausfällen mich anschicken; meine Kräfte wollte ich aber vor der Hand nicht in zahlreichen Außenwerken vertheilen; in der Mitte der Burg weht das Panier „Wärme läßt sich in Bewegung verwandeln“ und ladet um so mehr zum directen Angriffe ein, als eben keine Außenwerke die Aufmerksamkeit der Gegner ablenken. — Es ist klar, der physikalische Theil mag richtig sein, der physiologische unrichtig, oder umgekehrt, die physiologischen Sätze mögen ganz plausibel erscheinen, nichtsdestoweniger ist der erste Theil irrthümlich: stets ist aus der Wahrheit oder Unwahrheit einer Abtheilung nicht auf die andere ein sicherer Schluß zu ziehen; es bleibt mithin unumgängliche Arbeit, jeden Theil für sich allein zu untersuchen, und logischer Weise macht man mit dem Fundamente den Anfang; ich habe mich daher auch sehr bemüht, dieses so bestimmt und klar zu entwerfen, daß darin eine Aufforderung enthalten sein soll, für den Physiker mit gleicher Bestimmtheit das Ja oder Nein auszuzusprechen. — „Bewegung verwandelt sich in Wärme“, in diesen fünf Worten hast Du implicite meine ganze Theorie, und über das Wort „verwandeln“ kann ich um so weniger accordiren, als es den Sinn von dem, was ich sagen will, enthält. Ich habe das Gleichniß gegeben: wie sich eine Säure und Basis in Salz verwandeln, so zwei entgegengesetzte Bewegungen in Wärme. Gefällt Dir das Wort: Alkohol „verwandelt“ sich in Aether und Wasser, nicht, sofern Du einen andern Begriff damit verknüpfst, so könnte sich die Differenz in einen Wortstreit auflösen, im andern Fall handelt es sich aber gerade um den Mittelpunkt des Ganzen. Du würdest vielleicht keinen Anstand nehmen, den Satz stehen zu lassen: positive Elektricität und negative Elektricität verwandeln sich zusammen

in Wärme, sofern hier immer noch an „Fluida“ gedacht werden könnte. Da aber hiervon allerdings, und glücklicherweise, bei Bewegung und Gewichtserhebung gar keine Rede sein kann, so liegt in dem von mir festgehaltenen Ausdruck die entschiedenste Erklärung gegen alle und jede materielle Vorstellung von Wärme, Licht und Elektricität. Das Wort „Wärmestoff“ ist ein Anthropomorphismus, dem ich radical opponire[18]). Was gewinnst Du, wenn Du die Wärme eine Materie nennst, nur eine imponderable, da man erfahrungsgemäß von den Materien gar nichts weiß, als was eben die Chemie lehrt; kein Mensch hat noch den innern Grund des festen, tropfbar- und elastisch-flüssigen Zustandes derselben ergründet, und es ist hierzu auch von fern keine Aussicht. Sagt man, die Wärme ist eine Materie, so hat man damit bekanntlich nur eine reine Hypothese weiter ausgesprochen, wodurch Thatsachen auf fatale Weise präjudizirt werden. Du wirst leicht einsehen, daß ich im physikalischen Gebiete dieselbe Tendenz festhalte, welche die physiologische Schule charakterisirt; die physikalischen Schriften unserer Tage sind mit hypothetischen Phrasen ebenso durchspickt als die medicinischen aller Zeiten, und da muß man mit der Katze durch die Bach[19]). — Den physikalischen Theil der Abhandlung habe ich mit Kritik und Polemik ziemlich versehen, aber allerdings allgemein gehalten; denn in der Annahme der Schwere als bewegende Kraft sind sich fast alle Physiker gleich, obschon viele etwas daran zu rütteln versuchen. Liebig's „Bewegungserscheinungen im Thierorganismus“ finde ich, die analytischen Untersuchungen natürlich ausgenommen, ganz werthlos, da das Ganze auf Hypothesen gegründet und völlig confus ist. Seite 204 sucht er die Lebenskraft durch die Vergleichung mit der Schwerkraft und Cohäsionskraft ins Klare zu bringen; da ich nun diese letzteren zwei entschieden bekämpfe, so liegt darin indirect eine Polemik gegen Liebig; der Streit läßt sich also auf physikalischem Gebiet am einfachsten lösen. Liebig läßt den mechanischen Effect, den das Thier äußert, durch die Lebenskraft hervorgebracht werden, während ich denselben aus einem Oxydationsprocesse herleite; eine gewaltige Differenz, die gerade in unserer verschiedenen Anschauungsweise anorganischer Erscheinungen wurzelt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; bei Liebig findet man nichts als ein Hypothesenconglomerat über die Lebenskraft, aus dem die Wissenschaft nichts machen kann. Eine Widerlegung seiner ganzen Theorie, durch Aufdeckung ihrer inneren Widersprüche halte ich übrigens nicht für schwierig, und will mich nach Deinem Rathe dahintermachen; ich meine aber, wenn ich eine nähere Entwicklung physiologischer Gegenstände mit specieller Berücksichtigung der herrschenden Ansichten zum Gegenstand eines zweiten Artikels machte, so hätte ich den großen Vortheil davon, daß 1) mein physikalischer Theil mehr als eine Sache für sich gegeben wäre, 2) die Aufmerksamkeit des Lesers nicht gleich von vorn zu sehr von demselben abgelenkt wird, und 3) wenn ich im offenen Felde auch in einzelnen Punkten sehr bedrängt werden sollte (und ich bin weit entfernt, mich für infallibel zu halten) ich mir immer noch meine Burg jungfräulich erhalten könnte. Der erste Artikel gibt dann meine Ueberzeugung in Form dogmatischer Wahrheit, der zweite meine Ansichten, welche nicht als Ultimatum gegeben werden. —

Daß Du zur Erholung auf den Herbst zu uns kommen willst, freut mich und meine Frau sehr; ich glaube Dir mit Sicherheit angenehme Tage versprechen zu

können, und eine Traubenkur als Apotherapie dürfte Dir bei dem Pech, das ich zu großem Leidwesen als Dir widerfahren, vernahm, sehr dienlich sein. Traubensaft macht süßes Blut.

Hoffend, daß Du Dich täglich mehr erholst, grüßt Dich herzlich

Heilbronn, 22. Juni 1844. der Deinige

R. Mayer.

XI.

An Mayer.

Lieber Freund! Ich habe Dich sehr, sehr um Entschuldigung meiner Verspätung zu bitten. Ich wartete darauf, Dir Lotze's Buch von Wunderlich, der es hat, schicken zu können; er war verreist und bei seiner Rückkehr sagte er mir, daß er jetzt gerade das Buch nicht wohl entbehren könne, da er es selbst zu einer Arbeit braucht. Ebenso geht es mir selbst mit Valentin's Physiologie; ich bin im Colleg am Herzen und muß da sehr häufig in dem Buche nachsehen. Die Hallischen Jahrbücher könnte ich Dir später verschaffen, wie auch in 14 Tagen Dir mein Valentin zur Disposition steht; vielleicht kannst Du ihn aber in Heilbronn bekommen, wo nicht, so schreib' mir nur, ob ich Dir ihn noch schicken soll.

Ich kann mich immer noch nicht überzeugen, daß man wirklich sagen könne, die Ursache verwandle sich in den Effect. Wenn ich eine Maschine erfinde oder ein Buch schreibe, so kann man nicht sagen, meine Gehirnthätigkeit habe sich in die Maschine, oder das Buch, oder die Realisirung der betreffenden Idee verwandelt. An diesem Punkte scheint mir aber Deine ganze Theorie zu hängen. Ich bin nicht im Stande, den Aufsatz so zu beurtheilen, wie er beurtheilt werden soll — dies kann nur ein Physiker, oder Jemand, der überhaupt solche Fragen allein studirt. Mir erscheint Deine Art, in die Sache einzudringen, geistreich, und bei der herrschenden Begriffsconfusion über diese Fragen ist es jedenfalls sehr wichtig, daß Du Deine Ansichten bald in extenso preis gibst. Dies, nämlich die Begründung der Theorie von rein physikalischer Seite, mußt Du in einem größeren Aufsatze in einem physikalischen Journal oder in einer Broschüre thun; dann aber, oder vielmehr zu gleicher Zeit, mußt Du, wie ich in meinem letzten Briefe Dir rieth, einen Aufsatz schreiben, der die etwaige Anwendung auf Physiologie, nicht aufs Detail der einzelnen Processe — hier müßte man sich in Hypothesen verlieren — sondern auf die questions de généralité, über Kraft, Lebenskraft ꝛc. auseinandersetzt; aber dieser letztere Aufsatz sollte, mein' ich, nicht in der ruhigen Darstellung der gegenwärtigen Arbeit (Lehrsatz, Beweis ꝛc.), sondern mit viel Polemik, in Bezug auf die schon erwähnten Autoren, und höchst scharf und schneidig geschrieben sein. Dies ist einmal nothwendig, um die Leute überhaupt aufmerksam zu machen, und es fördert die Aufdeckung der Irrthümer oft mehr, als die ruhige Auseinandersetzung des eigenen Gedankens.

Ich rathe sehr dazu, den letzteren Aufsatz für das Roser-Wunderlich'sche Journal zu bestimmen, und bitte Dich, ihn seiner Zeit mir zu diesem Zwecke zuzuschicken. Vielleicht sehen wir uns bald; ich denke, mit erstem Beginn der Ferien, in der Mitte September eine kleine Suite anzutreten; leider wird mein Besuch in

Heilbronn nur in einem kurzen Durchfahren nach Heidelberg bestehen können, und ich werde auf Deinen freundlichen Vorschlag einer — doch so nothwendigen! — Blutversüßung verzichten müssen. —

Adieu, lieber Geist, laß Dir nicht einfallen, die Kürze meiner Bemerkungen einem verminderten Interesse an Deinen Arbeiten zuzuschreiben; kann ich Dir mit irgend etwas aushelfen, so wird mir's die größte Freude machen. Ich habe alle Hände voll zu thun; Adieu; empfehle mich bestens Deiner Frau und sei herzlich gegrüßt!

Schreibe mir bald wieder! Der Deinige

Tübingen, 15. Juli 1844. W. Griesinger

[18]) Nicht ohne Witz bemerkt Herr E. Mach, welcher treffend Robert Mayer eine moderne Galilei'sche Natur nennt, in seiner Schrift über die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit (Prag, 1872), daß es uns noch immer freisteht, ob wir uns die Wärme als einen Stoff denken wollen oder nicht, und daß wir die Entdeckung, Wärme sei Bewegung, anstaunen, obgleich sie nie gemacht worden sei. Denn nur weil das Maß der Wärmemengen der Arbeitswerth der Wärme ist, welcher verschwindet, wenn Arbeit geleistet wird, folgerte man, die Wärme könne kein Stoff sein. Denkt man sich aber, das Wasser werde durch seinen Arbeitswerth, etwa in einer Mühle, gemessen und der Arbeitswerth des Wassers „Menge" genannt, so „würde diese Menge in dem Maße verschwinden, als sie Arbeit leistet." Daß das Wasser kein Stoff sei, folgt hieraus so wenig wie das Gegentheil. Gerade so die Wärme. Die Annahme, daß die Wärme Bewegung ist, kann natürlich durch derartiges Spielen mit Begriffen nicht im Geringsten unwahrscheinlich werden, auch nicht an theoretischem Werthe und an Fruchtbarkeit und praktischem Nutzen verlieren; aber von der Annahme zum objectiven thatsächlichen Beweise ist es noch weit. R. Mayer zeigt in diesem Briefe gerade bezüglich des „Wärmestoffes" eine für die damalige Zeit außerordentliche Freiheit der Abstraction vom Herkömmlichen.

[19]) „Da muß man mit der Katze durch die Bach" ist eine schwäbische Redensart, deren Ursprung ich nicht ermittelt habe. Sie bedeutet etwa dasselbe wie „Da muß man durch Dick und Dünn", allerlei Hindernisse überwinden.

XII.

Herrn Med. Dr. Griesinger, Privatdocent in Tübingen.

fr. Heilbronn 16 Jul 1844
[Poststempel.]

Mein Lieber!

Seit Deinem letzten Schreiben habe ich über den bewußten Gegenstand verschiedentlich nachgedacht, und an einem zweiten Artikel, die Anwendung des physikalischen Satzes auf Physiologie näher ausführend, gearbeitet; verschiedene Zusätze und Aenderungen an dem Dir überschickten Entwurfe sind mir dabei nach und nach in den Sinn gekommen, so daß ich Dich bitte, mir denselben wieder zu schicken, da ich keine Abschrift in Händen habe; ich werde Dir den Aufsatz zur Beurtheilung in veränderter Gestalt übergeben. — In meinem letzten habe ich des Differenzpunktes, die Umsetzung der Muskelfaser betreffend, nicht weiter erwähnt; der Gegenstand soll in meinem zweiten Aufsatze umständlich erörtert werden; nur so viel will ich jetzt schon bemerken, daß der Verbrauch an Combustibilien behufs der Erzeugung mechanischer Effecte im Organismus bedeutend ist; auf Kohlenstoff reducirt, bedarf z. B. das Herz eines Mannes in 24 Stunden R. Carbon. ℥β. D. S. Nach Bericht[20]). Rechnet man nun auch die Oxydation

des Wasserstoffs dazu, so muß doch in längstens $^1/_4$ Jahr das Parenchym des Herzens ganz verbrannt sein, wenn auf dessen Unkosten die mechanischen Effecte der Herzbewegung gesetzt werden; bei den willkürlichen Muskeln würde es zum Theil noch schneller gehen. Eine solche rasche Umsetzung läßt sich aber, glaube ich, mit der Erfahrung nicht in Einklang bringen, und es steht daher der Annahme, daß die zur Hervorbringung eines mechanischen Effectes nothwendige Oxydation im Parenchym des Organs vor sich gehe, zuvörderst ein numerisches Hinderniß entgegen; fürs Zweite aber habe ich ein bedeutendes chemisches Bedenken dagegen, welches ich seiner Zeit Liebig, der der bekämpften Ansicht huldigt, entgegenstellen will. — Vor der Hand muß ich natürlich mit der Polemik sachte thun, da ich von niemand verlangen kann, im Besitze einer physikalischen Wahrheit gewesen zu sein, welche eben erst aufgestellt wird, wenn aber nach dem Gesetze der Trägheit dem Neuen, Besseren opponirt wird, so kann man dann crescendo verfahren. — In der Hoffnung, daß Du meiner obigen Bitte bald entsprechen werdest, grüßt Dich herzlich Dein

Heilbronn, 16. Juli 1844. Geist.

[20]) Die Formulirung des für die tägliche Herzarbeit erforderlichen (zu oxydirenden) Kohlenstoffs in Gestalt eines ärztlichen Recepts spricht ebenso für Mayer's damaligen Humor wie für seine Sicherheit bezüglich der Richtigkeit seiner Theorie. Und doch ist es dieser Brief, wo zum ersten Male die Herzthätigkeit (und zwar die in vierundzwanzig Stunden geleistete), zahlenmäßig (wenn auch noch ungenau) auf die Verbrennung von Kohlenstoff und Wasserstoff (der Nahrung) zurückgeführt wird. Daß dabei Mayer glaubt, nicht im Gewebe, sondern im Blute des Herzens finde die Oxydation statt, ist, wie ich schon hervorhob, für seine neue Lehre von untergeordneter Bedeutung. Das Protoplasma in den Muskelfasern des Herzens, welchem das Blut die anaplastischen und die verbrennlichen Stoffe zuführt, und welches sich schnell erneuert, war damals noch nicht bekannt.

XIII.

Herrn Dr. W. Griesinger in Tübingen.

frei. Heibronn 20 Jul 1844
[Poststempel.]

Lieber Freund!

Die Bemerkungen, welche Du so gut warst, mir mitzutheilen, waren mir sehr willkommen, und zugleich namentlich in so ferne sehr wichtig, als ich daraus ersah, daß ich trotz der Bemühung der möglichen Deutlichkeit und mathematischen Klarheit, doch, so zu sagen in Allem, mißverstanden worden. Während Viele, und vor allem die naturphilosophische Schule jeden Jahrhunderts, ihr Heil nur darin suchen und finden, daß sie von Niemandem, auch von sich selbst nicht, verstanden werden, ist das gerade Gegentheil das Ziel meiner Wünsche, und ich werde mich daher noch besonders bemühen, in meine Arbeit eine womöglich noch größere Deutlichkeit zu bringen. Erlaube mir aber, daß ich den Versuch wiederhole, ein Verständniß zunächst zwischen uns herbeizuführen, was mir vielleicht dann gelingt, wenn Du Dich auf dem Standpunkte des Richters erhältst, der zuerst den Plaidirenden zu verstehen sucht, und dann das Urtheil spricht; ein Richter läßt sich möglicherweise, aber der Gegenpart niemals, überzeugen.

Es ist eine Wahrheit, die von Niemand bestritten wird, daß die Materie (die chemischen Urstoffe und ihre Verbindungen) sich vor unseren Augen vielfach verändern. Wasser bleibt nicht immer tropfbar, sondern wird nach Umständen fest, und umgekehrt; was in einem Augenblick Wasser ist, kann im nächsten Eis sein, und was in einem Augenblick Eis ist, wird im nächsten zu Wasser. Dies ist ebenso klar als bekannt. Meine Behauptung sagt nun: auch die Wärme kann sich vor unsern Augen verändern, und zwar, was in einem Augenblicke Wärme ist, ist im nächsten Bewegung — und dies gilt auch umgekehrt. Das Nähere, und vor allem der Beweis, gehört in die Physik, die wir zwischen uns ruhen lassen; immerhin kannst Du aus dem eben Gesagten ersehen, was ich beweisen will; wie es bewiesen wird, ist wieder eine Sache für sich. Die von mir vorgeschlagene Terminologie von „Erzeugendem, Kraft, Ursache, Wirkung, Verwandlung" ist, wie die Sprache selbst, nur Mittel, nicht Zweck. Was man z. B. Ursache und Wirkung nennen will — mir ganz gleich; ich habe mich nur nebenbei bemüht, diesen so viel gebrauchten Ausdrücken, im Gebiete der Physik einen solchen Sinn zu geben, daß man sich consequent darin sein kann; da die Inconsequenz in dieser Beziehung ein geheiligter Gebrauch ist, so kann dies nicht anders geschehen, als daß man gegen diesen Gebrauch verstößt, da oder dort, man mag machen, was man will. Mit pedantischer Logik hege ich den frommen Wunsch, man solle unter Ursache und Effekt (in der leblosen Natur) entweder Dinge verstehen, welche in einem Größenverhältniß zu einander stehen, oder welche nicht im Verhältniß zu einander stehen. Der Funke entzündet das Pulver, die Mine fliegt auf. Man sagt hier: der Funke a ist die Ursache der Pulverexplosion b, und diese wieder die Ursache von dem Emporwerfen c der Erde. Offenbar steht b mit c, aber a weder mit b noch mit c in einem Größenverhältniß; ob man mit einem Funken oder mit einer Fackel entzündet, ganz gleich ist die Explosion. Will man logisch genau in seinem Ausdrucke sein, so darf man nicht zweierlei so total verschiedene Beziehungen, wie die von a mit b, und die von b mit c, unter einem Namen „Causalverhältniß" taufen; man muß also entweder darauf verzichten, a die Ursache von b, oder darauf, b die Ursache von c zu nennen, oder darauf, eine logisch richtige Ausdrucksweise zu haben.[21]) In den Augen einer Wissenschaft nun ist ein Verstoß gegen die Denkgesetze ein größeres Uebel, als ein Verstoß gegen den gemeinen Sprachgebrauch, und man macht sich demgemäß schon lange nichts mehr daraus, den Wallfisch keinen Fisch, das Vitriolöl kein Oel, das Sedativ-Salz kein Salz zu nennen. Ich lasse Dir gerne die Entscheidung: sage entweder (in rebus physicis) A. die Ursache ist der Wirkung proportional, oder B. sie ist ihr nicht proportional, oder C. sie ist zuweilen proportional, zuweilen nicht; im Falle A hast Du den von mir vorgeschlagenen und provisorisch gebrauchten Begriff; im Falle B kannst Du allerdings nicht von einem Causalverhältniß zwischen Wärme und Bewegung nach meinem Sinne sprechen; im Falle C wäre die Eintheilung in Ursachen ad A. und ad B. von selbst sich darbietend. Du kannst, wenn Du willst, auf diesem Wege zu klaren Begriffen über Ursache und Kraft in der Physik gelangen; immer aber muß Dir klar vorschweben, daß dieselben Worte in anderen wissenschaftlichen Gebieten wieder ganz andere Bedeutungen haben; in meinem Aufsatze habe ich des Wortes „Körper"

erwähnt als Beispiel sehr verschiedener Bedeutung in der Geometrie, Anthropologie, Weinhandel rc., unter „Parabel" versteht man in der Rhetorik ganz was anderes als in der Mathematik rc. Die Aequivalentenzahl des Goldes und Silbers wird vom Kaufmann und vom Chemiker sehr verschieden berechnet, und jener Jude sang: Mein erst Gefühl sei Preiscourant. Willst Du in Deinem Rayon wo Maß und Gewicht aufhören, die Gehirnthätigkeit „Ursache", das Buch, die erfundene Maschine „Wirkungs, — Effekt" nennen, — kein Physiker wird etwas dareinreden dürfen; Du hast das unzweifelhafte Recht, diese Begriffe festzustellen, ebenso klar ist es aber, daß Du nach diesen Begriffen nicht sagen kannst, Deine Ursache, die Gehirnthätigkeit, verwandle sich in Deinen Effekt, das Buch; auch der Funke verwandelt sich nicht in Explosion, aber die Wärme, welche durch die Verbrennung des Pulvers erzeugt wird, von dieser behaupte ich deshalb, daß sie sich zum Theil in mechanischen Effect verwandle, weil ich damit ausdrücklich sagen will, daß die Wärmemenge, welche von einer gewissen Pulvermenge erhalten werden kann, in dem Verhältniß kleiner ausfällt, als gleichzeitig mechanischer Effect erzielt wird; die Wärmemenge, welche durch Verbrennung von 1 Pfund Pulver erhalten wird, ist an sich eine constante Größe, wie ein Schoppen Flüssigkeit eine constante Größe ist; wenn man aber einen Schoppen Aether langsam in ein anderes Gefäß gießt, daß das Zimmer mit Geruch erfüllt wird, so hat man im zweiten Gefäß keinen Schoppen Aether mehr; man sagt dann, der Aether hat sich zum Theil in Dampf verwandelt, und es knüpfen sich an dieses Wort präcise Größenbestimmungen, denn es soll sagen: wenn im zweiten Gefäß 1 Unze fehlt, so ist das Gewicht des Aetherdampfes genau = 1 Unze; der Laie aber sagt: die Luft hat halt den Aether aufgezehrt; die Luft zehrt, besonders die frische. Wenn ich sage: Wärme läßt sich in Bewegung verwandeln, und umgekehrt, so will dies nichts heißen, als zwischen Wärme und Bewegung finden hin und her dieselben quantitativen Beziehungen statt, wie zwischen dem Aether und seinem Dampfe. — Wenn es mir durch diese etwas langwierige Deduction gelungen ist, Dir zu zeigen, daß es keineswegs eine ungewöhnliche und willkürliche Begriffsbestimmung des Causalitätsverhältnisses ist, an der meine ganze Theorie hängt, so ist mein Zweck erreicht. — Zum Schlusse nur noch eins: der Schnee macht kalt, das Feuer brennt, . . . beim Arbeitenden ist der Athem, der Herzschlag, die Wärme, der Appetit vermehrt, der Stoffwechsel beschleunigt; aber aus welchem Grunde, und in welchem Maße nach Pfund und Loth, das ist die Frage, und Liebig hat die erste sehr unbefriedigend, die letzte gar nicht beantwortet. Die präcise Beantwortung derselben scheint Dir eine zu kümmerliche Frucht für eine Voruntersuchung von 40 Seiten. — Wahrlich ich sage Euch, eine einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Werth als eine kostbare Bibliothek voll Hypothesen. — Meine nächste Arbeit, welche ich veröffentliche, soll gegen Schultz in Berlin einen Seitenhieb von gehöriger Schärfe enthalten; ich hoffe, Du wirst durch denselben befriedigt sein. — Für die Mittheilung verschiedener einschlagender Literatur werde ich sehr dankbar sein, bitte aber, daß Du Dir deshalb nicht zu große Mühe machst.

Es grüßt Dich herzlich Dein

Heilbronn, 20. Juli 1844. Mayer.

XIV.

Wohlgeboren Herrn Med. Dr. R. Mayer in Heilbronn.

frei. Tübingen 7 Sept 1845.
[Poststempel.]

Lieber Freund! Heut, wo es Sonntag ist, findet sich endlich eine freie Minute, um der ungeheuren Flegelei, welche ich selbst in der Verspätung meiner Antwort erkenne, ein Ende zu machen. Wüßtest Du, wie mir, seit Wunderlich's schon lange dauernder Entfernung die Arbeit jeden Augenblick bis an den Hals geht, Du würdest mich gewiß entschuldigen. Ich habe Deine Schrift gelesen unter anhaltendem Applaus mit allen 4 Extremitäten, finde meine früheren Bedenken gehoben, halte Deine Ansichten für höchst wichtig, glaube aber eben deßwegen, daß nur wenige Leute, und zwar nur Physiker im Stande sind, ein vernünftiges Wort darüber zu sprechen. Diese Ansicht ging mir namentlich aus einem zweiten Durchgehen der Schrift hervor; nach dem ersten Lesen hatte ich eine solche Freude, daß ich mich gleich hinsetzte und eine Anzeige für das Archiv anfing. Die Redactoren wollten nichts davon wissen und stellten mir vor, daß ich nicht nur mich blamiren, sondern auch Dir schaden werde, wenn ich über eine Sache, worüber Andere competent sind, schreibe. Ich lasse mir es aber nicht nehmen, daß eine Anzeige davon in das Archiv soll, und ich werde demgemäß, sobald ich nach Stuttgart in der Vacanz komme, mit Reuschle reden — vorausgesetzt, daß es Dir recht ist. Ich sehe jetzt wohl ein, daß auch eine bloße Beurtheilung des physiologischen Theils von meiner Seite Studien erfordern würde, zu denen ich im jetzigen Augenblick nicht die Minute auftreiben könnte. In diesem Theil hatte ich beim Lesen einige kleine Ausstellungen gemacht, wie einem an jedem Buche, das man liest, nicht Alles gleich gut gefällt. Ich glaube im Ganzen, Du wirst für Deine lange Arbeit die Anerkennung erreichen, die sie nach meiner Ansicht fordern kann, und wünsche von Herzen Glück dazu. Die schändliche Verspätung meines Dankes für die freundliche Aufnahme, die ich in Deinem Hause gefunden, bitte ich Dich und Deine Frau gütig zu entschuldigen; ich erinnere mich mit dem größten Vergnügen der angenehmen Stunden, die ich in Heilbronn zubrachte; nur am andern Morgen, wo es zu meiner Erweckung eines Schüttelns durch zwei Hausknechte bedurfte, stellte sich ein Leiden an den Folgen der vergangenen Lust ein.

Verzeih meine Kürze und sei, mit freundlicher Empfehlung an Deine Frau, herzlich gegrüßt von Deinem

Tübingen, 7. September 1845. W. Griesinger.

[21]) Hier ist deutlich ausgesprochen, daß nur dann in der Physik von Ursache und Wirkung die Rede sein soll, wenn zwischen beiden eine constante Größenbeziehung besteht. Bei der Explosion dagegen ist der Funke nicht Ursache, sondern er löst erst den Vorgang der Verbrennung des Pulvers aus, welcher die Explosion bewirkt. Ueber diesen hier schon vollkommen selbständig gefaßten, aber noch nicht benannten Begriff der „Auslösung", welcher auch unter dem Namen „Reizung" in der Physiologie eine sehr wichtige Rolle spielt, hat Mayer 1876 eine interessante Abhandlung veröffentlicht.

[22]) Wenn zum Schlusse der geniale Entdecker dem vertrauten Freunde, der trotz aller vorangegangenen Briefe ihn „so zu sagen in Allem mißverstanden" hat und die von der An-

wendung der neuen Lehre auf die Physiologie zu erwartenden Früchte kümmerlich findet, zuruft: „Eine einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Werth als eine kostbare Bibliothek voll Hypothesen!“ so liegt darin ein siegesgewisser Stolz und eine grandiose Festigkeit der Ueberzeugung, wie sie nur sehr wenigen Menschen zu Theil wird, die mit ihren Ideen Alle gegen sich haben.

Wie anders später! Jahr auf Jahr verging, ohne die geringste Anerkennung, ja nur Beachtung der Arbeit seines Lebens zu bringen. Er mußte das Gegentheil erfahren von dem, was er verdiente und sagte: entweder sei sein ganzes Denken anomal und pervers, dann sei sein richtiger Platz im Irrenhause: oder aber er habe neue und wichtige Wahrheiten erkannt und finde dafür statt Anerkennung noch Hohn und Schmähung — ein Drittes gebe es nicht; beides aber sei gleich niederdrückend. In Wahrheit hat aber Robert Mayer seit 1841 bis zu seinem Tode keinen Augenblick die Richtigkeit seiner, die exacte Naturlehre reformirenden Gedanken bezweifelt. Das geht aus Allem, was man von zuverlässiger Seite über ihn in Erfahrung gebracht hat, mit Sicherheit hervor.

Anerkennung fand er erst spät, als Andere die von ihm gebrochenen Bahnen betraten und immer neue fruchtbare Gefilde wissenschaftlicher Forschung, immer neue praktische Anwendungen seiner Lehrsätze fanden.

Auf ihn passen die Worte Jordan's in der Sigfridsage:

Kein Wissen ergründet den Weg zur Größe
Dem Helden vorher. Beständig hoffend
Höher zu steigen, mit standhaftem Herzen
Sich selbst vertrauend, läßt er sich tragen
Von wilder Gewalten scheinbarer Willkür.
Er weiß es gewiß, die Lenkung gewinnt er;
Denn seinen Gedanken dienen die dunkel
Strebenden Mächte der Elemente,
Und günstig begegnet in ihm erst vergeistigt,
Seinem Wollen der Wille der Welt.
. . . .
(Endlich) erreicht er den Gipfel des Ruhmes.

F. M. Dostojewski.

Von
Eugen Zabel.

Wenn man von dem Newski-Prospect in Petersburg spricht, denkt man gewöhnlich nur an die Prachtstraße, die sich von der Admiralität bis zum Moskauer Bahnhofe hinzieht und dem gesammten Leben der Residenz zum glanzvollen Mittelpunkte dient. Thatsächlich setzt sich diese Straße aber in südlicher Richtung noch weiter fort, wenn sie auch nur ihren Namen beibehält, ihren eigenthümlichen Charakter dagegen aufgibt. Das Gewühl der Weltstadt schwindet allmälig, dem Lärm folgt die Stille, dem Ueberfluß die Dürftigkeit. Während man über diesen auffallenden Gegensatz noch nachdenkt, gelangt man zu einer Anzahl Kirchen, Capellen, Gärten und Wohnhäuser, die von Mauern und Gräben umgeben sind. Hier befindet sich das Alexander-Newskikloster, das von Peter dem Großen begründet wurde, als er sich am Ufer der Newa seine neue Hauptstadt erbaute und ihr ein vornehmes nationales Heiligthum geben wollte. Gleich beim Eingang hat man den Kirchhof des Klosters vor sich, auf dem die angesehensten Geschlechter Rußlands die letzte Ruhestätte gefunden haben. Betritt man den rechts gelegenen Theil des Kirchhofs, so erblickt man alsbald auf einem Monolith von grauem Granit die dunkelbraune Broncebüste eines Mannes mit charakteristischen, aber groben, verkümmerten Gesichtszügen, die sowohl von angespannter geistiger Arbeit, wie von Schmerzen und Unglück erzählen. Die Büste ruht auf Büchern und in den Granit sind Worte aus dem Evangelium eingegraben. Nicht so leicht betritt ein Russe den Friedhof, ohne vor diesem Grabdenkmal sinnend zu verweilen. Frische Kränze erinnern daran, daß der Todte Vielen theuer war und Allen unvergeßlich geblieben ist.

Der Mann, der hier begraben liegt, ist Feodor Michailowitsch Dostojewski, dessen Roman „Verbrechen und Strafe“, in der deutschen Uebersetzung „Raskolnikow“ betitelt, eines der wirkungsvollsten Bücher der neueren Literatur geworden ist. Ganz Rußland trauerte an seiner Bahre, und eine Menschenmenge, die an viele tausend Köpfe zählen mochte, hatte sich eingefunden, um dem Dichter den Newski-Prospect entlang das letzte Geleit zu geben. Allen gemeinsam war das Gefühl, daß der Entschlafene im Leben schweres Unrecht erlitten und einen harten

Kampf geführt habe. Um ihn noch nachträglich zu ehren, setzte der russische Kaiser der Wittwe eine jährliche Pension aus und ließ ihre Kinder auf Staatskosten erziehen. Die studirende Jugend feierte den Dichter als eine Leuchte in allen Lebenskämpfen, als den Verfechter unvergeßlicher Ideale. Das war Mitte Februar 1881. Vier Wochen später platzte am Katharinenkanal in Petersburg die Bombe, die dem Kaiser Alexander II. einen gräßlichen Tod bereitete. Der Nihilismus hatte aufgehört zu schwärmen und aufzuwiegeln, er griff zur Mordwaffe und bedrohte durch eine ganze Reihe von Attentaten den Thron. Dostojewski hatte diese Entwicklung schon lange vorausgesehen und die psychologischen Momente für eine solche That in dem erwähnten Roman unnachahmlich entwickelt. Der Dichter war wieder einmal Prophet gewesen.

Dostojewski ist an poetischem Feingehalt und künstlerischer Reife weder mit Turgenjew noch mit Tolstoi zu vergleichen, aber als literarischer Charakter bietet er das größte Interesse, und seine Phantasie, die zum schriftstellerischen Handwerk hinabsinken konnte, besaß doch wieder Kraft genug, um sich zur Adlerhöhe des Genies aufzuschwingen. An seiner eigenen Person hat er das Zerrissene des russischen Lebens erfahren wie kein Zweiter. Er hat die Schule des Leidens durchgemacht und doch aus dieser Nacht den Weg zum Licht gefunden. Vom ehemaligen Revolutionär und sibirischen Sträfling hat er bis zum gefeierten Liebling der Nation den wunderbarsten Schicksalswechsel erlebt. Erfaßt man das Leben dieses Mannes nur in großen Zügen, so tritt ein auffallender Parallelismus mit der Entwicklung Fritz Reuter's entgegen. Beide verlebten ihre Jugend in einer Zeit, in der man durch veraltete politische Einrichtungen den erwachenden Freiheitsdrang des Volkes gewaltsam darniederzuhalten versuchte. Beide ließen den Enthusiasmus für Vaterland und Freiheit in Verbindungen und Versammlungen, die im Grunde ganz harmloser Natur waren, ausschäumen. Beide wurden dafür verhaftet, in strenge Untersuchung genommen und zum Tode verurtheilt. Ein Gnadenact der Krone verwandelte diese Strafe in langjährige Gefangenschaft, an welche die beiden Dichter ihr ganzes Leben lang durch physische Leiden erinnert wurden. Aber wenn bei Reuter während dieser Leidenszeit aus der Fülle seines deutschen Gemüthes die Wunderblume des Humors zu blühen und Alles mit Duft und Farbe zu erfüllen begann, wurde Dostojewski der scharfe unerbittliche Analytiker des menschlichen Herzens, der dem Bösen und Häßlichen einen weiten Spielraum gönnt und unser Mitgefühl für die Armen und Unglücklichen in Anspruch nimmt. Der Deutsche hebt die mangelhafte Wirklichkeit durch das Gefühl und Gemüth in sonnigere Höhen, der Russe sucht den Dingen durch eine verstandesmäßig geschulte Phantasie den Krieg zu erklären. Während Reuter mit feuchtem Auge, in dem sich die Welt widerspiegelt, lächelt, steht Dostojewski auf einem äußersten Vorposten mit geladenem Gewehr, jeden Augenblick bereit, dem heranschleichenden Feinde eine Kugel entgegenzusenden.

Die Noth ist die Lehrmeisterin des Genies. Sie macht ungeahnte Kräfte frei und gibt dem Menschen jene herbe Entschlossenheit, durch die man allein die Welt erobern kann. Bei Dostojewski hatte die Vorsehung aber die Schrauben zu stark angespannt. Der Organismus des Dichters entsprach nicht diesem gewaltsamen Druck und nahm unter seiner Einwirkung Schaden. Zu-

gegeben, daß ohne die Heimsuchungen, die den Autor zeitlebens verfolgten, seine Schriften Manches von dem Feuer, dem fortreißenden Temperament eingebüßt hätten, das sie für die Leser so anziehend macht. Aber auch das Unausgegohrene und Halbe, das Uebertriebene und Verzerrte in seinen Büchern ist darauf zurückzuführen, daß er sich von dem Gefühl seiner Narben und Wunden niemals losmachen konnte. Von der Harmonie und künstlerischen Klarheit Turgenjew's, dessen Wesen die gesammte moderne Bildung umspannte, darf bei ihm gar nicht gesprochen werden. Aber auch Tolstoi's geniale Einseitigkeit im Erfassen der russischen Charaktereigenthümlichkeit muß uns höher stehen, weil ihr eine bestimmte Absicht und eine sich immer mehr klärende innere Fülle zu Grunde liegen. Dostojewski ist nicht der Arzt, der Kranken Heilung bringt. Er ist selbst krank, kennt aber seinen Zustand so genau, daß er ein klassischer Zeuge für die Geschichte und Natur menschlicher Leiden ist. Ein Paar seiner Bücher wird daher Jeder gelesen haben müssen, der an verworrenen, eine große Nation bestimmenden psychologischen Zuständen Interesse nimmt, wenn es auch Niemandem einfallen wird, seiner Weltanschauung die höchste künstlerische Weihe zuzuerkennen.

Für die Beurtheilung des Dichters kommt naturgemäß zuerst die Gesammtausgabe seiner Werke, die im Jahre 1883 bei den Gebrüdern Pantelejew in Petersburg erschienen ist und zwölf Bände umfaßt, in Frage. Gleichzeitig wurden umfangreiche Materialien zu einer Biographie Dostojewski's veröffentlicht, dessen Leben sich in den Hauptabschnitten mit aller nur wünschenswerthen Klarheit überblicken läßt. Wie den Dichter, kennen wir seitdem auch den Menschen in ihm mit all' den Schwächen und Charakterfehlern, die sich einzustellen pflegen, wenn die „Stein' und Schleuder des wüthenden Geschickes“ heftig und unablässig auf uns herabfallen. Der russisch geschriebene Band, der die Biographie, die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Dostojewski's enthält, erschien gegen Ende des Jahres 1883. Zwei Freunde des Verstorbenen, der Professor der Literaturgeschichte an der Universität in Petersburg, Orest Miller, und der Bibliothekar N. Strachow haben die Arbeit gemeinsam übernommen und in der Weise ausgeführt, daß der Eine das Leben Dostojewski's bis zu seiner Rückkehr aus der Verbannung, der Andere den übrigen Theil seines Wirkens und Schaffens darstellte. Der Band, über achthundert Seiten stark, ist reich an biographischem Rohmaterial aller Art, aber das bunte Durcheinander des Gebotenen und die naive Bewunderung der Herausgeber, die den Dichter am liebsten zu einem Classiker und Heiligen hinaufschrauben möchten, lassen es nicht dazu kommen, daß der Leser ein abgerundetes Bild von dem merkwürdigen und unglücklichen Mann erhält. Für den Ballast, den man bei der Lectüre mitschleppen muß, wird man entschädigt, wenn man einen Blick auf das Porträt wirft, das dem biographischen Werke vorangesetzt ist. Da sehen wir eine echt russische Physiognomie: mit einer nicht schönen, aber breiten, ausdrucksvollen Stirn und einem interessant gebauten Schädel, über welchen spärliche Haare glatt hinweggestrichen sind. Die Augen liegen tief und werden von Brauen beschattet, die sich an der Nasenwurzel schmerzhaft und grüblerisch zusammenziehen. Schwere Runzeln zeichnen sich auf den Wangen ab, Mund und Kinn werden durch den Vollbart verdeckt. Auf den ersten Blick möchte man glauben, daß das Bild einen Mann aus dem Volke darstelle, der

im Kampf ums Dasein alle Gedanken an Glück und Sorglosigkeit schon längst aufgegeben hat und das freudelose Geschick mit der Geduld eines Lastträgers dahinschleppt. Aber die geistige Spannung, der tiefe Ernst, die auf diesen Zügen ruhen, sind doch nur den Auserwählten beschieden, die sich das Studium der Menschennatur und ihre poetische Schilderung zur Lebensaufgabe gemacht haben.

I.

In einem der nördlichen Stadttheile Moskau's liegt das Marienhospital, eine Anstalt für unbemittelte Kranke. Hier wurde Dostojewski im Jahre 1821 geboren, und seine ersten Eindrücke blieben für sein ganzes Leben maßgebend. Armuth und Leiden mußten ihm wie etwas Selbstverständliches vorkommen, wenn er die blassen Gesichter der Patienten sah, ihnen mit kindlicher Zuthunlichkeit die Hand reichte und ihre Seufzer hörte. Sein Vater war an dem Krankenhause als Arzt angestellt und hatte eine zahlreiche Familie. Auf einem kleinen Gute im Tula'schen Gouvernement, das ihm gehörte, ließ er den Knaben in einer angemesseneren Umgebung zurück, als er sie ihm zu Hause zu bieten vermochte. Aber zum Unterschiede von den meisten russischen Schriftstellern ist bei Dostojewski das Naturgefühl immer nur sehr schwach entwickelt gewesen. Die Menschen in ihren Leidenschaften zu schildern, wie sie sich unter der Einwirkung des Stadtlebens im harten Kampf um die Existenz entwickeln, das war seine Aufgabe. Die Natur, die mit ihrer erhabenen Schönheit sich dem Individuum gleichgültig gegenüberstellt und den höchsten Menschengeist wie den kleinsten Wurm denselben unabänderlichen Gesetzen unterwirft, ließ ihn als solche kalt. Mit seinem älteren Bruder Alexei, an dem er mit inniger Liebe hing, besuchte er die kaiserliche Ingenieurschule in Petersburg. Während dieser Zeit wurde seine Phantasie durch die Schriftsteller, die er las, mächtig angeregt. An Puschkin konnte er den Adel des Gedankens, die Wärme des Gefühles, die Meisterschaft der Form bewundern; Gogol lehrte ihn, wie man Charaktere zergliedert und im Reiche des Häßlichen Beobachtungen anstellt; Balzac, Eugen Sue und die George Sand — das Alles schwirrte in seinem Kopfe wild durcheinander. Auch von deutscher Dichtkunst fühlte er sich stark angeregt. Eine Aufführung der Schiller'schen „Räuber“ hatte er bereits mit zehn Jahren gesehen, und er konnte diesen Abend, an dem seine Seele durch das Jugenddrama unseres nationalsten Dichters in Aufruhr versetzt wurde, nicht wieder vergessen. Im Jahre 1843 hatte er den Cursus auf der Ingenieurschule beendet und den Rang eines Secondelieutenants erhalten, nahm jedoch ein Jahr darauf seinen Abschied. Er wollte Schriftsteller werden.

Man denke sich den jungen Menschen in jenem Abschnitt seiner Entwicklung, wo noch alle Ideale leuchten und doch schon das Bewußtsein der Kraft, der Drang des Schaffens über ihn gekommen sind. Er war ganz und gar erfüllt von den Ideen seiner Zeit, die unter der Schwere des Nikolai'schen Regiments seufzte und für einen neuen Inhalt eine neue Form suchte, ohne recht zu wissen, wie diese beschaffen sein sollte. Gogol's „Revisor“ und „Todte Seelen“ waren erschienen und die unerbittliche Kritik des russischen Lebens, die in dem Lustspiel und in dem Roman ausgesprochen sind, verfehlten nicht, ein ungeheures Aufsehen

zu machen. Man begriff, welch' eine Waffe das Wort des Schriftstellers sei, der seiner Zeit mit dem Scharfsinn und der Würde eines Richters gegenübertritt. Dostojewski that zunächst einen Sprung ins Ungewisse, als er die Schriftstellerei zu seinem Berufe erwählte; aber er konnte nicht anders, jede Faser zuckte an ihm, wenn er an die Aufgaben dachte, die sich ihm stellen würden. Er mußte sich immerhin auf einen harten Kampf gefaßt machen, um so mehr, als seine Mittel sehr beschränkt waren und auch sein körperliches Befinden viel zu wünschen übrig ließ. Sein Vater war gestorben, und das Wenige, was ihm blieb, reichte nur kurze Zeit hin, um ihn vor der Noth zu schützen. Seine Phantasie war in voller Gährung begriffen und sog immer mehr Bilder und Beobachtungen aus dem täglichen Leben in sich ein. Bald trug er sich, unter dem Eindruck dieser Erfahrungen, mit dem Gedanken, eine philanthropische Gesellschaft begründen zu wollen, bald dachte er wieder daran, allen Wirrnissen ein Ende zu machen und sich das Leben zu nehmen. Sein Nervensystem war schon zu jener Zeit zerrüttet und wurde es immer mehr durch die unregelmäßige Lebensweise, die er führte. Hinter diesem frischen, für die Wirklichkeit so empfänglichen ehrgeizigen Menschen stand nun die junge Hauptstadt des Reiches, Petersburg, mit der Ueppigkeit und dem Glanz in den oberen, mit der Armuth und Verdorbenheit in den unteren Klassen der Gesellschaft. Dostojewski schilderte zunächst seine eigene Noth und die seiner Umgebung, indem er den Roman „Arme Leute" schrieb.

Das Buch hat eine kleine, aber sehr interessante Geschichte, die der Dichter fünfunddreißig Jahre später in dem von ihm herausgegebenen „Tagebuch eines Schriftstellers" berichtet hat. Dostojewski war mit seiner Erzählung fertig, wußte aber nicht, was er mit dem Manuscript beginnen sollte, da es ihm an Verkehr mit den literarischen Kreisen fast gänzlich fehlte. Nur einer seiner Schulkameraden, D. W. Grigorowitsch, der sich später als Novellist und Romanschriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Dorfgeschichte, ebenfalls einen Namen gemacht hat, schien helfen zu können, er nahm die Blätter und brachte sie zu Nekrassow, der für seine ersten literarischen Versuche schon Aufmunterung und Beifall gefunden hatte. Am Abend desselben Tages suchte Dostojewski einen seiner Freunde auf, um mit ihm, wie er es schon so oft gethan hatte, in Gogol's „Todten Seelen" zu lesen. Erst um vier Uhr des Morgens kehrte er wieder nach Hause zurück in einer jener geisterhaften, hell schimmernden Nächte, die Niemanden recht schlafen lassen. Auch der Dichter, dem das Herz bei dem ersten Schritt auf dem Gebiete der Literatur klopfen mochte, wollte nicht zu Bett gehen, sondern am offenen Fenster weiter träumen. Plötzlich wird an der Hausglocke gezogen, man öffnet und herein treten Grigorowitsch und Nekrassow, beide ganz begeistert von dem Roman, den sie die Nacht über gelesen hatten und zu dem sie dem Verfasser nun bei aufgehender Sonne Glück wünschen. Nekrassow ließ es aber dabei nicht bewenden, er machte nicht nur Worte, sondern handelte auch in ihrem Sinne. Er begab sich zu Belinski, dem gefürchtetsten und angesehensten Kritiker, in dem die Russen mit Recht ihren Lessing verehren, und überreichte ihm das Manuscript mit den Worten: „Ein neuer Gogol ist erschienen!" Der vorsichtige Mann, der mit seiner Begeisterung sparsam war,

antwortete ihm aber kurz: „Bei Euch wachsen die Gogol wie die Pilze!“ und legte das Empfangene in der Erwartung einer neuen Enttäuschung ruhig bei Seite. Indessen auch Belinski war von dem Roman begeistert, er ließ den Verfasser zu sich kommen und begrüßte ihn mit den Worten: „Begreifen Sie, junger Mann, auch ganz die Wahrheit dessen, was Sie geschrieben haben?“ Dostojewski nannte später diese Begegnung den schönsten Moment in seinem ganzen Leben. Nach einem so verheißungsvollen Morgenroth durfte er auf einen schönern Tag rechnen, als er ihn in Wirklichkeit erlebt hat.

„Arme Leute“ ist ein Roman, in dem Niemand die Arbeit eines Jünglings erkennen wird, denn Alles berührt uns darin männlich, tief und gedrungen. Wir hegen aufrichtige Bewunderung für die Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß des Dichters, und können doch ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken, daß er in seinen Jahren bereits alle Romantik wie unnützen Ballast hinter sich geworfen hat. Ein solches Buch konnte nur Jemand schreiben, der sein Brot mit Thränen netzte und durch die Verzweiflung den Weg zu einer beruhigten künstlerischen Stimmung gefunden hat. Wahrscheinlich hätte Dostojewski den literarischen Ausdruck für seinen Stoff nicht annähernd so sicher getroffen, wenn ihm nicht in Nikolaus Gogol ein classischer Meister für diese Art von Schilderungen vorausgegangen wäre. In Novellen wie: „Der Mantel,“ „Tagebuch eines Irren,“ hatte der Dichter der „Todten Seelen“ das kleine Beamtenthum Rußlands in halb lächerlichen, halb bemitleidenswerthen Figuren, wahren Nullen der menschlichen Gesellschaft, geschildert. Man stellt sich bei uns den Tschinownik meistens als einen geriebenen Gesellen vor, der sich auf das Nehmen versteht. Es gibt aber auch noch eine andere Klasse von Beamten, bei denen das Gefühl der Persönlichkeit durch den Mechanismus des Dienens und Gehorchens vollständig ertödtet ist, deren Armuth jeder Beschreibung spottet. Man kann in Petersburg diesen Leuten auf der Straße, in der Pferdebahn begegnen, und wird sie trotz ihrer abgetragenen Uniform nicht für Diener des Staats, sondern geradezu für Bettler halten. Einen solchen armseligen Menschen, einen Bureauschreiber, schildert Dostojewski in seinem Roman. Makar Djewuschkin ist aber nicht nur arm, sondern auch erbärmlich und zerlumpt gekleidet, verlegen und ängstlich in seinem Wesen, geistig betrachtet ganz auf der untersten Stufe der Bildung, ein alter häßlicher Mann, den man sich zunächst nur widerwärtig oder komisch denken kann. Die Kunst des Erzählers beabsichtigt aber weder das Eine noch das Andere. Sie will uns rühren und ergreifen, und sie erreicht dieses Ziel so vollkommen, daß wir zum Schluß sogar unter einem überwältigenden tragischen Eindruck stehen.

Dostojewski stellt nämlich den soeben erwähnten äußeren Momenten der Charakteristik noch viel stärkere innere, rein menschliche Momente zur Seite, und diese erregen unsere Theilnahme nach einer ganz anderen Richtung. Djewuschkin ist zunächst Beamter von vollendeter Pflichttreue und Ehrlichkeit; er hat aber auch ein Herz von Gold, und je mehr wir die Reinheit, Tiefe und Treue seiner Empfindungen kennen lernen, desto lebendiger wird unsere Sympathie für ihn. Er wohnt einem jungen Mädchen gegenüber, das ebenso arm wie er selbst und eine entfernte Verwandte von ihm ist. Zwischen beiden entspinnt

sich ein Briefwechsel und dieser bildet den Inhalt des Romans. Man kann nicht gerade behaupten, daß die Wahl dieser Art des Erzählens für den vorliegenden Fall die geschickteste sei. Ein Copist, der den ganzen Tag hinter seinem Tintenfasse gebückt sitzt, und ein Mädchen, das sich durch Handarbeiten die Augen verdirbt, pflegen in ihren Mußestunden keine große Neigung zum Niederschreiben ihrer Gedanken zu empfinden. Das einigermaßen Künstliche dieser äußeren Einkleidung tritt aber ganz zurück vor der Natürlichkeit und Wahrheit, mit welcher die beiden Charaktere sich vor uns entwickeln. Djewuschkin erblickt in der Sorge um das Mädchen sein einziges Glück; er hütet sie wie seinen Augapfel; er spart sich das Nothwendigste vom Munde ab, um sie durch kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke zu erfreuen. Seine Briefe erschöpfen die Sprache väterlicher Zärtlichkeit und Opferbereitschaft, die nichts von Dank wissen will, und das stolze Bewußtsein, in seiner Armuth einer noch größeren Armuth helfen zu können, wird ihm zur höchsten Seelenfreude. Sein Schützling Warwara sieht, wie sich ihr Wohlthäter die größten Entbehrungen auferlegt, um ihr helfen zu können; sie bittet ihn, mit seinen Gaben inne zu halten und freut sich doch, wenn ein Blümchen oder etwas Naschwerk sie an das gute Herz ihres Nachbarn erinnert. Aus dem Briefwechsel erfahren wir allmälig die ganze Geschichte dieser beiden Menschen, ihre Herkunft, ihr Thun und Denken, ihr stilles Entsagen; wir erblicken den leichten Schimmer von Hoffnung, der ab und zu ihren Wirkungskreis erhellt, während doch in Wahrheit die Noth sie immer ärger bedrängt, wir lernen endlich den Umstand kennen, der dieses rührende Zusammenleben zwischen dem älteren Manne und dem jungen Mädchen beendigt. Es geschieht dies auf die natürlichste und doch zugleich überraschendste Weise, während die Lage für die Beiden eine immer schwierigere wird. Warwara kann selbst bei der größten Anstrengung nicht mehr so viel verdienen, wie sie braucht, und ihr väterlicher Freund läuft umsonst zu den Pfandleihern umher, um etwas Geld für sie aufzutreiben. Hierzu kommt, daß Klatsch und Verleumdung hinter ihnen her sind, um dies Verhältniß auf das Niveau der Gemeinheit herabzuziehen, daß das Mädchen bemerkt, wie die Verlockungen des Lasters in widerwärtiger Weise von Ferne an sie heranschleichen. In diesem Augenblick bietet ihr ein Mann, der sich schon früher um sie bemüht, sie dann aber wieder verlassen hatte, die Hand. In diesem Antrag liegt nichts, was ein junges Herz beglücken könnte, denn der Bewerber ist weder hübsch noch jung, noch liebenswürdig; er will nach seiner eigenen Aussage auch nur heirathen, weil er einem lüderlichen Neffen die erwartete Erbschaft nicht gönnt, aber er hat eine gesicherte Lebensstellung und will mit seiner Frau sofort in die Provinz abreisen. Warwara's weibliches Empfinden wird durch diese Möglichkeit, ihren Beruf zu erfüllen, plötzlich geweckt; sie schlägt in die dargebotene Hand nicht nur ein, sondern berauscht sich auch an dem Gedanken, aus aller Noth befreit zu sein, theure Kleider und Schmucksachen tragen zu können. Der Umschlag in ihrer Seelenstimmung erfolgt vollkommen naiv; es ist nicht die geringste Spur von Berechnung dabei, und mit derselben Herzlichkeit, mit der sie früher Djewuschkin um eine Gefälligkeit gebeten hat, ersucht sie ihn jetzt, mit ihren Aufträgen zur Wäscherin und Stickerin, zur Modistin und zum Juwelier zu eilen und nur ja Alles richtig zu besorgen. Sie ist

darüber keineswegs undankbar oder lieblos geworden, auch ihr wird der Abschied schwer, aber sie muß schnell handeln, und wie sie handelt, ist von vollendeter Wahrheit in der Schilderung. Der alte Mann bringt ihr auch noch das letzte Opfer, obwohl er weiß, daß er damit sein Glück begräbt. Sein letzter Brief ist der Aufschrei eines Unglücklichen, der in seiner Einsamkeit für nichts mehr sorgen, an nichts mehr glauben kann, weil er in einem tragischen Kampfe vernichtet worden ist.

In der Zeichnung des weiblichen Hauptcharakters, namentlich was die Wendung gegen den Schluß hin betrifft, wo es sich um das Erwachen der weiblichen Eitelkeit handelt, zeigt Dostojewski gewiß einen genialen Instinct. Er selbst dürfte allerdings auf die Figur des alten Djewuschkin noch größeren Werth gelegt haben, denn sie zeigt das Gefühl des Dichters für die Armen und Unglücklichen, diesen Lebensnerv in seinem ganzen poetischen Organismus, bereits in voller Kraft. Für ihn kann die Menschennatur selbst in ihrer äußersten Beschränktheit einen Schatz edler und heiliger Empfindungen bergen. Auf einen ähnlichen Ton wie die Haupthandlung der Novelle ist auch die Episode mit dem alten einfältigen Pokrowski gestimmt, der in halb rührender, halb lächerlicher Liebe zu seinem Sohn, einem Studenten, aufgeht und durch dessen Tod in ähnlicher Weise betroffen wird wie Djewuschkin durch die Verheirathung Warwara's. Ueber diesen Pokrowski äußerte sich Belinski seiner Zeit in folgender Weise: „Ihr mögt über diese Liebe zu seinem Sohne lachen und dadurch an die unterwürfige Liebe des Hundes zum Menschen erinnert werden. Aber wenn ihr trotz des Lachens nicht zugleich eine tiefe Rührung empfindet, wenn die Schilderung Pokrowski's, wie er mit den Büchern in der Tasche und unter den Armen, mit entblößtem Kopfe trotz Regen und Kälte zum Grabe des bis zur Narrethei geliebten Sohnes eilt, auf euch nicht einen tragischen Eindruck macht, so sagt das Niemandem, damit nicht irgend ein Pokrowski, ein Narr und Säufer, über euch als Menschen erröthe."

Erinnert der Roman „Arme Leute" an Gogol's „Mantel", so gemahnt uns eine andere Erzählung „Der Doppelgänger" an das „Tagebuch eines Irrsinnigen" von dem Verfasser der „Todten Seelen". Goljadkin sieht sich in seiner Beamtenthätigkeit von Lüge und Heuchelei umgeben; er weiß, daß man ohne diese Mittel nicht vorwärts kommt, und treibt es genau so wie die Uebrigen. Allein in seinem Innern lebt die Sehnsucht, das Gefühl der Persönlichkeit zu retten und in dem Jammer der Bureaukratie nicht ganz unterzugehen; er quält sich mit vergeblichen Versuchen, diesen Gegensatz zu vereinigen und verliert darüber den Verstand. Ein verwandter Typus ist die Figur des Schumkow in der Novelle „Ein schwaches Herz," worin ein Beamter geschildert wird, der sich mit den heftigsten Vorwürfen peinigt, weil ihn der Gedanke an seine Liebe die Erledigung einer nebensächlichen Arbeit vergessen ließ. In „Herr Prochartschin" geht ein Geizhals an dem Gedanken zu Grunde, daß er verhungern müsse, während doch in sein Ruhebett ein kleines Vermögen eingenäht ist. Im „Spieler" bildet die Leidenschaft, welche die Menschen immer wieder zur Roulette zurücktreibt, das treibende Motiv: eine alte Dame bringt ihren Neffen um die erwartete Erbschaft, indem sie, die man schon für halbtodt hielt, an den Spieltisch eilt und dabei ihr Vermögen einbüßt, während ein armer Lehrer durch das launische

Glück plötzlich zu Besitz kommt, denselben aber leichtsinnig durchbringt und im Begriff steht, sich das Leben zu nehmen. Der Hauptfehler in Dostojewski's Erzählungen, das Breite und Uebertriebene in den Situationen, der Mangel an Geschmack tritt in Folge der jugendlichen Frische der Ausführung noch nicht so störend hervor wie bei den späteren Arbeiten. In dem Romanfragment „Nettchen Neswanow", bei dessen Abfassung über den Autor die furchtbare Katastrophe seiner Verhaftung und Verurtheilung hereinbrach, versenkt er sich in das Empfindungsleben eines Kindes im Kampf gegen Unterdrückung und Kränkung und schildert den Unterschied zwischen dem armen, frühzeitig zur Beobachtung und Kenntniß des Lebens erzogenen Nettchen und ihrer Freundin, der verwöhnten reichen Katja, in psychologisch meisterhafter Weise. Seine eigene träumerische Natur hat der Dichter endlich in die beiden Erzählungen: „Die Wirthin" und „Helle Nächte" gelegt. In ihnen berichtet uns der Held, wie er zerstreut und nachdenklich zwischen den unendlichen Häuserreihen Petersburgs spazieren geht, die seltsamsten Eindrücke in sich aufnimmt, Abenteuer sucht und findet, ohne das Räthsel, das ihm dieses bunte Spiel des Lebens aufgibt, lösen zu können. So wanderte auch Dostojewski in der verführerischen und gefährlichen Czarenstadt umher. Er blickte um sich und in sich, und in seiner Phantasie feierte das Leben, das er mit weit erschlossenen Sinnen in sich aufnahm, wie bei jedem Dichter eine wundersame Auferstehung als schrankenloses Sinnen, Ahnen und Träumen.

Je süßer und verlockender diese Träume waren, desto erschreckender mußte das plötzliche Erwachen ausfallen.

II.

Selbst die eiserne Energie des Kaisers Nicolaus, der so geschickt war, jeden Versuch einer politischen Bewegung im russischen Volk zu unterdrücken, konnte es nicht verhindern, daß vom westlichen Europa mancherlei Ideen über Staatsleben und sociale Angelegenheiten ins Land drangen. Je weniger man praktisch etwas leisten durfte, desto lebhafter entwickelte sich das Gespräch über die Stoffgebiete, zu denen man durch Broschüren und Zeitschriften, am meisten durch die Bücher der französischen Socialisten angeregt wurde. Wenn es in den zwanziger Jahren das Vorrecht einzelner vornehmer Männer war, sich über die Mittel zu unterhalten, durch deren Anwendung man auf das öffentliche Leben des Landes wohlthätig einwirken könnte, wurde in den vierziger Jahren dieses Bedürfniß bereits von Beamten, Officieren, Schriftstellern und Lehrern empfunden. Man bildete zwanglose Vereinigungen und hielt regelmäßige Zusammenkünfte ab, ohne daß denselben jedoch eine feste Organisation zu Grunde gelegen hätte. Es wurde viel gesprochen und wenig oder gar nichts unternommen. Aber ein Mann wie Kaiser Nicolaus, der stolz darauf war, der liberalen Ansteckung des Westens den Weg über die Grenze abgeschnitten zu haben, mußte diese Gedankensünden für in hohem Grade sträfliche Verirrungen halten. Auch bei einem Beamten des Auswärtigen Amtes, Petraschewsky, fanden jeden Freitag solche Gesellschaften statt, von denen man bereits im März 1848 durch einen Denuncianten Kenntniß erhielt. Es sollte ein großer Fang ausgeführt werden. Man ließ daher die Betheiligten ein Jahr lang ruhig gewähren, um sie sicher zu machen,

verhaftete dann aber im April 1849 dreiunddreißig von ihnen, lauter junge Männer, von denen nach achtmonatlicher Untersuchung zwölf als unschuldig wieder entlassen, die übrigen vierundzwanzig dagegen zum Tode durch Erschießen verurtheilt wurden. Unter den letzteren befand sich auch der ehemalige Ingenieur, Titularrath Feodor Dostojewski, dem man die „Theilnahme an verbrecherischen Plänen, die Verbreitung eines, Schmähungen der Allerhöchsten Gewalt und der rechtgläubigen Kirche enthaltenden Privatbriefes, und den Versuch, gegen die Regierung gerichtete Schriften vermittelst einer Hauslithographie zu vervielfältigen," nachgewiesen zu haben glaubte. Eine Allerhöchste Bestätigung fügte diesem Spruch folgende Bemerkung an: „Ist unter Verlust aller Standesrechte zu vier Jahren Strafarbeit auf der Festung und dann zur Einstellung in den Militärdienst als Gemeiner zu verurtheilen." Ueber die Ausführung des Urtheils richtete Dostojewski an seinen Bruder Michael, der ebenfalls verhaftet, aber unschuldig befunden war, folgenden interessanten Brief: „Wir wurden auf den Semenowplatz geführt. Daselbst wurde uns das Urtheil vorgelesen, welches über uns Alle die Todesstrafe verhängt. Man gab uns das Kreuz zu küssen, zerbrach Degen über unsern Köpfen und legte uns die weißen Todtenhemden an. Dann wurden wir zu Dreien an Pfähle geschlossen, um den Tod zu erleiden. Da ich der Sechste in der Reihe war, glaubte ich, daß ich nur wenige Minuten zu leben haben würde. Ich gedachte Deiner, mein Bruder, und der Deinigen .... es gelang mir auch noch, Plessitschejew und Durow, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Plötzlich wurde zum Rückmarsch getrommelt; wir wurden losgebunden, zurückgeführt, und man las uns vor, daß Se. Majestät uns das Leben schenke; dann wurden die endgültig bestätigten Urtheile vorgelesen."

Aus dem bürgerlichen Leben herausgerissen, einer langwierigen Untersuchungshaft unterworfen, im Innersten durchwühlt von den schauerlichen Empfindungen, die das Bewußtsein eines sicheren Todes in ihm hervorrufen mußten, endlich um den Preis, mit Räubern und Mördern zusammenzuleben, begnadigt, war Dostojewski mit seinen achtundzwanzig Jahren anscheinend ein verlorener Mann. Es war zu befürchten, daß der Druck der Leiden, denen er preisgegeben war, ihn physisch und geistig aufreiben würde. Seine Widerstandsfähigkeit erwies sich jedoch stark genug, um allen Schrecknissen trotzen zu können. Er ging aus dieser Prüfung zwar nicht rein hervor, denn wie seine Gesundheit dadurch untergraben wurde, sind auch einzelne Flecken in seinem Charakter, viele Verirrungen seiner Phantasie nur durch das zu erklären, was ihm in der Blüthe der Jahre widerfuhr. Aber Alles in Allem genommen, ist durch die Leidenszeit erst der Dichter in ihm frei geworden, der Mann, der das Unglück fremder Menschen wie sein eigenes empfand und dem Studium desselben den Antrieb zu einem unruhigen und zerfahrenen, aber in einzelnen Momenten immerhin imponirenden Schaffen entnahm.

Dostojewski verlebte die Zeit der Untersuchungshaft auf der Festung mit einem merkwürdigen Gleichmuth; er schrieb sogar während dessen eine anziehende Novelle „Der kleine Held." Dann wurde er einem Transport Verurtheilter nach Sibirien zugewiesen, und über Tobolsk, wo man ihm wie den übrigen

Leidensgefährten Ketten anlegte und die Haare abschnitt, nach Semipalatinsk gebracht. Vom Juli 1854 bis zum Mai 1859 reichen die Briefe, die er von dieser, im südwestlichen Theile Sibiriens gelegenen Stadt an seine Brüder und an einzelne Freunde, wie den Dichter Maikow, den Baron Wrangel schrieb. Sie schildern in ergreifender Weise das Leiden des Mannes, der mit einer geistig und sittlich tief unter ihm stehenden Gesellschaft verkehren mußte und in beständiger Angst lebte, daß dieser Umgang ihn allmälig auf das Niveau dieser Menschen herabdrücken, ihm die Schwingen dauernd lähmen könne. Allein so rührend diese Klagerufe sind, die er an theilnehmende Herzen richtete, mußte der Dichter doch noch einen höheren Ausdruck für sein Seelenleben finden, das durch diese außerordentlichen Umstände in einen wahren Aufruhr versetzt worden war.

Die „Memoiren aus dem todten Hause" erschienen 1862 russisch und zwei Jahre darauf in einer deutschen, zweibändigen Ausgabe, die aber so wenig Erfolg hatte, daß der Leipziger Verleger, Wolfgang Gerhard, sich nach Verkauf von hundertfünfzig Exemplaren genöthigt sah, den Rest als Makulatur zu verkaufen. Um die russische Literatur kümmerte sich damals, wenn man Turgenjew und Einiges von Puschkin und Lermontow ausnimmt, Niemand bei uns, und den Namen Dostojewski lernte man erst aussprechen, als das Hauptwerk des Dichters, der Roman „Verbrechen und Strafe," ins Deutsche übertragen wurde. Da erinnerte man sich auch des früher vernachlässigten anderen Buches; es fehlte nicht an Nachfragen, die vorläufig unbefriedigt bleiben mußten, bis endlich eine neue Uebersetzung bei Heinrich Minden in Dresden erschien, die nun eine ganz andere Aufnahme fand. Wer das Buch ein Mal zur Hand genommen hat, muß sich gestehen, daß ein häßlicher und abstoßender Stoff kaum jemals durch die Kunst einer in ihrer Einfachheit großartigen Darstellung und die Wärme echter Empfindung so geadelt worden ist, wie das Leben der sibirischen Sträflinge durch Dostojewski. Im Allgemeinen muß man sich hüten, die reformatorische Kraft literarischer Werke zu überschätzen, da die Stimmung, die man als ihre Folge betrachten möchte, wenigstens zum Theil die Ursache ihres Entstehens war. Aber in diesem Fall darf man doch sagen, daß der Dichter, von seinen sonstigen Verdiensten abgesehen, das Seinige beigetragen hat, um seinem Volk über die Mängel der Rechtspflege die Augen zu öffnen, und zugleich die Erörterung von Fragen anzubahnen, denen eine tief sittliche Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Das „Todte Haus" ist das Zuchthaus. Der Name paßt nur zu sehr, da die Sträflinge der bürgerliche Tod erwartet. Die Erben des Verurtheilten können sich in sein Eigenthum theilen, seine Frau darf sich für verwittwet erklären lassen und einen anderen Mann heirathen. Die Grausamkeit dieser Bestimmung, die ungemein große Zahl der Verschickungen und der Gedanke an die Herzlosigkeit des ganzen Verfahrens haben zusammengewirkt, um im Bewußtsein des russischen Volkes den Verbrecher zu einem Gegenstand des tiefsten Mitleids zu machen. Er wird niemals anders als der „Unglückliche" genannt, ihm werden, wenn es nur irgend angeht, Unterstützungen und Nahrungsmittel zugesteckt. In Sibirien selbst gibt es Orte, wo die Leute des Nachts einen Krug Wasser und ein Stück Brot vor der Thür ihres Hauses zurücklassen, damit ein Verurtheilter,

dem es gelungen ist, seiner Haft zu entkommen, sich daran erlaben könne. Man sieht in diesen Strafen also nicht einen Schutz der menschlichen Gesellschaft, sondern nur Willkür und Härte. Auch Dostojewski wird von keiner anderen Empfindung beseelt. Er nimmt eine Analyse des Seelenzustandes der Verurtheilten vor und sucht auf dem Grund ihres Herzens die Stellen auf, wohin das Verbrechen und Laster noch nicht gedrungen sind. Trifft er auf solche Spuren reiner menschlicher Empfindung, so geht er ihnen sorgfältig nach, froh, den göttlichen Funken der Liebe und Wahrheit auch bei diesen Menschen, die von der übrigen Gesellschaft losgelöst sind, nicht ganz erloschen zu finden. „Ueberall gibt es schlimme Menschen," heißt es an einer Stelle des Buches, „unter den schlimmen aber auch gute; wer weiß, vielleicht sind diese Menschen gar nicht so viel ärger als jene übrigen, welche dort außerhalb des Zuchthauses geblieben sind. Gott im Himmel, hätte ich damals nur ahnen können, wie sehr sich dieser mein Gedanke als wahr erweisen sollte." Und an einer anderen Stelle: „Im Zuchthause kommt es mitunter vor, daß man einen Menschen Jahrelang kennt, ihn für ein Thier hält, nicht für einen Menschen, und ihn verachtet. Und plötzlich kommt zufällig ein Moment, wo die verborgenen Kräfte seiner Seele unwillkürlich durchbrechen und ihr eine solche Fülle von Gefühl und Gemüth, ein so tiefes Verständniß des eigenen und fremden Leides gewahrt, daß es euch gleichsam wie Schuppen von den Augen fällt." Und endlich das Bekenntniß zum Schluß, als der Verfasser Abschied nimmt von dem düstern Ort, der ihn so lange gefangen hielt: „Wie viel Jugend war umsonst in diesen Wänden begraben, wie viel hohe Kräfte gingen hier vergeblich zu Grunde! Mußte man es doch geradezu sagen, dieses Volk war ein außergewöhnliches. Ist dies doch vielleicht der begabteste, stärkste Theil unseres ganzen Volkes. Aber die gewaltigen Kräfte gingen umsonst verloren, gesetzlos, rechtlos, unrettbar, und wer war schuld?"

Dostojewski legt die Erzählung einem russischen Edelmann, der aus Eifersucht seine Frau getödtet hat und nach Ablauf der gesetzlich bestimmten zehnjährigen Strafzeit als Verwiesener ein bescheidenes und untadliges Leben führt, in den Mund. Sein Name ist Alexander Petrowitsch Gorjantschikow. Mit den Augen dieses Mannes sehen wir das am Festungswall gelegene Gefängniß mit seinem großen Hof, der von einer hohen, von Schildwachen besetzten Umzäunung umschlossen ist und den langen einstöckigen Kasernen, in welchen die Gefangenen untergebracht sind. Es ist eine Welt für sich, in die wir eingeführt werden, und die Menschen, die sie zusammensetzen, sind aus allen Theilen des russischen Reiches hergeholt: wir finden Kirgisen und Tataren, Bewohner des Kaukasus, Polen, einen Juden, im Ganzen eine Gesellschaft von etwa drei- bis vierhundert Personen. Der Autor macht uns mit den Haupttypen nach einander bekannt, und wie er sie uns schildert, glauben wir sie mit Händen greifen zu können. Ein Charakterzug ist ihnen allen gemeinsam: sie sind durchaus ohne Gefühl für die Schwere des Verbrechens, das sie ins Gefängniß gebracht hat, sie wissen nicht, was Reue und Mitleid ist. Wenn sie auf Rauben und Morden zu sprechen kommen, sind sie von einer Kaltblütigkeit, die uns schaudern macht; sie behandeln das Verbrechen wie etwas Selbstverständliches und sind der festen Meinung, daß

sie ohne Grund bestraft werden. Gerathen sie ein Mal in Entrüstung, wie bei der Erzählung des Räubers, der einen fünfjährigen Knaben erschlagen hat, so geschieht das nicht aus moralischem Gefühl, sondern weil sie glauben, daß man über solche Dinge nicht zu sprechen brauche. Alle diese Leute sind niemals zu dem Verständniß für das Verhältniß zwischen Schuld und Sühne erzogen worden, und der heftige Zusammenstoß, in den sie dadurch mit der menschlichen Gesellschaft gerathen, hat eine Art fixer Idee in ihnen erzeugt. Diese Idee schleifen sie durch ihr ganzes Leben wie die Kette, an die sie geschmiedet sind, während sie im Uebrigen gutmüthige Neigungen im Thun und Lassen, oft sogar eine feinfühlige Art an den Tag legen. Ganz verkommene Menschen, wie der schreckliche Gasin, über den die unheimlichsten Geschichten im Umlauf sind und der von seiner trunkenen Raserei nur dadurch zu heilen ist, daß man ihn halb todt schlägt, oder der elende Denunciant und Wüstling A—ff sind in der Minderzahl. Bei den Uebrigen werden wir beständig daran erinnert, daß es nur in einem Punkt der Umbildung ihres Charakters bedurft hätte, um sie zu nützlichen Bürgern und braven Menschen zu machen. Was hat der Altgläubige gethan, daß er ins Gefängniß wandern muß, um hier Tag und Nacht zu Gott zu beten und sich schmerzlichen Gedanken über seine verlassenen Kinder hinzugeben? Er hat, weil es ihm sein Glauben so befahl, eine Kirche verbrannt; er würde seiner Ueberzeugung aber auch jedes andere Opfer gebracht haben, das seinen Mitmenschen vielleicht zum Segen gereicht hätte. Oder sehen wir uns den hübschen gutherzigen Ssirotkin an, der nicht gewußt zu haben scheint, was er that, als er in einer verzweifelten Stunde den Commandanten erstach. Er ist weit mehr durch die grausame Behandlung im Dienste, durch quälende äußere Umstände, als durch eine natürliche Anlage zum Bösen in das Verbrechen hineingetrieben worden. Akim Akimitsch, ein anderer Verurtheilter, war Officier im Kaukasus und glaubte nur einen Act der Gerechtigkeit zu vollbringen, als er einen kleinen Fürsten aus der Nachbarschaft, der die Festung überfallen und angezündet hatte, niederschoß. Andere Charaktere werden uns geradezu als liebenswürdig hingestellt, so der Lesghier Nurrah, „der Löwe", der wegen seiner Ehrlichkeit und Frömmigkeit allgemein beliebt ist und der sein ganzes Leben auf die eine Hoffnung stützt, wieder in den Kaukasus zurückgeschickt zu werden; der junge Daghestaner Alei, klug, fleißig und bescheiden, der im Gefängniß lesen lernt und die Worte der Bibel mit Begeisterung in sich aufnimmt; der treuherzige Baklusch in, dem die Eifersucht in jenem Momente, als er seinen begünstigten Nebenbuhler über den Haufen schoß, die Besinnung geraubt hatte. Selbst ein Mörder wie Petrow und ein Mann wie Ssuchilow werden uns im Laufe der Erzählung sympathisch: der Eine wegen der Aufmerksamkeit und Fürsorge, die er dem Verfasser entgegenbringt, der Andere durch kleine Charakterzüge, die auf ein verfeinertes Empfindungsleben schließen lassen.

Die Gefangenen werden uns in den verschiedensten Situationen geschildert, die bei dem Leser bald innige Theilnahme, bald eine sich bis zum Entsetzen steigernde qualvolle Empfindung hervorrufen. Wie rührend ist die Erzählung von der Feier des Christfestes im Gefängniß, von der Sammlung, dem Ernste, dem frommen Glauben an etwas Edles in der Menschenbrust, von dem in diesen

Tagen selbst die Rohesten einen Hauch spüren, bis die guten Vorsätze und Gedanken nach echt russischer Manier im Branntwein ertränkt werden. Höchst originell und interessant ist die Beschreibung einer Theatervorstellung, bei der sämmtliche Rollen durch Verurtheilte dargestellt werden. Es hat einen dämonischen Reiz, zu beobachten, mit welchem Eifer sich die Sträflinge aus der Gebundenheit ihrer Existenz in die Freiheit des Phantasielebens retten, wie sie im Nachempfinden fremder Leidenschaften ihr eigenes Leid vergessen und noch im Traum das Erlebte mit kindlicher Freude zu genießen fortfahren. Ein zweites Capitel wie dieses, aus dem man nicht das Lachen der Verzweiflung, sondern des heitersten Uebermuths hört, wo die Thränen nicht dem Schmerze, sondern dem Behagen entstammen, hat das Buch nicht aufzuweisen. Dostojewski's Kunst der Darstellung thut außerdem das Ihrige, um in der Analyse der zur Aufführung gelangenden Stücke, in der Charakteristik der Schauspieler und der Stimmung des Publicums eine Fülle ebenso ergötzlicher wie fein beobachteter Details zu geben. Auch auf das Verhältniß der Gefangenen zu den Thieren kommt der Verfasser zu sprechen und bei dieser Gelegenheit erzählt er von einem flügellahmen, hinkenden Adler, den die Sträflinge eines Tages in das Gefängniß gebracht hatten. Das Thier läßt Niemanden an sich herankommen, es nimmt kaum etwas zu sich und scheint in der Gefangenschaft doppelt elend zu sein. Da beschließt man, dem Vogel die Freiheit wiederzugeben. „Nach Tisch, als zur Arbeit getrommelt ward, nahm man den Adler, dem man, weil er sich tüchtig zu wehren anfing, den Schnabel zuhielt und trug ihn aus dem Gefängniß. Man ging bis zum Wall. Die zwanzig Leute, die sich bei dieser Abtheilung befanden, waren neugierig zu sehen, wohin sich der Adler begeben würde. Seltsam, alle zeigten eine gewisse Zufriedenheit, als ob ein Theil von ihnen selbst die Freiheit empfangen sollte.“ In so knapper Form eine Empfindung auszudrücken, gelingt Dostojewski in den „Memoiren aus dem Todten Hause“ meisterhaft. Später sollte er diese Kunst ganz verlernen, um an ihre Stelle eine übertriebene Gefühlsseligkeit und Breite zu setzen.

Wir haben jedoch noch der Schilderungen des Häßlichen zu gedenken, mit denen der Dichter das Thor zu den Nachtseiten des menschlichen Lebens weit öffnet und unseren Nerven starke Zumuthungen macht. Er wagt sich an eine Vereinigung physischen und seelischen Elends heran, wie sie in dieser realistischen Ausführlichkeit kaum ein Autor vor ihm jemals versucht hat. Es handelt sich im Wesentlichen um die Capitel, die sich mit dem Leben im Dampfbade, mit den Kranken im Hospital und der Ausführung der Prügelstrafe befassen. Es sind zum Theil Bilder eines Höllenbreughel, in deren Ausmalung die Phantasie des Autors schwelgt, ohne daß man ihm deshalb Uebertreibungen vorwerfen kann. Man glaubt beim Lesen einen ängstlichen, wüsten Traum zu durchleben. Diese Blätter sind, was die Lage der Unglücklichen in Sibirien anbetrifft, jedenfalls Dokumente von bleibendem Werth, so viel sich auch die Verhältnisse zum Bessern mittlerweile geändert haben mögen. Ueber die Anwendung der Prügelstrafe sind die Ansichten immer auseinandergegangen. Während die Einen die unglaublichsten Dinge darüber erzählen, bestreiten die Andern, daß sie überhaupt vorkomme. Was Dostojewski darüber berichtete, läßt eine Steigerung

des Entsetzens kaum noch zu; er spricht von zwei-, drei-, ja viertausend Hieben und behauptet, daß die Verbrecher, die mit Ruthen geschlagen werden, mehr zu leiden haben als solche, deren Bestrafung mit dem Stocke erfolgt. Wir brauchen diese Unmenschlichkeiten nicht bis ins Einzelne zu zergliedern; es genügt, die Höhe, bis zu welcher die Grausamkeit der russischen Justiz hinaufgeschraubt werden konnte, zu kennzeichnen, um es verständlich zu machen, wie das Mitleid mit diesen Opfern sich zu der heißen, allumfassenden Liebe für die Armen und Unterdrückten steigern mußte, die den leitenden Gedanken in den Schriften Dostojewski's bildet. Wer für ein thatsächlich ganz geringes Vergehen alle Qualen der Todesstunde erduldet, wer Jahrelang mit einem auf das Ideale gerichteten Geiste und einem warm pulsirenden Herzen in einem sibirischen Gefängniß gelebt hat, konnte den Werth eines Daseins, das sich mit einem vollen Inhalte erfüllt, wohl verstehen. Dostojewski streckte die Hand nach den goldenen Früchten aus. Wir werden sehen, weshalb er sie so selten zu erfassen vermochte, weshalb ihm so oft nur trockene Blätter und dürres Gezweig in den Schoß fielen.

III.

Es ist unmöglich, in den Werken des Dichters irgend welche klare, gesetzmäßige Entwicklung nachzuweisen. Wie sein Lebensschiff steuerlos bald die eine, bald die andere Richtung einschlug, so war auch sein Schaffen in einem fortwährenden Wechsel von Niedergang und Aufschwung begriffen, und zwar in einem solchen Grade, daß sich an ein Meisterwerk ersten Ranges eine kaum beachtenswerthe, oft ganz verfehlte Arbeit reihte. Niemals ist ein Schriftsteller so wenig Herr seines Talentes gewesen. Man möchte fast auf den Gedanken kommen, daß an seinen Werken zwei ganz verschiedene Menschen, ein Genie der erzählenden Kunst und ein gewöhnlicher Vielschreiber gearbeitet haben. In Wahrheit ist dieser Gegensatz aber vollkommen erklärt durch das namenlos zerfahrene und unglückliche Leben Dostojewski's, das ihm jede innere Ruhe, jeden festen Mittelpunkt nahm. Mit der Befreiung aus der Haft hörten die Jahre der Prüfung für ihn nicht auf, ja sie fanden eigentlich erst mit seinem Tode ihr Ende.

Im Jahre 1859, ein volles Jahrzehnt nach der über ihn hereingebrochenen Katastrophe, durfte der Dichter Sibirien verlassen und wieder europäisches Erdreich betreten, nachdem er bereits einige Zeit vorher sein Officierspatent und den Genuß seiner bürgerlichen Rechte zurückerlangt hatte. Nicht nur mit ihm, sondern mit seinem ganzen Vaterlande waren die wichtigsten Veränderungen vorgegangen. Nicolaus war gestorben, und das von ihm vertretene System folgte ihm unaufhaltsam nach. Der starre Boden, auf dem er als Alleinherrscher gewaltet hatte, sog Licht und Wärme ein und zeigte überall frisch aufkeimendes Leben. Von einem Ende des Reiches bis zum andern beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Turgenjew war mit den „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" als mächtiger Rufer vorausgegangen; ihm folgte Alexander Herzen, der von London aus mit seinen Schriften ganz Rußland in Athem hielt, während die Presse sich der ihr verliehenen größeren Freiheit bediente, um einerseits an dem Bestehenden eine scharfe Kritik zu üben, anderer-

seits die Forderungen für die Zukunft festzustellen. Man sah wieder eine Entwicklung vor sich und glaubte an die Durchführbarkeit von Ideen, für die man früher Hochverräther genannt wurde. Wie sollte ein Schriftsteller, der seine Begeisterung für diese Ideale so theuer bezahlt hatte, nicht alle Kräfte anspannen, um als Beobachter und Darsteller diesen neuen Menschen und Zuständen gerecht zu werden!

Als die bequemste und wirkungsvollste Form, um das, was ihm in Kopf und Herz lebte, auszudrücken, erschien ihm der Journalismus. Sein Bruder Michael gab zu Anfang der sechziger Jahre in Petersburg die Journale „Die Zeit“ und „Die Epoche“ heraus. Mit hingebendem Eifer schloß sich Dostojewski diesen Unternehmungen an, die seine Kampfeslust entfesselten, zugleich aber auch seine Kraft in unliebsamer Weise zerfaserten. Wenn er sich in der Production für den Tag oft erschöpfte, so geschah dies theils aus Neigung, theils aus bittrer Nothwendigkeit. Zeitlebens haben ihn die Gedanken an die Mittel zum Unterhalt, an den Gegensatz von dem, was er verdiente, zu dem, was er gebrauchte und die daraus entstandenen Schulden nicht losgelassen. In seinen Briefen läßt er dies Gefühl unaufhörlich und angstvoll austönen. Die fortwährenden Verlegenheiten, in denen er sich befand, erklären nicht zum mindesten das Ruckweise, Ungleichmäßige und Aufgeregte seines Schaffens. Zu den materiellen Sorgen kamen aber auch noch seelische Leiden, die an ihm zehrten. Er hatte in Sibirien die verwittwete Frau eines Mannes, der mit ihm an der Petraschewski'schen Verschwörung Theil genommen, kennen und lieben gelernt, aber es schien eine Weile, als ob ihm das Schicksal das Glück, die Geliebte dauernd sein eigen zu nennen, versage, weil in dieser eine starke Neigung zu einem Andern nicht erlöschen wollte. Aus seiner damaligen Stimmung ist viel in den Roman „Die Erniedrigten und Gekränkten“ übergegangen, den ersten, den er nach seiner Rückkehr verfaßte. Es ist ein sogenannter Ich-Roman, und der Erzähler stellt sich uns als einen jüngeren Schriftsteller vor, der genau so wie es Dostojewski in Wirklichkeit gethan hat, sich durch Entsagung martert, bis er nach heftigen Kämpfen endlich doch an das Ziel seiner Wünsche gelangt. Im Ganzen ist jedoch dieser Roman mehr eine Wiederholung und Zusammenstellung früher geschaffener Typen, als eine Arbeit, die von unmittelbarer Lebensfülle zeugt. Weder in der Composition noch in der Beobachtung, noch auch in dem Tone des Erzählers werden wir daran erinnert, daß der Dichter wenige Jahre darauf das großartige Hauptwerk seines Lebens vollenden sollte. Das Motiv in den „Erniedrigten und Gekränkten“ besteht darin, daß ein roher, von wilder Leidenschaft erfüllter Egoist, der Fürst Wolkonski, die Vermählung seines Sohnes mit Natascha, der Tochter seines ehemaligen Verwalters, verhindern will. Die uninteressante Schwächlichkeit des Bräutigams, der niemals weiß, was er will, obwohl Natascha ihm ihre Ehre geopfert hat, und der das Mädchen schließlich verläßt, bringt den Leser um jeden tieferen Antheil an diesen Vorgängen. Lediglich an einer Nebenfigur, der kleinen kranken Nelly, nehmen wir ein volles Interesse, weil dieses Kind in der Schule des Leidens ihr Empfinden zur äußersten Feinfühligkeit gegen alles Unrecht ausgebildet, aber ihr Gemüth auch zu einem rührenden Werk der Liebe gestimmt hatte. In ihren Armen ist ihre unglückliche

Mutter gestorben, die von ihrem Vater verflucht und von ihrem Manne verlassen war; sie selbst trägt in einem Herzleiden den Keim zu einem frühen Tode in sich. Nelly erzählt nun ihre Leidensgeschichte und diejenige ihrer Mutter, die so viel Aehnlichkeit mit dem Schicksal Nataſcha's hat, dem Vater der letzteren, und rührt den alten Mann damit so sehr, daß er sein entflohenes und verwünschtes Kind wieder versöhnt an sein Herz drückt. Nur einzelne Stellen an diesem Buche athmen wirkliche Kraft und Tiefe, im Ganzen ist der Stoff sentimental und die Darstellung nicht frei von innerem Zwang.

Die in der russischen Jugend vorhandenen Widersprüche und Unklarheiten sollten aber bald darauf einen ungleich mächtigeren, ja in gewisser Beziehung classischen Ausdruck finden in dem Roman „Verbrechen und Strafe" (1866), dem der treffliche Uebersetzer, W. Henckel, nach der Person des Helden den Titel „Raskolnikow" gegeben hat. Die drei Bände dieser Erzählung bilden für uns gewissermaßen die Verbindung zwischen den Werken Turgenjew's, die wir 1881 beim Erscheinen der Henckel'schen Uebersetzung fast sämmtlich, und den Schriften der übrigen russischen Schriftsteller, die wir zu jener Zeit noch fast gar nicht kannten. Seitdem erst begannen wir uns mit den merkwürdigen Literaturerzeugnissen des modernen Rußlands systematischer und eingehender zu beschäftigen, als es früher der Fall war, während gleichzeitig die Speculation der Uebersetzer mit derben Händen zugriff und ohne Unterscheidungsvermögen zwischen dem Guten und Schlechten, in vielen Fällen sogar in einer für den Genius unserer Sprache beleidigenden Weise, den Büchermarkt mit russischen Romanen überschwemmte.

„Verbrechen und Strafe" ist ohne Frage eins der merkwürdigsten Bücher, welche die moderne erzählende Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Wenn man es zum ersten Male liest, kann man vielleicht der Meinung sein, daß der außerordentliche dämonische Eindruck des Romans im Wesentlichen nur durch den grausigen Stoff hervorgerufen werde. Erst nach wiederholter Lectüre, wenn die Thatsachen als solche nichts Ueberraschendes mehr haben, empfindet man die ganze Feinheit und Wahrheit der psychologischen Analyse und bleibt doch in größter Spannung, weil jeder Charakterzug uns die Menschen, um die es sich handelt, näher bringt. Dabei feiert das Temperament Dostojewski's einen eigenartigen Triumph. Das Zerrissene und Hastige im Wesen des Dichters, das sonst oft den Eindruck künstlerischer Harmonie aufhebt, wirkt in diesem Fall wie eine tiefe und wohlberechtigte Absicht. Es wird dadurch eine unaufhörliche Vibration aller Gedanken und Empfindungen hervorgebracht, die uns die furchtbare That des Helden und ihre Folgen für den Seelenzustand dessen, der sie verübte, erst recht verständlich macht.

Petersburg, die räthselhafte Stadt, die auf den Befehl des Czaren wie auf den Wink eines Zauberers mit ihren schimmernden Kirchen und Palästen aus den Sümpfen der Newa herausgewachsen ist und auf deren unendlichen Straßen und Plätzen der Dichter zugleich hoffnungstrunken und enttäuscht oft genug umhergeirrt war, bildet den Hintergrund des Romans. Aber wir dürfen nicht an Petersburg im Winter denken, wenn die Schlitten an uns vorbeisausen, Alles unter Eis und Schnee begraben liegt und das Bewußtsein, mit der Natur einen

erfolgreichen Kampf zu bestehen, die Menschen zu Uebermuth und frischer Lebenslust anfeuert. Dostojewski hat vielmehr die Stadt im Hochsommer geschildert, wenn die von den Riesengebäuden ausstrahlende Gluth durch Nichts gemildert wird und Jeder, der es nur irgend bestreiten kann, auf seine Datsche (Landhaus) flüchtet. Der brenzliche Geruch der Straßen, die Moderluft der Magazine und Keller sind nirgends so schwer zu ertragen, wie in Petersburg; sie machen die Menschen nervös und unruhig. Hierzu nehme man die geheimnißvollen nordischen Nächte, bei deren bleichem Glanze man um Mitternacht bequem lesen und schreiben kann und deren Licht trotz Vorhängen und Jalousieen den müden Augen den Schlummer raubt, um zu begreifen, wie diese Umstände das Gemüthsleben bestimmen. „In Petersburg," sagt eine der Nebenfiguren des Romans, „gibt es zahllose Menschen, die auf der Straße Selbstgespräche halten, — es ist eine Stadt der Halbverrückten. Ständen die Wissenschaften bei uns in Blüthe, so würden Mediciner, Juristen und Philosophen hier die kostbarsten Untersuchungen anstellen können, jeder in seinem Fache. Nur selten findet man so viele düstere, unvermittelte und eigenthümliche Einflüsse, die auf die menschliche Seele einwirken, wie in Petersburg. Man braucht nur an die klimatischen zu denken." Es will dem Leser zuweilen wirklich scheinen, als ob die unheimliche und unerträgliche Julihitze der Newaresidenz all das Schreckliche ausgebrütet habe, was in dem Roman erzählt wird.

Auf diesem Hintergrunde erblicken wir eine Gruppe von nicht viel mehr als einem Dutzend Menschen und in ihrer Mitte befindet sich ein junger bildhübscher, aber armer und unglücklicher Student, Namens Raskolnikow, dessen moralisches Empfinden theils in Folge natürlicher Veranlagung, theils in Folge äußerer Umstände in einen grauenerregenden Ausnahmezustand versetzt worden ist. Der russische Student, zumal der Petersburger, befindet sich in einer weit übleren Lage als der deutsche. Er stammt meistens aus den ärmeren Volksklassen und hat oft eine sehr unzureichende Vorbildung genossen; er ist in der überwiegenden Mehrzahl mittellos und auf Stipendien angewiesen. Bleiben diese aus, so fehlt ihm oft das Nöthigste; er leidet Mangel an Büchern, an einer zuträglichen Kost und sauberen Wohnung. Unzufrieden mit seinem Schicksal, trägt er das Düstere und Verbitterte seines Wesens in die Gesellschaften hinein, wo er zu Mittag ißt, seine Zeitungen liest oder allenfalls Unterstützungen empfängt. Jeder Versuch, sich freier zu bewegen, erzeugt einen scharfen Druck von oben, und diesem entspricht dann wieder ein schnelles Umsichgreifen radikaler Gesinnungen, deren Ausbrüche von Jahr zu Jahr immer gewaltsamer geworden sind. Ein solcher Student ist auch Raskolnikow, nur mit dem Unterschiede, daß er sich auf der Universität an Niemanden anschließt, an keiner Unterhaltung und Zerstreuung theilnimmt, sondern als herber, verschlossener, innerlich stolzer Charakter, dabei gutherzig und gefällig, seiner Wissenschaft lebt, bis er eines Tages aus Mangel an Mitteln seine Studien aufgeben muß, und nun nicht weiß, was er beginnen soll. Jede Stunde erinnert ihn an seine Aermlichkeit, und er sieht auch nicht die geringste Möglichkeit, dieser beschämenden Verlegenheit ein Ende zu machen. Er bewohnt ein jämmerliches Zimmer unter dem Dache eines fünfstöckigen Hauses und kommt oft den ganzen Tag nicht dazu, etwas Ordentliches zu genießen. Seine Collegienhefte sind mit

Staub bedeckt, seine Kleidung ist die elendeste, so daß die Leute auf der Straße ihn bereits wegen seines lächerlichen Hutes verspotten. Selbst ein Licht muß er sich des Abends versagen, und wenn er nicht zwecklos vor sich hinbrütet, treibt ihn ein Gefühl des Widerwillens vor sich selbst durch das Straßengewirr der ungeheuren, von Sonnengluth verzehrten Stadt, über die Märkte und Quais, die Inseln und Brücken, die er wie ein Träumender, ohne recht zu wissen, wo er sich befindet, aufsucht.

Sein Elend ist um so größer, als er die Seinigen, anstatt ihnen zu helfen, noch in Anspruch nehmen muß, obwohl er sieht, wie sie mit ihm leiden; seine Mutter lebt in der Provinz kümmerlich von ihrer Pension und verdirbt sich durch Stricken und Sticken die Augen, nur um ihrem Sohne kleine Unterstützungen senden zu können; seine schöne Schwester Dunja, die in der Familie eines Gutsbesitzers als Gouvernante gelebt und das Trostlose einer solchen Existenz zur Genüge kennen gelernt hat, ist entschlossen, einen ungeliebten, eitlen und herzlosen, aber begüterten Mann zu heirathen, nur um dem Bruder und der Mutter eine Stütze sein zu können. Das Ehrgefühl des armen Raskolnikow wird dadurch auf eine harte Probe gestellt, seine Combinationsgabe, aus dieser unerträglichen Situation herauszukommen, auf das Aeußerste angespannt. Er ist Jurist und hat, wie die meisten russischen Studenten, weit weniger Interesse für das Positive und Sachliche, als für gewisse allgemeine Ideen gezeigt, die sich in bequemer Weise zu Urtheilen und Schlüssen ausnützen lassen. So hat er einen Aufsatz „Ueber das Wesen des Verbrechens" veröffentlicht und darin die Theorie aufgestellt, daß es einzelnen außergewöhnlichen Menschen gestattet sein müsse, bei der Ausführung ihrer Ideen Hindernisse, welcher Art sie auch seien, hinwegzuräumen. Ein Kepler, ein Newton würden darnach die Berechtigung gehabt haben, Menschenleben zu opfern, wenn sie in Folge irgendwelcher Umstände auf keine andere Weise der Welt ihre Entdeckungen hätten zugänglich machen können, während andererseits alle Gesetzgeber und Reformatoren der Menschheit insofern Verbrecher seien, als sie sich nicht scheuten, Blut zu vergießen, sobald ihnen das von Nutzen war.

Von dieser Gedankenkette lösen sich allmälig einzelne Glieder los und verwandeln sich aus Abstractionen in praktische Möglichkeiten. Es ziehen Vorstellungen in sein Gehirn ein, die ihm zuerst Grausen erwecken, sich ihm aber doch immer mehr nähern, ihn trotz seines Widerwillens mit furchtbarer Gewalt umklammern und schließlich zu einer That treiben, die er wohl im Zustande äußerster Nervenzerrüttung verüben kann, aber in ihren Folgen weder aus moralischen noch aus physischen Gründen zu ertragen vermag.

Raskolnikow hat die Adresse einer alten Pfandleiherin erhalten und sucht sie auf, um ein Paar geringe Werthsachen zu versetzen. Der Eindruck, den die Person auf ihn macht, ist ein widerwärtiger; er denkt darüber nach, wie wenig der menschlichen Gesellschaft an einer solchen Existenz liegen kann und wie viel Nutzen ihm aus der Vernichtung derselben erwachsen würde. Zufällig kommt er in ein Wirthshaus und belauscht das Gespräch eines Officiers mit einem Studenten, wobei von der Wucherin und ihrer schlecht behandelten Stiefschwester die Rede ist. Der Student sagt zuerst im Scherz: „Diese verfluchte Alte möchte ich todtschlagen

und berauben, und ich versichere Dir, daß ich es ganz ohne Gewissensbisse thun könnte", fährt dann aber ganz ernsthaft fort: „Einerseits eine dumme, unverständige, nichtsnutzige, boshafte, kränkliche Alte, die Niemandem nützt, im Gegentheil Jedermann schadet, die selbst nicht weiß, weshalb sie lebt und die ihrerseits heut oder morgen sterben muß; andererseits junge frische Kräfte, die ohne Unterstützung überall nutzlos verkommen und zwar zu Tausenden. Hunderte, Tausende von guten Werken und Unternehmungen, die man mit dem Geld der Alten ausführen könnte! Hunderte, vielleicht Tausende von Existenzen auf den richtigen Weg gebracht; Dutzende von Familien vor dem Zugrundegehen, vor dem Elend, der Verführung, vor ekelerregenden Krankheiten bewahrt — und alles das für das Geld dieser Alten. Tödte sie und nimm ihr Geld, um mit dessen Hülfe dich der ganzen Menschheit, dem Gemeinwohl zu widmen. Was meinst du nun, würde nicht dies eine winzig kleine Verbrechen durch tausend gute Werke aufgewogen werden können? Eine Existenz gegen tausendfaches vor Fäulniß und Verwesung geschütztes Leben! . . . Ein Tod — und dagegen hunderte von Leben; das ist doch ein einfaches Rechenexempel! Was hat überhaupt auf der Wagschale des Lebens die Existenz dieser schwindsüchtigen, dummen und boshaften Alten für eine Bedeutung? Nicht mehr als das Leben einer Laus, einer Schabe, und nicht einmal so viel; denn die Alte ist weit schädlicher; sie untergräbt das Leben Anderer."

Durch diese Worte erhält die Phantasie Raskolnikow's einen neuen Anstoß. Aber so sehr sie auch mit immer stärkerer Gewalt seinen Willen zu bestimmen anfängt, sträubt er sich doch noch mit ganzer Kraft dagegen. Wenn er nur einen Ausweg wüßte, würde er die teuflische Versuchung weit von sich schleudern, aber er muß die Gedanken, die er einmal gefaßt hat, weiter ausspinnen! Er ist sich über seine Lage und das verzweifelte Mittel, das er gewählt hat, um sich aus ihr zu befreien, vollständig klar. Auch an die Folgen denkt er, um sie für sich möglichst günstig zu gestalten. Er will einen Menschen überfallen und tödten. Das ist in seinen Augen hauptsächlich deshalb ein gefährliches Unternehmen, weil fast alle Verbrecher im Moment der That, während dessen sie doch jede nur denkbare Vorsichtsmaßregel treffen müßten, um einen wesentlichen Theil ihrer Willens- und Ueberlegungskraft gebracht werden und dadurch für die Verfolgung verrätherische Spuren hinterlassen. Raskolnikow glaubt sich aber über eine solche Gefahr hinwegsetzen zu können, weil das, was er beabsichtigt, im Sinne seiner vorhin erwähnten Theorie von den Ausnahmenaturen gar kein Verbrechen sei. Da er einem guten Zweck zu Liebe die That verüben will, werde ihn dies Bewußtsein geradezu vor Schwäche bewahren, wie es bei den großen Männern der Geschichte der Fall war, die über die Schranken der Moral und des Gesetzes hinweggeschritten sind. So redet er sich in eine ganz besondere Mission hinein, die er zu erfüllen habe und trifft die Vorbereitungen zu seinem schändlichen Vorhaben. Der Zufall hat es ihm verrathen, an welchem Tage und zu welcher Stunde die Pfandleiherin allein zu Hause sein werde. Er befestigt auf der inneren Seite seines Rockes eine Schleife und hängt darin ein Beil auf, das er sich aus der Kammer des Hausknechts unbemerkt holt. Er schlüpft in das Haus hinein, wo die Alte wohnt, steigt blaß und zitternd zu ihr hinauf und kann sich eines

Schwindelanfalls kaum erwehren. Während die Alte ein werthloses Paket, das er ihr als Pfand gereicht hat, öffnen will, zieht der Unselige das Beil unter dem Rock hervor, erhebt es mit beiden Händen und läßt es im Zustande halber Bewußtlosigkeit auf den Schädel der Wucherin niedersinken, die sofort zu Boden fällt und durch ein Paar nachfolgende Schläge vollends getödtet wird. Während Raskolnikow die Schubfächer der Gemordeten durchwühlt, wird er von der heimkehrenden Schwester überrascht. Er tödtet auch diese und kommt unter den größten Gefahren für seine Entdeckung unbemerkt wieder aus dem Haus heraus.

Es wird wenige Schilderungen in der gesammten Romanliteratur geben, die den Leser mit so unwiderstehlicher Gewalt packen und so sehr den Eindruck höchster Wahrhaftigkeit hinterlassen wie die Darstellung dieser Vorgänge, die das erste Buch des Romans umfaßt. Alles darin wird aber durch die Schilderung des Mordes selbst übertroffen. Man wird diese zwanzig Seiten unmöglich anders als mit stockendem Athem lesen, weil sich Jeder unwillkürlich sagt, daß der Vorgang sich so und nur so abgespielt haben kann. Bis auf jedes Wort, jeden Gedanken, die dem Verbrecher in diesem Augenblick durch den Kopf schießen, ist die Charakteristik des Einzelnen knapp und unwiderstehlich. Hat Dostojewski hinter der Thür gestanden und den Vorgang selbst belauscht? möchte man fragen, wenn man bemerkt, wie sich ein Meisterzug an den anderen reiht. Am furchtbarsten wirkt jener Augenblick nach vollbrachter That, in dem Raskolnikow mit krampfhaft umklammertem Beil im Zimmer hört, wie fremde Leute zu der Wucherin heraufgestiegen sind und, da ihnen Niemand öffnet, an der Thür heftig zu rütteln anfangen. Sie vermuthen ein Unglück, wohl gar ein Verbrechen und wollen den Hausknecht holen, und doch gelingt es dem Mörder, in eine leerstehende Wohnung zu flüchten und von da ins Freie zu gelangen. Niemand hat ihn hineingehen und Niemand herauskommen sehen. Auf welchem Wege wird die strafende Gerechtigkeit in diesem Falle ihr Opfer erreichen?

Die Antwort auf diese Frage gibt der übrige, bei Weitem umfangreichere Theil des Romans, dessen Hauptaufgabe demnach nicht sowohl in der Schilderung des Verbrechens, als vielmehr darin besteht, den Seelenzustand des Mörders nach der That darzulegen. Es zeigt sich sofort, daß Raskolnikow gar nicht der Mann ist, um mit kühlem Verstande, wie er es sich gedacht hatte, das Geheimniß seiner Schuld vor der Welt zu verbergen. Er begeht eine ganze Reihe unüberlegter und verkehrter Handlungen, die jeden Augenblick den Verdacht auf ihn lenken können, auf ihn, der nicht übel Lust zeigte, sich mit Napoleon zu vergleichen, weil es sich nach seiner Meinung um eine große That handelte. Furchtbar stürzt der Glaube an seine Größe und die dadurch bedingte Ausnahmestellung im moralischen Verhalten zusammen. Er ist nicht einmal im Stande, die zunächst liegenden praktischen Vortheile aus seiner That zu ziehen, denn das Geraubte brennt ihm in der Hand, und er vergräbt es unter einem großen Stein. Alles spricht dafür, daß er kein von Hause aus schlechter, sondern nur ein durch Erziehung und äußere Umstände irregeleiteter Mensch ist, der, wie es an einer Stelle des Romans heißt, in das Verbrechen hineingerissen worden ist, wie ein Arbeiter von der Maschine, der er zu nahe kommt, erfaßt und zermalmt wird.

Die Zertrümmerung und Vernichtung alles dessen, was die Freude am Dasein bedingt, erfolgt in Raskolnikow Schlag auf Schlag. Schon als er die

ersten Versuchsmaßregeln trifft, um die Spuren zu verwischen, die zu der Person des Thäters hinüberleiten können, benimmt er sich wie ein Träumender, ohne etwas von seinem Zustande zu wissen. Dabei zeigt es sich, daß er in einem fortwährenden Fieber lebt und an Hallucinationen leidet. Seine Phantasie verwandelt Vorstellungen, die nur in ihm vorhanden sind, in wirkliche Dinge. Als er wegen der rückständigen Miethe auf das Polizeibureau befohlen wird, hat er kaum so viel Kraft, um seinen Namen zu schreiben, und als man dort von dem Morde spricht, bekommt er einen Ohnmachtsanfall. Er liest die Berichte der Zeitungen über das Verbrechen und benimmt sich im Gespräch einem Bekannten gegenüber so auffallend und seltsam, daß dieser aufmerksam wird und sich im Stillen fragt, ob er es mit einem Verrückten oder gar dem Schuldigen selbst zu thun habe. Das Erstaunlichste aber ist, daß eine unwiderstehliche, ihm selbst unklare Gewalt ihn in das Haus zurücktreibt, wo er die Wucherin erschlagen hat und wo jetzt in deren Zimmer, nach Beseitigung der Blutspuren die Wände neu tapezirt werden. Sein scheues Wesen, seine seltsamen Fragen fallen den Arbeitern, dem Hausknecht auf, man möchte den unheimlichen Gesellen am liebsten auf die Polizei führen. Aber Raskolnikow fühlt sich selbst so namenlos elend, daß er darüber nachdenkt, ob er die That nicht einfach eingestehen soll.

Der Dichter läßt indessen zwei Motive eingreifen, die dem qualvollen Grübeln des Verbrechers wenigstens für einige Zeit eine andere Richtung geben. Raskolnikow's Mutter, Pulcheria Alexandrowna, trifft mit ihrer Tochter Dunja in Petersburg ein, um die Hochzeit des Mädchens zu feiern. Der Bräutigam, Luschin, ist ein widerwärtiger, hohler und aufgeblasener Mensch, der es den armen Leuten jeden Augenblick zu verstehen gibt, daß er ihr Wohlthäter sei und bei der Wahl seiner Lebensgefährtin durchaus nicht auf Vermögen gesehen habe. Er verspricht sich außerdem von dem Auftreten einer jungen, hübschen und klugen Frau allerlei Vortheile für seine geschäftlichen Unternehmungen. Raskolnikow weiß, daß seine Schwester ihm mit dieser Ehe ein großes Opfer bringen würde, aber er will das Opfer nicht annehmen und veranlaßt sie, ihrem Bräutigam, dessen niedere Gesinnung sich immermehr offenbart, die Thür zu weisen. Einen gewissen Trost findet Raskolnikow bei den neuen Sorgen, die an ihn herantreten, in dem Gedanken, daß ein Studiengenosse, Rasumichin, ein strebsamer, fleißiger Mensch, dazu berufen scheint, seine hartgeprüfte Schwester glücklich zu machen. Aber es gehört zu den feinsten Wendungen des Dichters, daß er seinen Helden an Nichts mehr Freude erleben, vielmehr in eine förmliche Wuth allen ehrlichen Menschen gegenüber gerathen läßt, auf deren Stirn er seine Verurtheilung zu lesen glaubt. Selbst vor den Seinigen empfindet er einen wahren Abscheu. „Mutter, Schwester," ruft er aus, „wie hatte ich sie lieb! Weswegen hasse ich sie jetzt? Ja, ich hasse sie, hasse sie wirklich, kann es nicht ausstehen, sie neben mir zu sehen." In diesem erschütternden Bekenntniß drückt sich das Bewußtsein aus, daß es fortan für ihn unmöglich ist, in der Gemeinschaft unbescholtener Menschen zu leben.

Neben dem Verbrecher steht die Gefallene, neben Raskolnikow Ssonja. Wie Jener einen Menschen getödtet hat in der Meinung, daß er damit seinem Elend ein Ende machen könne, während er doch nur noch tiefer darin versinken mußte,

hat Diese ihre weibliche Ehre Preis gegeben, weil die grenzenlose Noth ihrer Familie sie dazu trieb. Ssonja ist die Tochter eines ehemaligen Beamten, Marmeladow, eines Trunkenbolds, der von Kneipe zu Kneipe sein Elend schleppt, darüber mit einem lächerlichen Aufwand von Phrasen spricht und eines Tages als Opfer seines Lasters unter die Räder eines Wagens geräth, so daß er mit zermalmten Gliedern nach Hause gebracht wird. Seine Frau, Katharina, ist eine schwindsüchtige, keifende Person, die ihren Mann, wenn er betrunken nach Hause kommt, durchprügelt und ihre Stieftochter vor Verzweiflung beim Anblick ihrer hungernden und frierenden Kinder selbst in den sittlichen Abgrund hineinstößt. Aber Ssonja ist darin nicht untergegangen, sie hat sich von der Hölle, der man sie opfern wollte, losgerissen und wenigstens soweit wieder emporgearbeitet, daß sie an die idealen Mächte des Wahren und Guten glaubt. In ihrer Bettlerwohnung spielt sich dann auch die rührendste Scene des ganzen Romans ab, wenn Raskolnikow in der verzehrenden Angst seines Herzens zu Ssonja eilt, vor ihr in die Knie sinkt und ihren Fuß küßt. „Nicht vor dir habe ich mich gebeugt," sagt er, „ich habe mich gebeugt vor dem ganzen Leide der Menschheit." Vergeblich suchen Beide an einander Trost in der Schmach ihres Daseins, bis sie an Gottes Wort sich wieder aufrichten. Wir glauben einen Hauch der ewigen allerbarmenden Liebe zu spüren, wenn wir hören, wie das gefallene Weib dem Mörder die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus aus dem Neuen Testamente vorliest und das flackernde Lichtstümpfchen seinen matten Schein auf die blassen, gramverzerrten Gesichter und die Bibel wirft, vor deren Verheißungen sich beide Sünder zerknirscht demüthigen. Als Raskolnikow später dem Mädchen die That eingesteht, thut er es in einer für ihn höchst charakteristischen Weise, indem er die wahnsinnige Theorie, daß Ausnahmenaturen die Schranken der Gesellschaft umstürzen dürfen, aufrecht erhält und doch zum Bewußtsein kommt, wie wenig Aehnlichkeit er mit diesen, nach seiner Meinung über dem Gesetz stehenden Männern habe. „Tödtet man denn etwa so?" ruft er aus, „geht man denn so auf Todtschlag aus, wie ich es damals that? Ich werde dir das einmal erzählen, wie ich es anstellte . . . . Habe ich denn die Alte getödtet? Mich selbst habe ich getödtet, nicht aber die Alte. Mausetodt geschlagen habe ich mich damals, todt für ewig." Darauf antwortet ihm Ssonja: „Geh sogleich auf der Stelle von hier fort, stelle dich an einen Kreuzweg, kniee nieder, küsse den Erdboden, den du besudelt hast, und dann verbeuge dich vor allem Volk, nach allen Himmelsgegenden und sprich zu Allen: Ich habe getödtet! Dann wird dir Gott ein neues Leben senden."

Diese Mahnung allein würde indessen kaum Kraft genug haben, um Raskolnikow zum Zugeständniß seiner Schuld zu bewegen, wenn das Gesetz in der Person des Untersuchungsrichters Porphyrius nicht scharf und unablässig das Auge auf ihn gerichtet hielte. In dieser Figur hat Dostojewski mit unvergleichlicher Meisterschaft einen Juristen geschildert, der immer verbindlich, liebenswürdig und scheinbar absichtslos das einmal erkannte Ziel unablässig verfolgt und durch die geistige Ueberlegenheit, die ihm eigen ist, den Schuldigen in Verwirrung bringt. Der kleine Herr in der Mitte der Dreißig, mit dem glattrasirten Gesicht, den unheimlich zwinkernden Augen, den kurz geschnittenen

Haaren, dem behaglichen Bäuchlein spielt mit seinem Opfer wie die Katze mit der Maus. Jeden Augenblick meint man, er müsse zugreifen, und doch liegt seine ganze Kunst gerade darin, daß er den juristischen Apparat bei Seite läßt und sich mit Raskolnikow auf den Boden eines freundschaftlichen Privatverkehrs stellt, der ihm aber allmälig den Charakter des Schuldigen bis in jede Falte enthüllt. Ihn zu verhaften oder ihn einem amtlichen Verhör zu unterwerfen, wäre bei dem Mangel an jeglichem Indicienbeweis eine Unklugheit gewesen. Porphyrius weiß, daß solche Menschen, in denen der Keim des Guten noch nicht ganz erstickt ist, sich am besten selbst verrathen, wenn man anhaltend auf ihr Gemüthsleben wirkt. Diesem Zweck allein dient die Beredsamkeit des Juristen, der Raskolnikow zuerst bei seiner Theorie faßt, dann von allgemeinen zu speciellen Beobachtungen übergeht, auf Möglichkeiten zu sprechen kommt, die er im Handumdrehen sich in Thatsachen verwandeln läßt, anscheinend Alles durcheinanderwirrt und doch den Hauptfaden klug weiter verfolgt, bald den Nichtsahnenden, bald den Allwissenden spielt und endlich sowohl durch das Ueberraschende seiner juristischen Combinationsgabe, wie durch den Herzenston eines zum Besten rathenden Freundes seine Widerstandsfähigkeit dermaßen lähmt, ihn seelisch so matt und müde macht, daß Raskolnikow im Gefühl wahrer Erleichterung auf dem Polizeibureau ein vollständiges Geständniß seiner Schuld ablegt.

Die Kunst des Dichters bewährt sich vor Allem darin, daß er für seinen Helden neben einem starken psychologischen Interesse auch ein tiefes menschliches Empfinden in dem Leser erweckt. Raskolnikow ist trotz seines furchtbaren Verbrechens eine Persönlichkeit, der wir unsere Sympathie nicht versagen können. Diese Wirkung wird zum Theil dadurch erreicht, daß wir ihn in Gemeinschaft mit Figuren, wie dem verkommenen Marmeladow, erblicken, die moralisch tief unter ihm stehen. Ebenso unterscheidet er sich zu seinem Vortheil von dem Gutsbesitzer Swidrigailow, einem Wüstling und Mörder aus Eigennutz, der sich im Schlamm und Schmutz wohl fühlt und in sein Element auch Raskolnikow's schöne Schwester Dunja hinabziehen möchte, aber von der jungfräulichen Reinheit ihrer Empfindung entwaffnet wird und sich schließlich selbst das Leben nimmt. Wenn bei diesem Menschen der gemeine Eigennutz den Charakter bestimmt, handelt es sich dort um eine im Grund ideale Natur, die nichts für sich, sondern Alles nur für Andere erreichen möchte, aber in der Durchführung ihres Planes auch vor dem äußersten Mittel nicht zurückschreckt. Als der Roman „Verbrechen und Strafen“ erschien, lag der russischen Jugend der Gedanke an Gewaltthätigkeiten zur Durchführung ihrer Theorien noch fern; ein Nihilist, wie ihn Turgenjew in Bazaroff („Väter und Söhne“) schildert, ist eine höchst ungefährliche Erscheinung und haftet ganz und gar an persönlichen Wünschen und Hoffnungen. Erst später, in den siebziger und achtziger Jahren, vollzieht sich der Umschlag aus dem Nihilismus in den Socialismus, der „ins Volk geht“, und den Terrorismus, der zum Dynamit greift. Dostojewski's Raskolnikow nähert sich indessen schon dieser letzteren Gattung. Seine Theorie des Verbrechens ist genau dieselbe wie bei den Urhebern der Kaiserattentate, die zehn und fünfzehn Jahre später erfolgten, nur daß ihm vorläufig noch jede politische Leidenschaft fehlt. Daß aber in dem Charakter seines Helden bereits die Keime zu dem liegen,

was später dem Kaiser Alexander II. das Leben kosten und sein Reich in den Grundvesten erschüttern sollte, hat Dostojewski mit prophetischem Sinne herausgefühlt, wenn er einmal den Untersuchungsrichter Porphyrius zu Raskolnikow sagen läßt: „Es ist nur gut, daß es nur eine elende Alte war, die Sie getödtet haben. Wenn Ihre Theorie aber eine andere Richtung genommen hätte, so wäre Ihre That vielleicht eine hundertmillionenfach greulichere gewesen." Die Namen eines Scheljäbow und Ryssakow, einer Sophie Perowskaja erläutern diese Bemerkungen zur Genüge.

IV.

Dostojewski verlebte die Zeit von 1867—71 außerhalb Rußlands, in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz; aber die Hoffnung, daß der Einblick in das Culturleben dieser Länder ihn zu größerer Harmonie und Ruhe stimmen werde, sollte sich nicht erfüllen. Statt ihn in seinen Anschauungen zu klären, hat die Kenntniß fremder Länder und Völker ihn nur noch mehr verwirrt. Seine Correspondenz ist das getreue Spiegelbild eines zerfahrenen, mit sich und der Welt beständig im Kampfe liegenden Kopfes. Immer stärker bildeten sich seine slawophilen Neigungen aus, die er ohne jede Berechtigung bei der Beurtheilung fremder Nationalitäten als Maßstab anlegte. Obwohl er sich drei Jahre lang in Dresden aufhielt, war er doch außer Stande, der Eigenart unseres Volkes auch nur im Entferntesten gerecht zu werden. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in dem Briefwechsel des Dichters auf jene Stelle stößt, in der er, im Februar 1871, also zur Zeit unseres höchsten nationalen Aufschwunges, die Behauptung aufstellt, daß die Deutschen ein wüstes Volk und ohne Zukunft seien. Wie Irrlichter auf einem Sumpf spielen die Gedanken des Dichters hin und her, ohne Halt und Kraft; sie wollen uns durch den Schein der Originalität an sich locken und zeigen uns in Wahrheit doch keinen neuen Weg der Erkenntniß. In dieser Stimmung versuchte Dostojewski seine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen, aber innerhalb des nächsten Jahrzehnts ist er literarisch kaum wiederzuerkennen. Er ist breit und geschwätzig geworden, jedes Capitel ist das aufgelöste Poloniusthum. Um den Verdruß des Lesers voll zu machen, drängt sich eine wunderliche Neigung zum Philosophiren hervor, die sich immer den Anschein gibt, mit der Welt im Handumdrehen fertig zu werden, während sie selbst den einfachsten und klarsten Gedanken oft bis zur völligen Unverständlichkeit verdunkelt.

Man würde es nicht glauben, daß ein großes Talent so schnell sinken kann, wenn die Beweise für diesen plötzlichen Niedergang nicht vorlägen: 1868 erschien der „Idiot", 1873 die „Teufel", 1874 der „Halbwüchsige", 1879—1884 die „Gebrüder Karamassow". Keines dieser Bücher macht einen befriedigenden Eindruck, weil die Gedanken und Motive, die darin aufgespeichert worden sind, aus der Phantasie des Autors gewaltsam herausgeschleudert werden und die Sprache der plastischen Kraft fast gänzlich verlustig gegangen ist.

Trotz großer künstlerischer Mängel erinnert die Anlage des „Idioten" noch am meisten an Dostojewski's Gabe, uns für die Armen und Unterdrückten menschlich zu interessiren. Er schildert uns in dem Fürsten Myschkin, dem letzten Nachkommen eines heruntergekommenen Adelsgeschlechtes, einen jungen Menschen

ohne Vater und Mutter, der außerhalb seiner Heimath und ohne mit der Welt in Berührung gekommen zu sein, erzogen worden ist. Infolge dieses Umstandes und eines nervösen Leidens hat er nur die idealen Seiten des Charakters in sich ausgebildet. Sein Verstand ist einfach, sein Herz so rein wie das eines Kindes geblieben. Mit diesen Eigenschaften tritt er in unser modernes von Eigennutz und Haß erfülltes Leben ein, wo man ihn zunächst für einen Idioten hält, da er seine geistigen Fähigkeiten nicht zum Zweck äußerer Vortheile verwendet. Indessen zeigt es sich allmälig, daß seine Naivetät die gescheidtesten Leute beschämt, daß die Männer den tiefen Sinn seiner Worte anerkennen und die Frauen, die ihn zuerst verlacht haben, ihn umschwärmen. Wenn man nur wüßte, wo der Dichter innerhalb der modernen Gesellschaft je einem solchen Typus begegnet ist! Er will eine Figur schaffen, die unter uns wandelt wie ein Heiliger unter lauter Verdammten, aber diese Gestalt lebt nur in seinem Kopfe, er kann sie nicht in Wirklichkeit verwandeln. Fragt man aber, wie Dostojewski darauf gekommen ist, dem unerbittlichen Realismus seiner Muse auf einmal untreu zu werden, so muß man daran denken, daß er sich in dem Fürsten Myschkin ein Instrument schaffen wollte, um die „Intelligenz" der russischen Gesellschaft zu bekämpfen. Wenn diese von den meisten Schriftstellern der vierziger Jahre als wahre Erlösung empfunden und als einzige Rettung gepriesen wurde, ist der Verfasser des „Idioten" ein ausgesprochener Gegner derselben. Er haßt die liberalen Schößlinge, die überall im Lande aufgingen und legt sie zu den vielen Uebeln, die aus dem Westen nach Rußland übertragen wurden. Zum ersten Male starrt uns aus diesem Roman der Panslawismus, der Haß gegen die „Westlinge" (Sapadniki) unverhüllt entgegen. Es läßt sich indessen nicht leugnen, daß der Fürst Myschkin nur ein literarisches Curiosum geblieben ist, während die so arg verlästerte Intelligenz der Culturentwicklung Rußlands fortwährend die Ziele gesteckt hat.

Die „Teufel" sind wohl das Verworrenste, was Dostojewski jemals geschrieben hat. Das Buch würde kaum zur Geltung gekommen sein, wenn es nicht ein Denkmal des maßlosen Hasses gewesen wäre, den der Dichter gegen Iwan Turgenjew empfand. Anfänglich herrschte zwischen den beiden Schriftstellern ein, wenn auch nicht unmittelbar freundschaftliches, so doch auf Anerkennung der gegenseitigen Vorzüge beruhendes Einvernehmen, das sich unter anderen in einer sehr warmen Besprechung des Romans „Väter und Söhne" durch Dostojewski ausdrückte. Aber diese beiden Männer zeigten in ihrem Charakter Gegensätze, die sich jeden Augenblick zur unübersteiglichen Kluft erweitern konnten. Dostojewski vermochte ein brennendes Gefühl von Neid nicht zu unterdrücken, wenn er an den feinen künstlerischen Zug von Bildung und Geschmack dachte, der die Lectüre Turgenjew'scher Schriften zu einem so erlesenen geistigen Genuß machte und der seinem eigenen Wesen so durchaus fern lag. Turgenjew mußte wiederum an dem Rohen und Unausgegohrenen in Dostojewski Anstoß nehmen, und es bedurfte daher nur der Zwischenträgerei, um das Verhältniß in bitterste Feindschaft ausarten zu lassen. Es ist traurig einzugestehen, aber unzweifelhaft, daß Dostojewski, der vom Schicksal Verfolgte und in ewiger Bedrängniß Lebende, in Turgenjew vor Allem den vornehmen, liebenswürdigen Mann, der auf der Höhe des Lebens stand, zu treffen suchte, uneingedenk des Goethe'schen Wortes,

daß es gegen große Vorzüge eines Andern kein Rettungsmittel gibt als die Liebe. Hat man aber einmal zu hassen angefangen, wo man von Rechtswegen anerkennen und bewundern sollte, so wird man auch suchen, dieses Gefühl vor sich selbst und der Welt zu rechtfertigen. Dostojewski fand einen wahren Trost in seiner üblen Lage darin, daß er die Verdienste seines Gegners bei jeder Gelegenheit zu schmälern trachtete, bis er ihn endlich in der Figur des Schriftstellers Karmazinoff in dem Roman „Die Teufel“ zum Gegenstand einer allerdings recht mißglückten Carricatur machte. Da soll Turgenjew bald in seiner Art zu sprechen und vorzulesen, bald in seiner Vorliebe für ausländische Sitten und Gebräuche lächerlich gemacht werden. Aber wie flach und nichtssagend ist dieser Spott einem Mann gegenüber, in dem sich das größte Talent mit den edelsten menschlichen Eigenschaften vereinigte und bei dem sogar die kleinen Schwächen nur die Folge eines an allem Schönen und Guten theilnehmenden Herzens waren! Rein literarisch betrachtet, wird in den „Teufeln“ ein nihilistischer Aufstand dargestellt, aber ohne jede Logik in der Entwicklung der Charaktere und ohne planmäßige Handlung, die uns den tieferen Sinn dieser Bewegung verständlich machen könnte. Es ist derselbe Stoff, den Turgenjew in „Neuland“ behandelt hat. Man braucht es nicht besonders zu betonen, daß das allgemeine Urtheil zu Gunsten dieses Romans längst entschieden hat. Was endlich die Erzählung „Der Halbwüchsige“ betrifft, so muß sie selbst von blinden Bewunderern Dostojewski's als rein mechanisch wirkender Wortschwall verworfen werden.

In den letzten Jahren seines Lebens schien es, als ob der Dichter zur Erkenntniß durchgedrungen sei, wie sehr er den rechten Weg verloren habe. Er raffte noch einmal alle Kräfte zusammen, um, wie er dachte, sein literarisches Schaffen durch ein Werk zu krönen, in dem er auf breitester Grundlage seine ganze Weltanschauung dichterisch auszugestalten versuchte. Ihm schwebte offenbar ein Romancyklus vor, wie wir ihn von Gustav Freytag in den „Ahnen“, von Emile Zola in dem „Rougon-Macquart“ besitzen. Dementsprechend sollten die vier Bände von etwa elfhundert Seiten auch nur die Einleitung zu dem Hauptwerke bilden, das ungeschrieben geblieben ist, aber nach seiner Vollendung alles auf dem Gebiete der Romanliteratur Vorhandene an Umfang weit in den Schatten gestellt haben würde. Ob auch nach seinem inneren Werthe, möchten wir im Gegensatz zu den russischen Kritikern, welche diese Dichtung für eine der hervorragendsten Leistungen ihrer, und womöglich gar der Weltliteratur, halten, stark bezweifeln, denn ein so überschwängliches Lob würde sich nur rechtfertigen lassen, wenn es gestattet wäre, in der Kunst das Wollen für das Vollbringen, die Absicht für die That, die Idee für ihre Ausführung hinzunehmen. Dostojewski's Pläne sind in den „Brüdern Karamassow“ die großartigsten, sein Anlauf ist der gewaltigste. Aber schon in dem fertiggestellten Theile des Romans verräth sich eine Manier, die sich vermuthlich von Band zu Band gesteigert und das Lesen der Dichtung allmälig zu einer wahren Sträflingsarbeit gemacht haben würde.

Um der Absicht des Ganzen auf den Grund zu kommen, müssen wir die im vierten Bande enthaltene Gerichtsverhandlung genau verfolgen, in welcher eine der Hauptpersonen des Romans des Vatermordes angeklagt wird. Dabei

geben uns der Staatsanwalt und der Vertheidiger Fingerzeige, mit welchen sich der Richter indirect an seine Leser wendet. Er will in der Familie Karamassow ein Bild des russischen Lebens entrollen und dabei darstellen, wie einzelne Individuen in Wüstheit und Rohheit untergehen, andere maßvoll und besonnen an der Culturarbeit des Landes theilnehmen. Der alte Schlemmer und Trunkenbold Karamassow hat vier Söhne: Dmitri, Iwan, Alexei und Smerdjakow, von denen der letztere nicht aus rechtmäßiger Ehe stammt. Die einzelnen Capitel berichten die Geschichte dieser Söhne und setzen sie mit einer Fülle anderer Personen in Beziehung, deren Bedeutung für die Idee des Romans nicht klar werden kann, weil er im Sinne seiner Anlage unvollendet worden ist. So viel ist indessen ersichtlich, daß wir den alten Karamassow als Typus der rohen Vergangenheit, seine Söhne Dmitri und Iwan als Ausdruck der sich im Materiellen und Geistigen aufreibenden Gegenwart, endlich seinen Sohn Alexei als Verheißung einer segensreichen Zukunft erblicken sollen, wie sie, von ruhiger Einsicht in die Lebensbedingungen, von der Zügelung der Begierden, von der Arbeit und Hingebung für ideale Zwecke zu erwarten ist. Jede dieser Personen hat nun die seiner geistigen Anlage entsprechenden Nebenfiguren. Der Wüstheit des alten Karamassow entspricht das Thierische im Charakter Smerdjakow's, der bei ihm als Diener lebt, der maßlosen Leidenschaftlichkeit Dmitri's, die ihn in den Verdacht des Vatermordes bringt, während dieses Verbrechen thatsächlich von Smerdjakow verübt wird, steht die Kokotte Gruschenka zur Seite, die religiöse Idealität Alexei's, der in dem Kloster einen als Heiligen verehrten Mönch kennen lernt, entwickelt sich im Einklang mit den Anschauungen des Mönches Sosima, dem Apologeten des wahren Glaubens, der reinen Nächstenliebe, während den Gegensatz dazu der geheime Inquisitor und Atheist Rakitin bildet. Ebenso gruppiren sich um Alexei die Elemente, von denen ein vernünftiger Fortschritt in der Entwicklung Rußlands zu erwarten ist, Kolja Krassotkin und der einsichtsvolle und arbeitsame Staatsbeamte Perkhotin.

Leider ist die Fabel, deren Grundzüge wir angegeben haben, vom Verfasser in keiner Weise lichtvoll entwickelt, sondern durch die unruhigen Gedankensprünge, die ihm eigen sind, planlos durch einander geworfen worden. Dostojewski's Fehler in diesem letzten Roman besteht darin, daß er in der Sorge um den Lebensunterhalt sich verleiten ließ, den Stoff ganz wider seinen Charakter auszudehnen und jede Natürlichkeit der Erzählung durch die beispiellose Redseligkeit seiner Personen zu ersticken. Der ganze Roman ist ein einziger unendlicher Dialog, der ruhelos an uns vorbeischnurrt, ohne daß es dem Leser vergönnt wird, bei der charakteristischen Schilderung irgend einer Situation zu verweilen. Es ist klar, daß man in dieser Athemlosigkeit und Aufgeregtheit, bei der in unzähligen Wiederholungen immer ein und dasselbe gesagt wird, wohl eine einzelne Person, nicht aber sämmtliche Figuren einer so ausgedehnten Erzählung sprechen lassen kann. Es wird daher immer eine harte Arbeit sein, sich durch den Ideenwirrwarr der „Brüder Karamassow" hindurchzuwinden. Wie in „Verbrechen und Strafe" handelt es sich auch hierbei um die Entdeckung eines Mordes, aber wie hoch steht die wundervolle Charakteranalyse, welche Dostojewski von dem unglücklichen Raskolnikow gibt, über dem tollen Gebahren Dmitri's, den

rein criminalistischen Erörterungen, den endlosen Zeugenverhören und Reden, die in jenen Roman hineingepfropft sind! Russische Kritiker mögen es noch so sehr preisen, daß der Dichter in den „Brüdern Karamassow" eine Fülle von Fragen über Religion, Staat und Gesellschaft angeregt hat, deren freie Erörterung in der Presse die Censur nicht gestatten würde, wir halten daran fest, daß solche halb ausgesprochenen Ideen ohne eine plastisch abgerundete Fabel und ohne lebendige Charakteristik der Personen gar kein Gegenstand für die Kunst sind.

Aber es ist eine verdrießliche, undankbare und im Grunde ganz überflüssige Arbeit, die Zersetzung dieses merkwürdigen Talentes bis ins Einzelne zu verfolgen, nachzuweisen, wie dieser einst so stolz über alle Mittelmäßigkeit hinwegrauschende Adler die Flügel brach, zu Fall kam und einen ohnmächtigen Versuch nach dem andern unternahm, um sich wieder emporzurichten und in seinem angeborenen Elemente als Herrscher zu walten. Seine wahren Erfolge sind in den letzten Jahren seines Lebens wesentlich auf journalistischem Gebiete zu suchen. Seit 1873 gab er das „Tagebuch eines Schriftstellers", zuerst in der Zeitung der „Bürger", dann in einzelnen Heften heraus, von denen das vorletzte im Jahre 1880, das letzte erst nach seinem Tode erschien. Zwei dieser Hefte verdienen unsere besondere Beachtung: das eine wegen der Novelle „Krotkaja", die ihren ganzen Inhalt bildet, und das andere wegen der bemerkenswerthen Rede auf Puschkin. In „Krotkaja" ist dem Dichter etwas von der früheren Kraft zurückgekehrt, weil er sich auf einen engeren Rahmen beschränkt und demselben ein Bild von ergreifender Einfachheit und Wahrheit der Empfindung eingefügt hat. Das Ganze ist eigentlich keine Erzählung, sondern eine Folge von schmerzlichen Erinnerungen eines Mannes an der Leiche seiner Frau, die auf einem Tische liegt. Wenige Stunden sind verflossen, seitdem sie sich aus dem Fenster gestürzt hat, und morgen wird man die Leiche forttragen. Da durchschauert es den Mann in heftigstem Schmerze, und unruhig, in ungeordneter und doch zusammenhängender Kette von Vorstellungen wird in seiner Phantasie das Vergangene und Erlittene wieder lebendig.

Die Puschkinrede hielt Dostojewski im Sommer 1880 vor einem begeisterten Auditorium in Moskau, als dem Schöpfer des „Eugen Onägin" auf der Twerskaja ein Denkmal gesetzt wurde. Neben Turgenjew wurde von der vornehmen Versammlung, die sich bei dieser Gelegenheit eingefunden hatte, Niemand mit solchem Enthusiasmus begrüßt und gefeiert wie er. Der Dichter durfte sich einem Hochgefühl hingeben, das wohl geeignet war, ihn für lange qualvolle Jahre glänzend zu entschädigen. Er empfing den Beweis dafür, daß er die russische Jugend, das russische Volk mit seinen Ideen erfüllt, den literarisch Gebildeten seiner Nation einen geistigen Schatz hinterlassen und daher nicht umsonst gelebt habe. Es war die letzte und größte Huldigung, die ihm widerfuhr. Am 9. Februar 1881 starb er an den Folgen eines Lungenübels, das er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte.

V.

Hüten wir uns, gegen Dostojewski ungerecht zu sein, weil die letzte Periode seines literarischen Schaffens so wenig Dem entspricht, was wir von der Entwicklung seines Talentes erwarten durften. Zugegeben, daß in diesem

öden Qualm und Rauch wenig oder gar nichts mehr an die frühere Leuchtkraft erinnert, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß diese wirklich vorhanden war und weite Strecken im geistigen Leben Rußlands mit ihrem Glanze erfüllte. Aber es gibt keinen Schriftsteller, der so wenig unter einem einzelnen Gesichtspunkte betrachtet werden kann, wie Dostojewski. Wie man sie auch würdigen mag, man wird finden, daß diese Individualität keine Einheit darstellt, sondern vielmehr ohne Rücksicht auf die Harmonie der Theile gewaltsam zusammengefügt ist. Im Leben und Dichten dieses Mannes stoßen die außerordentlichsten Gegensätze aufeinander. Ein Hochverräther, der in einem sibirischen Gefängniß lange Jahre unter gemeinen Verbrechern lebte, wird er schließlich einer der beliebtesten Schriftsteller, der selbst am Hofe gelesen, anerkannt und ausgezeichnet wurde, weil man in ihm einen glänzenden Vertreter des Realismus sah. Aber das tiefe Eindringen in das wirkliche Leben hinderte Dostojewski nicht, im Fürsten Myschkin, dem Helden des „Idioten", eine Figur zu schaffen, die ganz in Idealismus und Abstraction haften geblieben ist. Wenn wir uns erinnern, mit welchem Enthusiasmus der Dichter als Jüngling für eine freiere Bewegung der Geister eintrat, und wie theuer er diese Schwärmerei bezahlte, so verstehen wir kaum, wie er als Mann diesen Idealen unbedingt den Rücken zuwenden und die liberale Bewegung in Rußland für eine Verirrung erklären konnte. Derselbe Dostojewski, der uns durch die feinste Psychologie in Erstaunen setzt, geht dieser Gabe im Laufe der Jahre so vollständig verlustig, daß er schließlich nur noch die gröbsten stofflichen Wirkungen auszuüben vermag. Seine ganze Entwicklung erscheint wie die Umdrehung des natürlichen Verlaufs der Dinge. Der Anfang überrascht durch männliche Kraft und Klarheit im Anschauen und Gestalten, das Ende zeigt einen wilden Sturm und Drang wie bei einem Werdenden.

Dostojewski hatte dem Tode ins Auge gesehen. Er hatte die Luft des Gefängnisses geathmet und war zeitlebens ein kranker Mann. Diese drei Momente müssen zusammengehalten werden, wenn man Licht in dieses Dunkel bringen will. Der Augenblick, in dem er als Verurtheilter vor den auf seine Brust gerichteten geladenen Gewehren gestanden hat, konnte in seiner beispiellosen Gräßlichkeit von ihm nicht wieder vergessen werden. Er zitterte in seinen Folgen durch sein ganzes Leben nach und gab ihm selbst, wie seinen dichterischen Gestalten jenes gesteigerte Nervenleben, das uns seine Bücher gleichzeitig zum Genuß und zur Qual macht. Wir kennen keinen zweiten Autor, der seine Leser so martert, wie Dostojewski. Man athmet bei ihm eine Gluth, wie in überheizten Räumen, und spürt einen Druck, der jede Freude am Leben vernichtet. Aber in demselben Grade, in dem der Dichter uns abstößt, zieht er uns auch wieder an, mag er durch seine realistischen Schilderungen jeden Widerspruch besiegen oder mit der Fackel seines grüblerischen Pessimismus zum Abgrund des Mysticismus steigen. Dostojewski umfaßt in seinen Schriften das ganze Gebiet des psychischen Lebens bis zur eigentlichen Krankheitsgeschichte, er steht vor den schwierigsten Problemen, wie Hellsehen, Somnambulismus, Ahnungen u. s. w., ohne daß er den Versuch macht, sie zu erklären, ja ohne auch nur ihre Erscheinung deutlich zu erfassen. Ihn reizt es nur, das Gebiet des Unerforschten und Unerklärten zu betreten, die Schauer zu empfinden, welche die Annäherung an eine lediglich erträumte Welt der Wunder und Offenbarungen in ihm hervorrief.

Wenn man seine Schriften aufmerksam liest, findet man, daß ein großer Theil seiner Figuren mit geistigen oder körperlichen Krankheiten behaftet ist, mehrere — wie der Fürst Myschkin und der Mörder Smerdjakow in den „Brüdern Karamassow“ — sind epileptisch. Kurzum, es ist der seelische Ausnahmezustand, der Dostojewski am Menschen interessirt, die schmale, zwischen Vernunft und Wahnsinn liegende Grenze, nicht das Gesunde und Normale. Diese Vorliebe kann, ästhetisch betrachtet, ein doppeltes Resultat herbeiführen: sie kann unsere Kenntniß des Seelenlebens bereichern oder zum bloßen Reizmittel für erschlaffte und entnervte Geister werden. An Beidem hat es Dostojewski nicht fehlen lassen.

Vermissen wir bei dem Dichter die Klarheit und Logik des Verstandes, so sind wir fast immer theilnahmsvoll bewegt, wenn er uns sein warmes, für das Wohl der Menschheit freudig schlagendes Herz fühlen läßt. Es konnte bluten bei den Ausbrüchen der Härte und Ungerechtigkeit, es konnte ihm Worte von unwiderstehlicher Kraft und Beredsamkeit auf die Zunge legen, daß auch der kälteste Sinn an die Gebote der Menschlichkeit und Nächstenliebe erinnert wurde. Den Verstoßenen und Verachteten gilt sein mahnender Zuruf. Unter Thränen fleht er, den Schuldigen zu vergeben, die Unglücklichen wieder aufzurichten. Wenn den Verirrten Alle hart und hochmüthig den Rücken kehren, ist unser Dichter bereit, sie zu trösten, mit ihnen zu weinen oder ihre Thränen zu trocknen. Er kennt die menschliche Natur und weiß, wie sich die Wege des Guten und Bösen oft räthselhaft verschlingen, wie es keineswegs der schlechtere Theil unseres Wesens zu sein braucht, der uns in schwere Gefahren bringt. Dieser humane Zug verleugnet sich in keinem Werke Dostojewski's, und wenn er auch nicht hingereicht hat, um mancher verfehlten und schwachen Arbeit die Unsterblichkeit zu sichern, so nöthigt er uns doch in dem vielen Großen und Ergreifenden, das wir seinem Talente verdanken, ihn nicht nur zu bewundern, sondern auch wahrhaft zu lieben. Wenn die Zeit grausam über Vieles hinweggegangen sein wird, woran sich die Thätigkeit dieses Mannes knüpft, werden drei Werke als Träger seines Namens übrigbleiben und denselben späteren Geschlechtern überliefern: „Arme Leute“, die rührende Vertheidigung der Schlichtheit und Herzenseinfalt gegen die Lieblosigkeit der Welt, „Aus dem todten Hause“, das mit Dante'scher Kraft in den Farben ausgeführte Gemälde der Verstoßenen und Verurtheilten, endlich „Verbrechen und Strafe“, die unübertroffene Schilderung der Versuchung, die den Ahnungslosen mit trügerischen Vorstellungen in einen Abgrund lockt, sowie der sittlichen Selbstbefreiung durch die mahnende Stimme des Gewissens und den Muth der Wahrheit.

Die Wehrkraft Italiens.

Von
Otto Wachs, Major a. D.

Durch die Weltereignisse der letzten Jahrzehnte ist das junge Königreich Italien unerwartet schnell in den Vordergrund der europäischen Politik getreten. Namentlich uns Deutschen ist es durch die Aehnlichkeit, welche seine nationale Wiedergeburt mit der unserigen zeigt, sowie durch das Bündniß, welches uns vereinigt, nicht bloß ein Gegenstand sympathischer Theilnahme, sondern auch praktischen Interesses geworden, so daß die Leser dieses Blattes einer Darlegung der Wehrkraft des Königreichs ihre Aufmerksamkeit nicht versagen werden. Schon im Februarheft haben wir in dem Artikel: „Der Kampf ums Mittelmeer. Biserta", auf einige Aufgaben und Gefahren hingewiesen, welche die neue Großmachtstellung dem Reiche gebracht hat, ohne den ganzen Umfang dieser Aufgaben zu erschöpfen. Wenn wir heute die Wehrkraft Italiens Revue passiren lassen, so treten zwei Momente in den Vordergrund. Der Freund Italiens wird theilnahmsvoll fragen, ob das neue Königreich im Stande sei, seine Großmachtstellung zu behaupten und den Gefahren die Stirn zu bieten, die ihm drohen; der Verbündete Italiens aber hat ein Interesse zu wissen, was die alliirte Macht jenseits der Alpen im Fall der Noth leisten kann, ob sie uns Kraft zubringt oder nur Kraft von uns heischt. Die Antwort auf die beiden in Rede stehenden Punkte möchte im Wesentlichen zusammenfallen.

I.

Wenn wir uns zunächst der Prüfung des italienischen Vertheidigungssystems zuwenden, d. h. die von ihm errichteten todten Bollwerke in Augenschein nehmen, so genügt ein Blick auf die Karte, um mehr denn irgendwo die räumliche Beziehung des italienischen Königreichs dem Auslande gegenüber in den Vordergrund treten zu lassen. Während nämlich die Halbinsel im Norden, von dem Hochgebirgsstocke Europa's umrandet, mit dem Continente verknotet ist, und hier an Oesterreich, die Schweiz und Frankreich grenzt, ist sie mit den zugehörigen Inseln auf den anderen Seiten von Theilen des Mittelmeeres umfluthet.

So trat an demselben Tage des Jahres 1870, an welchem Italien sich zu Rom geeint sah, die Lösung des schwierigen Problems der nationalen Vertheidigung in den Vordergrund. Schwierig deshalb, weil es nicht nur gilt, weite Strecken zu sichern, sondern auch weil die continentale und maritime Vertheidigung mehr denn irgendwo ineinander übergreifen müssen.

Der Uebersicht halber betrachten wir zuerst die Befestigung der continentalen Grenze, lassen ihr die der Küsten wie der Inseln Sicilien und Sardinien folgen, um endlich die festen Plätze im Inneren namhaft zu machen.

Unter der Voraussetzung, daß die Tripelallianz bestehen bleibt und die Neutralität der Schweiz aufrecht erhalten wird, kann die militärische Betrachtung der Landgrenze sich auf den Abschnitt beschränken, welcher die Westalpen umfaßt und in einer Länge von 269 Kilometern sich in Form eines flachen gegen Osten geöffneten Bogens von dem eisübergossenen Gebirgsmassiv des Mont Blanc, diesem majestätischen Eckpfeiler, bis zum Golfe von Genua erstreckt. Hier, auf der Wasserscheide zwischen den Stromgebieten des Po und der Rhone, liegt das Feld, wo Italien sich mit Frankreich berührt, und auf dem beide Mächte landseitig sich ebenso mißtrauisch beobachten wie zur See in dem westlichen Mittelmeerbecken, wo die beiderseitigen Interessensphären unglücklich ineinander übergreifen. Wie der „Voltaire“ im Jahre 1877 sagte: „Wir wissen nun, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Deutschland und Italien geschlossen ist, und daß unsere alten Bundesgenossen von Magenta und Solferino bei dem ersten Kanonenschuß in den Vogesen einen Alpenübergang versuchen werden,“ so wurde andererseits im Sommer 1888 in der italienischen Kammer die Regierung geradezu aufgefordert, den Küstenschutz stärker zu organisiren und genügende Streitmittel bereit zu halten, um Ueberfällen und Gebietsverletzungen wirksam begegnen zu können.

Außer Saum- und Nebenpfaden sind es sechs durch die Natur gezeichnete, durch Menschenhand verbesserte Straßen, welche durch den oben begrenzten Terrainabschnitt aus dem Gebiete der französischen Republik nach Piemont hinüberführen. Bei Aufzählung derselben beginnen wir im Norden mit der Straße über den Kleinen St. Bernhard, welche das Thal der Tarentaise mit dem der Dora Baltea, die Stadt Moutiers mit Aosta verbindet. Dieser schwierige, lange Uebergang ist durch das kriegsgeschichtlich bekannte starke, 320 Meter über der Thalsohle gelegene Fort Bard verrammelt, während die Natur bei seinem Eintritt in die Poebene ein dreißig Geviertkilometer großes verschanztes Lager bei Ivrea gebildet hat.

Die Straße und Eisenbahn über und durch den Mont Cenis führt aus dem Thale der Maurienne in das der Dora Riparia, von Modane nach Susa und Turin, während der Mont Genèvre durch eine Straße übersetzt wird, die das Thal der Dürance — Briançon — mit dem der Clusone — Pignerolo — über Césanne und Fenestrelle verbindet. Cardinal Richelieu sagt in seinem „Testament politique“ von letzterer: „Garder bien la porte que donne Pignerol en Italie, et s'en ouvrir une autre par mer.“ (Ohne Zweifel Genua.) Wir haben diese beiden Routen, im Centrum der Gebirgsbarrière liegend, deshalb zusammen genannt, weil sie im Gegensatz zu der erst berührten und den später zu nennenden — von Césanne führt eine zweite Straße an die Mont-Cenis-Eisenbahn —

unter einander in vielfacher Wegeverbindung stehen und von derselben Defensivfront vertheidigt werden, dagegen durch weite unbrechbare Schranken von dem Uebergang über den St. Bernhard wie von dem südlich liegenden, über den Monte Argentera geschieden sind. Man hat daher italienischerseits nichts verabsäumt, um auf diesen Hauptwegen ein Durchbrechen zu verhindern, Fortificationen am Eisenbahntunnel bei Frejus, die Forts Grande Croix nebst starker Batterie, die Forts Moncenisio, Exilles und Fenestrelle errichtet, wie denn einer Mittheilung des „Avenir Militaire" zu Folge die italienische Regierung auch beabsichtigt, nach Bardonnechia, einem kleinen Orte am östlichen Ausgang des Mont-Cenis-Tunnels, durch Kasernirung ein ganzes Bataillon Alpenjäger zu legen. Wenn wir der wichtigen Versammlungsstelle auf der leicht zugänglichen Crete des Monte Assietta später gedenken, müssen wir hier eine andere Position an der Dora Riparia namhaft machen. Dieser Fluß verläßt die Alpen schon bei Avigliana; es erhebt sich indeß östlich der 320 Meter hohen Senke der beiden Seen von Avigliana noch eine 470 Meter hohe Hügelmasse, welche mit ihren scharf ausgeprägten Rändern so weit in die Ebene vorspringt, daß das 418 Meter hoch auf ihr gelegene Rivoli nur noch 11 Kilometer von Turin entfernt ist. Das Dominiren über die nächst anliegende Ebene beträgt zwar nur 136 Meter, aber es ist höchst wichtig, daß durch diesen Vorsprung die Ebene westlich von Turin bis auf die geringe Ausdehnung von nur 11 Kilometern eingeschnürt wird und somit die Dora Riparia die bedeutungsvolle Rolle einer Defensivbarrière und eines strategisch gliedernden Abschnittes übernimmt.

Die folgende, oben schon berührte Straße führt aus dem Thal der Ubaye von Barcelonnette über den Monte Argentera in das Sturathal über Vinadio nach Cuneo und ist durch Fort Vinadio und eine Batterie gedeckt.

Auf der südlichsten Straße endlich gelangt man von der Stadt Nizza aus durch das Thal der Roya über den Col-di-Tenda gleichfalls in das Sturathal nach Cuneo. Diesen Weg sperren Forts und Batterien auf dem Col-di-Tenda-Paß.

Außer diesen fünf Gebirgsstraßen führt noch ein Weg von Frankreich nach Italien; es ist die Küstenstraße (von Corniche) und Küsteneisenbahn von Nizza nach Genua, welche im Westen einige Kilometer östlich von der französischen Grenze durch das Fort Ventimiglia und hoch gelegene Strandbatterien geschützt wird, während im Norden die Forts Nava, Zucarello, Melogna, Altare und Giove die von der Riviera di Ponente nach dem westlichen Oberitalien, dem Tanaro und seinen Zuflüssen über die ligurischen Alpen und ligurischen Apenninen führenden Wege decken.

Seit Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten, ist der militärische Vortheil der Alpenstraßen auf französischer Seite, insofern der bei weitem breiteste Raum der Alpen der Republik angehört. Von der ganzen Länge der oben zuerst angeführten Straße über den St. Bernhard liegen nur 120 Kilometer auf italienischem Gebiete, so daß französische Heere nur diese kurze Strecke von der Grenze bis zu dem Eintritt in die lombardische Ebene zu überwinden haben; bei den anderen Wegen aber beträgt die Länge des Straßenzuges auf italienischem Boden nur etwa 60—80 Kilometer. Um so nöthiger war es für Italien, die Thäler und Paßscharten nach Möglichkeit fortificatorisch zu schließen.

Nach Besichtigung der alpinen Zone, wo die Terrainconfiguration das Gesetz gibt, wenden wir uns der militärischen Betrachtung der Küsten zu. Daß die Sicherstellung selbst der wichtigsten Punkte auch nur an den Seeseiten auf große Schwierigkeiten stoßen mußte, ergibt sich schon durch die Ausdehnung derselben: denn die Küsten des Königreichs, welche dasselbe unter maritimen Einfluß stellen und die Centralisation erschweren, besitzen eine Gesammtentwicklung von 6341 Kilometern (die Halbinsel nämlich 3212, die Inseln Sardinien 1098, Sicilien 1018, Elba 118 und die kleinen Eilande zusammen 895). Reich kann man die Küstenentwicklung Italiens, besonders mit der Griechenlands verglichen, nicht eben nennen; die nach Westen schauende Seite ist es mehr als die gegenüberliegende, besonders in der südlichen Hälfte. Ihrem allgemeinen Charakter nach sind die Strandsäume der Halbinsel auf der Westseite namentlich in Süditalien sandig, niedrig und reich an breiten Buchten, welche halbmondförmig gestaltet sind und gegen Süden an Umfang zunehmen; an der weniger gebrochenen adriatischen Küste finden wir im Norden in breiter Ausdehnung die sogenannten Lagunen. Hieraus erhellt, daß feindliche Landungen, wo es sich wie hier um Küstenstrecken von mehreren hundert Kilometern Länge handelt, bei ruhiger See unschwer zu bewerkstelligen sind, während im Ganzen vierunddreißig Häfen gegen feindliche Angriffe Schutz fordern. Die eingebogenen, theils niederen, theils hoch sich erhebenden Strandlinien von Sardinien und Sicilien werden durch meist steile Vorgebirge begrenzt.

Um Küstenschau zu halten, erklettern wir an der Riviera die Ponente in Ventimiglia den Mastkorb eines Schiffes. Das eben genannte Fort ist durch zu beiden Seiten steil abfallende Felsmassen gegen Flankenangriffe gesichert; es wird von dem ligurischen Meere bespült, welches, in seinem nördlichsten Winkel den Golf von Genua bildend, südostwärts die Nordgestade der Insel Elba erreicht. Auf unserer Fahrt längs der Küste unter nordöstlichem Curse lassen wir zuerst auf der 7 Kilometer langen Rhede von Vado dicht südwestlich von Savona den Anker fallen. Landseitig sperrt und sichert dieser durch Wiederherstellung des alten Forts Capo di Vado wie durch starke Batterien geschützte Punkt die Eisenbahn an der Riviera und die Straßen über die Cols di Cadibone und di Giove.

Wenn auch Bonaparte durch die Ansicht und das Studium der zwischen Genua und dem Col-di-Tenda hinstreichenden Gebirgsketten zuerst die ganze Wichtigkeit der Topographie für die Kriegführung erkannte, so war es doch hier, wo der jugendliche republikanische General geradezu frappirt wurde über die militärische Bedeutung dieses Punktes; denn er äußert sich später in seiner „Campagne d'Italie“ bezüglich derselben wie folgt: „An dem Monte S. Giacomo, wo die Seealpen mit dem ligurischen Apennin zusammenstoßen, liegt der niedrigste Punkt nördlich der Riviera di Ponente, und hier würde der Hafen und befestigte Platz von Savona sowohl als Depot wie als Stützpunkt die vorzüglichsten Dienste leisten; denn man hat von ihm nur drei Meilen zurückzulegen, um Madonna zu erreichen, nach welchem ein guter Kolonnenweg führt. Sechs Meilen weiter liegt Carcare; den beide Orte verbindenden Weg könnte man aber in wenigen Tagen für Artillerie benutzbar machen. Von Carcare führen gute

Straßen nach Inner-Piemont und Montferrat. So hat die Natur selbst eine Stelle deutlich bezeichnet, wo man in Norditalien von der See aus eindringen könnte, ohne in den Gebirgen Schwierigkeiten zu begegnen. Die Terrainerhöhungen sind hier in der That so wenig belangreich, daß man später unter dem Kaiserthum daran dachte, durch einen Canal das Mittelmeer mit dem Po in Verbindung zu bringen und auf der Strecke von der Bormida bis Savona die Niveaudifferenzen durch Schleusen zu überwinden. Wenn es gelingt, auf dem Wege von Savona, Cadibona, Carcare und dem Bormidathal die Po-Ebene zu erreichen, dann darf man sich der Hoffnung hingeben, die sardinische Armee von der österreichischen zu trennen, weil man, einmal in dem Thal der Bormida festen Fuß gefaßt, von hier aus Piemont und die Lombardei zugleich bedroht, auf der Straße nach Turin wie auf der nach Mailand steht. Erstere Stadt zu decken liegt aber ebenso im Interesse der Piemontesen wie Mailand in dem der Oesterreicher."

Daß französische Heereskräfte den Durchzug durch das Thor bei Vado (Savona), sofern es italienischerseits nicht geschlossen worden wäre, bei einem Eindringen in die Po-Ebene der Passage durch die Seealpen vorziehen würden, geht schon aus der Betrachtung hervor, daß nach glücklich vollendetem Alpenübergang neue Schwierigkeiten in dem in der Kriegsgeschichte oft genannten Gebirgsterrain entstehen, in welchem die Gefechte von Montenotte, Mondovi und Millesimo stattfanden, und das durchsetzt ist von den aus dem Nordabhange des ligurischen Apennin vorgetriebenen Ausläufern.

Die Hauptaufgabe aber hat Vado heute, nachdem man den nördlich desselben gelegenen Terrainabschnitt anderweit gesichert, auf der blauen Meeresfläche zu erfüllen; denn in demselben Maße wie diese Oertlichkeit unbefestigt eine ausgezeichnete maritime Basis gegen Genua abgeben würde, ist es in seiner heutigen Verfassung nicht nur ein vorzüglicher Beobachtungsposten gegen feindliche Unternehmungen, seien sie gegen Genua oder Spezia gerichtet, sondern es befähigt ein italienisches Geschwader geradezu, Savona, Celle, Albissola, Voltri und Genua seewärts sicher zu stellen.

Nordöstlich von Vado — vierzig Kilometer in der Luftlinie gemessen — erhebt sich das stolze, auf eine große Vergangenheit zurückblickende Genua in der Mitte des Golfes, der ihm seinen Namen verdankt. Die Wichtigkeit der Lage dieser Stadt ist kaum zu überschätzen; denn von hier aus, dem Schlüssel zu Piemont und zur Lombardei — der Schienenstrang verbindet es mit Alessandria wie mit Piacenza, nach welchem außerdem über Bobbio die großartig angelegte, sichere Militärstraße führt — kann die Linie der Apenninen umgangen und wirksam in kriegerische Operationen eingegriffen werden, welche sich um Alessandria herum oder in der Po-Ebene abspielen. Landseitig gipfelt die strategische Bedeutung Genua's in dem Umstande, daß es den linken Flügelpfeiler der gegen Westen gerichteten defensiven Front darstellt, dessen rechter Stützpunkt Alessandria ist, meerseitig aber darin, daß das ligurische Meer ohne Genua nicht beherrscht werden kann.

Wenn wir diesem Platze ersten Ranges jetzt näher treten, so müssen wir das Eine vorausschicken, daß ihm zur vollen Entfaltung seiner Kraft nach der Meeresseite hin vorspringende Landzungen fehlen, die durch weithin wirkende Werke sich zur Geltung bringen könnten.

Die Landbefestigung ist die alt überkommene; 49 bastionirte Fronten und Forts umschließen die Enceinte. Von letzteren liegen im Osten die Forts Chiappe und Castellaccio, im Norden Sperone (als Schlüssel der Position), im Westen Fort Begato und Crocietta, wie endlich Belvedere, welches das Thal der Polcevera beherrscht. Vor der Enceinte finden wir im Norden die detachirten Forts Diamant und Puin, hinter ersterem Il Fratello Minore und Il Fratello Maggiore; im Osten das starke Fort Ratti (den Schlüssel dieser Front), die Forts Quezzi und Richelieu (letzteres beherrscht das Sturlathal), S. Tecla, S. Martino d'Albaro, durch welche die Verbindung mit dem Littorale hergestellt wird, sowie endlich am Strande Fort S. Giulano, weithin die Küste und Rhede sichernd. An letztgenanntes Werk schließen sich zur Deckung des Hafens die Batterien Bisagno, Strega, Cava, drei Batterien des alten und zwei des neuen Molo, wie endlich die Batterie der Lanterna, welche in zwei Etagen an der Spitze von Benigno errichtet ist und den Westen dominirt. Man sieht, mit wie starken Brustwehren Italien diese Stadt zu schützen sich bemüht hat; in der That würde der Verlust derselben an einen Feind einen mächtigen politischen Eindruck machen, der vielleicht den militärischen Nachtheil noch überwöge.

Wir verlassen Genua und erreichen, nach Südosten fahrend, in Spezia einen Hauptpfeiler maritimer Entwicklung, über dessen Befestigung wir der „Italia" folgende Angaben entnehmen: Der Golf von Spezia, vom offenen Meere in nordwestlicher Richtung zwischen hohen Uferrändern ins Land sich erstreckend, mißt etwa 42 Quadratkilometer; vom Cap Corvo, der äußersten Spitze der östlichen Bergkette, bis zur kleinen Klippe von Tinetto hat er eine Breite von 8760 Metern, während seine größte Ausdehnung vom Cap bis zum Landungsplatz von Spezia ungefähr 13 560 Meter beträgt. Im Südosten der Gabelöffnung erhebt sich Palmaria, eine Insel von etwa 6500 Metern im Umfange, auf deren höchstem Punkte sich der 188 Meter hohe Signalthurm befindet. Nahe bei Palmaria, südlich dieser Insel, ragt die Klippe Tino mit einem Umfange von 1625 Metern 92 Meter über den Wasserspiegel empor; auf ihrem Gipfel hat man den Leuchtthurm des Busens von Spezia errichtet. Auf Tinetto, etwa 120 Meter südlich von Tino, sieht man noch die Ueberbleibsel eines alten Klosters.

Die einstigen Befestigungen von Spezia liegen heute fast gänzlich in Trümmern, und es lohnt sich nicht der Mühe, sie wieder herzustellen; einige jedoch, wie das Fort S. Maria und das von Palmaria, sind nach neuem Muster umgebaut worden. Als neue Befestigungswerke erscheinen im Osten: die Batterie Valdilocchi, S. Bartolomeo, Pianellone, S. Teresa, Falconara sowie die Forts Canarbino und Rocchetta. Beabsichtigt oder im Bau begriffen sind die Forts: Valestresi, Branzi, Monte Marcello, Lerici und der Panzerthurm auf der Maralungaspitze, die Hauptmauern vom Monte Gaggiano, Frosonara sowie endlich die Batterie Ginestrone.

Im Westen hat man die Forts von Palmaria, Castagna, S. Maria, Muzzerone, Castellana und die Batterie von Pezzino errichtet. Es sind ferner im Entstehen: die Batterien von Cava Castellana und auf dem Monte Bramapan,

das Fort Parodi und der Panzerthurm La Scuòla; bei S. Croce und Verrugali erheben sich gleichfalls zwei Forts.

Im Norden arbeitet man an der Umfassungsmauer mit den zugehörigen Batterien, sowie an den Forts Monte Albano und Monte della Bastia. Die Batterien Molino a Vente, Capuccini und Fort Castellazza sind bereits vollendet. Beabsichtigt endlich ist noch der Bau der Forts Marinasco, Visseggi, Vallerano und Capitole nahe an Vezzano, wie die Aufführung der Hauptmauer von Buon Viaggio. Außerdem werden zwei Panzerthürme an den beiden Enden des großen, 2500 Meter langen Dammes errichtet, der von den Batterien von S. Teresa nach dem Fort von S. Maria hin den Golf durchschneidet. Der Damm selbst hat im Osten eine Oeffnung von 150, im Westen eine solche von 350 Metern. Zu der früher für den Damm bereits ausgeworfenen Summe von 5300000 Lire sind durch Gesetz vom 30. December 1888 weitere 2100000 Lire verwilligt.

Auf diese Weise also ist die langgestreckte, natürliche Bucht hinter der felsenstarrenden Halbinsel Castellana mit bequemer Einfahrt, zahlreichen Seitenarmen, Nebenhäfen und gutem Ankergrund über tiefem Wasser, eine der ausgezeichnetsten und gegen Stürme gesichertesten, maritimen Positionen am Mittelmeer militärisch gedeckt. Selbst in Abwesenheit der Flotte garantiren die eben genannten Werke, mit schwersten Stücken armirt, sowie Seeminen und Torpedoboote die Unantastbarkeit des Portus Lunae, wie das Alterthum den Golf nannte, gegen das Meer hin. Uebrigens sichern ein vorzüglich angelegtes Straßennetz und Eisenbahnen längs der Küste, nach dem Gebirge und in das Arnobecken nicht nur die enge Verbindung mit dem Binnenlande, sondern verleihen dem Platze auch landseitig strategische Bedeutung.

An der fast unbeschützten Rhede von Viareggio vorbeifahrend, erreicht man bald die sehr wichtige, wettersichere, aber wenig umfangreiche Bucht von Livorno; die, einen älteren, inneren, und den neuen, äußeren, Hafen umschließend, überall 6—9 Meter Wasser hat. An der Wurzel des großen Molo liegt das Fort S. Rocco und im Süden der regen Handelsstadt das Fort Cavalleggieri, beides durchaus ungenügende Werke.

Der kleine Hafen Cecina, nahe der Mündung des gleichnamigen Flusses, wird durch eine Batterie vertheidigt.

Der zwischen der Insel Elba und dem festländischen Vorgebirge Piombino zehn Kilometer breite Canal führt aus dem ligurischen in das tyrrhenische Meer, in das Becken, das sich vor der Thür des eigentlichen italienischen Continents ausbreitet.

Die Insel Elba besitzt zwei feste Häfen, Porto-Ferrajo im Norden und Porto-Longone an der Ostküste, und bietet im Inneren durch die Terrainbeschaffenheit häufig feste Stellungen, von denen wir als natürlichen großen Vertheidigungsabschnitt denjenigen nennen, welcher sich zwischen dem Orello- und Castelloberge ausbreitet.

Wir steuern nunmehr dem Vorgebirge Argentario zu, das nach drei Seiten schroff gegen die See abfällt und auf der vierten durch eine sumpfige Landzunge, die man auf Dämmen überschreitet, kaum mit dem Festlande zu-

sammenhängt. Der an seiner Nordseite liegende Hafen von S. Stefano wird durch zwei Batterien, die am Südfuße aber hinstreichende Rhede von Ercole von den Forts S. Filippo, della Rocca und Stella aus beherrscht.

Das oft genannte, an einer 600 Meter hoch aufsteigenden Küste gelegene Civita-Vecchia, der eigentliche Schlüsselpunkt der aus den nördlichen Häfen nach Rom führenden Straßen, in dem ein Arsenal und eine Schiffswerft sich befinden, ist durch zwei Thürme nothdürftig genug von der Hauptstadt geschützt.

Doppelt so weit als Civita-Vecchia nach Südosten liegt auf dem felsigen Vorgebirge La S. Trinità Gaëta, dessen Hafen eine große Flotte zu bergen vermag, und in dem die Fahrzeuge unter dem Schutze von zwei neuen Forts und einer starken Batterie ankern können. Die neuerdings befestigte, sechzig Kilometer südwestlich von Gaëta sich erhebende Insel Ponza kann als starker Außenposten sowohl für die weite Rhede von Terracina wie den östlich anliegenden Golf von Gaëta gelten.

Sobald man das Kap Miseno umschifft hat, befindet man sich im Golfe von Neapel, in welchem sowohl die Bucht von Bajä, wie die Häfen von Pozzuoli, Neapel und die Rhede von Castellamare feindliche Landungen begünstigen, da bis unmittelbar an die Küste tiefes Wasser reicht. Bei der Weite des Golfes hat sich die Frage wegen Sicherstellung der volkreichsten Stadt Italiens, die sich vertrauensvoll mit ihren 480 000 Bewohnern an den Hafen anschmiegt, durch fortificatorische Werke — wie die Castelle S. Elmo, auf einem die Stadt beherrschenden Felsen gelegen, Capuano im Nordwesten, Nuovo am Hafen, del Carmino an der Südseite desselben und del'Ove an seinem südlichen Ende — nur ungenügend lösen lassen. Auch Castellamare (d. i. Burg am Meere), welches an die Zeit der Hohenstaufen erinnert und für Entwicklung der italienischen Marine durch seine großen Schiffswerften so wichtig ist, wird durch die Bildung der Küste und einige Batterien nur unzureichend geschützt.

Ehe man Messina erreicht, passirt man den Golf von S. Eufemia, in welchem der Hafen von Pizzo befestigt ist.

Die wichtige Meerenge von Messina, der Strom, welcher das tyrrhenische Meer mit dem jonischen verbindet und Sicilien von Italien trennt, ist an der schmalsten Stelle nur drei, bei Messina fünf und bei Reggio zehn Kilometer breit. An dem Ostgestade der großen Insel, wo gewaltsam die Seeenge sich zwischen ihr und dem Festlande durchzwängt, liegt am Fuße der Peloritanischen Berge und im Hintergrunde eines der besten und geschütztesten Häfen des Mittelmeeres Messina, „la nobile". Doch nicht auf den günstigen Hafenverhältnissen allein beruht seine Wichtigkeit, sondern fast mehr noch auf dem Umstande, daß die Natur diesen Punkt zum Uebersetzen nach Calabrien deutlich gezeichnet hat, und somit Messina als starke Thorwächterin erscheint. Sein Hafenbassin, welches 1000 große Schiffe aufnehmen kann, von einem natürlichen Molo im Halbkreis umspannt, wird durch sechs starke Forts gesichert, von denen S. Salvador auf der nordwestlichen Spitze sich erhebt und die Einfahrt unter Controle hält, während am schmalen Wurzelpunkt der Landzunge die starke Citadelle Terranuova aufgebaut ist. Nördlich der Stadt wird der Strand bis zum Capo di Faro von Forts und Batterien, welche die Meerenge unter Feuer nehmen, gedeckt. Aber

auch gegenüber, auf der östlichen Seite des Seepasses, hat man in dem Schloß der Scilla, der ausgezeichnet gelegenen Batterie von Torre Cavallo, sowie der am Strande aufgeführten von Alta-Fiumara und endlich in den Batterien von Pizzo und Orsa Werke errichtet, welche diesseits, wie Messina jenseits der Meerenge, starke Brückenköpfe bilden. Dadurch ist der Uebergang für Italien sichergestellt, und die Insel militärisch an Italien gekettet, im Gegensatze zu dem anderen großen Besitzthum, zu Sardinien, dessen seewärtige Verbindung durch eine überlegene feindliche Flotte zeitweise wohl zu unterbinden ist. Aber Messina und die stark bestückten Werke der beiderseitigen Küsten hüten nicht nur die Verbindung Italiens mit der schönen Insel, sondern bieten zugleich für das tyrrhenische wie für das jonische Meer eine strategische Operationsbasis, deren Blockade nur durch zwei mächtige, aber getrennte feindliche Geschwader zu bewirken wäre.

Bei der militärischen Betrachtung der seit den ältesten Zeiten der Geschichte so viel umworbenen Insel Sicilien, deren see- und landwärtige Vertheidigung auf Messina basirt, wollen wir einen Augenblick verweilen. Es drängt sich uns zunächst von Neuem die Wahrnehmung auf, deren Beweis wir in einem bereits anfangs erwähnten, früheren Artikel der „Deutschen Rundschau" („Der Kampf ums Mittelmeer. Biserta", Bd. LVIII, S. 218 ff.) anzutreten versuchten, daß Tunesien mit dem erstarkten Biserta eine wachsende Gefahr für die Insel sei. Während an der Südküste kein befestigter Hafen zu nennen ist, hat die nördliche einen solchen in Palermo aufzuweisen, innerhalb dessen Umwallung sich das freilich theilweise in Trümmern liegende Fort Castellamare erhebt. Abgesehen von diesem, hat man den neuen starken Werken: den Batterien S. Erasmo und des Molo wie den Forts Garita und Arenella, die Sicherheit des Hafens anvertraut, welcher eine beliebig große Zahl von Fahrzeugen jeden Tiefganges aufnehmen kann.

Die geschützten umfangreichen Häfen von Agosta und Siracusa an der Südostküste tragen nur alte Befestigungen.

Um aber von dem starken Messina aus sich den Einfluß bei Vertheidigung der Insel zu sichern, hat man bei Floresta auf einer von Kap Andrea (Ostküste) nach Kap Orlando (Nordküste) gezogenen Linie unter dem 38° der Breite in einem verschanzten Lager ein Centralreduit für Sicilien errichtet.

Den Hauptabschluß für das tyrrhenische Meer im Westen bildet Sardinien, eine Insel, die bei ihrem theils sumpfigen, theils felsigen Gestadeland und den durch die Gewässer der Schiffahrt hier bereiteten Schwierigkeiten, abgesehen von anderen Gründen, die wir später noch erörtern werden, zu Landungen in feindlicher Absicht nicht eben auffordert.

Im Südosten wird das wichtige Cagliari, am Busen gleichen Namens angelehnt, durch die Cidatelle wie die Forts S. Michel und Russo vertheidigt; doch liegt das Schwergewicht für die Behauptung der Insel in und an ihrem nordöstlichen Theil. Dort erhebt sich als natürliche Festung das von der Landseite uneinnehmbare Plateau von Galura, mit dem südwärts sich anschließenden verschanzten Lager von Ozieri und den strategisch wichtigen Punkten des Monte Lerno und Monte Acuto.

Gewissermaßen als Fortsetzung der galurischen Hochflächen, durch neptunische Gewalten von ihnen losgebröckelt, treten wir nunmehr einer Inselgruppe näher,

auf die Italien mit Recht hoffnungsvoll blickt. Dicht an Sardiniens nordöstlicher Kante sich erhebend bildet diese, in Verbindung mit den Eilanden, eine vorzügliche Meeresposition, welcher man nach dem größten derselben, nach Maddalena, den Namen gegeben hat. Das fünf Quadratkilometer große Seebassin zeigt uns einen gegen alle Winde vollständig geschützten, mit gutem Grund versehenen Ankerplatz, welcher vermöge seiner Tiefe auch die größten Panzer aufnehmen kann. Seine Seiten bestehen aus den Inseln S. Stefano, Maddalena, Caprera — auf welcher Garibaldi seine letzten Lebenstage verbrachte — und einem kleinen Theile des Strandes von Sardinien. Dieser durch hohe Inseln auf solche Weise gebildete Naturhafen steht durch vier bis fünf Kilometer breite, vierzig bis fünfzig Meter tiefe Kanäle ost- und westwärts mit dem Meere in Verbindung, während nur Fahrzeuge von geringem Tiefgange zwischen Maddalena und Caprera oder Maddalena und S. Stefano die Durchfahrt wagen können. Augenscheinlich hat sich nach jeder Richtung hin die Natur angestrengt, um alle Bedingungen zu erfüllen, hier einen uneinnehmbaren, sicheren und weiten Bergeort für Schiffe, sowie eine Seefestung aufzubauen, deren feste Forts die Inseln darstellen (Caprera erreicht eine Höhe von 240 Metern). Ein kaum minder wichtiger Umstand für die Position ist aber der, daß widrige Winde und die durch Klippen und Branden der Seewoge an den Felsgestaden verursachte Gefährlichkeit der Navigation in dieser Meeresregion eine feindliche Blockade fast als Unmöglichkeit erscheinen lassen.

Schon gewährleisten fortificatorische Werke Italien die militärische Sicherheit dieses so günstig gelegenen Wasserterrains, und fleißige Hände sind geschäftig, die Stellung mehr und mehr zu befestigen. Heute schon erheben sich auf Maddalena die Forts Vido-d'Aquita, Porto Teggia-Moneta und Vecchio; auf Caprera die Forts Punta-Rossa und Staquari. Die Insel S. Stefano trägt im Westen und Südosten zwei kleine Werke. Es besteht ferner nicht nur zwischen Maddalena und Caprera eine Brückenverbindung, sondern ein Seetelegraph sichert auch nach allen Werken schnellste Befehlsertheilung. Cisternen und Condensatoren liefern den Bedarf an Trinkwasser. Zunächst sind durch Gesetz vom 30. December 1888 weitere acht Millionen Lire für fortificatorische Bauten der Maddalenastellung bewilligt.

Kehren wir zur Straße von Messina zurück. Sie führt uns aus dem tyrrhenischen in das jonische Meer und zu dem in seinem nördlichsten Winkel gelegenen meeresweiten Golf und Platz von Tarent, dem wichtigen Knotenpunkt der aus den verschiedensten Landestheilen sich vereinenden Straßen. Die militärische und maritime Lage des letzteren Ortes zeigt uns bei nur flüchtiger Prüfung so ungemein günstige Terrain- und Hafenverhältnisse, daß man, wenn der Blick über die nächste Sphäre hinausschweift, alsbald erkennt, Tarent erfülle nicht nur alle Bedingungen, um sich zu einem der ersten Kriegshäfen im Mittelmeer zu erheben, sondern auch über das jonische Meer und über dessen Grenzen hinaus in das levantische die Wache zu halten. Es ist bekannt, daß im Alterthum Tarent die volksreichste und mächtigste aller griechischen Städte in Unteritalien war.

Die nautische Bevorzugung des Platzes, auf welche es uns hier vornehmlich ankommt, ist in dem Mare Piccolo, einem Binnensee gegeben, der zwanzig Kilo-

meter Umfang bei einer Tiefe von zehn bis vierzig Metern besitzt, durch die Landzunge Penna in zwei fast gleich große Bassins geschieden ist und mit dem Meere durch zwei Kanäle in Verbindung steht, einem natürlichen und einem künstlichen. Letzteren hat man durch die das Mare Piccolo abschließende, die Stadt tragende Halbinsel und zwar im Süden derselben gegraben, während nördlich der Stadt der natürliche Kanal fluthet. Die durch Menschenhand geschaffene Wasserader ist nach der „Rivista d'artigliera e genio“ 810 Meter lang und 12 Meter tief. Die weite, gute Rhede von Tarent, der äußere Hafen, welcher durch die Inseln S. Paolo und S. Pietro gedeckt wird, bietet tiefes Fahrwasser zum Einlaufen der Fahrzeuge nur zwischen S. Paolo und dem Festlande, ein Umstand, welcher für die Vertheidigung von großer Bedeutung ist. An der Vollendung und Erweiterung der Festungswerke, die übrigens den großen Arsenalplatz durch die Forts S. Pietro, S. Vito und Rondinella bereits sicherstellen, arbeitet man angestrengt.

Es erübrigt nunmehr noch die Fahrt längs der adriatischen Küste, d. h. längs eines Meeressaumes, der in fast ungebrochener Linie sich in nord-nordwestlicher Richtung vom Kap S. Maria di Leuca bis Venedig, diesem letzten Haupthafen Italiens, hinzieht; nur ein Vorgebirge, das des Monte Gargano, ist es, welches sich weit in das Seebecken vorschiebt. Schon deswegen, weil der adriatisch-italienische Küstensaum feindlichen Landungen Schwierigkeiten bietet, können wir uns hier kurz fassen.

Otranto's kleiner Hafen wird durch eine Cidatelle beherrscht. Das hochwichtige Brindisi kann sich der günstigsten Hafenverhältnisse an der Ostküste Italiens rühmen. Die weite, äußere, gute Rhede, die überall mindestens 14 Meter Tiefe besitzt, ist von dem inneren geräumigen Hafen durch die Inseln Castillo, S. Andrea und den Felsblock Petagne geschieden und zeigt bei 11 Meter Wasser guten Ankergrund. Einige Batterien sowie das Fort Mare auf der Insel S. Andrea stellen den Hafen militärisch sicher. Schon im Alterthume hatte Brundisium große Bedeutung als Handelsplatz und Uebergangspunkt nach der gegenüberliegenden Küste. Ancona, dessen Hafen mehr und mehr versandet, und dessen Werke verfallen, kann fernerhin auf eine militärische oder maritime Bedeutung keinen Anspruch erheben. Venedig endlich, glorreichen Angedenkens, nebst Spezia der festeste kontinentale Kriegshafen des Königreichs, an zurückgezogener Meeresbucht gelegen, ist gegen das Meer durch seine Lidi und engen, dieselben durchbrechenden Kanäle, wie durch zahlreiche, auf den Lidi errichteten starke Forts und Batterien geschützt. Nach der Landseite gewähren, neben seiner Unzugänglichkeit, die Forts Malghera, Secundo, die Batterie Piazza Maggiore, wie die Forts della Station und Tre-Porti Sicherheit.

Damit ist unsere Besichtigung der italienischen Grenzen zu Ende. Als Resultat ergibt sich, daß die Eingänge in das Reich, zuweilen freilich durch sprödes Material, wohl verwahrt sind, und daß man nicht müde wird, sie noch besser zu verwahren. Aber die stärksten Thore können zertrümmert, und der Kampf mit dem Eindringling muß im Innern fortgesetzt werden. Auch darauf ist Italien vorbereitet, vor Allem im Norden, wo es am wichtigsten ist. Denn wenn auch die frühere Theorie, daß der Herr der Po-Ebene Herr der Halbinsel sei, mit der

Einigung Italiens hinfällig geworden ist, so unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß man auch hinfort in der Ebene, die zwischen den Alpen und Apenninen sich ausbreitet, auf dieser alten Völker-Wahlstatt, entscheidende Schläge führen wird. Aus diesem Grunde, d. h. weil der Feind nur in Norditalien mit Armeen auftreten kann, liegen auch hier die meisten inländischen festen Plätze, während in Mittel- und Süditalien nur die Hauptobjecte fortificatorisch gesichert sind.

Ein kriegsministerieller Erlaß vom Juni 1888 führt als Festungen an: Alessandria, Ancona, Bologna, Capua, Casale, Gaëta, Mantua, Piacenza, Spezia, Tarent, Venedig und Verona, womit zugleich das Gerippe der Plätze im Inneren der Halbinsel gezeichnet ist. Die Forts sind in dem Erlaß in sechs Gruppen zusammengestellt, deren jede eine besondere Inspection für sich bildet. Zu der ersten Gruppe, mit Turin als Commandositz, gehören die Alpenforts Fenestrelle, Exilles und Moncenisio; die zweite Gruppe, Commandositz Alessandria, umfaßt die Forts und Batterien auf dem Col-di-Tenda-Paß und die Küstenwerke von Vinadio; zu der dritten — Piacenza — gehören die Apenninenforts von Giove, Altare, Melogna, Zuccarello, Nava; die vierte — Mailand — besteht aus den Forts Rocca d'Anfo und Bard; die fünfte Gruppe — Verona — umfaßt die Forts Rivoli, Pastrengo, Val Leogra, (Monte Maso), Brenta (Primolano), Cismona, Legnano, Osoppo, Peschiera — Fluß und Thalsperren an der Nordfront. Die sechste Gruppe endlich besteht aus den Forts von Rom und den Küstenwerken auf dem Monte Argentaro.

Nach dem „Esercito" tragen die detachirten Forts von Rom, welche die Stadt und die gelbe Fluth des historischen Tiber eisern umklammern, folgende Namen: Portuense, Bravetta, Aurelia antica, Boccea, Braschi, Trionfale, Monte Antenne, Pietralata, Tiburtina und Prenestina; in Vigna Pia ist das große Pulvermagazin. Uebrigens soll Rom demnächst auch eine Stadtumwallung erhalten. So kann die Hauptstadt des Reiches vermöge ihrer Befestigungen eine förmliche Belagerung aushalten und den Anmarsch eines Ersatzheeres abwarten.

II.

Nach Aufzählung und Würdigung der todten Bollwerke, die Italien zu seinem Schutze errichtet und für welche es im Jahre 1888 21,20 % der Gesammtausgaben verwendet hat, gehen wir zu der lebendigen Kraft zunächst über, welche auf dem festen Lande den Schutzwehren erst Geist und Leben verleiht; diese Kraft stellt sich in der Armee dar.

Wie dem modernen Italien eine Geschichte, so fehlt seiner Armee noch die Tradition.

In der Krim im Jahre 1854 war es, wo die altsardinischen Truppen — 18 000 Mann mit 36 Geschützen — an der Seite der besten Soldaten der Welt, wie sie selbst sich nannten, eine erste Probe ihrer Kriegstüchtigkeit ablegen konnten und in der Schlacht an der Tschernaja Gelegenheit fanden, ein frisches Lorbeerreis zu pflücken; insonderheit aber war es die Artillerie, welche sich mit Ruhm bedeckte.

Wenn auch als eigentliches Geburtsjahr der italienischen Heeresmacht das Jahr 1870 zu bezeichnen ist, weil von diesem Zeitpunkte an die rapiden Fort-

schritte, die Krystallisation der italienischen Streitkräfte um den tüchtigen altsardinischen Kern datiren, so wurde doch erst durch das organische, zwischen Regierung und Parlament vereinbarte Statut vom 29. Juni 1882 eine feste Basis für das Heer geschaffen.

Man kann aber nur dann richtig würdigen, wie Großes in dieser Beziehung das geeinte Italien geleistet hat, wenn man in Erwägung zieht, daß es sich hier eigentlich weniger um eine Organisation der Armee, als vielmehr um eine Schöpfung auf vollständig neuer Grundlage handelte; daß neben der Formation der Linie nicht nur die Mobil- und Territorialmiliz zu organisiren war, sondern auch ungeheuere Kriegsmaterialien beschafft, wie nothwendige, der Jetztzeit entsprechende Land- und Seebefestigungen aufgeführt, respective die vorhandenen umgestaltet werden mußten. Noch mehr aber wurde die an sich schon große Schwierigkeit einer solchen Aufgabe dadurch vermehrt, daß gerade von diesem Zeitpunkte an die Rüstungen der europäischen Großmächte ungeahnte Dimensionen annahmen. Während das italienische Kriegsbudget für das Etatsjahr 1870/71 nur 150 Millionen Lire im Ordinarium und 12 Millionen für das Extraordinarium betrug, hat sich das Heeresbudget für 1888/89 auf 245 975 919 Lire im Ordinarium und 62 750 000 im Extraordinarium beziffert. Dafür freilich steht auch heute die italienische Armee, die von so kleinen bescheidenen Anfängen ausging, Achtung gebietend als wichtiger Faktor in der großen europäischen Rechnung da.

Ohne zu sehr in die Details der Formation u. s. w. uns zu verlieren, wie es die Auslassung in einem militärischen Fachblatt erfordern würde, ohne durch eine Anhäufung von Zahlen zu ermüden, wird es uns hoffentlich dennoch gelingen, einen genauen Ueberblick über die Landstreitkraft Italiens zu geben. Wir legen demselben den officiellen Bericht des Generals Torre, Generaldirectors des Heeres- und Ersatzwesens in Rom, vom 30. Juni 1888 zu Grunde, der den Stand der Heeresmacht folgendermaßen angibt.

Nach demselben befanden sich unter der Fahne:

250 406 Mann incl. 14 044 Officieren; die Zahl der Dienstpferde betrug 53 430, während die Kriegsstärke sich aus folgenden Positionen und Ziffern ergibt:

	Mann	excl. Officiere	incl. Unterofficiere	Gefreiten
a) Stehendes Heer	848 283	18 442	24 573	97 540
b) Landwehr (milizia mobile) . .	295 499	3 269	6 288	21 762
c) Landsturm[1]) (milizia territoriale)	1 512 788	5 566		
Außerdem Reserveofficiere . . .		3 997		
Aushülfsofficiere		2314		

Summa: 2 666 570 33 588 mit 1584 Geschützen (246 Feldbatterien des stehenden Heeres und der Mobilmiliz, die gleichzeitig mobil werden mit 1476 Geschützen, 6 reitenden Batterien mit 36 Geschützen, 12 Gebirgsbatterien mit 72 Geschützen) und 92 000 Pferden.

---

[1]) Im Landsturm befanden sich 322 341 Mann erster Kategorie, also gediente Soldaten mit durchschnittlich dreijähriger Dienstzeit unter den Waffen, 259 620 Mann ehemalige Ersatzreservisten erster Classe, sowie endlich 930 827 Mann Ersatzreservisten zweiter Classe, und unter letzteren 753 381 Mann, welche keinerlei militärische Ausbildung erhalten haben.

ad a. Das stehende Heer (12 Armeecorps) umfaßt:

96 Infanterieregimenter à 3 Bataillone à 4 Compagnien,
12 Bersaglieriregimenter à 3 Bataillone à 4 Compagnien,
7 Alpenregimenter mit 22 Bataillonen und 75 Compagnien,
24 Cavallerieregimenter à 6 Escadrons [1]),
24 Feldartillerieregimenter à 8 Batterien à 6 Geschütze [2]),
1 reitendes Artillerieregiment à 6 Batterien à 6 Geschütze,
1 Gebirgsartillerieregiment à 9 Batterien à 6 Geschütze,
5 Festungsartillerieregimenter mit 65 Compagnien [3]),
4 Genieregimenter (Sappeur-, Telegraphen-, Pontonnir-, Eisenbahn-, Lagunen-, Luftschiffer-, Straßenlocomotive- und Traincompagnien resp. -Abtheilungen enthaltend),
4 Sanitätscompagnien,
12 Verpflegungscompagnien.

ad b. Die Mobilmiliz (12 Divisionen) besteht aus:

48 Infanterieregimentern à 3 Bataillone à 4 Compagnien,
18 Bataillone Bersaglieri à 4 Compagnien,
22 Alpencompagnien,
44 Feldbatterien à 6 Geschütze,
13 Artillerie-Traincompagnien,
9 Gebirgsbatterien à 6 Geschütze,
36 Festungsartilleriecompagnien,
35 Geniecompagnien,
12 Sanitätscompagnien,
12 Verpflegungscompagnien.

Specialmilizen der Inseln Sicilien und Sardinien je:

3 Infanterieregimenter à 3 Bataillone à 4 Compagnien,
1 Bataillon Bersaglieri à 4 Compagnien,
1 Escadron Cavallerie,
1 Abtheilung Artillerie à 2 Batterien à 6 Geschütze,
1 Festungsartilleriecompagnie,
1 Geniecompagnie,
1 Traincompagnie,
1 Sanitätscompagnie,
1 Verpflegungscompagnie.

ad c. Die Territorialmiliz wird gebildet aus:

320 Infanteriebataillonen,
22 Alpenbataillonen mit 75 Compagnien,
100 Festungsartilleriecompagnien,
30 Geniecompagnien,
12 Sanitätscompagnien,
12 Verpflegungscompagnien.

Wir fügen unserer Zusammenstellung noch folgende kurze Bemerkungen von allgemeinem Interesse an.

---

[1]) Von diesen sind 10 Regimenter mit Lanzen bewaffnet (Lancieri), schwere Cavallerie;
" " " 14 " " Säbeln " (Cavalleggeri), leichte Cavallerie.
[2]) Die Regimenter 1 bis 12 heißen Corpsartillerie, von 13 bis 24 Divisionsartillerie.
[3]) Diese Regimenter führen die Nummern 25 bis 29.

Die gesetzliche Wehrpflicht des Italieners umfaßt einen Zeitraum von neunzehn Jahren und zwar eine Dienstzeit von acht Jahren in der Active, von vier Jahren in der Mobil- und von sieben Jahren in der Territorialmiliz.

Das jährliche Rekrutencontingent beträgt 82 000 Mann erster Kategorie und steht drei Jahre unter der Fahne; von der zweiten Kategorie (drei Monate Dienstzeit) werden jährlich gegen 45 000 Mann eingestellt.

Die Infanterie ist mit einem zeitgemäßen Magazingewehr (System Vetterli-Vitali), die Artillerie mit 7- und 9-Centimeter-Geschützen ausgerüstet.

Was Bekleidung und Ausrüstung für die Kriegsformationen anbetrifft, sei hier erwähnt, daß in den Depots Alles bereit liegt für:

610 000 Mann des stehenden Heeres und der Mobilmiliz,
40 000 gleich einzustellender Mannschaften der zweiten Kategorie und
270 000 " " " " Territorialmiliz.

Die sechs Remonte-Depôts liefern alljährlich 3000 Pferde für Armeezwecke, und werden voraussichtlich vom nächsten Jahre an den Gesammtbedarf für das Friedensverhältniß — nämlich 3500 — decken. Die Aufzucht im Freien ohne jeden Unterkunftsraum verleiht dem italienischen Pferde eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen Wind und Wetter; die Thiere sind gut und kräftig entwickelt, und wenn auch in manchen Gegenden klein von Statur, doch starksehnig.

Da die geographische Lage Italiens es mehr als irgendwo sonst erfordert, daß die Armee und Flotte Hand in Hand gehen, so lassen wir hier nach Inspicirung der Ersteren auch die Letztere Revue passiren, indem wir an die Spitze unserer Betrachtung einen Ausspruch Napoleon's I. stellen: „Pour exister, la première condition de la monarchie italienne est d'être puissance maritime, afin de maintenir la suprematie sur ses îles et de défendre ses côtes.“ Fast noch weiter ging General Ricci, als er am 13. Juli 1885 in der italienischen Kammer sich folgendermaßen äußerte: „Die Offensiv- und Defensivkraft Italiens beruht nicht auf dem Landheer und den Festungen, sondern einzig und allein auf der Flotte.“ Diese Ansichten enthalten viel Wahres, und zwar einfach deshalb schon, weil die Seestrategie im höheren Sinne sich im Gegensatze zur Landstrategie auch im Frieden, nicht nur wie im Kriege zur Geltung bringt. In demselben Maße aber wie das Mittelmeer täglich an politischer und militärischer Bedeutsamkeit gewinnt, wachsen auch die Aufgaben der Kriegsmarine in dem Becken, und bei einem Weltkrieg wird es die italienische Flotte sein, welche Italiens Macht- und Weltstellung Rivalen und Feinden gegenüber aufrecht zu erhalten berufen ist.

In Bezug auf das schwimmende Material fehlte dem jungen Königreich nicht der divinatorische Blick für die Bedürfnisse der Zukunft; es mangelte ihm nicht die Erkenntniß, daß eine Kriegsflotte dann nicht mehr zu schaffen sei, wenn die Thore des Janustempels sich plötzlich öffneten. Man kann nicht umhin, die Genialität und Tüchtigkeit der Marineverwaltung ebenso anzuerkennen wie die patriotische Opferwilligkeit der italienischen Nation, deren Vertretung für das Etatsjahr 1888—89 ein Flottenbudget votirte, das 89 023 237 Lire im Ordinarium und 16 860 000 im Extraordinarium beträgt.

Dem im Jahre 1877 aufgestellten Flottengründungsplan liegt der kräftige Gedanke zu Grunde, in die bis dahin vorzugsweise für die Defensive bestimmte

Marine das Element der Offensive einzuführen und eine Schlachtenflotte zu schaffen, die den stolzen Wahlspruch befolgt: „Sempre avanti Savoia."

Die heutige italienische Flotte zählt: 175 Fahrzeuge mit 369 Geschützen, einer Friedensbemannung von 1105 Officieren und 13267 Mann, einem Tonnen-deplacement von 188551 und 207229 Pferdekraft. Ausnahmsweise günstige Verhältnisse setzen Italien in den Stand, im Kriege besser als Frankreich, sogar besser als England seine Flotte bemannen zu können.

Von den großen, oft genannten Schlachtschiffen — bis heute in Panzerung und Armirung von keiner anderen Flotte erreicht — führen Duilio und Dandolo 45-Centimeter-Geschütze im Thurm, während Italia, Lepanto und Umberto mit 43-Centimeter, Lauria und Morosini aber mit 35-Centimeter-Kruppgeschützen armirt sind. Alle übrigen Kriegsschiffe tragen Armstronggeschütze und Hotchkiß-Revolverkanonen. Die Torpedoflotte ist 110 Boote stark, davon 68 von Schichau. Mit Recht hat man in Anbetracht der weiten Küstensäume der Entwicklung der submarinen Kampfesmittel ganz besondere Sorgfalt zugewandt und in Technik wie Taktik des Torpedowesens eine außergewöhnlich hohe Stufe erreicht. Die territoriale Abgrenzung der Torpedostationen (Spezia, Maddalena, Gaëta, Messina, Tarent, Ancona, Venedig) an der Küste ist geregelt; sie sind in Haupt- und in Stationen zweiten Ranges eingetheilt und dem Chef eines der drei Seedepartements direct unterstellt; ebenso ist der Dienst der achtundvierzig an den Strandlinien eingerichteten Küstentelegraphen streng geregelt.

Daß alle Arbeiten, welche rascheste Mobilmachung und Operationsfähigkeit der Marine unterstützen, wie auch eventuelle Einrangirung von tauglichen Schiffen der Kauffahrteiflotte in die Kriegsmarine und deren Umformung wohl vorbereitet sind, bedarf kaum der Erwähnung, wenn es uns auch versagt bleiben muß, darauf hier näher einzugehen.

Die Kohlendepots für die Marine befinden sich bei Genua, Spezia, Maddalena, Livorno, Porto Ferrajo, Civita-Vecchia, Gaëta, Neapel, Messina, Agosta, Tarent, Porto Torres, Cagliari, Brindisi, Ancona und Venedig.

Wenn wir nunmehr, nachdem die Listen über Heer und Flotte aufgestellt sind, die körperliche und geistige militärische Beanlagung des Italieners als Soldat und Seemann unparteiisch prüfen, so können wir nicht umhin, hier zu constatiren, daß er auch heute seiner kriegsgewaltigen Ahnen nicht unwürdig ist. In derber Kraft und Gesundheit erträgt er geduldig, selbst bei kargster Verpflegung, die äußersten Strapazen; nüchtern, findig, von schneller Auffassung und patriotisch gesinnt ist er eines großen Heroismus fähig, wovon die Katastrophe bei Dongola vollgültigstes Zeugniß ablegt. Daß der Norditaliener militärisch seinem südlicher wohnenden Bruder überlegen, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Dem Süditaliener aber — wie es französische Blätter belieben — die militärischen Eigenschaften vollständig absprechen, heißt politischer Verstimmung zu viel Raum geben und legt uns die Frage nahe, ob es nicht gerade die neapolitanische Reiterei war, welche sich in der napoleonischen Zeit unter Murat durch Kühnheit und Verläßlichkeit ganz besonders auszeichnete? Oder sollte diese Thatsache etwa nur französischer Führung zu verdanken gewesen sein? In demselben Maße aber wie das Einheitsgefühl und der Werth des italienischen

Officiercorps nimmt auch die echte, nationale Gesinnung, die Mannszucht bei der Truppe und auf den Kriegsfahrzeugen stetig zu. In der taktischen Ausbildung der Mannschaften zu Lande wie zur See, in der Leitung großer Massen wie großer Geschwader ist ein beständiger Fortschritt zu verzeichnen.

Unmöglich können wir aber diese Betrachtung schließen, ohne einer Formation gedacht zu haben, die Italien eigenthümlich ist, und auf welche das Land stolz sein kann; es sind die Alpentruppen, welche am 15. October 1872 ins Leben gerufen wurden, nachdem Oberst Ricci in seiner bemerkenswerthen Schrift: „Ueber die Vertheidigung Italiens im Allgemeinen und seiner Nordwestgrenze im Besonderen" ihre Errichtung anempfohlen hatte.

Dieser Special- und Elitetruppe, welche das ganze Jahr mit Ausnahme weniger Wintermonate mobil ist, hat man die Vertheidigung der alpinen Zone anvertraut. Sie betrachtet sich als ehrgeizige, unermüdliche Wächterin eines Terrains, das für sie geheiligten Boden bedeutet; denn hier, wo die Wiege stand, ist auch der eigene Herd errichtet, neben dem man sich zum großen Schlafe niederlegen wird. Die Bewohnerschaft, aus der die Truppe, Officiere wie Mannschaften, sich ergänzt, treibt nur wenig Ackerbau, weidet die Herden, liegt der Jagd ob, oder ernährt sich kärglich als Holzarbeiter sowie unter tausend Gefahren als Schmuggler. Der wettergebräunte, wetterharte, untersetzte, stark gebaute, nüchterne, sparsame Gebirgsbewohner begnügt sich mit schmaler, primitiver Kost und hartem, kalten Nachtlager. Die Einsamkeit liebend, wortkarg, unzugänglich und streng — ein Abbild der Gegend — ist er bei schärfster Beobachtung wachsam und unternehmend zugleich. Das vornehmste Organ ist sein Auge; mit dem durchbohrenden, prüfenden, aber sicheren Blick schätzt er genau die Entfernungen, erkundet er in unbekannter Gegend Weg und Steg, erkennt von fern, an dem saftigeren Grün, die Nähe der sprudelnden Quelle und unterscheidet auf drei Kilometer Entfernung sicher noch Pferd und Rind; aus der Beschaffenheit einer Staub- oder Rauchwolke entnimmt er die Ursache ihrer Entstehung. Nächst dem Gesicht ist das Gehör ausgebildet, das ihm nicht nur das Herannahen von Maulthieren kündet, sondern auch annäherungsweise ihre Zahl bestimmen läßt, und wenn zehnfaches Echo an sein Ohr schlägt, genügt für ihn ein kurzes Aufmerken, um alsbald den Ort bezeichnen zu können, von welchem der Urton ausgeht. Seine Ortskenntniß, oder besser seine Orientirungsgabe, ist geradezu bewunderungswürdig; selbst in fremdem Terrain unterscheidet er sofort den Pfad, der an einer Hütte endet, von dem anderen, welcher einer Straße zuführt. Ohne sich nur kurze Rast zu gönnen, legt er sieben bis acht Stunden in einer Tour zurück; ohne einen unnöthigen oder falschen Schritt zu thun, weiß er jedes Hinderniß zu nehmen, seien nun steile, ausgewaschene Felsen zu erklimmen, am Rande gefährlichster Abgründe vorwärts zu kommen, schäumende Wildbäche zu übersetzen, Schnee- und Eisdecken zu durchwandern, oder gelte es, gefährlichen Felsspalten aus dem Wege zu gehen und verrätherisches Grün, unter welchem Verderben lauert, zu vermeiden. Niemand aber kann die Zeit zur Ueberwindung des Raumes im Gebirge besser berechnen, als unser Alpenjäger. Lebendiger Compaß nicht allein, sondern auch Thermometer und Barometer, ist er wetterkundig und weiß voraus zu bestimmen, ob und wann es regnen oder schneien, ob

Nebel aufsteigen oder fallen wird. Sicherster Schütze, der das Blei nicht umsonst versendet, vermag er als geborener Tirailleur auch aus der kleinsten Deckung Vortheil zu ziehen.

So ist die waffenkundige, italienische, von echtem militärischen Geist durchwehte Alpentruppe beschaffen, auf welche ihr Vaterland im Augenblick der Gefahr sicher rechnen darf. Das „Journal des sciences militaires“ sagt in einem 1882 erschienenen Artikel: „Heureusement pour l'Italie la nature a donné les Alpes pour rempart et le ministre Ricotti les compagnies alpines pour la défendre.“

III.

Wenden wir uns nun den Aufgaben zu, welche das eben skizzirte italienische Heer zu erfüllen hat, so sind dieselben naturgemäß sowohl defensive als offensive. Wenn wir uns zuerst mit den Aussichten eines defensiven Widerstandes zu Lande in Oberitalien befassen, so müssen wir zu dem früher über die Alpenbarrière Gesagten hier noch einige Ergänzungen uns erlauben. Wenngleich durch die Abtretung der Provinzen Nizza und Savoyen die Scheidelinie beider Staaten auf einem Territorium, wo jede Spanne Boden politische und militärische Bedeutung hat, zu Gunsten des damaligen Kaiserreichs verlegt wurde, gebietet Italien heute dennoch über eine so günstige Landgrenze, daß ein namhafter französischer Militärschriftsteller diesen Gebietsabschnitt mit den Worten charakterisirt: „Ces merveilleux boulevards concédés par la Providence à l'Italie.“ Ueberdies beansprucht auch der Ausspruch eines Altmeisters in der Kriegskunst, Bonaparte's, heute noch seine Gültigkeit: „Une armée qui de France franchit le Var, n'est pas entrée en Italie; elle n'est que sur le revers des Alpes maritimes,“ und zwar so lange, als der Grenzwächter nicht selbst die Thore öffnet. Daß der Ausspruch wahr ist, haben die Kriege der Revolutionszeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts bewiesen. Was freilich Bonaparte dem eben citirten Ausspruche entgegensetzte: „Une armée qui d'Italie franchit le Var, est entrée en France“ unterliegt heute, nachdem das französische Festungssystem im Südosten ausgebaut ist, einiger Beschränkung. Wie viel günstiger aber Italien früher als Besitzer obengenannter Provinzen situirt war, ergibt sich aus der Betrachtung, daß es in Savoyen nur 59 Kilometer von Lyon, der zweiten Hauptstadt Frankreichs, entfernt stand, und daß es mit Nizza zugleich eine gute Offensivbasis gegen Toulon und Marseille besaß. Seitdem Italien diese Einbruchsthore nach dem Herzen und dem Süden Frankreichs verloren hatte, mußte es Sorge tragen, die weniger günstigen Verhältnisse zu paralysiren; es geschah dies durch Errichtung, beziehungsweise Erweiterung der früher namhaft gemachten Bollwerke, sowie durch die Organisation der Alpentruppen.

Je eingehender man sich mit dem Studium des italienisch-französischen Grenzterritoriums befaßt, um so mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß — numerische Uebermacht, schnellere Mobilisirung und Concentration der französischen Streitkräfte vorausgesetzt — die Alpenzone den Vormarsch des Feindes sehr verzögern wird, und an den Einbruch eines Heeres nach Italien erst dann gedacht werden kann, wenn die beiden Hauptstraßen (und Eisenbahnen) am Mont Cenis und Mont Genèvre in französischer Hand sich befinden; denn hier soll nach der

Meinung eines beachtenswerthen, 1882 im „Journal des sciences militaires“ erschienenen Aufsatzes der Durchbruch, gestützt auf Briançon, erfolgen. Der Verfasser sagt, ein wenig kühn: „Il nous faut être à l'Assietta le premier jour de la guerre“; dann aber, der Lehren der Kriegsgeschichte aus 1747 gedenkend, wo in den berühmten Verschanzungen zwischen Exilles und Fenestrelle Savoyer und Oesterreicher sich erfolgreich gegen den französischen General Belleisle vertheidigten, und in Anbetracht der beiden starken Forts, welche die wichtige Position des Monte Assietta begrenzen, scheint ihm selbst ein Zweifel zu kommen, und er fügte hinzu: „Nous n'y serons pas!“ Aber nach einer Spanne Zeit, d. h. nachdem die natürlichen und künstlichen starken Bollwerke überwunden, die Alpentruppen zurückgedrängt sind, wird die italienische Armee unter Benutzung des Vortheils der inneren Linien stark genug sein, um, auf Alessandria gestützt, die vorbrechenden feindlichen, zwischen Thür und Angel befindlichen Heeressäulen in die Pässe zurückzuwerfen, oder ihnen in dem sorgfältig vorbereiteten, durch die Natur des Bodens, die Vertheilung von Wasser und Gebirge geschaffenen strategischen Kriegstheater am Po, dessen Schwerpunkt Piacenza darstellt, die Spitze zu bieten. Zeit gewonnen heißt hier Sieg gewonnen. Künstliche Vorbereitungen haben, wie oben gesehen, die frühere Schwäche dieses Kriegsschauplatzes in den ligurischen Alpen beseitigt.

In welchem Maße man übrigens in Frankreich glaubt, mit dem italienischen Heere als mit einem nicht zu unterschätzenden Feinde rechnen zu müssen, dafür finden wir den besten Beweis in den Truppenverstärkungen, welche in den beiden letzten Jahren an der Alpenzone schon vor sich gingen oder noch in der Durchführung begriffen sind. Es wurden nämlich die beiden, zwischen dem linken Rhoneufer und der italienischen Grenze garnisonirenden Armeecorps mit den Stabsquartieren Lyon und Marseille, 50 Bataillone, 20 Escadrons und 276 Geschütze zählend, verstärkt durch: 4 neu errichtete Infanterieregimenter, 12 aus Feld- in Gebirgsjägern umgewandelte Bataillone mit 12 Gebirgsbatterien zu je 6 Geschützen, 2 Cavalleriebrigaden, 10 Regimenter afrikanischer Cavallerie, 6 Feld-, 2 reitende Batterien, 18 Batterien der Festungsbataillone Lyon, Grenoble und Nizza, 5 Bataillone des Genieregiments Grenoble, sowie das Pontonierregiment zu Avignon.

In französischen Fachkreisen glaubt man, mindestens fünf Armeecorps (2 in Savoyen, 1 in Briançon und 2 in den Seealpen) im Südosten aufstellen zu müssen, um einer Invasion der italienischen Armee begegnen zu können, und es dürfte sonach der Vorschlag des Abgeordneten und Militärschriftstellers Ténot (in der „République Française“) hinfällig werden, demgemäß durch methodische Vorbereitung der Vertheidigungszone, bei rascher Mobilmachung der Reserve- und Territorialkräfte, vierzehn Tage nach der Kriegserklärung dieser Streitmacht im Anschluß an die specifischen Gebirgstruppen die Sicherung des Abschnittes anvertraut, die fünf Corps aber gegen die deutsche Grenze verwendbar gemacht werden sollten.

Den Anfang, die Durchführung und den Schluß eines Vertheidigungskampfes in Oberitalien bezeichnen die Alpenzonen, der Po und die Apenninen; die erstere verzögert die Action und ermöglicht die Versammlung der italienischen Streit-

kräfte; in der Po-Ebene werden die Schlachten geschlagen, am Apennin aber erst, wo Italiens Thermopylen liegen, und an den sich das befestigte Lager von Bologna, der Hauptstütz- und Replipunkt für die Lombardei, der Zufluchtsort und das große Ausfallthor, anlehnt, ringt man mit der letzten Kraft, und hier liegt die Entscheidung.

Das geeinte Italien zerfällt in zwei, durch den Apennin geschiedene, große Kriegstheater, in die breite Tieflandsgasse zu beiden Seiten des Po und die eigentliche Halbinsel. Der erstere Kriegsschauplatz, das ewige Schlachtfeld dreier großer Culturvölker, stellt heute die Arena dar, auf welcher Italiens Söhne sich zu bewähren haben werden, wo die Feldarmee bereit steht, sich defensiv zu verhalten, oder von wo aus sie in die Aufgaben der Offensive eintritt. Aus diesem Grunde sind bereits im Frieden 8 von den 12 italienischen Armeecorps im Norden garnisonirt. Die Sitze der Corpscommandos sind: Turin, Alessandria, Mailand, Piacenza, Verona, Bologna, Ancona, Florenz, Rom, Neapel, Bari und Palermo. Die Sicherheit der Halbinsel mit den strategischen Hauptpunkten, dem befestigten Rom und dem verschanzten Lager von Capua, ist in erster Linie der Flotte anvertraut und in zweiter der Mobil- und Territorialmiliz, unterstützt durch Truppen des stehenden Heeres. Das Eindringen in die eigentliche Halbinsel wird feindlichen Heereskörpern durch die gebirgige Beschaffenheit, theilweise Unwegsamkeit und ungleichmäßigen Anbau erschwert.

Die Insel Sicilien, durch das Thor von Messina mit der Halbinsel verbunden, kann kaum als selbständiger Kriegsschauplatz betrachtet werden, und Sardinien endlich stellt sich als eine große Seeburg dar, die auf sich selbst angewiesen ist.

Die italienische Offensive zu Lande hat, nach Ueberschreitung des Hochgebirges, die Waffen in Feindes Land zu tragen, muß Lyon, die Ebenen von Burgund und die Freigrafschaft zu erreichen suchen, um die gegen Deutschland engagirten französischen Armeen in der rechten Flanke und im Rücken anzufallen.

Soviel vom Landheer; wenden wir uns jetzt den Seestreitkräften Italiens zu. Das Land besitzt heute für seine drei durch die Natur geschiedenen Meeresfronten je einen geräumigen, zur Basis dienenden, festen Kriegshafen als Stützpunkt für die in jedem der drei Meeresbecken besonders wahrzunehmenden Interessen. So finden wir an der Wurzel Italiens, im Westen, Spezia, dem die Obhut des ligurischen und tyrrhenischen Meeres übertragen ist, wie in der Wurzel an der östlichen Seite Venedig, die Adria überwachend, und endlich Tarent, das für die Sicherheit des jonischen Meeres aufkommen muß. Diesem entspricht die Dreitheilung der maritimen Einrichtungen; die drei Hafenplätze sind auch die Sitze der maritimen Administrationen.

Wenn von den Hauptkriegshäfen Spezia, Tarent und Venedig aus, welche mit den wichtigsten Staatscentren in Schienenverbindung stehen, einerseits die Beherrschung der Meeresabschnitte möglich ist, so finden andererseits die italienischen Geschwader in ihnen Raum, sich zu bergen, und neben gutem Ankergrund alle diejenigen Bedingungen (Arsenale, Docks, Kohlen u. s. w.), deren sie zur Ausrüstung und Ausbesserung benöthigt sind.

Spezia beherrscht zunächst das ligurische Meer; es ist das Gegengewicht, welches Italien dem französischen Toulon gegenüber in die Wagschale gelegt hat. Um die maritime strategische Bedeutung von Tarent zu erkennen, genügt ein Blick auf die Karte; zunächst für das jonische Meer, dann aber auch, an Messina vorbei, für das tyrrhenische Becken, wie endlich für die Adria. Es ist das Bindeglied zwischen Spezia und Venedig, gleich geeignet, nach der einen oder anderen Seite hin Unterstützung zu bringen, und verfügt bei seiner centralen Lage über die Vortheile, welche der inneren Linie zur Seite stehen. Das alte Venedig endlich ist Ausgangspunkt der großen Operationen in der Adria, das Hauptreduit dort.

Der italienischen Flotte wird voraussichtlich ihre Hauptaufgabe im ligurischen und tyrrhenischen Meere zufallen; denn beide Meeresbecken muß Italien als seine besonderen Gewässer betrachten, namentlich aber das letztere durch die Halbinsel, die großen italischen Inseln Sicilien und Sardinien, wie das freilich in französischer Hand befindliche Corsica umschlossen. Hier entzündet, hier entwickelt sich das maritime Leben und Streben; an ihnen lagern die commerciell und militärisch bedeutungsvollsten Gebiete, wie Genua mit der Riviera, das reiche Arnobecken, die Tibermündung, die weiten blühenden Landschaften von Neapel und der reiche nordsicilische Strand. Man hat es demnach nicht versäumt und auch wohl verstanden, den hier sprudelnden italienischen Lebensquell durch Küstenbefestigungen und die Freiheit und Sicherheit in den Operationen der Schlachtflotte durch die von uns schon gewürdigten Stützpunkte — wir möchten fast sagen — zu garantiren.

Im Norden finden wir zuerst den festen Land- und Seeplatz Genua, flankirt in seiner rechten Seite von Vado und auf der linken von Spezia. Letzteres selbst stellt das ligurische Meer unter Controle, wie die Westküste der Halbinsel und die Ostküste von Sardinien. Bei Erfüllung seiner großen Aufgabe im Süden findet Spezia zunächst Unterstützung in dem von dem Festlande gegen Corsica vorgeschobenen großen detachirten Werk der Insel Elba, welches als starker linker Flügelpfeiler der toskanischen Seefront erscheint, wie im Norden Spezia als der rechte; dann aber auch in den an der Küste liegenden festen Hafenplätzen und an der Insel Ponza. Von Ostsicilien aus aber ist es das mächtige Messina, welches Spezia die Hand entgegenstreckt. Dennoch aber würde das westliche Gestade der Halbinsel bedroht sein, wenn man nicht ein großes seestrategisches Vor- und Außenwerk in der oben beschriebenen ausgezeichneten Position, der Meerengensperre und Maske im Westen des tyrrhenischen Meeres bei Maddalena, errichtet hätte. Von hier aus, den Vortheil der Mitte wahrnehmend, vermag man nicht nur nach allen Seiten hin das Vorfeld aufzuklären, feindliche Flottenbewegungen zu beobachten und zu signalisiren, sondern auch activ in die Vertheidigung des ligurischen und tyrrhenischen Meeres entscheidend einzugreifen, da man in kürzester Zeit, die nach Stunden zu bemessen ist, jeden westitalischen Küstenpunkt erreichen kann, an dem der Gegner eine Landung versuchen möchte.

So sind Spezia, Messina und Maddalena die starken Stütz- und Ausgangspunkte, von denen aus feindliche Flottenoperationen im tyrrhenischen Meere erfolgreich durchkreuzt werden können; sie machen die eben genannte Meeresfläche fast zu einem rein italienischen Bassin, in welchem, so lange die italienische

Flotte noch die See hält, feindliche Geschwader nur einen Eingang finden: die weite Oeffnung nämlich zwischen Sardinien und Sicilien; die anderen Zugänge hält Italien unter Verschluß, den nördlichen durch Spezia und Elba, den südlichen durch Messina und den westlichen endlich, die Straße von Bonifacio, wo Sardinien und Corsica sich fast berühren, durch Maddalena. Welche Flotte vermöchte diese Seethore einzurennen! Hier ist die weite, wogende Kampfstätte, auf der Italien mit klarem Bewußtsein seiner Schlachtflotte die Hauptaufgabe zugewiesen hat. Von Maddalena aus kann das italienische Geschwader nach Ermessen dem Gegner den Kampf auf hoher See anbieten, eventuell einem solchen ausweichen; denn diese Position, die Angel, in der das Thor Bonifacio hängt, öffnet oder schließt nach Belieben die Durchfahrten und Kanäle zwischen Sardinien und Corsica; sie ermöglicht damit die italienische Contreoffensive, bedroht Toulon und Marseille wie deren Verbindung mit Algerien und Tunesien und wahrt endlich durch Sicherung der italienischen Westküste, durch schwimmendes Kriegsmaterial, das heute allgemein anerkannte strategische Princip der Aktivität in der Defensive.

Man sieht, daß Italien in seinem maritimen Vertheidigungssystem nicht der französischen Führung (Aube) gefolgt ist, sich nicht der trügerischen Hoffnung hingegeben hat, man könne dem Torpedo und dem kleinen ihn tragenden Fahrzeuge eine Wirksamkeit zuweisen, welche über die Küstenzone hinausreicht; in dieser ist dem mörderischen Minirer selbstverständlich im Verein mit verankerten Minen, mit der Küstenartillerie u. s. w. seine Aufgabe gestellt, und durch optische, elektrische und telegraphische Verbindungen und Beobachtungsposten der Küste gegen Ueberraschungen Sicherheit gegeben.

Die nur 74 Kilometer breite, von Tarent aus flankirte Meerenge bei Otranto ist durch vereinigte österreichische und italienische Geschwader leicht zu sperren und verwandelt das adriatische Meer in einen Binnensee, wodurch die lange italienisch-adriatische Küste und Eisenbahn gedeckt und das Königreich militärisch ungemein gekräftigt wird.

Feindliche Landungen auf italienischem Gebiete müssen sich, da sie nur Mittel, nicht Zweck sind, wichtige Objecte zum Ziele erwählen. Die Gewinnung solcher Objecte setzt aber nicht nur eine große militärische Kraftansammlung voraus, die man anderen Punkten entziehen muß, sondern bleibt auch immer ein gewagtes Unternehmen. Dies auf unseren Fall angewandt, dürfte Neapel, das an dem festen Capua einigen Rückhalt findet, sowie die durch einen Fortsgürtel geschützte Reichshauptstadt solche Punkte abgeben.

Den Beweis für die Tüchtigkeit der italienischen Flotte haben die großen Manöver im vorigen Jahre erbracht, zu welcher Zeit die Fahrzeuge dreißig volle Tage entweder unter Dampf oder in Kriegsbereitschaft waren, ohne Gelegenheit zu finden, etwaige Schäden auszubessern; es zeigte sich bei den Operationen in größeren Verbänden Energie und Sicherheit der Befehlshaber und gründliche Schulung der Mannschaften; auch die Torpedoflottille entsprach in technischer Fertigkeit und raschem Entschlusse den an sie gestellten Erwartungen.

So gebietet denn heute Italien über eine Marine, die deutlich genug auf ihren Wimpeln die Devise Viktor Emanuel's trägt: „Maris imperium obtinendum“, und welche sich mehr erworben hat, als nur die Achtung der Franzosen; denn

unschwer konnte man im Februar 1888 aus den in der französischen Kammer erfolgten Angriffen wegen Vernachlässigung der eigenen Kriegsflotte die lebhafte Besorgniß durchfühlen, welche das verbesserte schwimmende Kriegsmaterial Italiens und die Vorbereitung zur Durchführung schleunigster Mobilmachung verursachte Der ehemalige Kriegsminister Mahy tadelte dann im folgenden Monat an derselben Stelle die artilleristische Armirung der französischen Kriegshäfen, welche eine derartig ungenügende sei, daß man befürchten müsse, einige derselben könnten einem entschieden durchgeführten Handstreich zum Opfer fallen.

Wir wollen auch nicht unterlassen, die Worte wiederzugeben, welche im vorigen Jahre, gelegentlich der Discussion über das französische Marine-Budget, aus dem Munde des unterrichteten und scharfsinnigen Beobachters, M. Deschanel (Verfassers von „La politique française en Océanie", „Intérêts français dans l'océan pacifique" und „La question du Tonkin") kamen. Sie lauten: „Während wir nur Einen guten, starkarmirten Kreuzer von einer Fahrgeschwindigkeit von 17—18 Seemeilen besitzen, hat Italien deren zehn, und zwar sechs, die 17, und vier, welche 15 Meilen in der Stunde machen. Zudem erwarb Italien kürzlich einen anderen Schnellkreuzer in England." Nachdem der Redner dann die Ueberlegenheit der italienischen Torpedoboote anerkannt hat, fährt er auf die Panzerschiffe übergehend wie folgt fort: „Wenn ich auch nicht behaupten will, daß die italienische Panzerflotte Herrin des Westmittelmeeres sei, muß man mir dennoch zugestehen, daß sie in Bezug auf Schnelligkeit die französische schlage. Während Devastation, Admiral Courbet, Admiral Baudin höchstens 15, Admiral Duperré, Redoutable 14—15, die übrigen Fahrzeuge 12—14 Seemeilen erreichen können, legen Lepanto 17, Italia, Lauria, Morosini und Doria, wenn nöthig, 16—17 Meilen in der Stunde zurück. Wir besitzen zwar zweiundzwanzig Panzerfahrzeuge und zwar fünfzehn Linienschiffe (davon neun mit eisernem Rumpfe) und sieben Kreuzer (unter ihnen zwei mit eisernem Rumpfe); drei der letzteren sind aber seeuntüchtig und können nur im Frieden noch Stationsdienst verrichten. Italien dagegen verfügt über sieben neue Panzer erster und über acht zweiter Classe. Wenn nun auch von den letzteren sechs älter sind als die unsrigen, so bleibt die Thatsache unbestritten, daß fünf seiner Schlachtschiffe die französischen an Schnelligkeit übertreffen."

Wenn wir dem Urtheil von Deschanel noch etwas hinzuzufügen haben, so ist es, in Bezug auf die Kreuzerflotte, die Bestätigung seiner Ansicht, daß bei ihr unbestritten Schnelligkeit das Axiom sei. Was die schweren Panzer aber anbetrifft, so dehnen wir seinen Vergleich weiter dahin aus, daß bei den mächtigsten französischen Fahrzeugen, Admiral Baudin, Admiral Duperré und Formidable, die Stärke des Panzers mittschiffs 550 Millimeter beträgt, Duilio und Dandolo eine gleich starke Panzerung, Lepanto und Italia aber eine solche von 700 Millimetern aufzuweisen haben. Die genannten französischen Fahrzeuge sind gleich Duilio, Dandolo u. s. w. Spornschiffe, letztere aber außerdem, wie es auch bei Italia, Lepanto, Umberto und anderen der Fall, noch zum Torpedo-Lancieren eingerichtet. Während die größten französischen Panzer nur Stücke von 34 bis 37 Centimeter tragen, führen die italienischen 45-Centimeter-Geschütze, welche noch eine Panzerung von 620 Millimeter durchschlagen. Sonach ist, wie Deschanel bewiesen, die italienische Flotte der französischen nicht allein an Schnelligkeit

überlegen, sondern übertrifft sie auch — dies verschweigt Deschanel, wenigstens in seiner an die Oeffentlichkeit getretenen Rede — an Stärke in Panzerung und Armirung, vereinigt sonach in sich das Maximum von Offensiv und Defensivkraft. Doch mehr noch, es sind die vier italienischen mit 45-Centimeter-Geschützen bestückten Kriegsschiffe, welche Geschosse von 900 Kilogramm 8—9 Kilometer weit schleudern, nicht allein als eigentliche Schlachtflotte auf hoher See zur Deckung von Landungen an feindlicher Küste verwendbar, sondern auch zum Angriff auf befestigte Hafenanlagen, Küstenbatterien, Küstenforts, mit einem Worte geeignet, jeden Mittelmeerhafen zu bombardiren, ohne von feindlichen Projectilen erreicht werden zu können.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf das Eisenbahnsystem der Halbinsel, diesen Factor erster Ordnung in der Action der Streitkräfte, welcher sich als Product der Masse mit der Schnelligkeit darstellt. Es genügt heutzutage nicht mehr, auf den alten Römerstraßen den Fußtapfen vorzeitlicher Geschlechter zu folgen; es ist der Schienenstrang, welcher der Defensive wie der Offensive Leben, Energie und Schnelligkeit verleiht.

Wie aber die geographische Configuration Italiens seine Vertheidigung erschwert, so ist es wieder derselbe Umstand, welcher, wie kaum irgendwo sonst, einer Heranziehung der Streitkräfte, schneller kriegsgemäßer Formation, Sicherung des Ersatzes u. s. w. auf den Eisenbahnen, mit einem Worte geregelter Mobilisirung der Armee und Einheitlichkeit in der Heeresleitung Schwierigkeiten bereitet.

Das oberitalienische Netz ist, was Richtung und Leistungsfähigkeit seiner eisernen Maschen anbetrifft, namentlich für einen Aufmarsch nach Westen hin, strategisch günstig angelegt. Wie Alessandria hier als Mittelpunkt der Schienenstraßen des westlichen Oberitaliens erscheint, so Piacenza als Hauptknotenpunkt der Lombardei. Diese Verhältnisse entsprechen der strategischen Bedeutung der beiden Plätze als wesentlichster Stützpunkte zur Behauptung des oberen Pothales. Das hochwichtige Bologna aber ist der Ort, wo das peninsulare Bahnnetz sich an das continentale anschließt.

Was die Linien der eigentlichen Peninsula anbetrifft, so wollen wir nur darauf hinweisen, daß die Schienen der westlichen und östlichen Küstenbahn auf weite Strecken fast von den Meereswellen bespült werden, und hier wie an zahlreichen Tunnels durch Unterbindung und Zerstörung für kürzere oder längere Zeit leistungsunfähig gemacht werden können; daß aber die innere Longitudinalbahn heute noch durch ihre bedeutenden Steigungen und Curven wenig zuverlässig sich erweist und zudem nicht vollständig ausgebaut ist.

In eine Betrachtung über die Wichtigkeit der Bindeglieder dieser drei Längsbahnen können wir uns nicht verlieren, müssen aber aus denselben eine Linie von hohem strategischen Werthe hervorheben, die sich sowohl für die Zwecke der Landesvertheidigung wie für die Interessen der wirthschaftlichen Entwicklung höchst dienstbar erweisen wird. Es ist die am 28. Juli 1888 eröffnete Bahnstrecke von nur 173 Kilometer Länge, welche Rom mit Solmona und weiter mit dem adriatischen Hafenort Pescara verbindet. Mit dieser Bahn ist eine der dringendsten und meistversprechenden Linien dem Verkehr übergeben, und die Hauptstadt mit dem Centrum Italiens wirksam verknüpft worden, d. h. mit denselben

Landestheilen, welche schon die Alten als „suburbane“ bezeichneten, sind die Abruzzen, das Becken des ehemaligen Fucinersees, Apulien und die Adria Rom näher gerückt. Im Allgemeinen folgt der Schienenstrang den Spuren der Via Valeria, durch welche einst die Römer die Abruzzen mit ihrer kraftvollen Bevölkerung der Marser, Peligner, Vestiner u. s. w. sich verbanden, und wird, zumal unter Voraussetzung der Sicherung des adriatischen Beckens, der Hauptstadt aus einem unbedrohten Truppen- und Waffendepot Hülfsmittel zuführen. Karl V., um einen geschichtlichen Beweis von der Wichtigkeit dieses centralitalienischen Territoriums zu geben, hatte gute Gründe dafür, den von dem kriegerischen Papste Paul III. vorgeschlagenen Tausch von Aquila, welches inmitten dieser Landschaft liegt, gegen Parma und Piacenza zu verweigern.

Unter den von der italienischen Kammer bei Beginn dieses Jahres berathenen und als dringlich votirten Gesetzen erscheint auch dasjenige, durch welches 86 Millionen Lire für Eisenbahnarbeiten und Beschaffungen im militärischen Interesse angewiesen werden. Es vertheilt sich diese Summe folgendermaßen: 12 Millionen zur Erbauung neuer und Verbesserung alter Bahnhofsgebäude, Anlegung neuer Stationen, — die Blöcke, d. i. die Entfernung von Station zu Station lagen oft zu weit auseinander, ein Umstand, der die rasche Aufeinanderfolge militärischer Transporte beeinträchtigt — und Erweiterung der alten, der Einschiffungssteige, Verladeperrons, Rangirstränge, Weichen, sowie für Schuppen, Kohlenniederlagen u. s. w.; 21 Millionen für Beschaffung von rollendem und Betriebsmaterial; 53 Millionen für Verdoppelung der Geleise auf den bisher eingeleisigen Hauptbahnen im Innern. Wenn auch der Gesetzentwurf uns keinen intimeren Einblick über die mit doppelten Geleisen zunächst zu versehenden Bahnen gestattet, gibt uns dagegen ein Bericht des Generals Mezzacapo an den Senat wichtige Andeutungen hierüber, wie über andere Punkte, denen wir Folgendes entnehmen: Von Ausgaben für die Küstenbahnen wird deshalb Abstand genommen, weil ihre Verwendbarkeit in Kriegszeiten eine zweifelhafte und beschränkte sein wird; denn eine feindliche Flotte muß es als eine ihrer ersten Aufgaben ansehen, schon in der Mobilmachungsperiode diese Linien zu unterbrechen. Zuerst soll die Strecke Neapel-Rom-Chiusi, dann nach Beendigung der Vorstudien die Strecke Chiusi-Florenz mit einem zweiten Geleise versehen werden. Inzwischen wird für alle Fälle die eingeleisige Bahn Chiusi-Empoli durch Correctur der Curven und Gefälle verbessert und dienstfähiger gemacht. Im Pothale sollen vor allem die Linien Rhò-Novara-Vercelli-Chivasso und Alessandria-Cantalupo mit doppelten Geleisen versehen werden. Der Bericht erklärt es für sehr wünschenswerth, daß die Halbinsel mit der Po-Ebene nicht bloß durch die eine innere Längslinie Neapel-Rom-Chiusi-Florenz nebst der Zweigbahn Chiusi-Siena-Empoli verbunden sei, sondern daß auch die ganze Strecke Arezzo-Foligno-Terni-Aquila-Sulmona-Foggia-Potenza ein zweites Geleise erhalte, um die Truppenheranziehung aus den unteritalienischen Provinzen zu erleichtern und auch in dem Falle einer Bedrohung oder Unterbrechung der Küstenlinien zu sichern.

Den Uebergang aus dem Arno- in das Pothal vermittelt heute nur eine Linie, diejenige von Florenz über Porretta nach Bologna. Zwei andere Apenninübergänge sind im Bau begriffen: derjenige von Florenz nach Faenza und der

von Spezia über Pontremoli nach Parma. Das militärische Interesse erheischt die beschleunigte Herstellung dieser Schienenwege, sowie die Hinzufügung einer vor dem Angriff von der Seeseite geschützten Strecke Spezia-Aulla. Hiermit schließen die Auslassungen des Generals Mezzacapo, an welche anknüpfend wir die Bemerkung nicht unterlassen können, daß man kaum die militärische Bedeutung der von ihm zuletzt aufgeführten Eisenbahnlinien zu überschätzen vermag, da sie für alle strategischen Operationen sich dienstbar erweisen werden, die Genua, Spezia und das toscanische Gebiet mit dem lombardisch-venetianischen zur Unterlage haben.

Während die Insel Sardinien über ein militärisch günstig und gegen die Meeresküsten gesichertes Eisenbahnnetz zu verfügen hat, sind einige Linien auf Sicilien, die am Strande herlaufen, sehr bedroht.

Ueber das rollende Eisenbahnmaterial sind wir in der Lage, folgende detaillirte Uebersicht zu geben:

<table>
<tr><th rowspan="2"></th><th rowspan="2">Locomotiven</th><th rowspan="2">Personenwagen</th><th rowspan="2">Gepäckwagen</th><th colspan="3">Güterwagen:</th></tr>
<tr><th>bedeckte</th><th>offene</th><th>platte (ohne Seitenwände)</th></tr>
<tr><td>Mittelmeernetz:
Bestand 30. Juni 1888</td><td>1090</td><td>3039</td><td>743</td><td>11715</td><td>7602</td><td></td></tr>
<tr><td>In Bestellung gegeben bis März 1889</td><td>138</td><td>500</td><td>175</td><td colspan="2">1030</td><td></td></tr>
<tr><td>Adriatisches Netz:
Bestand 1. Januar 1888</td><td>833</td><td>2386</td><td>561</td><td>8627</td><td>6233</td><td></td></tr>
<tr><td>Im Bau begriffen</td><td>57</td><td>146</td><td>30</td><td>1050</td><td>75</td><td></td></tr>
<tr><td>Sicilisches Netz:
Bestand 1. Juli 1888</td><td>121</td><td>361</td><td>60</td><td>921</td><td>142</td><td>365</td></tr>
<tr><td>Im Bau begriffen</td><td>9</td><td>21</td><td>4</td><td>114</td><td colspan="2">230</td></tr>
<tr><td>Sardinisches Netz:
Bestand 1. Juli 1888</td><td>66</td><td>220</td><td>40</td><td>517</td><td>49</td><td>198</td></tr>
<tr><td>Im Bau begriffen</td><td>7</td><td>13</td><td>4</td><td>80</td><td colspan="2">110</td></tr>
</table>

Selbstverständlich konnte bei dieser Zusammenstellung noch nicht auf die neuerdings durch die italienische Kammer bewilligten 21 Millionen Lire für Beschaffung von rollendem und Betriebsmaterial Rücksicht genommen werden.

Ehe wir das Capitel über die Schienenwege schließen, möchten wir noch einer etwas phantastisch klingenden Nachricht gedenken, welche der sonst gut unterrichteten „Gazzetta Piemontese“ aus Görz im Januar cr. zuging; sie lautet: „Wie es scheint, herrscht die Absicht, die kleine Stadt Monfalcone (an der Eisenbahnlinie Triest-Görz unweit der gleichnamigen Bucht des Triester Meerbusens auf österreichischem Gebiete) zum Mittelpunkt der strategischen Operationen

zu machen, welche durch die Tripelallianz bedingt werden könnten. Es wird nämlich angegeben, daß die österreichische Regierung im Einverständniß mit der italienischen und mit der Südbahngesellschaft im nächsten Frühjahre beträchtliche Arbeiten sowohl an der Bahnstation von Monfalcone wie zwischen dieser und dem Meere ausführen lassen werde. Bereits wurde die Erweiterung des Bahnhofes, die Anlage verschiedener Ausweichegeleise und eines doppelten Geleises vom Bahnhof nach der Küste beschlossen. Vorher wurde Monfalcone durch eine Menge militärischer und civiler Regierungscommissionen besucht, desgleichen von Technikern der Betriebsbahngesellschaft. Man fragt sich nun, wozu diese Maßnahmen dienen sollen, in Anbetracht, daß weder die Wichtigkeit der Citadelle noch die des Handels und der Gewerbthätigkeit in Monfalcone dieselben zu erfordern scheinen. Die allgemein angenommene Meinung ist die, daß man zu dem Plane Napoleon's zurückkehre, nämlich zur Anlage einer Militärstraße, welche unter Voraussetzung einer Landung italienischer Truppen bei Monfalcone, die Beförderung derselben nach dem Innern Oesterreichs und bis zu den Grenzen gestatte, welche die Anhäufung einer gewaltigen alliirten Heeresmacht verlangen könnten."

Das Resultat, welches wir aus vorstehenden militär-politischen Betrachtungen ziehen, gipfelt darin, daß das Land, in dem jedes weitere Commando, jeder fernere Ruderstoß folgenschwer für Feind und Freund sich gestaltet, daß Italien, welches den nordischen Reichen Brüderschaft bot, auch fernerhin seine Pflicht thue. Dann wird man bei möglichen Verwicklungen sehr stark mit der italienischen Macht rechnen dürfen, und namentlich wird Frankreich, an seiner Nordost- und Südostgrenze zugleich engagirt, wohl oder übel mindestens ein Drittel seiner Heereskräfte und zwei Drittel seiner Flottenmacht aufbieten müssen, um sich einer italienischen Offensive zu erwehren.

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

II. Marburg und die hannoversche Episode.

Ostern 1831 bezog Franz Dingelstedt die Marburger Universität, um Theologie zu studiren. Er war ein flotter Student, Corpsbursch der „Schaumburgia", deren Farben — blau-roth-schwarz — er noch in einem späteren Gedicht freundlich erwähnt, hatte schon im ersten Semester eine Paukerei und wurde mit einer Quart abgeführt, von welcher ein rühmliches Andenken, in Gestalt einer tüchtigen Schmarre, sein Antlitz lebenslang zierte.

Von seiner akademischen Laufbahn sind uns zwei literarische Zeugnisse nur erhalten: eines derselben, ein Convolut Predigten, das andere die erste jener „Theaterreden", in welchen Dingelstedt nachmals so sehr excelliren sollte.

Die Früchte seiner theologischen Thätigkeit finden sich in einem Umschlag, auf welchen Dingelstedt in späteren Jahren mit Rothstift geschrieben: „Predigten wirklich und öffentlich gehalten, desgleichen theologisches Examen." Er schenkte sie zu ihrer Confirmation seiner Tochter Susanna, welche sie als eines der heiligsten Vermächtnisse ihres Vaters bewahrt und uns mitgetheilt hat. Die erste dieser Predigten, über Eph. 4, 3—6, „Die Einigkeit im Geiste des Christenthums", ward am 17. Sonntag nach Trinitatis 1832 von dem Achtzehnjährigen gehalten, als er noch „stud. theol." war. Die zweite, ohne Datum, behandelt „Den Wanderer nach Emmaus", vergl. Luc. 24, 13 ff. Die dritte — „abgeschrieben von der Hand meiner Schwester" (Auguste) steht auf dem Titelblatt — war die Probepredigt für das Tentamen zu Rinteln, am 18. Januar 1835 über „Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit", nach Joh. 4, 24; und noch in seiner Ricklinger Zeit hat Dingelstedt die Kanzel bestiegen, wie die vierte und fünfte der uns vorliegenden Predigten, eine „Pfingstbetrachtung" und eine andere zu Neujahr „Der Glaube an uns selbst", vergl. Phil. 4, 12. 13 zeigen.

Wenn es uns einigermaßen schwer wird, Dingelstedt uns im Talare des jungen Predigers vorzustellen, so erkennen wir seine Züge sofort in den beiden Prologen „bei Eröffnung" und „zum Schluß einer Wanderbühne", welche er im Wintersemester 1833—34, unmittelbar vor seinem Examen, dichtete. Diese beiden, unter einander zusammenhängenden Dichtungen, „Der Einzug" und „Der Auszug", welche ein höchst anschauliches, dramatisch bewegtes Bild vom Leben einer solchen Wandertruppe geben, finden sich in der Gesammtausgabe von Franz Dingelstedt's Werken, wo sie die glänzende Reihe seiner „Prologe und Theaterreden" nicht ungeschickt eröffnen [1]). Sie sind nachweisbar das erste, von der Hand des Meisters später freilich retouchirte Stück Jugendpoesie, welches dieser für werth hielt, aufbewahrt zu werden, und sie müssen sich ihrer Zeit, abschriftlich verbreitet, in jener Sphäre der Theaterwelt, für welche sie bestimmt waren, eines gewissen Rufes erfreut haben. Denn manches Jahr später, als Dingelstedt schon wohlbestallter Gymnasiallehrer in Kassel war, sah er ganz unerwartet auf einer Ferienfahrt durch Thüringen sein kleines Marburger Bühnenspiel von einer Gesellschaft gleichfalls wandernder Tragöden in Eisenach dargestellt, wie er es uns in einer seiner Reiseskizzen selber gar ergötzlich erzählt [2]). „Epilog von Franz Dingelstedt?" fragt ein Zuschauer den andern. — „Wer ist das?" — „Kennen Sie den?" — „Nein, ich habe den Namen mein Leben noch nicht gehört." — „Ich glaube, er macht Gedichte in die Europa, oder, mein' ich, Bilder aus Hessen-Kassel." — „So?" — „Ich kenne ihn aber auch nicht." — „So?" — „Ich kenne doch sonst ziemlich alle neueren Schriftsteller, aber den nicht." ...

In der dunklen Loge neben Dingelstedt sitzt ein distinguirt aussehender Herr, „ein Mann im blauen Paletot, mit einem markirten, blassen Gesicht, welches nicht nach Eisenach paßte"; mit großer Aufmerksamkeit folgt er den Vorgängen auf der Bühne und macht gelegentlich eine Bemerkung, welche den Sachkundigen verräth.

„Und nun begann der Epilog, und bei jeder Strophe ward mir das Herz leichter und doch stolzer, und ein unnennbar süßes Gefühl, die Menge unter mir in diesem Augenblick von mir beherrscht zu sehen, erfüllte mich ganz. Der Meister (es ist der „Theaterprincipal" des Stückes gemeint) machte seine Sache recht gut, das sah ich und hörte ich an dem Schweigen, dem Horchen der Eisenacher, die nur an einzelnen Stellen einmal mit einem Applaus losbrachen. Der Mann neben mir applaudirte nicht, was mir nicht gefiel, aber mit jeder Zeile wurde er unruhiger auf seinem Sitze, sprang auf, setzte sich wieder hin, lehnte sich weit über die Brüstung der Loge, und als der Vorhang gefallen war — jedes Ding in der Welt hat seine Zeit, also auch mein Epilog, obwohl mir seine Zeit eine sehr kurze schien —, als im Publicum ein anhaltender Beifall und Acclamationen, ein „Lebewohl" oder „Hurrah" das Ende des Theaters verkündeten, da trat der Unbekannte hart an mich und fragte: „Nun, gefällt's Ihnen nicht? Das war ein nettes Werk." Und ehe ich noch antworten konnte, setzte er hinzu: „Der Verfasser muß die Bühne ganz genau kennen." Dies konnte ich mit Fug und Recht in Zweifel stellen, Jener aber ließ sich nicht bedeuten und sagte: „Glauben Sie mir, der kennt die Bühne. Ich muß das wissen, ich bin ja selbst vom Handwerk. Kennen Sie mich nicht?" — Ich habe nicht die Ehre," entgegnete ich, aufmerksamer gemacht auf meinen Nachbar im Paletot. — „Ich bin Karl Unzelmann," sagte dieser. —"

---

[1]) Sämmtliche Werke. Neunter Band. Dritte Abtheilung: Theater, S. 1—14. Berlin, Gebrüder Paetel. 1877.

[2]) Wanderbuch von Franz Dingelstedt. Bd. I, S. 298, 302, 303. Leipzig. 1839.

Zwischen diesem „dramatischen Debüt", wie Dingelstedt es am Schlusse der kleinen Skizze vorahnend nennt, und jenen Probepredigten liegt ein harter, innerer Kampf, wie er der Jugend wohl kaum eines Poeten erspart geblieben sein mag, diejenige Franz Dingelstedt's aber besonders schwer bedrückte. Denn vor Allem war der Vater, der Klostervogt, „de grote Krafft", wie die Bauern um Rinteln ihn nannten, er, der seinem Sohne doch gleichsam die Feder in die Hand gegeben hatte, höchlich unzufrieden mit dem Gebrauch, welchen der Sohn nunmehr davon zu machen anfing, und er hat sich völlig mit ihm erst wieder ausgesöhnt, als die Tage des Erfolges, des glänzenden, äußeren, gekommen waren. Sie, welche diese Tage nicht mehr erleben sollte, die Mutter, war damals Franz Dingelstedt's einzige Stütze, und er hat ihr das niemals, bis an das Ende seines Lebens nicht, vergessen. Deutlich geht es auch hervor aus den zahlreichen Briefen an seine beiden Jugendfreunde, Vogel und Oetker, welche nun, wo die Schulfreundschaften der Tagebücher verblaßt sind, dem Herzen Dingelstedt's immer näher treten, um demselben, gleichfalls bis ans Ende, sich nicht ganz mehr zu entfremden.

Wer Friedrich Oetker war, brauche ich den Lesern dieser Blätter nicht zu sagen. Sie kennen ihn, den wackeren Kämpen für Kurhessens Recht und Kurhessens Ehre, der standhaft, obwohl mit leidendem Körper, Gefangenschaft und Exil ertrug, bis der Morgen einer besseren Zeit erschien und er, als einer der Ersten, seinem Volke dahin voranging, wo Preußen und wo Deutschland waren.

Die Persönlichkeit G. A. Vogel's — alias „Sieben" — ist nicht so leicht zu schildern. Ein höchst begabter, und, was mehr ist, ein braver Mann war auch er; aber in seinen jungen Jahren „ein leichtsinniger Vogel" — der Leser kann sich denken, daß der Witz nicht zuerst von mir gemacht wird — und sein Leben lang ein „Pechvogel", das genaue Prototyp dessen, den der treue Freund später in seinen „Liedern aus der Fremdenlegion" (Helgoland 1855) so rührend besungen:

Sie nehmen ihn zu Haus nicht an
Und auch nicht in der Fremde;
Sein letzter Schilling ist verthan,
Verkauft sein letztes Hemde;
Er lungert hungerig am Falm,
Verlassen und vergessen,
Und singt den hundertzweiten Psalm, –
Pechvogel aus Kurhessen! —

So weit ist es nun zwar mit dem guten Vogel niemals gekommen, noch gewesen. Er hat sich immer ehrlich und anständig durchs Leben geschlagen, so hart es ihm wohl auch manchmal angekommen; aber ein wahrer Freund ist ihm Dingelstedt bis zuletzt geblieben, und man kann die vielen Briefe, die er ihm „eiligst, treulichst" schreibt, und die mannigfachen Rathschläge, die er ihm ertheilt, um ihn aus Verlegenheiten zu befreien und seine Lage zu verbessern, nicht lesen, ohne bewegt und mit Achtung erfüllt zu werden für den, der sie gibt, mit einer sympathischen Zuneigung, trotz alledem, für den, der sie — meistens nicht befolgt. Er war ein lustiger Kumpan, berühmt unter seinen Genossen wegen eines geistreichen Bundes, den er stiftete, als er, von Marburg relegirt, nach Jena zog.

und der die „Septimia“ hieß. „Der Kneipabend,“ so hat der Wackere, bei dem Alles, ungeachtet seiner siebzig und mehr Jahre, noch in frischester Erinnerung war, mir einmal selbst berichtet, „wenn wir um den Tisch herum saßen, fing jedesmal damit an, daß rund gezählt wurde — eins, zwei, drei — bis sieben. Diese Zahl aber durfte nicht ausgesprochen werden, sondern Derjenige, an welchem die Reihe war, mußte „brrr!“ machen, ebenso bei vierzehn, einundzwanzig u. s. w. Wer gegen den Comment verstieß, wurde zu einem Strafschoppen verurtheilt, den er in sieben Zügen austrinken mußte. Weniger als sieben Schoppen durfte Niemand auf der Kneipe trinken; und ging er darüber, so mußte er es bis auf vierzehn bringen. Sieben war die heilige Zahl; sieben hieß „ja“ und sieben hieß „nein“ und sieben hieß zuletzt auch unser Senior“ — und das war G. A. Vogel selbst. Er hatte auch das Bundeslied geleistet, welches also begann:

Seid Ihr denn nun da, Ihr Lieben,
Seid Ihr denn nun da, Ihr Sieben,
Seid Ihr denn nun wirklich da,
Brüder der Septimia?

Dieses herrliche Lied, eine Schrift, „der Katzenjammer heilbar“ (siehe Oetker's „Lebenserinnerungen“ I, 87) und ein Festspiel „Deutsch Gesicht und deutsch Gedicht“, welches er einmal, im September 1843, als Dingelstedt schon am Hofe von Stuttgart war, auf dessen Veranlassung für den König von Württemberg gedichtet, welches ihm aber, so scheint es, weder Titel noch Orden, noch sonst Etwas eingebracht, sind die einzigen Literaria, die sich aus Vogel's langer und bewegter Schriftstellerlaufbahn erhalten haben. Aber wie schon das Festspiel, wenn auch in ziemlich holprigen Versen zeigt, war er ein rechtschaffener deutscher Mann, der in schwerer, trüber Zeit, so viel an ihm lag, die bessere, lichtere vorbereiten half.

Schmalkalder von Geburt, aus jener Grafschaft am entgegengesetzten Ende des Kurfürstenthums, welche man sich gefiel, „das hessische Sibirien“ zu nennen — und sicherlich mit mehr Recht als die liebliche Grafschaft Schaumburg im gesegneten Weserthal — war Vogel frühzeitig nach Rinteln gekommen, um das dortige Gymnasium zu besuchen, hatte bei Dingelstedt's Eltern Kost und Logis genommen und wohnte mit Franz auf einer Stube — derselben, fürchten wir, über deren Alleinbesitz kurz zuvor noch der jugendliche Diarist so laut gejubelt! Doch sie vertrugen sich gut, diese Beiden, von denen Franz, obwohl der Jüngere, mit der Miene des Protectors auf Vogel herabsehen mochte, der zwar im Alter ihm um drei Jahre voraus, in den Klassen aber um ebensoviel hinter ihm zurück war. Daß dieser der Schwächere, Schutzbedürftige sei, mag Jener damals schon gefühlt und eben deswegen ihn lieb gewonnen haben. Denn in Beiden war die verwandte Neigung zum Plänemachen, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Dingelstedt mit einer reicheren Begabung und einem stärkeren Willen zusammentraf, die schließlich immer ans Ziel gelangten, während Vogel's Gutmüthigkeit und fahriges Wesen sich zufrieden gab, an die Stelle des gescheiterten Projects ein neues zu setzen, welches demselben Loose verfiel. Diesen charakteristischen Zug, den er dem alten Stubenkameraden abgelauscht, hat der Dichter, als er etwa zwei Decennien später seinen Roman „Sieben Jahre“ begann, dem Helden dieses

Buches, der im Uebrigen Selbstporträt ist, gegeben: der hochstrebende Dingelstedt, aber behaftet mit allen Hindernissen von Vogel's Natur und Schicksal. In den ersten Brouillons, als es sich darum handelte, die Heimath des abenteuernden jungen Hessen zu bestimmen, scheint Dingelstedt eine Weile geschwankt zu haben; wir finden an der betreffenden Stelle neben einem charakteristischen „Wo?" die Namen: Morschen, Melsungen, Rinteln. Zuletzt jedoch gab er der Grafschaft Schmalkalden den Vorzug, „einem kleinen, abgerissenen Theile des ehemaligen Kurfürstenthums (damals wie heute, doch „damals" war 1807!), am Fuße des Inselberges, am Saume des Thüringer Waldes". Der Roman ist, wie man weiß, niemals vollendet worden, und das kleine literarische Denkmal, welches er dem Genossen seiner jungen Jahre zu errichten gedachte, ist es ebenso wenig. Auch darin hat der gute Vogel „Pech" gehabt! —

Diesen Mentor gab der Herr Klostervogt seinem Telemach auf die hohe Schule nach Marburg mit, und auch hier theilten sie brüderlich wieder dasselbe Zimmer — „in der Metzgergasse beim Metzger Brouwer", sagte mir Vogel, als Dingelstedt bereits todt und er selbst ein betagter Greis war, mit jenem liebevollen Gedächtniß für die kleinsten Dinge, die sich auf die Studentenzeit und den Freund bezogen. Nun aber trennte sie das Schicksal; Vogel hatte, wie er sich euphemistisch ausdrückte, eine „Scene" mit einem Pedellen, in Folge deren er das consilium abeundi erhielt, nach Jena ging und niemals wiederkehrte. Seine akademische Laufbahn war zu Ende. Als die Freunde sich acht Jahre später in Fulda wiedertrafen, war Vogel Gehülfe bei demselben Buchhändler, Euler mit Namen, welcher Dingelstedt's ersten Roman, „Die neuen Argonauten", verlegte. Dingelstedt hatte ihm diese Stelle verschafft, nachdem Vogel sich einige Zeit als „Literat" in Leipzig aufgehalten und es dort zu nichts Rechtem hatte bringen können. Sein Leben war jetzt ein sehr unstetes, bald Schriftsteller, bald wieder Buchhändler, eine Zeit lang bei Scheitlin in St. Gallen, dann, Ende 1842, einem Rufe nach Ulm folgend, um daselbst die „Schnellpost" zu redigiren. Immer aber sehen wir die Hand Dingelstedt's wie die der Vorsehung über ihm schweben. In Württemberg erschienen damals nur drei Blätter, welche das Recht hatten, politische Nachrichten zu bringen. Dingelstedt, der zu der Zeit bereits „Tyrannenvorleser" war, erwirkte der „Ulmer Schnellpost" die gleiche Erlaubniß, und dadurch hob sich das Blatt, welches bis dahin immer nur zweimal die Woche herausgekommen war, so sehr, daß der Verleger ein reicher Mann ward — Vogel nicht. Das Haus Dingelstedt's aber stand dem alten Freunde offen wie sein Herz. „Gabriele" (das älteste Töchterchen), schreibt er ihm einmal, „erinnerte mich dieser Tage noch an den Vogel, der so kurze, kurze Haare hat und da gesessen hat, auf des Papa's Sopha." Seine Briefe während dieser Jahre fließen über von Ermahnungen und guten Rathschlägen. Aber diesem Vogel ist schwer rathen; plötzlich taucht er in Nürnberg auf, als Redacteur am dortigen „Correspondenten", und ebenso plötzlich wird er von dort ausgewiesen, mit Berufung auf eine alte Verordnung, daß ein Ausländer in Bayern nicht Redacteur eines politischen Blattes sein dürfe. Was er peccirt, ich weiß es nicht; es kann nichts Schlimmes gewesen sein, Nichts, was ihm zur Unehre gereicht. Offenbar war es politischer Natur; aber selbst unter diesen Umständen noch sehen wir Dingel-

stedt, obwohl er nunmehr — wir schreiben 1853 — schon in München an leitender Stelle stand, zum Helfen bereit; er eilt zum Minister, er hat Nichts dagegen, den Ausgewiesenen bei sich, in seinem Hause, zu empfangen. „Dein Besuch hier würde Dir gar nichts nützen, mir (ohne Phrase) sehr angenehm sein.“ Als Dingelstedt vom Minister erfährt, die Denunciation sei von der Besitzerin der Zeitung ausgegangen, und er, der Minister, könne nichts mehr in der Affaire thun, eilt er sogar persönlich nach Nürnberg, von wo ihn jedoch ein durch Expressen befördertes Dienstschreiben zurückruft, noch bevor er die erforderlichen Schritte gethan. „Indessen will ich durch eine hiesige Dame bei der Eigenthümerin Deines Blattes zu intercediren suchen.“ Als auch das nichts hilft, tröstet er den Freund: „Im Uebrigen sei nicht muthlos; es ist die Sache so arg wohl nicht, wie sie Dir erscheinen mag und muß, und im schlimmsten Falle Nürnberg nicht die Welt.“ Und dann: „An Deiner Stelle dankte ich Gott, aus einem Posten fortzukommen, wo Du Sündenbock eines Anderen oder Spielzeug einer Weibsperson bist; ich an Deiner Stelle setzte mich im Stillen auf ein wohlfeiles, gesundes Nest in Tyrol und schriebe „Denkwürdigkeiten eines Zeitungsschreibers“. Das ist Dein Fach und kann Deine Rache sein. Im Uebrigen — wie Du willst.“

Vogel wollte nicht, und er that wohl daran. Denn nunmehr beginnt seine gute, seine beste Zeit, wenn sie gleichwohl — leider! — nicht bis an sein Lebensende vorhalten sollte. Zwei Jahre nach seinem Nürnberger Unfall, als ich, von meiner ersten Fahrt in die Welt, aus Paris heimkehrend, kurze Rast in Frankfurt machte und bei dieser Gelegenheit Vogel kennen lernte, war er Redacteur des „Frankfurter Journal“. Wie gut ich mich dieses ersten Begegnens mit ihm noch entsinnen kann, in einer sternigen Sommernacht, unter freiem Himmel, in dem Hofe irgend einer Brauerei, mit großen Fässern rings umher an den dunklen Wänden, und wir selbst auf kleineren Tonnen sitzend! Unter den fröhlichen Conviven jener Nacht war auch Dr. Eduard Sattler, der Redacteur der schwarz-gelb gefärbten „Ober-Postamts-Zeitung“ — ein liebenswürdiger, aber unglücklicher Mann, der an dem Junitag im Jahre 1866, welcher dem Oesterreicherthum in der freien Reichsstadt am Main und seiner Zeitung ein Ende machte, sich selber das Leben nahm. Im Gegensatz zu dieser, mit österreichischen Mitteln und im österreichischen Interesse gehaltenen Zeitung — und nicht zu dieser allein, denn auch die ganze übrige Frankfurter Tagespresse theilte vorwiegend die nämliche Gesinnung — leitete Vogel sein Blatt im deutsch-nationalen, gemäßigt liberalen Geist; und das war kein geringer Dienst, den er der damals noch so hoffnungslosen Sache leistete. Denn das „Frankfurter Journal“ war bis zum Jahre 1866 eine Macht, namentlich im südlichen Deutschland; und als nach der Katastrophe des Kriegsjahres, mit dem Einzug der Preußen, die „Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung“ ganz unterdrückt, die anderen Frankfurter Blätter sämmtlich zeitweilig suspendirt wurden, war das „Frankfurter Journal“ das einzige, welches ungestört weiter erscheinen durfte, wenn auch unter Schwierigkeiten, denen zu begegnen viel Tact und Gewandtheit erforderlich. Durch diese schwere Zeit brachte Vogel das Blatt mit Anstand ungefährdet durch, und man hätte meinen sollen, daß nunmehr sein Glück — was dieser anspruchslos bescheidene Mann so nannte — für den Rest

seiner Tage begründet gewesen sei. Doch als vierzehn Jahre später, im Jahre 1880, das „Frankfurter Journal" von seinem bisherigen Eigenthümer verkauft worden war, um mit der „Frankfurter Presse" verschmolzen zu werden, da verlor Vogel seine Stelle; und als ich ihn zuletzt, November 1882, in seiner ziemlich entlegenen Wohnung im Sachsenlager aufsuchte, da fand ich einen müden, gebrochenen Greis; und nun war kein Dingelstedt mehr da, um zu rathen und zu helfen, denn Dingelstedt war todt. Aber mit unveränderter Dankbarkeit und Liebe sprach Vogel von ihm, von den Rinteler Schul-, von den Marburger Universitätstagen; immer noch, wiewohl er damals ein Siebenziger und mit allen Beschwerden des Alters behaftet war, blitzte hier und dort im Gespräch ein Funken auf, welcher mir zeigte, wie witzig, geistreich und liebenswürdig dieser Mann einst gewesen sein mußte — immer noch, wenn sein gutes, treues Hessenherz sich der Vergangenheit erinnerte, brach der alte Humor durch alle Kümmernisse der Gegenwart, und immer noch machte er Pläne. Fast das Letzte, wovon er mir schrieb, war der Gedanke, ein noch unter Dingelstedt's Aegide vor länger als vierzig Jahren erschienenes und seitdem verschollenes Bändchen Humoristica neu herauszugeben unter dem Titel „Siebensachen von G. A. Sieben". Aber auch daraus ward Nichts. Alas, poor Yorick! Armer Sieben!

Dies war Vogel. — Der Briefwechsel Dingelstedt's mit ihm würde einen stattlichen Band füllen.

Nicht eben an Umfang, wohl aber an Inhalt bedeutend reicher ist die Correspondenz mit Friedrich Oetker. In den Briefen an Vogel sind es zuerst vorwiegend die äußerlichen Dinge, welche von Dingelstedt sehr ausführlich behandelt werden, die studentischen Angelegenheiten, sein Verhältniß zur Friese'schen Gesellschaft und zu Lenore Treffert, deren erster Liebhaberin, welcher Dingelstedt schon in den „Seinem Adolph Vogel" (1834) dedicirten Gedichten ein „flammendes" Sonett „An Lenore als Jerta in ‚der Schuld'" gesungen. Später treten immer mehr in den Vordergrund die persönlichen Anliegen Vogel's, welche dem fürsorglichen Freunde so viel zu thun machen, daß er von sich selber zu reden kaum noch Gelegenheit hat. Zu dem festeren Charakter Oetker's dagegen blickt er auf: hier ist es Dingelstedt, welcher nicht nur gibt, sondern auch empfängt; hier findet er einen Halt: „Wenn mich auch die anderen Leute vergessen und verwerfen, Du und meine Mutter bleibt mir noch," schreibt er ihm einmal. Diese Briefe lesen sich wie Confessionen, als ob er das Bedürfniß habe, sich einmal, gegen Einen, ganz und rückhaltslos auszusprechen — sich zu zeigen, wie er war — sich anzuklagen, schuldig zu bekennen, oder auch zu rechtfertigen; er öffnet sein ganzes Herz, und seine wichtigsten Lebensinteressen kommen zur Sprache.

Wohl gilt ein wenig für Dingelstedt, was einer seiner bevorzugten und von ihm übersetzten Dichter, Beaumarchais, in dem Couplet sagt: „Tout fini-it par des chansons;" mit einer leichten, graziösen oder witzigen Wendung weiß er sich oft über die schwierigsten Dinge hinwegzuheben. Aber vor diesem Freunde hat er kein Geheimniß und keine Beschönigung; es ist, als ob er in der völligen Uneigennützigkeit und unerbittlichen Strenge desselben sein eigenes Gewissen erkenne. Darum gibt es keine zuverlässigere Quelle für die richtige Würdigung Dingelstedt's, als diese Briefe; nicht nur für die spätere Zeit seiner angeblichen

Wandlung, die man aus Unkenntniß oder bösem Willen ihm immer noch zum Vorwurf macht, sondern jetzt schon, für den Beginn seiner Laufbahn. Er überläßt sich in ihnen einer Stimmung des Weltschmerzes und der Seelenzerrissenheit, welche lange noch auch den Grundton seiner Gedichte gebildet, und — da man immer nur zu sehr geneigt ist, die Dichter nach ihren Anfängen zu classificiren — dazu geführt hat, ihn zu den Weltschmerzpoeten zu zählen, wiewohl diese Richtung für ihn nur einen Durchgangsproceß bezeichnet, welcher nicht, wie bei Byron, mit der Selbstvernichtung, oder wie bei Heine, mit der Selbstironie, sondern — wenn man Leben und Dichtung als Einheit betrachten darf — mit sehr positiven Resultaten abschloß. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist die Correspondenz interessant, deren Gegenstände vorwiegend intimer Natur sind: die Seligkeit und Qual einer ersten Liebe, welche, das Schicksal so mancher anderen Dichterjugendliebe theilend, den Namen Auguste Dunker mit einem schmerzlich poetischen Zauber umwob und im Gemüthe des Dichters lange einen Stachel zurückließ; der Kampf, den er zwischen Neigung und Beruf kämpfte, der Pflicht, die ihn an enge Verhältnisse bindet, und der unaussprechlichen Sehnsucht, die ihn in weite Fernen, zu noch unbekannten Zielen lockt — der Eindruck der Oede, der Nüchternheit, als er nach zurückgelegter Universitätszeit und mit den höchsten Ehren bestandenem Examen das Elternhaus wieder betritt.

Hier sollte seine Zukunft sich entscheiden; aber sowohl aus den Briefen an Oetker, wie noch eindringlicher aus dem Selbstbekenntniß, welches er viele Jahre später dem Helden seines Romanfragmentes in den Mund legt, scheint hervorzugehen, daß Dingelstedt innerlich bereits mit der Theologie vollständig gebrochen, und mehr als das. In jenem Stück Autobiographie wird angedeutet, wie die revolutionären Bewegungen vom Anfang der dreißiger Jahre nicht spurlos an seinem Gemüth oder seiner Einbildungskraft vorübergegangen, und es wird dies bestätigt, wenn auch in noch lallenden Tönen, durch das Gedicht auf Kosciuszko, welches sich, wie wir gesehen, in seinen ersten Jugendgedichten findet. Dann, auf der Universität, mußten diese politischen Anregungen stärker auf ihn, weit mehr aus unmittelbarer Nähe wirken. Es war die Zeit, wo jener hessische Verfassungskampf begann, der nach vielen Zuckungen und Zwischenfällen eigentlich erst mit der Annexion im Jahre 1866 enden sollte. Hassenpflug, dieser verhängnißvolle Mann, erschien, und ihm gegenüber die edle Gestalt Sylvester Jordan's, dessen unverdient hartes Schicksal, verbunden mit allen alten und lieben Marburger Erinnerungen, Dingelstedt nachmals sein unvergänglich schönes „Osterlied“ eingab. Dieses Gedicht machte den bis dahin ziemlich Unbekannten mit einem Schlage berühmt und wies ihm sogleich einen vordersten Rang an unter den Oppositionsdichtern der vierziger Jahre, welche sobald darauf — und sicher mit Unrecht — ihm Abfall und Desertion vorwarfen. Ich will nicht sagen, daß die politische Gesinnung eine treibende Kraft in Dingelstedt's Charakter gewesen; sie trat vor anderen dichterischen und Lebens-Anregungen zeitweilig zurück, aber sie verleugnete sich nie, blieb bis an sein Ende, wenn auch gemäßigt, dieselbe und sprach sich mehrfach bei bedeutenden Gelegenheiten auch in späteren Jahren noch unzweifelhaft aus. Der Beginn dieser Entwicklung macht sich in der Marburg-Rinteler Episode bemerkbar, und es ist nur zu wohl erklärlich, daß — abgesehen von allem Anderen und trotz

seines glänzenden theologischen Examens und der Probepredigten — sein mit den Zeitideen erfüllter Geist sich wenig geneigt fühlte für ein beschaulich stilles Pfarramt. Anstatt daher den hessischen Vorbereitungsdienst anzutreten, wie sein Vater gewünscht und gehofft, nahm er zum großen Verdruß desselben eine Stelle bei dem englischen Erziehungsinstitut an, welches in Ricklingen, einem hübschen Dorfe nicht weit von Hannover, bestand. Hier kam Dingelstedt zum ersten Male in Berührung mit der Welt, nach der er ein so heftiges Verlangen trug. Hannover war damals nicht die große Provinzial- und Industriestadt, die sie heute ist, sondern hatte, zumal in den dreißiger Jahren, unter allen deutschen Residenzen am meisten den Charakter einer gewissen Opulenz und vornehmen Lebensführung, der sich aus der mehr als hundertjährigen Beziehung zu der britischen Aristokratie, der Anwesenheit einer englischen Hofhaltung ergab und lange noch erkennbar blieb. Hier war ein merkwürdig reges literarisches und künstlerisches Leben; hier war Detmold, damals in der ersten Blüthe seines feinen, kaustischen Witzes, hier „der selige Georg Harrys“, wie Heinrich Heine sang, der durch Detmold mit diesem Hannoverschen Kreise in enger Beziehung stand — kein besonders genialer Mann, dieser Georg Harrys, aber als Redacteur des Blattes mit dem weithin schallenden Namen der „Posaune“ doch ein nicht unwichtiger Mittelpunkt; hier war Marschner, der seine drei großen Opern „Vampyr“, „Templer und Jüdin“ und „Hans Heiling“ bereits geschaffen hatte. Hier endlich war ein ausgezeichnetes Hoftheater und jedes Jahr eine vielbesuchte Kunstausstellung. Mit all' diesen Männern und Elementen kam Dingelstedt in Berührung; und wie wichtig dieses Jahr, in der Atmosphäre von Hannover zugebracht, für seinen ganzen ferneren Bildungsgang wurde, geht aus den Briefen an Oetker hervor, deren wir nun einige hier auszugsweise folgen lassen werden. Oetker, auf seinem Berufswege stetiger als der leicht bewegliche Freund, war damals eben Rechtspraktikant beim Stadtgericht in Kassel geworden.

Ricklingen, 21. August. 35.

Ich arbeite mit Leichtigkeit und Vergnügen und wenn ich bedenke, mit wie wenigen Mitteln ich wirke, und wie ich nur in den Stunden der Ermüdung daran gehen kann: so kommt mir wohl die stolze Hoffnung, daß bei besseren Verhältnissen etwas Besseres aus mir gezogen werden könnte als ein pastor, resp. magister loci. Ein Paar Jahre Reisen — ein Jahr Studium und dann eine recht glückliche Liebe und ein recht freies, faules Leben — hänge mich auf, wenn ich dann nicht meinem Namen ein Stück löschpapierener Unsterblichkeit erkämpfe!

Ich habe meine Sachen geordnet: Die Poesien geschichtet und unter gewissen Haupttiteln vereinigt (Junge Liebe in alten Liedern — Reiselieder — Jahreslieder — Sonnenlieder 2c.) und die fertigen Novellen copirt. Sie sind bis jetzt kurz, 4 Bogen jede — schriftlich, allein ich mag keine größere beginnen, bis ich des Stoffes und der Manier durch Studium und Übung mächtiger bin. Sterbe ich nun nächsten Herbst — was ich ja jeden Lenz und jeden Herbst fürchten muß — so erhältst Du das ganze Wesen postfrei und besorgst eine Ausgabe davon. Bleibe ich resp. leben, so habe ich drei Wege: 1 — das Nesselblatt[1]) (das bringt mir kein Geld, aber Ehre vor Gott und den Menschen, die ich lieb habe) 2 — falls dieses nicht zu Stande kommt: die hiesige Posaune, pr Bogen 5 Thlr. 16 gGr. pr. C. oder das Braunschweiger Mitternachtsblatt, pr Bogen 8 Thlr. (beides ist mir angetragen; jenes hat jedoch seine Früchte in der Nähe und verspricht mir

[1]) Die Freunde hatten unter diesem Namen ein Blatt herausgeben wollen, welches in Rinteln erscheinen und nach dem Wappen des Heimathländchens „Das Nesselblatt“ heißen sollte. Es ist jedoch niemals zu Stande gekommen.

in Hannover etwas Ruf und vielleicht eine hohe Protection) 3 — einen Herbst-Almanach für 1836, den ich mit Deiner und des Kleinen [1]) und eines Hann. Bekannten Hülfe besser werde füllen können, als viele seiner Brüderchen. Denselben würde ich dann der Herzogin von Cambridge dediziren, welche einen langen Arm hat und Auguste heißt.

Ride, si sapis!

Ricklingen 25 October 35.

In meinem Kamine lodert das erste, freundliche Feuer und meine Morgenpfeife schickt ihre Brandopfer wirbelnd in die durchwärmte Stube. Was braucht es dann weiterer Anforderung, um an Dich zu schreiben, Du mein getreuer Fritz! Schön wohl wär' es, wenn ich all die feierlichen Sonntag-Früh-Sachen daheim im Schutze der Penaten genösse. Da zöge man sich um diese Stunde ein reines Hemd an und appretirte sich für die reformirte Kirche. Die milde Herbstsonne läge in den reinen, stillen Straßen und glänzte in Augustens Fenster und in der alten Weser und in dem goldenen Schnitt der verbesserten Gesangbücher — —

Leise, Fritz! leise . . Heute ist meiner Mutter Geburtstag. Ich habe der Guten einige hochdeutsche Reimverse zugeschickt [2]); Du weißt ja, das ist Alles, womit ich meine Freude und meinen Schmerz ausdrücken kann. Zugleich begreifst Du, daß an einem solchen Sabbaths-Morgen, wo meine Engländer noch ein solches Loblied schnarchen, wo ich ganz mir gehöre, — daß ich da nicht viele Zeit und Mühe auf Entschuldigungen ob diuturnum silentium verwenden kann. Ich reiße Dich durch diese philiströsen Klippen und seichten Untiefen stark hindurch, gleich mitten ins offene Fahrwasser. Ich stelle mich in ganzer Länge vor Dir auf und fasse Deine niedl. Hand und sehe Dir in das vergoldete Auge und frage Dich: Fritze! lebst Du noch?

Sieh, mein alter Junge! ich habe Dir so lange nicht geschrieben, weil ich eben zu zerstreut und beschäftiget gewesen bin. In unserer vielgeliebten Residenz geht es, wie es einer anständigen Stadt zukömmt, direct contra naturam. Wenn es in dieser anfänget Winter zu werden und Frost und Tod, dann thauet das liebe, gesellige Leben aus seiner Sommersiesta auf; dann öffnen sich die Theatersäle und Concerte und die hohen Flügelthüren zu festlichen Thées. Großer Gott — was ein Zustand! Wir waren beinahe täglich in Hannover; ich wurde mir selber weggenommen und das freundliche Bild meiner Vergangenheit flüchtete sich aus all' dem Staub und Lärm in mein innerstes Herzkämmerlein.

Nun ist es aber wieder aufgewacht und hat mich mit weinendem Zorne angeschaut und hat seine langen, lustigen Strahlen siegend in die flache, graue Gegenwart geworfen, daß diese in nackter Armuth zusammensank. Die seidenen Lumpen sind von mir gefallen — hie bin ich wieder, Fritz!, der alte, und einer meiner ersten Gänge, der ein Bußtag ist und doch zugleich ein Fest, der ist zu Dir.

Ich bin denn wohl auf. Neue Seiten meines interessanten Lebens kann ich Deinem Scharfblicke nicht entfalten — ich gebe Stunden, so wenig als möglich, ich mache Verse, so viel als möglich, ich bin verliebt, so stark wie möglich, kurz ich bin der Alte, so lange wie möglich. Die Carnevals-Tage in Hannover haben mich nicht geändert. Die Sehnsucht nach der Heimath ist noch geblieben und klingt immer vernehmlicher in mir an. Mich überfällt zuweilen ein heiliges Grauen, wenn ich in dem kerzenhellen Theater stehe und in allen Logen-Ecken vergebens nach einem geliebten oder nur bekannten oder nur hübschen Gesichte suche. Da steh' ich still und einsam unter den ausgestopften Uniformen und statt der bunten Figuren, welche auf den Brettern schwatzen und gaukeln und trillern, lasse ich alte, verblichene Gestalten dem inneren Blicke vorübergehen. O welch ein Zauber liegt über der Vergangenheit eines jeden Lebens, sei es auch noch so klein und so dunkel gewesen! Wie hängt sich das Herz an diese Träume und Gefühle, mit und in denen es aufgewachsen — —

---

[1]) Es ist der geistvolle Julius Hartmann gemeint, später Lehrer der Mathematik am hessischen Gymnasium. Wir werden von ihm noch weiter hören.

[2]) Das schöne Gedicht: „Meiner Mutter. Zu ihrem letzten Geburtstage", aus welchem wir bereits mehrfach citirt haben, und welches sich abgedruckt findet in den „Sämmtlichen Werken", Bd. VII, S. 285 ff.

Bei Gott! ich verliere locos communes, die in Deinen dickleibigen Lesefrüchten eine Stelle neben dem thränenreichen Hrn. v. Matthisson verdienten. Laß das gut sein, Fritz! Ich wollt' ich wäre nur etwas Conrector oder Hülfssubject in Rinteln und wohnte in meiner alten, rebenumsponnenen Stube und könnte mit Illo und mit Dir durch die trauten Berge rennen und bei Augusten ausruhen von Liedern und Leiden . . .

Manche interessante Bekanntschaft hat mir mein hiesiges Verhältniß denn doch zugeführt. Namentlich mit Künstlern und deren femininis, Schauspielerinnen, Sängerinnen rc.

Ich habe während momentaner Abwesenheit des Posaunen-Engels die Theater-Kritik seines hochpreislichen Blattes übernommen und mich als fürchterlicher Kenner betragen; da konnt' es denn nicht fehlen, daß ich mit dem Personale einigermaßen bekannt wurde. Fürder konnte es bei meiner handgreiflichen Liebenswürdigkeit nicht fehlen, daß einige Schönen ihre Blicke und Liebkosungen und Koketterien an mich verschwendeten. Und nun sieh da, welch reiches Feld für einen Bellettristen! Mitten unter Künstlern, oft an dem Toiletten-Tische und bei dem Negligee verführerischer Theater-Prinzessinnen; hole der Teufel den Esel, der zwischen's Heu gebunden war und nicht fraß, weil ihm gerade ein anderes Heu in der Nase stach, welches freilich kein Heu war, sondern eine frische, lebendige Blume voll Abendthau und Sonnenglanz und milder Wärme. Ich war aber ein Narr und liebte die ferne Blume und trat das fette Heu mit Füßen. Selah!

Auch andere Bekanntschaften tauchen mir auf. Man macht mir überall, wohin ich komme, den Kopf toll und voll mit betrunkenen Hoffnungen, weil ich das Bischen Englisch kann und zuweilen ein Gedicht mache und nicht beim Eintreten in eine Gesellschaft gleich den ersten, besten Theetisch umschmeiße. Glaub' mir, das Menschenpack hier könnte mich eitel machen, wenn es nicht eben solches Pack wäre und — wenn ich es noch zu werden brauchte. Von practischen Aussichten ist freilich dermalen noch keine Rede; hätte ich dagegen Lust, meine Stelle hier zu ändern, da ständen mir manche andere auf und für meine Reisewuth zeigen sich schon ganz annehmbare Vermittlungen, die mich in Wien, München rc. demnächst würden placiren können. Vor der Hand will ich jedoch ruhig hier sitzen bleiben, dieweil es mir ganz gut hier gefällt und dieweil ich diesen Winter noch französisch lernen will. Vor ein paar Monaten, als die Erinnerung an die Heimath und meine Sehnsucht nach A. so recht im ersten Delirium war, schrieb ich einmal an Hermann[1]) in Mbg. und bat mir seinen Rath und seine Hülfe aus, als einem, der da Willens sei, noch ein philosoph. Examen zu machen. Der Mann antwortete mir dann auch recht freundlich, sprach jedoch von so mannigfachen Anforderungen (z. B. Italiänisch und Alt-Germanisch außer Franz. und Engl., wenn ich willens sei, die neueren Sprachen als Nebenfach (!!) anzugeben) daß mir nach meinem Dir bekannten Wankelmuth Lust und Muth sofort entsank. Da habe ich im ersten Zorn all den philiströsen Sauerteig, der s. v. Philologen zum Tempel hinausgeworfen und habe alle Thüren und Thore lachend aufgesperrt, daß Muße und Muse mit klingendem Spiel gänzlich bei mir eingezogen sind. Mein Bücherbrett umfaßt jetzt nur ein Dutzend Dichter, deutsche, französische und englische; meine alte Mappe mit den vielen, eingeschnittenen Namen ist zum Arsenal meiner Muse avancirt und ich beschäftige mich mit weiter nichts, als Lectüre und Schriftstellerei. Ich weiß wohl, daß ich Kraft und Lust zu ernsterer Beschäftigung auf diese Weise radicaliter todtschlage; allein laß mich nun einmal einen kurzen Zeitraum meinen Weg verfolgen, mich an Weiberschürzen anklammernd und mit allzeit fertiger Laute Visiten machend — laß mich probiren, ob ich es aushalte und wie weit ich damit komme. Zur Umkehr ist wohl noch immer Zeit, da ich noch sehr jung bin, und als ultima ratio steht mir ja ein geistlicher Schaafstall im theuren Vaterlande noch immer offen, zu dessen Hirten ich mich durch alle Examina und Consistorial-Räthe wohl noch aufzuschwingen gedenke.

Es ist eine traurige Existenz, mein stolzer Freund! Da hast Du vollkommen Recht. Ein ganz diverser Schleichweg von dem leuchtenden, lorbeerumschatteten Pfade, den man wohl als Junge erblickt, wenn man ein gutes Exam. maturit. gemacht und Prof. Wiß[2]) mit aufgeblasenen Pausbacken dem alten Papa ein erfreuliches Horoscop für des Söhnleins Zukunft gestellt. Das

[1]) Karl Friedrich Hermann, der berühmte Archäolog, war 1832—1842 Professor in Marburg.

[2]) Ein trefflicher Schulmann zu Dingelstedt's Zeit und noch lange nachher Director des Rinteler Gymnasiums.

Früchtchen war aber leckermäulig, denn es mochte die harten Schulbrocken nicht, und hartmäulig, denn es ging seinen eigenen Weg, und großmäulig, denn es trompetete viel von seinem Wesen und seinen Gaben. Und am Ende gab es klein bei und schlich sich durch allerlei Hinterthürchen aus dem freien Studententhum heraus; kroch in die Philister-Puppe und fristet nun sein elendiglich Zwitterleben spinnend und sinnend fort, um dereinst als Nachtfalter, (ohne Bild zu reden) als Pastor mit schwarzem Rocke seine Auferstehung zu feiern.

Fiat applicatio, mein vielgeliebter Freund und Fritz!

„Und greifst Du nun in Deine eigne Brust
Und fragst, wo der „Assessor“ ist geblieben“ . . . .

Von etwas Anderem! Die ersten Resultate meines Schaffens sind in der That nicht bedeutend. Die alma Posaunа hat manche meiner Kinder in den Mutterschooß aufgenommen und in seliger Vergessenheit begraben. Wegen ihres abscheulichen Renommées habe ich es aber vorgezogen, sie incognito zu befruchten und meine Beiträge unter dem Namen „Franziskus“ abdrucken zu lassen. Sollte Dir, woran ich gerechten Zweifel finde, ein Exemplar dieses unsterblichen Blattes dort zu Gesichte kommen, so findest Du mit diesem Namen bezeichnet, ein paar Novellen, Rezensionen, Gedichte ꝛc. Mit offenem Visier bin ich in einem Kampfplatz aufgetreten, dessen sich Niemand zu schämen braucht. Im Chamisso-Schwab'schen Musen-Almanach (Leipzig bei Weidmann 1836) findest Du einige, Dir freilich schon bekannte Lieder von mir. Honorar habe ich, wie es für einen deutschen Dichter billig ist, nicht erhalten, wohl aber ein sehr verbindliches Schreiben von der Redaktion mit viel Lob und Aufmunterung, dabei auch ein Exemplar des Taschenbuches. Dennoch hat es mich Minuten lang gekitzelt, mich in der großen, eleganten Gesellschaft feierlichst recipirt zu sehen, zumal ich mir ohne Eigendünkel gestehen konnte, daß ich nicht der Unwürdigste darunter war. Jetzt habe ich das Ding zur Seite gelegt und Hand aufs Herz, Fritz! — es liegt mir nichts mehr daran.

Daß das „Nesselblatt“ im heimischen Boden nicht aufgegangen, oder (nach Illo) todtgeboren ist, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. War es doch eine Idee, deren wir uns gefreut hatten; deßhalb mußte sie gerade eine Idee bleiben! Solltest Du für dasselbe schon gearbeitet haben und Deinen Aufsätzen Veröffentlichung wünschen, so begib Dich in den mächtigen Schutz Deines gefeierten Freundes, des Cand. theol. et philol. etc. etc. ss. tt. p. p. Franz Ferdinand Dingelstedt. Derselbe wird Deinen Beiträgen einen Platz in hiesiger „Posaune“ oder, falls sich Dein angeborener Hochmuth gegen die bescheidene Kneipe empört, in der ihm gleichfalls aufstehenden „Mitternachtszeitung“ [1]) zu verschaffen wissen.

Da hab' ich Dir denn doch wohl das liebe Ich nach allen möglicheu Seiten und Prospekten vorgepinselt und brauche nun diese letzte Seite, um wie in einer Art Rumpelkammer allerlei nachträgliche, gelegenheitliche Einfälle zusammenzuwerfen — Mosaik in bas relief, würd' es Dr. Schieck [2]) taufen — — — —

Aus der Heimath kommt mir je zuweilen eine freundliche Stimme. Mutter und Auguste schreiben mir fleißiger, als ich es verdiene und resp. erwidere; mein Papa verharret in göttlichem Schweigen und kann es mir noch immer nicht vergessen, daß ich „seine Erwartungen so schrecklich getäuscht habe“ (sic). Das thut mir nun recht herzlich leid, vornehmlich meinetwegen, allein daß der rechtschaffene Mann so wenig Geschmack an einem poetischen Kraftgenie findet, das ist doch recht traurig! — — —

Ricklingen, 1 Februar 36.

— — — Ja, Fritz! Der Strom meiner schriftlichen Liebenswürdigkeit hat so lange nicht Deine Wüsten überschwemmt, dieweil er und alle seine Nebenflüsse in einen großen, gewaltigen Strom vereinigt waren. Der wälzte sich brausend und leuchtend über das Herz Deines Freundes, hob ihn himmelhoch, schleuderte ihn in höllische Tiefen, trug ihn, wiegte ihn, schlief ihn ein mit seinen Wellengesängen — Frage mich nicht, wie der Strom mit seinem Vornamen heiße, wohin

[1]) Das bereits oben erwähnte „Braunschweiger Mitternachtsblatt“.

[2]) Damals Oberlehrer, zu meiner Zeit Director unseres Gymnasiums, ein etwas formeller, aber höchst wohlwollender, horazisch angehauchter Mann, an den ich mich mit aufrichtiger Dankbarkeit erinnere.

er gehe, von wo er entsprungen sei, wie er enden wolle? Fritz! ich weiß es nicht. Seine Wellen tragen mich noch in dem weichen, wollustwarmen Schooße, ich tauche noch unter darein und gehe darein auf . . .

Ich will das Gleichniß nicht zu Tode hetzen, obwohl ich mir etwas darauf einbilden könnte. Ich träume so schön, lieber Fritz! Ich bekomme Briefe und schreibe Briefe, ich gehe und küsse und bin ganz glücklich, sehr, ach! so sehr glücklich . . .

Ich weiß ja, daß es ein Traum ist. Aber Du sollst mich nicht wecken. Hörst Du: Du sollst nicht!

Glaube nicht, daß ich etwas Unwürdiges, etwas Unschönes treibe; fürchte nicht, daß ich mich gebunden hätte für eine lange, nebelhaft ferne Zukunft. Ich liebe bloß. Daß ich dabei nicht, wie ehedem, mager werde und von Seufzern lebe, daß ich leichtsinnig darauf los liebe und mir meine Verse von ihr erst mit Küssen bezahlen lasse und hernach von meinem Redakteur mit guten Groschen, daß ich die Augen geflissentlich zuklemme, um nichts von Euch zu sehen, weder Dich noch meine Mutter noch die Heimath und Augusten — tadle es, wenn Du kannst!

Ich kultivire jetzt nicht mehr mein „Talent", wie ehedem duce Schieckio; ich bilde nur mein Temperament aus und das ist Leichtsinn, eitel Leichtsinn. Mit meinem Gott und den andren Langweiligkeiten bin ich fertig. Mit meinem Leben auch.

Darüber bin ich Dir eine vernünftige Rechenschaft schuldig. Erlaube mir nur, daß ich mir zuvor die Nase einmal putze und eine andre Feder in mein silbernes Crayon schraube.

„Hier bin ich — welche wicht'ge Frage!" Ich hatte mich um etwas Hülfslehrerei in Rinteln gemeldet; mit welchem Erfolge weißt Du. Darauf bin ich unangenehm geworden und habe die ferneren Unterhandlungen, welche Wiß sehr gütig — natürlich auf Kosten meines Porto's — fortsetzen wollte, stumpf abgebrochen. Valet will ich dir singen, du altes Hessenland — dir, heilige Theologie und dir, bestäubtes, graues Alterthum. Das sind alte Narrheiten, kindische Einfälle wirst Du sagen. Sehr richtig; allein ich habe selbige auf Sylvester 1835 in demselben Augenblicke, wo Du an mich schriebst, so zu sagen beschworen. Die alten Geschichten waren mir zu greulich. Nun bleib' ich vor der Hand ruhig hier, allwo sehr gut wohnen ist, aber auch weiter nichts. Bei nächster Gelegenheit pflanze ich mich nach Hannover selbst, allwo ich bereits dorthin einschlagende Verbindungen angeknüpft habe. Mit jener insinuanten Unverschämtheit, die Dir so oft ein Dorn im Auge war (scilicet, weil Du sie nicht besitzest — das ἐν παρόδῳ) habe ich mich bei allen artistischen Nobilitäten in Hannover einführen lassen. Marschner componirt meine Gedichte, Blumenhagen[1]) begleitet meine Novellen mit Empfehlungsschreiben, Holbein[2]) zieht mich beim Theater zu Rathe, dem ich zuweilen als Kritiker und zuweilen als Dichter diene, Harrys öffnet mir gastlich seine Posaune, die Buchhändler laden mich mit andren poetischen Hungerleidern mitleidigst zu Tische; kurz — man kennt mich in H. und das ist Alles, was ich wollte. Sobald nun die Herzogin[3]) wieder gesund ist, werde ich einige Gastrollen auf der Kanzel geben, für die bevorstehende Kunstausstellung habe ich das Referat im Frankfurter Phönix übernommen und gedenke auf diese und ähnliche Schleichweise — vielleicht erst in ein Paar Jahren, die freilich noch an der Hauslehrer-Kette verschlafen sein wollen, — einen Standpunkt in Hannover erreicht zu haben, der mir ohne Schulmeisterei und Bonzerei nicht nur den Doctortitel[4]), sondern auch eine recht bequeme Existenz sichert. Hahn[5]) wird mich demnächst als Übersetzer aus dem Englischen gebrauchen können, wie denn die Kenntniß dieser und der franz. Sprache mir überall bedeutende Vortheile liefert; Frau Ministerin von Schulthe wird mir ihre Salons zu „Vorlesungen über die neueste deutsche Literatur" öffnen; mit dem kleinen Detmold und ähnlichen sind bereits die ersten Linien zu einem demnächstigen Journal, einer Anti-Posaune, entworfen — nur Glieder, nur Ringe — einzelne unbedeutend, allein für eine Kette recht wohl zu benutzen.

Wieviel von diesen Plänen an dereinstigen Hindernissen scheitern werden, kann ich nicht berechnen, obschon ich darauf vorbereitet bin. Allein ich bin ebenso entschlossen, einen Weg

[1]) Seiner Zeit ein höchst populärer Novellist, geb. in Hannover 1781 und gest. daselbst 1839.

[2]) Von 1824—1840 Director des Hoftheaters zu Hannover.

[3]) Die Herzogin von Cambridge, Gemahlin des Vicekönigs von Hannover.

[4]) Er machte später den „Doctor" in Jena.

[5]) Die altrenommirte, noch heute bestehende Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

nicht ohne Probe liegen zu lassen, zu dem mich mein ganzer Sinn und, irr' ich nicht, mein eigentlichster „Beruf“ allmächtig hinzieht. Ich überschätze mich nicht. Aber ich fühle, daß ich seit 2 Jahren in meinen belletristischen Arbeiten bedeutend fortgeschritten bin, so in Prosa, wie in Poesie. Ich fühle, wie mich in vielen Momenten eine frische, dichterische Schöpferkraft durchströmt und durchfluthet; ich fühle, daß ich werden kann, wonach ich ringe — warum es also nicht versuchen?

Von außen sind mir schon recht anregende Anerkennungen zu Theil worden; ich meine nicht einzelne lobende Erwähnungen meiner Gedichte in Rezensionen des Musen-Almanachs, denn das würde nichts bedeuten, auch nicht die Schmeicheleien des Herrn Harrys, mit deren Ueberschwenglichkeit der edle Mann sein karges Honorar — 6 Thlr. pro Bogen, Bogen à 16 Spalten — zu compensiren weiß. Auch von höheren Seiten hat man mich aufgemuntert. Dr. Duller[1]), Redakteur des Phönix, steht in fortwährender Verbindung mit mir; er zahlt 2 Louisd'or pro Bogen — das auf Deine Anfrage wegen des Verhungerns!

Ich mühe mich nicht, Dir meine Mittel und Zwecke des Breiteren auseinanderzuquetschen. Vielleicht bin ich schon so geschwätzig dabei geworden, daß es eine Schande ist; entschuldige das mit dem Gedanken, daß diese Pläne und Bestrebungen jetzt mein eigentliches Leben ausmachen.

Wenn die nächsten Rosen blühen, werde ich 22. Habe ich von meinem Geburtstag an in 5 Jahren das Ziel nicht erreicht, das mir vorschwebt, dann kehr' ich um und fliehe in den Schatten der Schaumburger Schafställe, die mir dann nicht minder aufstehen werden, als itzo. Schaden kann mir eine literarische Beschäftigung für solche Nothfälle keineswegs. Also gebe ich nichts Wirkliches für das Gelingen meiner Lieblingshoffnung auf; das Opfer, das ich bringe, sind ein Paar Jahre, auf die es mir nicht besonders ankommt, eben weil ich sie gerade nicht wegzuwerfen habe. Häuslichkeit, Familienleben in Nachtmütze und an der Kinderwiege, hat mich nie angezogen und ist mir jetzt zuwider; deßhalb sehn' ich mich keineswegs nach dem heiligen torus und würde seinetwegen meine Schritte auch nicht um einen Takt beschleunigen.

Bezüchtige mich nicht eines kindischen Leichtsinns, wenn ich Dir auf diese Art meine feste (gewiß, Fritz und meine feste) Rechnung mit mir, wie ein ordentlicher Haushälter am Jahresschlusse, abgelegt habe. Ich habe überlegt, soviel es mir eben möglich ist; das Mühsame, Ungewisse, Haltlose, Öde eines Lebens, wie es aus jenen Keimen sich entwickeln muß, habe ich mir keineswegs verhehlt — aber ich will! Und ich gratulire mir, daß ich überhaupt will und zu einem festen Willen gekommen bin. Die Zeit meiner Zwiespälte scheint mir nun vorüber; ich arbeite fort und fort, lesend bald und bald schreibend, empfangend und schaffend, für einen Zweck. Das thut mir wohl.

Dabei befinde ich mich körperlich (und das ist für unser Einen keine Kleinigkeit!) so gut, so leicht, so frei, wie nie. Ein Zeichen erstens von unserem guten Leben hier und zweitens von der inneren, behaglichen Selbstklarheit und Zufriedenheit, mit der ich jetzt in und über mir stehe. Meine heitre, reine Liebe gibt mir ihre Flügel und trägt mich — nicht in ungewisse Ferne und Höhe, wie vielleicht ehedem — sondern in eine lichte, vergnügte Gegenwart, die ich rasch an die Brust drücke und der ich ohne Seufzen den Rücken drehe. Ich lebe nur für die Minute, ich folge den Fingerzeigen, welche eine gnädige Natur in Mischung meines Blutes mir gegeben — ich bin ganz ich, ganz Sanguinikus, wie Selberg[2]) sagt, ganz Dichter, wie mein Mädchen sagt, ganz Gott, wie ich mir zuweilen einbilde. —

Ganz Narre, wirst Du sagen. Du hast sehr Unrecht, Fritz. Ich wollt' ich könnt' in Deine Brust einen Strahl fallen lassen jener süßen und stolzen und stillen Stunden, die mir jetzt blühen, unter denen nur hie und da eine alte Schlange einmal wieder herauszischt — gewiß Du würdest mich beneiden. Übrigens, abgesehen davon, daß Du Unrecht hättest, mich mit jenem Prädikat zu

---

[1]) Eduard Duller, der bekannte freireligiöse Dichter und Geschichtschreiber, geb. 1809 in Wien, gab zuerst in Frankfurt a. M., dann seit 1836 in Darmstadt den „Phönix“ heraus, war hierauf Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde in Mainz und starb 1853 in Wiesbaden.

[2]) Einer von Dingelstedt's Schul- und Universitätsfreunden, nachmals ausgezeichneter Arzt in Rinteln, auch als Schriftsteller bekannt durch die Beschreibung einer Reise nach Java, die er in den dreißiger Jahren als Arzt auf einem holländischen Schiff machte.

stempeln, begingst Du auch ein Plagiat. Denn mein Vater, dem ich in erster, aufwallender Freude meinen Riß mittheilte, nach dem ich in futuris bauen will, schrieb lakonisch und bibelfest unter den nächsten Brief meiner Mutter:

„In Beziehung auf Deinen sehr hübsch geschriebenen Brief (in der That das war er und der Mann hat Geschmack, weil er mein Vater ist wahrscheinlich) „vgl. Sprüche Salom. 27, V. 22." Vergleiche Du auch und lache, wie ich nicht gethan. Denn er ist doch einmal der Gemahl meiner Mutter. —

Fritz! das ist noch eine weiche, wunde Stelle, die ich nicht berühren mag. Aber in Beziehung auf Deine helfenden Worte die Versicherung, daß ich mein Mögliches thun will — mein Möglichstes — das Allermöglichste für einen Dichter von 22 Jahren, der kein Geld estimirt, sich um keine Schulden genirt und obendrein gerade verliebt ist. — — —

Vorige Ferien zog ich nach Hause, Fritz! Das thu' ich aber nicht wieder. Denn ich fürchte mich, das Auge meiner Mutter wieder anzusehen, nicht als ob ich schlechter und gemeiner geworden, sondern weil es mir weh thut, daß ich anders bin, als sie es will und nie so werden kann. Allein ich fürchte mich auch, daß sich die alten Berge beschränkend um meinen hochtrabenden, weitstrebenden Sinn drängen würden, daß die Weser mir die geliebten, verklungenen Wiegenlieder meiner ersten Liebe wieder singt, daß die Weinranken an meinem stillen Vaterhause fest und innig den fliehenden, fremd gewordenen, alt gewordenen umfahen . . Davor fürcht' ich mich. Nicht vor Augusten. Das Mädchen ist mir lieb geblieben und oft ist es mir, als säh ich aus heiterem Himmel ihr klares, kluges Auge flehend, warnend, spottend herniederblicken.

Das sind aber nur alte Phantome, die Schwanengesänge des in mir absterbenden Philisters. Ich werde später kein Vaterland haben, als den Parnaß, keine Krone, als die von Lorbeer, keine Geliebte, sondern nur eine Liebe, die stets dieselbe ist, wenn auch ihre Formen wechseln. — — —

Wenn unser' Poet die „alten" Erinnerungen fürchtete, so bezog sich dies besonders auf die Sommerferien 1835, die letzten, die er im Elternhause verbrachte. Sie waren ausgezeichnet durch einige „Landparthien", deren Andenken sich lange bei den Betheiligten erhalten hat[1]). „Natürlich war Dingelstedt der belebende Mittelpunkt der spielenden Jugend," schreibt eine Dame, welche, Tochter des damals in Rinteln lebenden Generals von Bardeleben und nachmals mit dem berühmten Düsseldorfer Landschafter und als Director an der Karlsruher Kunstschule leider im besten Mannesalter zu früh gestorbenen Johann Wilhelm Schirmer vermählt, sich gern dieser schönen, harmlosen Zeit erinnert. „Wie bei dem Dreikönigstag," fährt sie fort, „wurden ein König und eine Königin gewählt, die wiederum ihren Hofstaat zu ernennen hatten. Dingelstedt und ich waren als Königspaar proclamirt worden, und die lieben Unterthanen sorgten durch allerlei Deputationen, Huldigungen, Anklagen und submisse Petitionen dafür, daß sich der redegewandte König im brillantesten Lichte zeigen konnte."

Von dem besonderen Glanz der Erinnerung und Poesie strahlt die Parthie nach dem Hohenstein. Durch die lachenden Auen des Weserthals und die herrlichen Buchenwälder seiner sanft geformten Berge führt der Weg zu diesem weithin schauenden Gipfel des Süntel empor, „auf dessen vielfach zerklüftetem Felsenhaupt", wie Dingelstedt in seinem (anonym erschienenen) Weserbuch sagt,

---

[1]) Eines der hübschesten Gedichte dieser Periode, welches unter der Ueberschrift „Eine Landpartie", Dingelstedt in dem Cyclus „Erste Liebe" seiner Gesammtausgabe (Bd. I, S. 17) eingereiht hat, zeigt, daß auch ihm die Erinnerung daran lieb geblieben ist:

„Wie mahnst du mich, und ohne Worte,
Du kleines Dorf, so wunderbar,
An einst, da ich an diesem Orte
Zum ersten Male glücklich war," rc.

„die Mythe ein Heiligthum unserer heidnischen Voreltern sucht“. Auf dieser rings von Wald umgebenen, einsamen Höhe hatte dereinst — denn durch eine dort gefundene Runenschrift ist die Sage bestätigt worden — das heilige Feuer gelodert zur Ehre der Göttin Ostara, welcher man, als dem Symbol der belebenden Naturkraft, des Alles durchdringenden Feuers, im Frühling, im dunklen Haine, unter einer alten Eiche, deren Aeste mit Kränzen und Blumen, den ersten Gaben des Frühlings, umhangen waren, unblutige Opfer dargebracht. Aber das Blut sollte folgen, als Karl der Große mit seinen behelmten Franken in diese stillen, friedlichen Thäler drang, um den widerstrebenden Sachsen das Christenthum zu bringen, als die heiligen Haine des Hohensteins nicht mehr betreten werden durften, ihre Feuer verlöschten und selbst der Name der Göttin Ostara, wo noch ein Berg oder Hügel ihn führte, in den der kirchlichen Ostern, Paschah, verwandelt wurde. Davon zeugt bis auf den heutigen Tag die Paschenburg, jedem Besucher des Weserthales jetzt als einer der lieblichsten Aussichtspunkte bekannt; davon aber auch das Todtenthal und Dachtelfeld, am Fuße des Hohensteins, die Wahlstatt der letzten Schlacht, deren düstere Traditionen, wie in jenen Namen, so noch immer fortleben im Munde des dortigen Volkes[1]).

Dies war der Schauplatz des fröhlichen Sommertages im Jahre 1835. „Mein altes Gedächtniß,“ schreibt Frau Schirmer, „erinnert sich der Parthie auf den Hohenstein nur noch in schwachen Umrissen. Es war eine zahlreiche Gesellschaft, die auf ausgepolsterten und aufgeschmückten Leiterwagen die Fahrt zum Hohenstein antrat. Dort wurde in der Nische des zerfallenen Altars der Göttin gesungen, gejubelt, gegessen und getrunken; dann spazieren gegangen, vorzüglich in eine große Schlucht, von der die Sage allerlei Dinge berichtet. Dann plötzlicher Aufbruch wegen eines heraufziehenden Unwetters und Einkehr in die Landwehr, wo Dingelstedt das schöne Gedicht declamirte.“

„Die Landwehr“ — auch dies eine echt Schaumburger Reminiscenz, die Bückethaler Landwehr, bei Nenndorf, die Wierser zwischen Rehren, dem Geburtsdorf Oetker's, und Aplern, die Pötzer bei Oldendorf. die Westendorfer bei Rinteln, und ich weiß nicht wo sonst noch an den verschiedenen Grenzpunkten der Grafschaft, ursprünglich wohl eine Bezeichnung militärischen oder fiscalischen Charakters, jetzt aber für freundlich, mitten im Walde gelegene Wirthshäuser.

Dingelstedt's Gedicht, welches Frau Schirmer in einer Abschrift aufbewahrt hat, lautet:

Der Hohenstein.

Es hat bei frohen Festen
An Sängern nie gefehlt.
Die haben dann den Gästen
Manch' holde Mähr erzählt.
Beim hellen Klang der Zither
Erscholl es weit und breit,
Das Lied vom tapfern Ritter
Und von der schönsten Maid.

---

[1]) Piderit, Geschichte der Graffschaft Schaumburg. 1831. S. 9, 24. — Emil Schneider, Heimathskunde des Kreises Rinteln oder Schaumburg. 1881. S. 11.

Erwach denn heiter wieder
Du alter Barden-Sang,
Und ströme voll hernieder
Vom freien Bergeshang.
Ertönt ihr goldnen Saiten,
Vernehmbar jedem Ohr,
Du Bild vergangner Zeiten
Brich aus dem Grab hervor.

Hier strömt mit klaren Wogen
Der vaterländsche Strom,
Dort wölbt in kühnen Bogen
Sich hoch der Eichen Dom.
Und flüsternd geht die Sage
Durch dieser Berge Rund,
Den Glanz erlosch'ner Tage
Erhebt ihr bleicher Mund.

Da steigt von diesen Höhen
Der Opferrauch empor
Und die Druiden stehen
Ringsum im grauen Chor.
Die alten Felsen hallen
Von ihrem Festgesang,
Und viele Tausend wallen
Herbei in frommem Drang.

Da kreuzen sich die Schwerte
In wilder Kampfesglut,
Es trinkt die rothe Erde
Das ritterliche Blut,
Hoch fliegt die deutsche Wehre
Und die Drommete gellt —
Das ist die alte Mähre,
Die Mähr' vom Dachtelfeld.

Doch fort mit Euch, ihr Bilder,
Voll Feuer, Kampf und Blut!
Jetzt sind die Zeiten milder,
Die Sitten sanft und gut.
Die Gräber sind versunken,
Versunken der Altar,
Der Opferflamme Funken
Verweht durch manches Jahr.

Drum laßt sie ruhn, die Todten —
Sie sind für Euch erstarrt,
Und nehmt, was Euch geboten,
Die frische Gegenwart.
Die Jahre fliehen wieder,
Nur die Minute bleibt;
Erfaßt sie rasch und heiter,
Eh' sie der Wind vertreibt.

Und lebt nicht auf den Höhen
Die alte Zauberwelt
Von Frauen und von Feen
So wunderhold gesellt?
Auch jetzt giebt's Raum für Siege,
Auch jetzt der Kämpfe viel;
Wohlan, mein Ritter, fliege
Die Bahn zum schönen Ziel!

Und wen ein heimlich Leiden,
Ein Auge, thränenfeucht,
Aus unserm Kreis der Freuden
In tief're Stille scheucht:
Der flieh' mit seinem Sehnen
Und bleibe unbelauscht —
Dort wo zu seinen Thränen
Die Tanne einsam rauscht. —

Hier ist das Land der Minne,
Der Liebe classisch Land,
Wo einst auf Felsenzinne
Der Freia Tempel stand.
Ihr Wesen ist geblieben,
Wenn auch der Name schwand.
Zu singen und zu lieben
Hat jede Welt gekannt.

Und nun laßt die Pokale
Herum im Kreise gehn
So fern dem Erdenthale,
So nah des Himmels Höhn.
Der Himmel und die Erde,
Sie seien Eins für heut,
Und eng verschlungen werde
Die alt' und neue Zeit.

Laut braust ihr grünen Wälder,
Dem Weserstrom entlang,
Und ferne durch die Felder
Ertöne Harfenklang.
Hoch sprühe Saft der Reben,
Weit ströme, deutscher Wein,
Die Losung sei: Es lebe
Der Tag auf Hohenstein!

Rinteln d. 19. July 1835. F. Dingelstedt.

Und noch einen schönen Nachklang hatte „der Tag auf Hohenstein": als am 20. Juli 1841 seine „Königin" von weiland sich vermählte, sandte Dingelstedt, damals schon dicht vor dem Aufbruch in Fulda, ein Hochzeitscarmen, für dessen Mittheilung wir gleichfalls Derjenigen verbunden sind, die es damals als Braut empfing und welches wir seinem Zusammenhang nach, obwohl durch Jahre getrennt, am besten hier folgen lassen:

Fest-Gruß
an das Haus Bardeleben zu Rinteln.

— Quien no ama, no vive . . . .

Klingt ein Ton, von Sommerluft getragen,
Über Thal und Strom an Eu're Schwelle;
Ja, er weiß ihn noch aus beß'ren Tagen
Seinen lieben Weg zu lieber Stelle.
Denkt, ein Echo sei's vom Hohensteine,
Wie Ihr einst vor Jahren habt belauscht,
Eine Welle, die im Abendscheine —
Ach! — nur eine
Kurze Weile — aus der Weser rauscht.

Was der Ton begehrt? — Er will erwidern,
Die herüberscholl, die frohe Kunde;
Feiern möcht' er mit des Hauses Gliedern,
Ob auch — fremd, des Hauses beste Stunde,
Schweben um den Reiz der Hochzeits-Kerzen,
Klingen um die Becher, in die Nacht,
Und vergessen machen einem Herzen
Alte Schmerzen,
Die bei Eu'ren Wonnen neu erwacht.

Nein, kein Wunsch soll diesen Ton begleiten,
Kein Gebet für Euch auf mit ihm steigen;
Denn dem Flehen aus zerriß'nen Saiten
Lieben sich die Götter nicht zu neigen,
Und kein Segen bringt's dem neuen Herde,
Wenn an ihm verhüllt ein Flüchtling saß.
Der, Mazeppa auf dem Dichter-Pferde,
Nun die Erde
Deutscher Heimat irr und wild durchmaß.

Auch an Eu'rem Glück vorüber jagt er
Rastlos, einem Schattenbild vergleichbar.
Jenes Ziel, das sie erreicht, so klagt er,
Mir ist es auf ewig unerreichbar;
Weil sie landen im ersehnten Hafen,
Vor dem Sturm geborgen und der Flut,
Knie' ich reuig an den Kenotaphen,
Wo entschlafen
Meine Jugend, meine Liebe ruht.

Zürnt Ihr, daß zu fröhlichen Gesichtern
Meines und mein Wort nicht passend sei?
Mischt ja doch der Maler seinen Lichtern,
Sie zu heben, graue Schatten bei;
Heimlich träufelt in die Festpokale
Wol die Thräne eines stillen Manns,
Und dem Myrtenkranz im Hochzeitssale
Viele Male
Dunkelt die Zipresse seinen Glanz! —

Sei der Deine rein und voll und leuchtend,
Deiner werth und Deiner blonden Locken,
Mit dem Thau der Freude nur sich feuchtend,
Zitternd nur vom Klang der Friedens-Glocken;
Häng' ihn als ein heiliges Gewinde
Um den jungen Hausaltar am Rhein,
Und daß er die rechte Weihe finde,
Dazu binde
Deines Gatten Lorber mit hinein!

Zieht hinaus denn in die duft'ge Ferne,
Und daß sie Euch bald zur Heimat werde, —
Über Euch des Himmels schönste Sterne,
Unter Euch der schönste Strom der Erde!
Zwischen ihm und uns'rer Weser webe
Sich ein Band, so fest als schmuck und neu,
Und darum, als dunkle Wucherrebe,
Schwank' und schwebe
Eines Freundes, meine, Lieb' und Treu'!

Überall und Nirgends. Franz Dingelstedt.

Der Schmerz, der sich in diesem schönen Gedicht ausspricht, ist zu aufrichtig, als daß wir an der Wahrheit des Gefühles zweifeln dürften, so lange es bestand. Daß er „reuig an den Kenotaphen" seiner Liebe gekniet, zeigt noch ein Abschnitt in der Gesammtausgabe seiner Werke, „Rhönefahrten", die er „Briefe an eine Verlorene" nennt [1]). Die „Verlorene" ist Auguste Dunker. Aber, Poetenherz, wer will dich ergründen? Mitten in den Ernst dieser Empfindung, die so tief war, daß sie noch Jahre lang Macht über ihn hatte, fällt eine jener „flirtations", ohne welche Dingelstedt nun auch einmal nicht sein konnte. Wir finden Spuren davon in den gleichzeitigen Briefen auf rothen und gelben Vögelchen an Oetker [2]); wir finden es ausdrücklich bestätigt in der „Empfindsamen Weserreise", eine seiner frühesten Publicationen (1839) [3]). Als er sie schrieb, war er bereits seit drei Jahren in Kassel. Damals, wie er berichtet, ging er von Kassel oft zu Fuß bis an die nächste Scholle Hannover'schen Grund und Bodens. „Ich hatte auf der Hannover'schen Grenze allerlei Gedanken, zum Theil an eine Zeit, da ich noch für das ganze Königreich Hannover schwärmte, weil ein Herz in demselben für mich schwärmte." Dies „Herz im Königreich Hannover", oder ich müßte mich sehr irren, ist der Gegenstand der nachfolgenden Sonette. Die Dame, an welche die hübschen Verse gerichtet worden, lebt noch und hat gütig eingewilligt, daß sie hier veröffentlicht werden.

Zum Verständniß der Sonette wäre noch hinzuzufügen, daß sie gleichfalls auf Anlaß einer „Landparthie" entstanden zu sein scheinen, und daß der „Döhrner Thurm" heute noch ein beliebtes Ausflugsziel der Hannoveraner ist, mitten in der Eilenriede, dem schönen Wald, auf welchen sie mit Recht so stolz sind.

[1]) Franz Dingelstedt's Sämmtliche Werke, Bd. V, S. 61 ff.
[2]) Vergl. den weiter oben (S. 430 ff.) mitgetheilten Brief aus Ricklingen vom 1. Februar 1836.
[3]) Wanderbuch von Franz Dingelstedt, Bd. I, S. 53.

Die Unbekannte.

Ein Sonettenkranz, welchen als Erinnerung an den 16. September 1835 auf dem Döhrener-Thurme seinen Gefährten in Freud' und Leid jenes Tages gewunden hat der Verfasser.

Motto:
— — — Wahrheit und Dichtung. —
Goethe.

1.

Die Sonne scheint an Wintertagen
Euch plötzlich wohl in's Angesicht,
Um schnell das lang vermißte Licht
In tiefere Schatten einzuschlagen.

Oft wird ein Ton zu Euch getragen,
Der voll und rein zum Herzen spricht,
Woher er kam? ihr wißt es nicht,
Wohin er ging? ihr könnt's nicht sagen!

So war die Göttin dieser Lieder,
So kam sie und verschwand sie wieder,
So fand ich, so verlor ich sie.

Im Werden ist der Traum zerronnen,
Entflohn der Strahl aus fernen Sonnen,
Der Klang aus Himmels-Harmonie.

2.

Wie aus der Wolken düsterem Schacht
Zwei Blitze sich entgegenschießen
Und durch die schwüle Wetternacht
Vereint die Flammen-Ströme gießen,

Bis sie, wenn lauter Donner kracht,
In alter Dunkelheit zerfließen
Und rings gejagt von Sturmes Macht,
Die Wolken wiederum sich schließen:

So schlangen unserer Blicke Flammen
In sel'gem Augenblick verbündet,
Sich heiß und fest und tief zusammen.

Nur meines Herzens Gluth verkündet,
Als ihre Lichter längst verschwammen,
Wie tief der eine Blitz gezündet.

3.

Sie hat an dieser schönen Stelle
Für einen Augenblick geruht,
Drum wird mir, wie an Tempels Schwelle,
So ernst und heilig hier zu Muth.

Hier spiegelte die Wiesenquelle
Ihr Bild in ungetreuer Fluth,
Hier brach das Abendroth, das helle,
Sich in der Augen holder Gluth.

Drum fühl' ich mich mit ew'ger Kette
In Deinen Zauberkreis gebannt,
Gelobtes und geliebtes Land!

Und wein' um Dich an dieser Stätte,
Du großer in dem kleinsten Raum'
Gebor'ner und begrabener Traum.

4.

Ein Handschuh fiel aus ihren Händen
Und als ich ihn zurückgegeben,
Da mußte sie mit süßen Beben
Ein Wörtlein Danks dafür mir spenden.

Da konnten wir im Wechselstreben
Die Augen lang nicht wieder wenden,
Als wüßten sie, daß sie im Leben
Sich nun und nimmer wieder fänden.

Und schüchtern fiel ihr letzter Blick
Durch die gesenkten Augenlider
Ein langes Mal auf mich zurück.

Ein Veilchen fiel — o heimlich Glück! —
Von ihrem Busen schnell hernieder,
Das hob ich auf und bracht's nicht wieder.

5.

Noch sah ich sie durch Wald und Hallen
In weißem Kleid von dannen gehen,
Den Schleier sah ich nieder wallen
Und leicht im Abendwinde wehen;

Und blieb der letzte Gast von allen
In dem verwaisten Garten stehen
Bis ihres Wagens dumpfes Schallen
Sich fern verlor auf Weges Höhen.

Da stand ich, als sie ganz entschwunden
Und Nacht und Stille um mich ruhten,
Wie von Bezauberung umwunden;

Und wo vor wenigen Minuten
Das Herz sein Leben erst gefunden,
Da ließ ich's einsam nun verbluten.

6.

Ich send' ihr diese kleinen Lieder,
Um ihre Heimath zu ergründen;
Die heben luftig ihr Gefieder
Und fliegen aus nach allen Winden,

Und kommen Abends klagend wieder,
Um ihrem Herren zu verkünden:
„Wir flogen auf und flogen nieder,
„Und konnten sie doch nirgends finden!“

Und wenn der Dichter dann im Grimme
Gar hart mit seinen Boten spricht,
Dann trösten sie mit sanfter Stimme:

„Ein Engel war's den Du gesehen,
„Und ihres Himmels heil'ge Höhen
„Erreichen unsere Flügel nicht."

Mitten unter diesen Beschäftigungen seines Herzens und seines Geistes bleibt aber ein Gefühl immer dasselbe: das für seine Mutter, das um so zärtlicher ward, je mehr er sich sagen mußte, daß er sie nicht lange mehr besitzen werde. Sie war es gewesen, die mit eigener Aufopferung den Liebling gepflegt, als ihn noch während seiner Studienzeit eine lebensgefährliche Krankheit für ein halbes Jahr an das Lager fesselte; sie hatte den gebrochenen Muth des langsam Genesenden wieder aufgerichtet, sie war die Einzige, von der er so frühe schon sich verstanden wußte, und sie, gerade sie, sollte ihm genommen werden. Ihr Leben schwand unaufhaltsam dahin. „Meine Mutter," schreibt Dingelstedt schon am 10. September 1834 an Vogel, „grüßt Dich ausdrücklich. Ich glaube, Adolf! wir haben bald ihren Tod zu beweinen — sie neigt sich dem Grabe sichtbar zu! Und es wäre gut, recht gut, Adolf! sie würde meinen Fall nicht überleben, und der ist nahe. Ich fürchte mich; die Nacht kommt — sage mir, Vogel! bin ich ein schlechter Mensch gewesen, oder ein leichtsinniger?? O Gott! ich leide furchtbar — — aber ich weiß es nicht und will es nicht wissen!"

Aus dieser Zeit, oder wenig später, besitzen wir einen Brief von Dingelstedt's Mutter an Oetker, welcher als der ernstere und gesetztere von den Jugendfreunden ihres Sohnes dem Vertrauen dieser trefflichen Frau wohl auch näher gestanden haben mag. Oetker hat unter den Briefen Dingelstedt's auch diesen aufbewahrt; es ist der einzige, den wir von ihr kennen, und vielleicht einer der letzten, die sie geschrieben hat. Datirt vom 7. Januar 1836, zeigt er uns diese starke Natur so dicht vor dem Ende noch in all' ihrer ergebenen Gottesfurcht, ihrer ungetrübten Seelenheiterkeit und der ganzen Liebesfülle ihres guten, warmen Herzens. Sie schreibt:

Wenn ich doch jetzt nur ein einziges Aederchen von dem großen Dichtertalent und Genie meines Sohnes hätte, dann würde ich Ihnen ein zierlich geschriebenes Neujahrswünschlein übersenden; so aber — müssen Sie vorlieb nehmen, wenn ich nur mit einfachen Worten wünsche, daß mein Brief Sie wieder im besten Wohlsein antrifft und Sie sich desselben so lange erfreuen mögen, bis nach Gottes weisem Rath und Willen ich das künftige Jahr Ihnen doch einmal gratuliren kann.

Aber lieber junger Freund! wie beschämen Sie uns durch Ihre große Aufmerksamkeit. Nein, es ist wirklich zu viel; O! den beiden Jungens haben Sie eine solche Freude gemacht, die Sie sich kaum vorstellen; wegen Eis und Wasser kam die Post erst den Sonntag, nun hatten Sie diesmal die Freude doppelt, und wieder etwas Neues, indem es schon anfing etwas Altes mit dem Baum zu werden.

Auguste dankt Ihnen ganz beschämt, für den schönen, und sehr geschmackvoll gewählten Tuch[1]). Oft schon hatte sie sich vorgenommen, Ihnen einmal ein Product Ihrer Hände zu übersenden, doch war sie in der Wahl so unschlüssig, daß es Weinachten war, ehe wir's uns versahen. Nehmen Sie nochmals unser Aller, wärmsten Dank.

[1]) Der Tuch, im Sinne von Gewand, Stoff, hat sich (nach dem Plattdeutschen) in unserer Gegend noch vielfach erhalten. Der Herausgeber.

Heute, als am Sylvesterabend, ist hier lauter Freude, Lust und Wonne, Abendessen, Punschgelage, Pikeniks, und Gott mags alle wissen. Sie wissen aber wohl daß ich dies Alles nur von hören sagen weiß. Seit meiner Verheirathung weiß ich von solchen Lebensfreuden nichts mehr, seit Franz geboren wurde, bin ich Kinder- und Krankenwärterin gewesen, und jetzt da ichs vielleicht genießen könnte, fehlt mir die Lust, denn das größte Gut auf Erden entbehre ich ja, wer mag entscheiden obs nicht zu meinem Besten dient? —

Jetzt kömmt endlich die Fortsetzung. Ich halte es für ein schlechtes Lob für Ihr Damenkränzchen, wenn die jungen Herren so viel Langeweile erleiden, daß dieselben müssen den Thee zählen, welcher getrunken wird. Unter uns gesagt, ich halte die Residenz-Damen für etwas steif, sind Sie nicht mit den lang betittelten Herrn H. bekannt? Bei Demselben halten sich auch von hier die beiden Demoisells K. auf. — — — —

Nein, mein lieber junger Freund! Franz war Weinachten nicht hier. Ich wollte ihn nicht einladen, seine Reisen sind immer kostspielig, er schrieb uns aber, und hat wieder so sonderbare Ideen hinsichtlich seiner zukünftigen Existenz entwickelt, daß Dingelstedt ganz böse war. Bei Gelegenheit will ich Ihnen seinen Brief schikken. — Morgen ist hier Ball, können Sie recht schnell mit Ihrer Tolette, wie jene Dame sich ausgebrükt, fertig werden, denn kommen Sie her, vors Vergnügen brauchen Sie nicht bange zu sein, da will der Hr. Hauptmann B. schon für sorgen, — auf Ehre!

Mein ganzer Hofstaat läßt sich Ihnen bestens empfehlen, lassen Sie mich zuweilen etwas von sich hören, es wird mich gewiß immer freuen. Ihre mütterliche

Freundin J. Dingelstedt.

Sie sollte nicht, wie sie zweifelnd gehofft, dem jungen Freunde noch einmal zum Neujahr gratuliren.

Drei Monate später schrieb Franz Dingelstedt an Oetker:

Rinteln 8. April 36.

Ich schreibe Dir vom Grabe meiner Mutter — sie ist gestorben an dem Morgen, wo unser Herr und Heiland von den Todten soll auferstanden sein, gegen 3 Uhr, sanft, still, selig — ach! wie sie nicht gelebt hat.

Fritz! ich habe ihr schönes, großes Auge nicht mehr gesehen, habe es nicht zudrücken können, die Hand nicht geküßt, die segnend über meinem wilden, leichten Leben hing. —

Wilhelmi [1]) wollte mir schreiben, wenn sie nahe am Hinscheiden läge, hatt' es hoch und theuer gelobt; aber da sorgt' er wieder um meine Gesundheit und meinen Frieden, läßt mich in Hannover Theater besuchen und Maskeraden und Konzerte und unterdessen begraben sie hier mein Mütterchen, unterdessen verzehrt sich mein Vater, ach! mein schwererkrankter, tiefgebeugter Vater und die über allen Ausdruck verlassene, unglückliche Auguste in ihren Thränen . . .

Am Mittwoch erhielt ich die Nachricht, Abends war ich schon hier — wo? Fritz — im Vaterlande, durch das der junge, klingende, blühende Frühling zieht. Und doch keine Heimath mehr!!

Ich habe ihre Asche geküßt, auf der Erde, die sie deckt, wollt' ich mein gebrochenes Herz auflodern lassen und verbluten. — —

Du hast sie gekannt, unter allen meinen Freunden Du allein — und nicht einmal Du. Nicht einmal ich. Sieh, Fritz! ich habe Blicke in meines Vaters Herz gethan, in den Momenten wo der heiße Schmerz die Metallrinde geschmolzen hatte, wo die Erinnerung an seine Liebe, an sein schönes Hannchen das alte Herz verjüngten. Fritz! von dem wollen wir lieben lernen, wenn er auch ein rauher Mann ist . . . .

Er hat mir das Bild der Verklärten aufgerollt, wie sie als Mädchen war, als Braut, als Frau, als Mutter, als Sterbende — ach! ich habe sie nicht gekannt, ich habe sie bloß verloren!

Ich geh' nun bald wieder fort, nächsten Donnerstag schon, mitten in das bewegte, großstädtische Treiben hinein, von dem Grabe meiner Mutter. Ich werde sie bald vergessen, denn ich bin ja ein erbärmliches Subjekt, für das sie, die Heilige, 10 Jahre früher gestorben ist, aber meine Auguste, meine arme, arme Auguste — —

„Leiden läutern“ sagen die Philister. Zum Satan, Fritz! ich fühle so was. Ich möchte gleich Schulmeister werden. Wenn ich es ein Jahr früher geworden wäre, lebte sie noch.

---

[1]) Damals, und noch in meiner Gymnasialzeit, Kreisphysicus in Rinteln.

Der Herausgeber.

Die Alten und die Jungen.

Von

Salvatore Farina.

Deutsch von Hans Hoffmann.

I.

Die Portiersfrau mußte ganz geräuschlos eingetreten sein; sie hatte den dicken Brief dicht vor ihn auf den Schreibtisch gelegt und war auf den Zehen hinausgeschlichen, um ihn nicht aufzuwecken; gewiß war er am Tische wieder eingeschlafen, obwohl er doch eben erst aus dem Bett gestiegen.

So legte sich der alte Desiderio mit müdem und halb unbewußtem Nachdenken die Sache zurecht und fügte die weitere Betrachtung hinzu: „Die Sonne scheint seit wenigstens einer Stunde ins Zimmer; sie muß schon sehr hoch am Himmel stehen, weil der goldene Streifen Speranza's Bett verlassen und sich auf den Fußboden gesenkt hat."

Eine Zeitlang dachte er dann gar nichts mehr, bis endlich die matte Arbeit seines Geistes ihm zum Bewußtsein brachte: „Der Goldstreifen ist verblaßt; der Himmel hat sich bewölkt."

Dem alten Desiderio war es wirklich sehr gleichgültig, ob sich der Himmel bewölkte oder nicht; er hatte von Jugend auf Sonne und Regen über sich ergehen lassen, wie der liebe Gott es schickte, und seit Kurzem nahm er Alles mit noch größerer Ergebung hin; und doch entdeckte er in sich wie einen Nachklang einstiger Gefühle den stillen Gedanken, daß dieser graue Tag seiner Speranza nicht gefallen haben würde. „Die Aermste!" dachte er, „sie würde den ganzen Morgen nach einem Sonnenstrahl ausgespäht haben und wäre nicht müde geworden zu versichern, daß vor der Mittagsstunde der Himmel sich aufklären müßte! Und manches Mal klärte er sich wirklich auf, in jenen Tagen! . . ."

Heute nicht; die schöne Sonne lachte nicht mehr in die Fenster des Hauses, das die alte Speranza vor vier Wochen auf immer verlassen hatte; oder vielleicht wird sie dennoch bald, bald wieder hereinlachen, sobald nur Desiderio auch erst die große Reise wird angetreten haben. Das wird ein echter Festtag für dies trübselige Stübchen sein. Ja, das war wohl der einzige und vielleicht letzte

Wunsch dieser zerschlagenen und demüthigen Seele; er glich allen seinen vergangenen Wünschen genau: er war bescheiden wie sie und hatte ebenso gute — ja, noch viel festere Aussicht auf Erfüllung.

Er hielt die Augen starr auf den großen Brief gerichtet; noch regte sich nicht der Trieb, ihn in die Hand zu nehmen und aus der Handschrift der Adresse auf den Absender zu rathen; Desiderio blieb in Gedanken ganz bei seiner Verstorbenen, er lebte die fünfzig Jahre gemeinsamen Glückes noch einmal durch. Kaum zwei Monate ist es her, da war Speranza lebendig, gesund und heiter; sie hatte noch das freundliche Gesicht, in welchem Runzeln kaum angedeutet waren; noch strahlten die großen Augen in himmlischer Heiterkeit; noch tönte ihm ihre sanfte Stimme wie leise Kirchenmusik.

Jeden Abend dankten diese beiden zufriedenen Gemüther dem Himmel, daß ihrem Hause der Tod, das Unglück und ungemäßigte Begierden fern geblieben waren; hatten sie doch hundertfach Gelegenheit, recht mit Händen zu greifen, wie unglücklich jene Leute sind, die sich nicht mit Wenigem zu begnügen wissen. Ein einziges Mal, vor nun vierzig Jahren, hatte Desiderio mit seinem Wunsche zu hoch gegriffen: das war geschehen in den ersten Tagen seiner jungen Ehe mit Speranza, da er, der angestellte Zeichenlehrer einer Fortbildungsschule, bethört von dem Ehrgeiz, sein sonniges Nest durch einen künstlerischen Ruhmesstrahl noch heller zu erleuchten, sich hatte hinreißen lassen, einen Carton auf die Staffelei zu stellen.

„Ich werde Dein Bildniß entwerfen," verhieß er großartig, „bist Du's zufrieden, daß ich erprobe, ob ich ein Künstler bin?"

Speranza klatschte in die Hände und setzte sich, den Winken des Herrn Gemahls gehorsam, dicht ans Fenster, so daß das Licht voll auf ihr zartes Gesicht und die goldenen Haare fiel. Und alsbald waren dem neuen Kunstjünger zwei heiße Wünsche aufgestiegen: erstens, das leuchtende Antlitz mit Küssen zu bedecken, und zweitens, ein Meisterwerk zu schaffen. Den ersten befriedigte er unverzüglich; allein ganz umsonst verbraucht der arme Meister der Ornamentik zahlreiche Kohlenstifte, um ein menschliches Angesicht zu zeichnen, das mit seiner Speranza doch einige Aehnlichkeit hätte. Er zerrieb eine Menge Brotkrumen, um es wieder auszuwischen: und dann redete er seiner armen Seele gut zu und schrieb heiteren Muthes auf das frisch gereinigte Blatt die folgenden Worte, welche durchaus der Wahrheit entsprachen: „Guter Desiderio, ergib Dich drein; Du bist nicht geboren zum Künstler und hast nicht die Kraft, einer zu werden."

Auch seine Frau nahm die Sache von der scherzhaften Seite, bewahrte aber im Herzen ein gewisses Gefühl: „Wer weiß? die Kraft, die jetzt noch nicht entwickelt scheint, kommt vielleicht später von selbst."

— Vielleicht; hoffen wir es!

Die Kraft kam ihm niemals, und der wackere Zeichenlehrer begnügte sich, neidlos, die Malkunst Anderer zu bewundern.

Ueberzeugt war er freilich noch nicht völlig, ob er nicht doch ein ganz klein wenig Künstler wäre; wenn er ernstlich sein Herz und seine Nieren prüfte, fand er in einem Winkel seiner Seele den Keim von einem Etwas, das ganz gut die Kunst sein konnte; und wenn er Abends, nach dem Unterricht, seine Speranza

durch die schattigen Alleen spazieren führte oder dem Rauschen der Blätter zuhörte, dann fühlte er sich von neuem Ehrgeiz ergriffen. „Weißt Du?“ sagte er dann nach einem langen Schweigen, „mir scheint in Wahrheit etwas Großes hier in meiner Brust zu ruhen; die Schwierigkeit ist nur, es herauszuholen.“

Einmal versicherte er treuherzig, es sei noch nie ein Meister vom Himmel gefallen, und ein ander Mal hatte er die flüchtige Eingebung, daß die wahrhaft großen Maler „vielleicht“ die gewesen wären, denen die Kunst anfänglich den Rücken gekehrt hatte, um sich dann endlich ganz ihrem ungestümen Werben zu ergeben.

Desiderio beschloß noch ein zweites Mal, ein ungestümer Bewerber zu sein; nur steifte er sich nicht mehr darauf, von einem Stück Papier zu verlangen, daß es jenes liebe Antlitz wiedergebe, das tief in seinem Herzen lebte, sondern er unternahm es, auf Leinwand und in Farben einen Ausschnitt des Gartens darzustellen, in welchem er jeden Abend spazieren ging.

Doch das glückte nicht besser. Nachdem seine Landschaft lange die Gassenjungen erheitert hatte, welche sich dem Künstler schweigend näherten und sich mit einem einzigen lauten, kräftigen Worte wieder zu entfernen pflegten, da sprach er endlich zu sich selber eben dieses ehrliche, bezeichnende Wort: Stümper.

Der wackere Zeichenlehrer ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern acceptirte es ohne Schwanken, und als er an diesem Tage zur Schule ging, hatte er das niederdrückende Gefühl, daß er die paar Lire, die ihm der Magistrat monatlich für den Unterricht in der Ornamentik zahlte, eigentlich mit Sünden gewänne, und daß ihm die Schlingel von Schülern vielleicht auch eines Tages im vollen Chor zurufen würden: Stümper.

Doch diese gedrückte Stimmung ging vorüber; denn es geschah sogar, daß am Jahresschluß der Schulinspector dem jungen Lehrer seine besondere Zufriedenheit mit den Fortschritten und der Disciplin seiner Classe ausdrückte.

O ja! Mit der Disciplin konnte er schon Staat machen. Allein er machte kein Rühmens davon; denn Desiderio war vor allen Dingen ehrlich, und er hatte sich selbst bekannt, daß ihm diese Disciplin nicht die geringste Mühe kostete, und er wäre wahrhaftig auch im Stande gewesen, das auch dem Schulinspector zu bekennen.

„Meine Schüler in Ordnung zu halten, wird mir leicht, weil sie gute Jungen sind und mich gern haben; doch das ist ein Verdienst der Schüler und nicht des Lehrers. Meinst Du nicht auch?“ Dies sprach er zu seiner Speranza, und diese erwiderte, sie wolle ihm gern Recht geben, nur möge er es ja nicht vor den Leuten wiederholen.

So lebten sie heiter und konnten sich fast glücklich nennen, wenn dieses Wort überhaupt einen festen Sinn hätte. Oder ja, sie waren wirklich glücklich, weil die jungen Gatten beständig in frohen Träumen lebten, ohne jedoch Anspruch auf deren Erfüllung zu machen: und wo anders ist das Glück zu finden, als in einem schönen und bescheidenen Hoffnungstraum? Ach, wie Viele hatten sie schon gekannt, die krank waren an rastlosem Begehren, verzehrt von Ungeduld, unzufrieden mit dem Schicksal und mit sich selbst; die beständig eine Miene zeigten, als seien sie eben aus einem verwegenen Traume aufgestört!

Da war zum Beispiel Coppa. Ja, das war so ein wilder Träumer, vom rechten Schlage. Seitdem er aus dem Waisenhause geflohen und in die Welt gegangen war, hatte er sich aus einem Abenteuer ins andere gestürzt, hatte in hundert Ländern hundert Beschäftigungen ergriffen und alle Meere des Erdkreises durchkreuzt; hatte sich ein über das andere Mal verliebt, ohne je zum Ziele zu kommen. Obgleich seine Mittel weit die Nothdurft überstiegen, lebte er in beständiger Sorge wie ein Gläubiger, der nicht zu dem Seinigen gelangen kann.

Vor vielen Jahren hatte Desiderio das erfahren, als die Beiden sich im Theater Santa Radegonda wiedergesehen hatten; damals war Coppa ein berühmter Zauberkünstler und verstand es, das dichtgedrängte Publicum in sprachloses Erstaunen zu setzen, während Desiderio wie immer seine Schüler in Ordnung hielt und seine Träume.

Denn er hatte noch schöne Träume in jener glücklichen Zeit. Er hatte damals Orgel spielen gelernt und sich nun in die Hoffnung eingelebt, er könnte es noch zum Organisten an einer Kirche bringen, das Hochamt und die Benediction begleiten vor und nach dem Zeichenunterricht; er gerade hatte den größeren Theil des Abends frei und konnte wie jeder gute Christ über die Sonn- und Festtage frei verfügen.

Als ihm Coppa alle die stürmischen Schicksalswechsel seines immer noch unbefriedigten Lebens anvertraut und seinen unabänderlichen Entschluß verkündigt hatte, das Glück bei der Stirnlocke zu fassen und in seinen Dienst zu zwingen, da hatte auch Desiderio die Verpflichtung gefühlt, ihm irgend ein Bekenntniß zu machen.

„Und Du? Was wünschest Du Dir? Was erhoffst Du?" hatte ihn Coppa gefragt.

„Nichts als die Stellung eines Organisten in der Kirche San Babila."

Diese Stellung nahm damals noch ein alter Priester ein, mit dessen Gesundheit es schlecht stand, und Desiderio zitterte heimlich, seine eigene Hoffnung könnte das Ende des armen Don Gioachino beschleunigen. Um sein Gewissen zu beruhigen, vertrat er nicht allein den alten Priester beim Orgelspiel, ohne je einen Pfennig dafür zu nehmen, sondern er fügte auch dem Abendgebet, das er einst im Waisenhause gelernt hatte, die ehrliche Bitte hinzu, der Herr möge dem kranken Organisten ein langes Leben schenken.

Und weil Coppa, der vom Leben etwas mehr gelernt hatte, bei dieser Versicherung einige Heiterkeit zeigte, sprach Desiderio Abends zu seinem Gotte: „Mein Herz, o Herr, ist offen vor Dir; wenn ich ungerechte Wünsche nähre, so bessere Du mich; schicke mir Deinen Engel, daß er mich erleuchte."

Don Gioachino hatte lange im Himmelreich auf sich warten lassen; endlich aber faßte er einen plötzlichen Entschluß und schlummerte hinüber; bei der Leichenfeier des alten Priesters begleitete Desiderio die Todtenmesse gesenkten Hauptes, mit gepreßtem Herzen, und bei dem De profundis tropften ihm zwei große Thränen durch die Finger. Doch der neue Organist von San Babila wischte schnell die Tasten ab und arbeitete gewaltig mit dem Pedal, um den Aufruhr seiner Gefühle zu betäuben, in welchem der todte Organist, der lebende

Organist und dessen vierhundert Lire jährlich und sogar die heimliche Genugthuung über die vergossenen Thränen seltsam durcheinander wogten.

Nachdem Desiderio einmal seinen Platz vor der Orgel von San Babila eingenommen, verließ er ihn nicht wieder; er spielte Palestrina, Marcello und Bach, und zuweilen, nach Beendigung des Gottesdienstes, ließ er noch einen Regen von lustigen Accorden umhersprühen, welche die Gläubigen aufhorchen ließen und sie noch in der Kirche festhielten, während der Küster schon die Kerzen auf dem Hochaltar auslöschte.

Am Fuße der Orgelstufen saß seine Speranza, immer bereit, ihm schweigend die Hand zu drücken, und wenn sie ihn nach dem Gottesdienst aus der Kirche führte, konnte er gerührt in ihr freudeleuchtendes Antlitz blicken.

„Du hast gespielt wie die Engel im Himmel,“ sagte sie, „und wenn wir zu Hause sind, sollst Du Etwas erleben . . .“

Desiderio lächelte nachsichtig; was er zu Hause erleben würde, das kannte er: einen, zwei, zehn Küsse hintereinander.

Trotz dieser Triumphe aber setzte er sich noch lange nicht in den Kopf, ein berühmter Orgelspieler werden zu wollen. Zufrieden mit seinem Publicum von Weiberchen, die nimmermehr zum Essen gegangen wären, ehe er das Zeichen gegeben, zufrieden mit seinen Schülern der Zeichenclasse, hatte er willig allem Künstlerehrgeiz entsagt, um einfach ein glücklicher Mensch zu werden.

Der blasse Goldstreif auf dem Fußboden war verschwunden; der Donner rollte und kündigte das Gewitter an, das jetzt jeden Vormittag heraufzog. Desiderio, gleichgültig gegen Alles, streckte die Hand aus und faßte den Brief, der am Rande des Tisches lag.

Die Stempel und das Siegel verriethen, daß dieser große Brief aus Buenos Ayres kam; die Handschrift der Adresse hieß ihn sich vorbereiten auf die Lectüre der großen Thaten, die während der letzten Monate sein Coppa gewagt hatte.

Desiderio hatte das Gefühl, als ob Etwas oder Jemand in seiner Seele lächelte.

Langsam erbrach er das Siegel, ohne das Couvert zu zerreißen, und überschlug inzwischen, seit wie lange ihm Coppa keine Nachricht gegeben hatte. Seit sechs Monaten wenigstens; das letzte Mal hatte er aus New-York geschrieben, woselbst er im Theater seine Vorstellungen in weißer und schwarzer Kunst wieder aufgenommen hatte, nachdem er um ein Geringes eine Petroleumquelle in Canada verkauft, weil er es müde war, in der Einsamkeit der Wälder von Petroleum zu leben.

Desiderio hatte nunmehr den Briefbogen aus dem Umschlag genommen und vor sich ausgebreitet; doch als er lesen wollte, ließ er ihn bei den ersten Zeilen aus der Hand fallen, und seine Augen füllten sich mit Thränen; denn der Brief begann mit der Anrede: „Meine lieben Freunde!“

Also Coppa wußte noch nicht, in welches Elend diese zufriedene Seele versunken war! Nein, er konnte es ja noch nicht wissen; denn seit dem Unglück war Desiderio völlig träge und träumerisch geworden und erwachte aus seinem

dumpfen Hinbrüten nur, um sein Ohr und seine Seele mit den feierlichen Tönen Bach's zu erfüllen.

Ein Blitz durchleuchtete das melancholische Gemach; schnell folgte ein langer, schrecklicher Donnerschlag, gleich dem Zorne Gottes, und dann stürzte der Regen mit jähem Prasseln hernieder. Desiderio stand auf, um das Fenster zu schließen und sah durch die Scheiben ein Weilchen den dicken Tropfen zu, die wie beseelt von einer wüthenden Freude, auf das Fensterbrett niederprasselten; doch der wilde Aufruhr riß ihn nicht mit wie sonst; er schrie nicht auf, er schlug nicht die Hände zusammen, wie er so manchesmal gethan an der Seite seiner theuren Verstorbenen; und erst als das Rauschen des Regens einen ernsteren Rhythmus annahm, wie er zu seiner eigenen Stimmung paßte, setzte er sich an sein altes Harmonium und ließ die feierlichen Accorde des De profundis ertönen.

Als der Regen aufhörte und ein neuer Sonnenstrahl ins Zimmer drang, trocknete Desiderio die verstummten Tasten ab. Er weinte nicht mehr; er fühlte sich fähig anzuhören, was Coppa in Buenos Ayres seinen lieben Freunden mitzutheilen hatte.

II.

„Meine lieben Freunde!

„Als ich meinen letzten Brief an Euch schrieb, da glaubte ich noch jung zu sein; heute fühle ich mich alt, obwohl seit der Zeit kaum sechs Monate verstrichen sind. Bis vor Kurzem glaubte ich Herr meines Schicksals zu sein; nicht einen Augenblick zweifelte ich, daß meine Wünsche sich eines Tages erfüllen müßten: jetzt haben sie sich erfüllt — und nun fürchte ich einen falschen Weg gegangen zu sein. Mein ganzes Leben lang habe ich nach dem Reichthum gejagt: jetzt bin ich reich — aber nicht glücklich. Im Gegentheil: denn jetzt erst bereue ich, so viel Gut und Kraft verschwendet zu haben, um einem Schatten nachzujagen. Ihr werdet sagen: die eine Befriedigung hast Du doch, Deinen Zweck erreicht zu haben. — Nein, auch nicht einmal diese ist mir vergönnt. Nicht meine Arbeit, nicht meine Klugheit war es, die mich reich gemacht hat, sondern das blinde, blöde Glück hat mir einen halben Dollar in zweihunderttausend verwandelt.

„Wenn Ihr's wissen wollt: der zweite Hauptgewinn in einer Lotterie ist auf mich gefallen. In einer neuen Form ist mein Elend das alte geblieben. Meine lieben Freunde, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was Alles ein Mensch sich selbst bekennen kann, den das Glück lange zum Besten gehabt hat. Ich hatte das Bestreben, stark zu sein und deshalb mich sicher zu zeigen in Allem, was ich that. Allein jetzt blicke ich zurück auf ein schlecht angewandtes Leben und beichte dies vor Euch, die Ihr gut seid und mich ein wenig lieb habt.

„Ja, den besten Theil meiner Fähigkeiten habe ich nutzlos vergeudet. Ich hatte Verstand, und was habe ich damit angefangen? Hundert Mißgriffe habe ich gethan, und eine einzige Fertigkeit ausgebildet: die Taschenspielerkunst; ich besaß Kräfte genug, und einige sind mir noch jetzt geblieben; ich war ein Freund der Wahrheit, und doch habe ich nur Eines wahrhaft gut gelernt und durchgeführt, nämlich den Betrug, erst auf den Marktplätzen, dann auf dem Theater.

Mein Herz war allezeit warmer Empfindung offen, doch zum Unglück habe ich das Glück der Liebe verfehlt, und wenn Ihr nicht wäret, könnte ich mich nicht einmal eines Freundes rühmen.

„Das Beste, was das Leben bietet, habe ich verfehlt, die Liebe und die Arbeit. Denn die Arbeit, wenn sie befriedigen soll, muß einen nützlichen Zweck haben. So jene, die ich in Canada that, als ich, nach Petroleumquellen suchend, die Wälder durchstreifte und mit der Axt einen Pfad durch die Wildniß bahnte. Oder auch jene Arbeit, mit der ich mein Leben in New-York begann, Gipsfigürchen zu modelliren und auf der Straße zu verkaufen.

„Doch dieser Mühen ward ich überdrüssig, sobald ich merkte, daß sie nicht geradeswegs zum Reichthum führten; und dann kehrte ich, an mir selbst verzweifelnd, halb wider Willen zu den Gaukelkünsten zurück, die sich besser bezahlt machten.

„Doch nun endlich bin ich reich! Nicht so reich, wie ich es einst im Waisenhause träumte, aber doch reich genug, um mir viele von den Wünschen, die ich einst hegte, erfüllen zu können — wenn ich nur diese Wünsche auch jetzt noch nährte!

„Ach! das eben ist das allgemeine Unglück der Menschen, daß man nichts mehr wünscht, wenn man Alles erlangt hat; mein Unglück aber ist schlimmer, weil zu der Wunschlosigkeit sich die Reue gesellt. Meine Klage ist, daß ich niemals glücklich war, daß ich niemals eine treue Gefährtin an meiner Seite hatte, niemals ein würdiges Werk verrichten konnte.

„Seit einer Woche bin ich im Besitz meiner neuen Dollars, und schon empfinde ich die Qual, keine rechte Verwendung für diese Herrlichkeit zu wissen.

„Einst, Ihr erinnert Euch, war es mein Traum, Euer stilles Leben, liebe Freunde, durch meinen Reichthum verschönern zu können. Doch darüber ist lange Zeit vergangen, und Ihr bedürft nun keiner Beihülfe mehr.

„Reich bin ich nun also; doch dieser vielersehnte Reichthum, zu spät erkenne ich es, ist nicht das Glück.

„Ich schließe mein Klagelied mit einem heiteren Ton; doch bin nicht ich es, den Ihr lachen hört, sondern das Schicksal ist es, das sich über mich lustig macht.

„Erinnert Ihr Euch des Erbtheils, das meine Tante, jene, die mich allwöchentlich im Waisenhause besuchte, mir hinterließ? Jener angefangene Strumpf der guten Dame war immer unberührt geblieben. Auf dem Boden meines Koffers machte er alle Reisen mit, und oft ließ ich mir von seinem Anblick Muth einsprechen, indem ich mir vorhielt, wie klein das Capital gewesen, mit dem ich einst auszog, das Leben zum Kampf herauszufordern.

„Neulich fiel mir das alte Strickzeug wieder ins Auge, und mir kam der Einfall, das Knäuel bei der Abschiedsvorstellung zu benutzen: ich wollte einen Fünfzigfrancschein darin entdecken und den italienischen Armen von Buenos Ayres zum Geschenk machen. Als ich nun meine Vorbereitungen dazu traf, was meint Ihr wohl, was ich im Innern meines Wunderknäuels fand? Eine Banknote von fünfhundert Gulden österreichisch, welche die arme Tante der Habgier ihrer Brüder zu entziehen gewußt hatte!

„Die Entdeckung erfüllte mich mit Rührung zugleich und mit Bitterkeit; denn ich mußte daran denken, daß diese Summe, zur rechten Zeit gefunden, vielleicht mein ganzes Leben in eine andere Bahn gelenkt hätte.

„Mein Brief ist schon lang genug geworden, und doch habe ich das Beste noch nicht gesagt. Höret also: Ich verlasse die Bühne und komme zurück nach Italien! Und ich komme nicht allein. Ich habe hier eine junge Italienerin kennen gelernt, unverdorben trotz ihrer Armuth. Sie ist achtzehn Jahre alt und sehr hübsch; sie pflegte in den Kneipen und Kaffeehäusern zur Mandoline zu singen. Viele der Gäste versicherten, sie habe eine wunderbare Stimme, doch das ist nicht die Wahrheit. Seit einer Woche singt sie nicht mehr, da ich sie in meinen Schutz genommen habe. Wie ich das angefangen? Ich habe sie ganz einfach ihrem sogenannten Großvater abgekauft; die fünfhundert Gulden des Strickzeugs mußten herhalten und noch ein Sümmchen in Pesetas dazu. Und jetzt gehört Bambina uns: denn ich weiß, auch Ihr werdet sie lieb haben. Speranza wird ihr eine Mutter sein, und Du wirst einen prächtigen Vater abgeben. Mich rechne ich nicht, denn noch weiß ich nicht, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen werde, und außerdem kenne ich mich zur Genüge, um einem Plane zu mißtrauen, der mir jetzt so über die Maßen schön erscheint. Bambina ist selig; der Gedanke, nach Mailand zurückzukehren, das sie mit zwölf Jahren verlassen hat, unter Deiner Anleitung Singen und Orgelspielen zu lernen und ihre jungen Reize nicht mehr durch die Kneipen von Buenos Ayres schleppen zu müssen, das Alles erscheint ihr wie ein herrlicher Traum. Wir machen miteinander weite Spaziergänge über Land; sie plaudert anmuthig und lieb wie ein Kind; die Treuherzigkeit, mit der sie mir aus ihrer kurzen Vergangenheit erzählt, entzückt mich immer von Neuem. Ich muß es fast für ein Wunder halten, daß sie rein geblieben ist; doch richtiger: ihre eigene Unschuld, die sie verderben konnte, hat sie gerettet. Doch wenn ich mir vorstelle, wie viele Fallstricke ihrer Tugend gelegt waren unter der Mitwissenschaft ihres „Großvaters“, dann vermag ich den heißen Zorn nur mühsam zurückzuhalten.

„Ja, ich habe mir selbst das Wort gegeben, Bambina zu retten; ihr habe ich gesagt, wenn wir vielleicht keine große Sängerin aus ihr machen können, wollen wir — ihr einen guten Mann besorgen. Bambina lacht und schwört, mit einem Manne würde sie nichts anzufangen wissen.

„Kurzum, ein Sonnenstrahl hat meine Seele getroffen; noch weiß ich nicht, was daraus werden soll, doch ich danke dem Himmel, daß er mir Gelegenheit gab, mit Eurer Hülfe ein gutes Werk zu thun und in ihm meine Befriedigung zu suchen.

„In zehn Tagen werden wir mit dem Dampfer „Südamerika“ von hier abfahren, denn so lange Zeit bedürfen wir, um Alles vorzubereiten.

„Lebt wohl, Ihr treuen Seelen; auf baldiges Wiedersehen!

Euer Bruder
Desiderio Coppa.“

III.

Desiderio hatte den langen Brief zu Ende gelesen und war sich noch immer nicht klar darüber, ob sein Inhalt ihn völlig befriedige.

Wohl warf die Kunde von der nahen Heimkehr seines besten Freundes einen matten Freudenschein in diese betrübte Seele; doch es war nicht wie einst! Es war nicht wie einst!

„Coppa konnte nicht wissen," dachte er, indem er den Brief langsam und stückweise noch einmal überlas, „wie groß mein Glück gewesen ist! Jetzt, da ich es verloren habe, kann ich ihm sagen, daß ich es selbst nicht wußte! — Und was sollen wir mit Bambina beginnen? Ja, wenn meine geliebte Todte noch bei uns wäre, welch' ein Freudenfest würde dieser Besuch für uns Alle sein! Wie würde Speranza, das liebevolle Herz, diesem fremden Kinde die lang entbehrte Mutterliebe ersetzen, wie glücklich würde sie unser Zusammenleben zu gestalten wissen!"

Lange blieb er in diesen Gedanken vertieft, und erst als der Portier ihm sein bescheidenes Frühstück von Milch und Weißbrot brachte, erhob er den Kopf und verbarg seine Sorgen unter dem gewöhnlichen dankenden Lächeln, mit dem er diese Dienstleistung zu empfangen pflegte.

„Haben Sie gesehen?" sagte der Portier, „haben Sie gehört? Welche Blitze! Welche Donnerschläge! Welche Sündfluth!"

O ja! Desiderio hatte gesehen und gehört und obendrein geweint ... Doch er sagte nichts davon; er lächelte seinem Portier zu Gefallen.

„Und den Brief, den ich Ihnen auf den Tisch legte, haben Sie ihn gefunden? — Richtig, Sie haben ihn gelesen ... Sie schliefen, und ich mochte Sie nicht wecken ... aber welcher Einfall, gleich nach dem Aufstehen wieder einzuschlafen!"

„Danke, Peppino; Sie sind immer freundlich gegen mich, Sie sind klug und nachsichtig."

Peppino machte nicht den geringsten Versuch, sich über diese seine Tugenden zu verwundern, vielmehr schien sein Räuspern zu versichern, daß es wohl so sein möchte; doch um wenigstens seine Klugheit sogleich ausdrücklich zu beweisen, fragte er:

„Hoffentlich hat er Gutes gebracht, dieser dicke Brief aus Amerika? Ich habe es gleich gesehen, daß er weit her kommt ... wenn Sie die Marken nicht gebrauchen, können Sie sie mir geben; meine Tochter ist ganz versessen auf solche Dinger ..."

„Nehmen Sie nur das Couvert, Peppino ..."

Peppino that es, ohne Danke zu sagen. Dieses niedrige Wörtchen nahm er niemals in den Mund, denn er hatte erkannt, daß das beste Mittel, seine Stellung gegenüber dem Hochmuth der Miether zu wahren, eine dauerhafte Grobheit sei.

„Essen Sie! Trinken Sie!" befahl er, „die Milch ist frisch! die Semmel ist noch ganz warm."

In Desiderio's Kopf war inzwischen ein neuer Gedanke aufgetaucht, und er bat Peppina, ihn noch einen Blick auf das Briefcouvert aus Buenos Ayres

werfen zu lassen. „Er hat sich verspätet," sagte er nach einer langen Prüfung und Berechnung, „er hat fünfzig Tage gebraucht; es wird stürmische See gewesen sein."

Er gab das Couvert dem Portier zurück und fing an, das Brötchen in Stücke zu brechen und diese in der Milch aufzuweichen; und als er eben den ersten Bissen in den Mund stecken wollte, erschreckte er den armen Peppino durch den unerwarteten Ausruf: „Wenn aber das Schiff die Ueberfahrt schneller gemacht hat, müßten sie schon angekommen sein; vielleicht sind sie zur Stunde schon hier!"

Der Portier wandte sich unwillkürlich der Thüre zu; dann sagte er mit der gewohnten Nachsicht: „Und wenn sie hier sind, wird man sie ja sehen; einstweilen bringen Sie nur Ihr bischen Frühstück zu Ende; ich gehe jetzt."

Und er ging wirklich, nachdem er sich versichert hatte, daß seine Anordnungen allmälig zur Ausführung gebracht wurden.

Desiderio fuhr fort, seine warme Milch zu schlürfen und dachte dabei voll Wehmuth an die bevorstehende Begegnung mit Coppa. Ein Telegramm, so vermuthete er, würde ihn benachrichtigen — denn sein Freund war immer üppig gewesen und mußte ja jetzt das besondere Bedürfniß fühlen, sich seiner überflüssigen Dollars zu entledigen — er würde dann zum Centralbahnhof gehen, um Coppa und dessen kleine Begleiterin zu erwarten.

„Wo ist Speranza? Wie geht es Speranza?" Und statt zu antworten, würde Desiderio den rothhaarigen Kopf seines Freundes an sich drücken und mit ihm zusammen in Thränen ausbrechen.

Die milchgetränkten Brocken glitten ihm nicht leicht durch die Kehle, während er diesen Vorstellungen nachhing; aber endlich hätte er doch die Arbeit vollbracht, legte den Löffel in die Tasse und wischte sich die wenigen weißen Stoppeln ab, die ihm um Kinn und Wangen gewachsen waren. Er hatte sie aus Nachlässigkeit stehen lassen. „Was kann es denn nützen, sich jetzt noch zu rasiren?" dachte er, wenn ihm zufällig einmal sein schwermüthiges Gesicht aus dem Spiegel entgegenblickte.

In diesem Augenblick kam Peppino keuchend wieder herein. „Ich bin schon wieder hier! Ich war eben auf der untersten Treppe, da hat er mich gefragt: Ist der Organist zu Hause? — Er ist zu Hause, habe ich gesagt; ich habe ihm ja eben seine Milch hinaufgetragen. Und da hat er gesagt: Dann thu' mir den Gefallen, geh' noch einmal hinauf und bestelle, daß ein Besuch da ist. Eine sonderbare Manier, Einem so ohne Weiteres mit seinem „Du" ins Gesicht zu fahren! Und ich hätte mich nicht vom Platze bewegt, so wahr Gott lebt; nur daß Ihr Herr Freund eine gewisse Art hat, zu sprechen und die Leute anzusehen, und ... und allerdings auch, der Wahrheit die Ehre, einem armen Teufel die Handfläche zu kitzeln —"

Der muntere Peppino lachte; doch als er sah, daß der Organist ganz bleich geworden war und lautlos nach der Thüre starrte, da nahm er auch eine ernste Miene an und fügte schnell hinzu: „Er kommt jetzt herauf, aber langsam, Stufe für Stufe, um nicht so außer Athem zu gerathen wie ich; sein Mädel ist bei ihm, ein hübsches Ding, so weit ich sehen konnte. Da sind sie schon!"

Desiderio fühlte, daß ihm die Kräfte fehlten, dem Freunde auf dem Flur entgegenzueilen, wie er gewollt hätte; kaum vermochte er sich auf den Füßen zu halten, suchte unwillkürlich nach einer Stütze und fand die Tasten des Harmoniums. Es war noch ein wenig Luft in den Bälgen geblieben, die nun herausströmte und einen Ton wie einen Seufzer vernehmen ließ.

„Desiderio!" rief Coppa's wohlbekannte Stimme, „Desiderio, hier bin ich!"

Coppa, ungestüm wie er immer gewesen war, achtete gar nicht auf den Zustand seines Freundes; er sprang auf ihn zu, faßte ihn an beiden Händen und küßte ihn einmal übers andere auf die Wangen.

Desiderio, von Rührung überwältigt, sprach immer noch nichts. Peppino, der in der Thüre stehen geblieben war, redete immerfort Jemandem zu, nur gefälligst näher zu treten.

„Was ist Dir?" fragte Coppa endlich, „fühlst Du Dich nicht wohl?"

„Ganz wohl," versetzte der Alte lächelnd, „nur bin ich etwas älter als Du, wie Du weißt, und bin nie so kräftig gewesen wie Du. Ich fühle mich schwach, sehr schwach — seit einiger Zeit —"

Coppa warf einen forschenden Blick in das abgezehrte Gesicht des Freundes und sagte: „Ich werde Dir etwas von meiner Kraft abgeben — wenn — wenn ich jemals kräftig gewesen bin; denn fast fange ich an zu zweifeln. — Bambina, komm herein, dies ist mein bester Freund, mein Jugendfreund; wir schliefen einst Bett an Bett im Waisenhause; wir sprachen zusammen unser Gebet jeden Morgen und jeden Abend; er ist auch ein wackerer Orgelspieler und wird Dir ein guter Lehrer sein. Er heißt auch Desiderio. Desiderio Diodato. — Aber nun sag', wo ist Speranza?"

Bei dieser Frage brach Desiderio in ein Schluchzen aus, warf die Arme um des Freundes Hals und barg das Gesicht an dessen Schulter.

Peppino, der von der Thür aus den kleinen Auftritt belauscht hatte, ging schweigend davon.

IV.

„Höre," sagte Coppa wehmüthig, „jetzt hast Du genug geweint; laß uns gemeinsam die Zukunft ins Auge fassen; denn vielleicht haben wir noch eine Zukunft; Du wenigstens sicher."

Bei diesen Worten hob Desiderio das verweinte Antlitz empor und stammelte: „Die Zukunft?"

„Ja, die Zukunft! Du kannst noch einmal glücklich werden und darfst Gott bitten, daß er Dir ein langes Leben schenke für das neue Glück. Bambina ist ein verständiges Mädchen, und Du hast ein liebevolles Herz. Sei dieser Aermsten ein Vater, und Deine Entschlafene wird zufrieden sein. — Hörst Du das Kind?"

Aus dem Nebenzimmer klang das helle Lachen Bambina's herein, die unter Beihülfe einer jungen Magd das Frühstück rüstete. Mit ihrer freundlichen Stimme sagte sie: „Wir verstehen alle Beide nicht viel." Die Magd erwiderte, sie verstünde genug, wenn man sie nur machen ließe. Bambina lachte laut, um auch Jene zum Lachen zu bringen. Doch die meinte nur, das Fräulein scheine recht bei Laune zu sein.

Die beiden Freunde hörten ein Weilchen zu, und dann sagte Coppa zum hundertstenmal seit zwei Tagen:

„Ist sie nicht eine Perle?"

„Ja, das ist sie," bestätigte Desiderio, „aber ich fürchte, wir sind zu alt für sie."

Bei diesem Ausdruck verzog Coppa das Gesicht, als ob er einen Schmerz empfände, und seine Hand wühlte nervös in seinem dichten rothen Haare, das doch die Zeit schon ein wenig mit ihrem Puder bestreut hatte.

Desiderio, der ganz in seine schwermüthigen Gedanken vertieft war, fuhr in derselben Tonart fort: „Mir scheint, sie müsse das Bedürfniß haben, junge und heitere Gesichter zu sehen . . . und was können wir ihr dafür bieten? Und dann könnte sie auch eines Tages von der Sehnsucht ergriffen werden, wieder in Freiheit zu leben, vor den Leuten zur Mandoline zu singen . . ."

Coppa schwieg immer noch.

„— . . . Für jetzt hat die Neuheit des Lebens hier noch einigen Reiz für sie; allein wer weiß, wie das später werden wird? Das arme Kind hat doch das Recht, noch etwas mehr vom Leben zu fordern als unsere Gesellschaft!"

„O still! Still! Still!"

Coppa rief es mit leiser Stimme, ohne eine Spur von Zorn; aber ein Ton des Schmerzes klang durch die Wiederholung des kurzen Wortes und zwang Desiderio, sich seinen Betrachtungen zu entreißen und die Augen endlich vom Boden aufzuheben. Und was er entdeckte, war der Ausdruck eines neuen Kummers im Angesicht des Freundes, das er voll mitleidiger Sorge befragte. Coppa schwieg wieder; Desiderio errieth nicht, was dies Schweigen bedeutete. „Was hast Du?" fragte er ganz leise.

„Nichts!" antwortete Coppa heiter. „Sie haben mich immer einen Tollkopf geheißen, und weil ich das so oft hören mußte, bin ich es schließlich vielleicht in Wahrheit ein wenig geworden: weiter habe ich nichts; das ist das Einzige. Das heißt, nein, ich habe die Ueberzeugung, daß der Mensch niemals alt ist, weil er eine unsterbliche Seele besitzt; oder willst Du das etwa leugnen? Ich weiß, daß der Wille schwach ist, aber zu einer Riesenmacht wird, wenn die Gluth der Phantasie ihm zu Hülfe kommt; und ich weiß, wenn diese beiden sich in meiner armen Seele zusammenthaten, habe ich es allemal büßen müssen. Seit Kurzem haben sie mich einmal wieder in Arbeit genommen, und schlimmer als je."

Die letzten Worte wurden nur leise gemurmelt, und Desiderio konnte sie nicht verstehen. „Wie sagtest Du?"

Coppa schwieg noch einen Augenblick; dann hob er den Kopf und sprach leise wie einen Hauch ein einziges Wort: „Hörst Du sie?"

Desiderio fing an zu glauben, daß er Alles begriffen habe. Beide lauschten, die Augen nach der halboffenen Thür des Nebenzimmers gewendet, woher Bambina's klingendes Lachen scholl.

Wieder versuchte Desiderio stumm in der Seele seines Freundes zu lesen; und Coppa glaubte mit einer einzigen Gebärde sein Herz offen zu legen wie ein Buch.

„Ich verstehe!“ murmelte Desiderio, der in Wahrheit immer noch nicht viel begriff.

Hier kam Bambina aus der Küche hereingesprungen und verkündete, daß das Essen fertig sei. Sie merkte sogleich, daß sie ein Gespräch unterbrochen habe und schwankte einen Augenblick, ob sie stillschweigend in die Küche zurückkehren oder wie sonst ihr braunes Köpfchen dem Papa Coppa darbieten solle, der es dann an die Brust zu ziehen und die krausen Locken zu streicheln pflegte. Doch da ergriff Desiderio erst ihre eine Hand, dann die andere und sprach, ihr in die strahlenden Augen blickend: „Laß Dich einmal ansehen!“

Und nach einer langen Prüfung, die Bambina geduldig aushielt, fügte er hinzu: „Weißt Du, daß Du sehr hübsch bist?“

„Das haben mir Alle gesagt . . .“

„Hüte Dich aber, darüber eitel zu werden!“

„Ja, was soll ich denn aber dabei thun?“ fragte sie treuherzig.

Desiderio dachte nach und fand wahrhaftig auch kein recht wirksames Vertheidigungsmittel gegen die Eitelkeit, vor der er warnte. Er schüttelte den Kopf und erwiderte bedenklich: „Vielleicht ist wirklich nichts dabei zu thun. . . . Diese Deine Schönheit,“ fuhr er mit leise zitternder Stimme fort, „ist eine gute und reine Art von Schönheit, welche Liebe zu erwecken vermag, welche das Herz freundlich erwärmt und ihm keine Wunden schlägt. Das ist Deine Lebensaufgabe, Bambina.“

„Der Tausend, die muß aber schwer sein, nicht wahr, Papa?“

„Ja, sie ist sehr schwer,“ bestätigte Coppa nachdenklich. „Es gibt nämlich Leute, welche sich beim Anblick eines Gesichtchens, wie Du es hast, von selbst entzünden; so ein Unglücklicher leidet dann und sagt kein Wort davon, aber wenn er etwas sagt, so ist es zu sich selber: Du Narr! Du Narr! Du Narr! Aber er leidet immer weiter. Was kann nun die gute und reine Schönheit dazu thun, daß sie keine Wunden schlage?“

„Gar nichts,“ entgegnete Bambina lachend.

„Nein, gar nichts; das sage ich auch,“ fuhr er in munterem Tone fort. „Du hast Recht, Bambina, das ist eine schwere Aufgabe, aber ich hoffe, Du wirst sie erfüllen. Jetzt wollen wir zu Tische gehen.“

Sie gingen. Plötzlich, als sie schon eine gute Weile bei der Mahlzeit gesessen hatten, glaubte Desiderio ein ganz neues und grelles Licht in jener dunkeln Sache zu erblicken; denn so langsam entwickelten sich jetzt immer die Gedanken dieser verstümmelten Seele, seit seine Frau ihm nicht mehr zur Seite stand. „Armer Desiderio!“ murmelte er, Coppa die Hand hinüberreichend, und seine Augen füllten sich mit Thränen, „jetzt habe ich verstanden.“

„Was hat er verstanden?“ fragte Bambina, und der halbverschluckte Bissen blieb ihr in der Kehle stecken.

„Neugieriges Ding!“ drohte Coppa scherzend.

„Was hat er verstanden? Bitte, sag' es mir,“ drängte Bambina. „Weißt Du es?“

„Ja; aber Du wirst es kaum erfahren!“ beschied sie Coppa, stockte aber und

setzte schnell hinzu: „Ich hoffe wenigstens . . .“ Und abermals stockend: „Doch wer weiß . . . vielleicht doch.“

Und dann schwieg er wieder für eine Weile. Bambina bedrängt den „Papa“ mit ihrem verführerischen Lächeln und ihren schelmisch fragenden Blicken, bis er ihr mit diesen Worten zu entschlüpfen suchte: „Geschäfte verhandeln sich am besten bei Tische; jetzt ist die Zeit gekommen, das wichtigste abzuschließen. Höre also, lieber Desiderio: dieses Haus ist Dir theuer geworden, das ist begreiflich; und doch mußt Du es aufgeben um unserer Tochter willen. Unmöglich kann sie so weiter leben wie in diesen letzten Tagen; sie kann auf die Dauer nicht in Deinem Arbeitszimmer schlafen so auf sechs Stühlen, über die eine Matratze geworfen ist . . .“

„Bitte sehr, es sind acht Stühle,“ verbesserte Bambina, „und es schläft sich ausgezeichnet darauf.“

„Ich würde ihr gern mein Bett abgetreten haben,“ entschuldigte sich Desiderio, „aber sie wollte nicht; sie hatte Angst, sich zu verirren in einem so großen Bette . . . aber dagegen kannst Du nicht immerfort im Gasthof schlafen. — Ich habe mir das schon zurechtgelegt, mußt Du wissen.“

„Was hast Du Dir zurechtgelegt?“

„Wir könnten zwei Betten kaufen, eins für Bambina und eins für Dich; Du würdest dann wie ehedem an meiner Seite schlafen.“

„Du vergissest aber, daß wir jetzt reich sind,“ fiel Coppa schnell ein; „wir können jetzt Jeder unser eignes Zimmer haben und es mit Träumen und Wünschen füllen . . . Und die sechsundneunzig Stufen, wohlgezählt, sind auch gerade kein Vergnügen — für Bambina: für mich ist's eine Kleinigkeit, vielmehr eine gesunde Bewegung . . . doch für Bambina zu anstrengend . . . sage nicht nein, ich weiß, was ich behaupte. Ich habe schon festgestellt, was wir brauchen: sieben freundliche, sonnige Zimmer, zwei Treppen hoch, mit der Aussicht auf einen Garten . . . Der Miethscontract ist schon fertig, Du darfst nicht mehr Nein sagen.“

Er schwieg, eine Antwort erwartend; doch Desiderio gab sie nicht sogleich; er ließ einen wehmüthigen Blick über die Wände gleiten, die mit einer grauen, rothgeblümten Tapete bedeckt waren; der Gedanke, die Wohnung zu verlassen, ward ihm nicht so schwer, als er es sich gedacht hatte; seine Seele ward von einem neuen Mitgefühl bewegt, das ihm schmerzlicher war als seine eigene Trübsal. „Ich will Alles thun, was Du wünschest, mein armer Desiderio,“ sagte er.

„Oho, noch brauchst Du mich nicht zu beklagen,“ entgegnete Coppa, „das Spiel hat eben erst begonnen; ich kann es auch gewinnen.“

„Was für ein Spiel?“ fragte Bambina.

„Also wir verstehen uns,“ fuhr er unbeirrt fort; „man muß nur den rechten Augenblick ergreifen, und man gewinnt immer. Für jetzt ist festzustellen, daß wir die sieben Zimmer allerdings noch nicht haben, sie aber vor Abend haben werden. Wir kutschiren durch Mailand, Bambina und wir Beide, so lange bis wir unser Theil gefunden haben. Sieh nur die rothen Nelken auf der Tapete nicht gar so trübselig an; wir lassen Dein neues Zimmer genau ebenso austapezieren; Du sollst gar nicht merken, daß Du Dein altes Heim verlassen hast.

Und Deine Speranza," fuhr er gedämpften Tones fort, „wird Dich auch dort zu finden wissen . . ."

Diese Worte Coppa's riefen ein Lächeln auf Desiderio's blassen Lippen hervor. „Sie ist immer bei mir," versicherte er, „sie verläßt mich niemals."

Während Bambina den Tisch abräumte, blieb der alte Organist mit unruhigen Gedanken beschäftigt, und kaum war sie in ihr Kämmerchen gegangen, um sich anzukleiden, als er fragte: „Nun?"

„Nun, ich liebe sie! Nun, ich bin unglücklich, denn ich liebe sie mit närrischer Leidenschaft; doch sie ahnt nichts und soll auch nie etwas erfahren," entgegnete Coppa in ruhigem Tone.

„Und seit wann?"

„Seit vier Wochen etwa; wir waren an Bord der „Südamerika", als ich die seltsame Entdeckung machte, daß meine Narrheit ausgebrochen sei. Es fuhr ein junger Mensch mit uns, Handlungsreisender einer großen chemischen Fabrik; seit einiger Zeit erwies er Bambina Aufmerksamkeiten; eines Abends, da die See hoch ging und Bambina und ich gleichmäßig litten, bat er mich schüchtern um die Erlaubniß, ihr ein Mittel gegen die Seekrankheit anbieten zu dürfen; das war der Augenblick, da ich klar in meiner Seele las; ich merkte, wie es mit mir stand, an der Anstrengung, die es mich kostete, ihm zu danken statt ihn durchzuprügeln. Nachdem ich ihm die Erlaubniß gegeben, näherte er sich Bambina, die über Bord gelehnt stand; ich sprang auf und eilte ihm nach; mir war die Seekrankheit von selbst vergangen. ‚Versuche es', sagte ich zu Bambina, ‚es wird Dir gut thun'. Ich hoffte im Stillen, wirklich, ich hoffte, das Mittel würde gar keine Wirkung haben, und ich war ganz niedergeschlagen, als Bambina sich vielmehr merklich gekräftigt fühlte. Und als dann die Seekrankheit doch wieder die Oberhand bekam, fühlte ich mich freudig erhoben, als wenn ich einen Sieg gewonnen hätte. Der Sturm auf dem Meere ließ nach, der Sturm in meinem Herzen nicht. Erst als ich den unseligen Handlungsreisenden in Gibraltar an Land steigen sah, fand ich mich selbst und meine Ruhe wieder."

„Und wie verhielt sich Bambina?"

„Sie hatte nichts gemerkt."

„Wackerer Desiderio!"

„Da ist nichts zu loben. Am Abend vor der Landung in Gibraltar drängte sich jener schüchterne Liebhaber, der mich beständig umkreiste und in ein Gespräch zu ziehen suchte, um besser an die Kleine zu können, mit feierlicher Miene an mich und theilte mir die Trauerbotschaft mit, daß er am folgenden Tage mich verlassen müsse, um Spanien zu bereisen. Er konnte nicht ahnen, welcher Jubel mich erfüllte, als ich zu ihm sagte: ‚Oh, das thut mir aber recht leid! — Und Spanien zu bereisen, das wird so schnell nicht gemacht sein.' . . . ‚Oh, schneller als Sie glauben. Unsere Fabrikate werden nur an den Hauptplätzen abgesetzt und nur an wenige Engros-Geschäfte.' Und er versicherte, in vier Wochen hoffe er schon in Italien zu sein und auch Mailand berühren zu können. ‚Sie gehen auch nach Italien?' forschte er. ‚Und bleiben dort? Und Sie gehen nach Mailand?' Ich antwortete der Wahrheit gemäß, umhüllte diese Wahrheit aber mit so viel Wenn und Aber, daß der arme Verliebte wohl meine Absicht gemerkt

haben mußte, ihn nicht allzusehr zu weiteren Geständnissen zu ermuthigen. ‚Mein Name ist Piero Corruccini,‘ gab er schüchtern an; ‚wenn ich Ihnen vielleicht irgendwie in Spanien zu Diensten sein kann . . .‘ Ich entgegnete ihm höflich, daß ich weder in Spanien noch anderswo Dienste von ihm in Anspruch nehme. ‚Mein Name ist Desiderio Coppa,‘ schloß ich. Da ich ihm so den Hauptweg zu Bambina versperrt hatte, klopfte er an ein Nebenpförtchen und versuchte ihr eine schriftliche Erklärung in die Hände zu spielen. Doch ihm fehlte die Uebung und Geschicklichkeit in solchen Dingen; ich sah ihm auf die Finger, und als er in seiner Verzweiflung sein Briefchen in einen abseits liegenden Handschuh meiner Kleinen gleiten ließ, ergriff ich denselben und reichte ihn Bambina, indem ich den Inhalt herausnahm. Ich konnte es auch nicht lassen, mir einen grausamen Scherz mit ihm zu machen. Ich öffnete den Brief vor seinen Augen, gab ihn Bambina und sagte: ‚Hier hat Jemand ein Papier in Deinen Handschuh gesteckt; lies doch vor, was darauf steht.‘ Bambina nahm ihn und las lachend — die Speisekarte von heute Mittag. ‚Die kann nichts mehr nützen,‘ wendete ich mich an den verdutzten Liebhaber; ‚das Mittagessen haben wir schon verdaut.‘ Piero Corruccini blickte mich trotzig an, ich ihn triumphirend; doch indem ich mich gerächt zu haben glaubte, ergriff mich plötzlich ein anderer Gedanke, und im Augenblick des Abschieds sagte ich zu ihm: ‚Auf Wiedersehen,‘ und fügte hinzu, er könne ja an mich nach Mailand, postlagernd, schreiben, wenn er mich wiederzusehen wünsche. Er schied in Begeisterung.“

„Wackerer Desiderio!“ rief der alte Organist noch einmal.

„Dieses Lob habe ich mir gelegentlich wohl selbst auch ertheilt,“ bemerkte Coppa trocken, „immer dann nämlich, wenn ich die Kraft in mir fühlte, dieser Leidenschaft zu entsagen, die aus meinem alten Herzen ein Kinderspielzeug gemacht hat. Jetzt ertheile ich es mir nicht mehr.“

Sie verharrten beide eine Zeitlang in Schweigen. Aus dem Nebenzimmer klang ein Liedchen aus Bambina's heller Kehle. „Ach, ich armes, armes Ding . . .“ sang diese lustige Stimme.

„Ja wohl, armes Ding,“ sagte Coppa, fast nur zu sich selber sprechend; „armes Ding Du, wenn diese Tollheit mich nicht losläßt, wenn Du aus Mitleid mit mir vielleicht auf Dein Lebensglück verzichtest, welches die Jugend und die Liebe ist; ja dann: armes Ding!“

„Ach, ich armes, armes Ding . . .“ fuhr Bambina fort zu singen; und plötzlich stürmte sie durch die Küchenthür herein, stellte sich vor Coppa hin und fragte lachend: „Sieh, Papachen, habe ich mich sehr schwarz gemacht?“

Sie zeigte ihr braunes Gesichtchen, über das sich ein schwarzer Strich von Ruß hinzog.

Der Papa lachte laut bei diesem Anblick und rief, sie sehe schauerlich aus und solle sich auf der Stelle gründlich mit Seife waschen. Und kaum war Bambina verschwunden, als er im gleichen Tone wie früher fortfuhr: „Ja, lieber Desiderio, ich habe sogar den würdigen Plan ausgeheckt, Bambina zu heirathen; sie hat ihr achtzehntes Jahr vollendet und ich mein siebzigstes — noch nicht vollendet: aber ich bin reich; ich kann diesem armen Kinde, das eben noch in den Kneipen von Buenos Ayres zur Mandoline sang, ein glänzendes Loos in

Zahlung geben für seine Jugend und seine Schönheit. Sie würde nicht Nein sagen: sie ist ja noch ein ganzes Kind! Sie weiß noch gar nicht, wie das Glück aussieht; ich kann ihr vorreden: So sieht es aus: sie achtzehn, er siebzig. — Die Welt würde Beifall klatschen wie im Theater, wenn ein Stück gut gespielt wurde. Und nun . . ."

„Und nun?" fragte Desiderio betrübt.

„Habe ich mich besser besonnen; ich lasse sie Dir und gehe fort . . . jedoch nicht für immer, nur für ein Weilchen; sobald meine tolle Leidenschaft verraucht sein wird, komme ich wieder und erhebe Anspruch auf den mir gebührenden Theil von Kindesliebe; wir werden ihr dann mit vereinter Klugheit einen guten Mann aussuchen, einen jungen Kerl, der sie liebt und der sie und uns glücklich machen kann."

Er brachte diese Worte nur mühsam heraus; Desiderio griff nach der Hand des Freundes und hielt sie lange schweigend fest. Dann erschien Bambina wieder in der Thür und fragte schelmisch: „Sieh mich an, Papa, bin ich nun hübsch?"

Sie sah wahrhaftig reizend aus.

(Schluß im nächsten Heft.)

Georg Hanssen.

Zum 31. Mai 1889.

I.

Als im Mai des Jahres 1881 Hanssen das fünfzigjährige Jubiläum seiner Doctorwürde feierte, haben die Zeitschriften des Faches die hohe Bedeutung des Gelehrten für die Nationalökonomie, insbesondere für die agrarhistorische Forschung, durch die Hand sachkundiger Fachgenossen geschildert[1]). Er hatte soeben selber seinen zahlreichen Freunden, Schülern, Verehrern die Freude bereitet, eine Summe seiner fünfzigjährigen Forschungen zu ziehen, indem er einen ersten Band „Agrarhistorische Abhandlungen" (1880) veröffentlichte. Die dankbare Würdigung dieses Bandes wurde die Gelegenheit, eine Summe des wissenschaftlichen Mannes zu ziehen, und es zeigte sich, daß dieselbe aus lauterem, unvergänglichem Golde bestand. Wie wunderbar! Menschenalter waren hingegangen, der Streit der Methoden und Richtungen hatte dieses Fach unterdessen im Innersten aufgewühlt. bei seinen nahen Beziehungen zum öffentlichen Wesen war der Streit nicht ohne ein großes Aufsehen geblieben; selbst die Vorübergehenden waren hineingezogen worden, hatten Partei ergriffen, und es handelte sich wirklich um große Fragen, die Jedermann angingen. Die Staatsgewalt in ihrem Verhältniß zur Gesellschaft und Volkswirthschaft, wie viel oder wie wenig sie zu bedeuten habe, wurde vornehmlich discutirt. Eben noch war es der beliebtesten Doctrin gelungen, sie aus ihrer Allmacht herauszusetzen; jetzt kam eine neue Lehre auf oder trat wenigstens vor das Publicum, welche sie wieder einsetzen wollte. Dabei war es freilich auf manche Dinge abgesehen, die vorher nicht dagewesen waren; aber eben dieses bewies um so augenfälliger, es sei ein neues Zeitalter angebrochen. Auch brauchte man nur die übliche Literatur der Handbücher und Monographien, der periodischen Zeitschriften des Faches wenige Jahrzehnte rückwärts zu verfolgen, um wahrzunehmen, wie schnell sie bei dieser vorwärts drängenden Gewalt des socialen Lebens veraltet waren.

In Hanssen's Schriften aber war ewige Jugend. Wie ein Kunstwerk, das allen Wechsel der Zeiten und der Moden überdauert, das abseits vom Wege des alltäglichen Beifalls sein stilles Dasein fortlebt, um durch die Einfalt seiner rührenden Schönheit nach Jahrhunderten den Kenner zu bezaubern — so waren hier Arbeiten geleistet, deren bescheidenes, in die Tiefe dringendes Wesen dazu bestimmt schien, die Nachwelt ebenso zu erfreuen wie die Mitlebenden.

---

[1]) August Meitzen, Georg Hanssen als Agrarhistoriker, Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Bd. 37, Jahrg. 1881, S. 371—417. — K. Th. von Inama-Sternegg, in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 36 (Neue Folge Bd. 2), Jahrg. 1881, S. 504—514. — A. von Miaskowski, Georg Hanssen, ein nationalökonomisches Jubiläum, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich, Neue Folge, 5. Jahrgang. 1881, S. 399—420.

Diese Ueberzeugung brachten die fachmännischen Urtheile der fachmännischen Welt zum Bewußtsein, da Hanssen sein Jubiläum als Gelehrter beging. Es bedarf keiner Worte mehr, diese Ueberzeugung aufs Neue zu äußern. Auch ist die vorliegende Zeitschrift nicht der Ort dazu. Wenn die Leitung der „Deutschen Rundschau" heute dem verehrten Manne einen Glückwunsch übermitteln wollte, wenn sie den Tag der Vollendung des achtzigsten Lebensjahres dazu erkor, wenn sie nicht einen der Specialisten dazu berief, der auf demselben Gebiete des Faches gearbeitet hat, wenn sie statt dessen einen Göttinger Collegen, Schüler und Nachbarn gewählt, und dieser Letztere die ihm zugemuthete Ehre übernommen hat, so sollte hier von demjenigen die Rede sein, was die Menschen mehr interessirt als die Gelehrsamkeit, nämlich von dem Menschen. Wenn jemals, so haben sie in diesem Falle Recht. Bei den Auserwählten, im Gegensatze zu der durchschnittsmäßigen Mehrzahl, ist der Mensch immer weit mehr als seine gelehrten Werke. Wer unseren Jubilar nicht als Menschen kennen gelernt hat, wer ihn gerade in diesen köstlichen Jahren seiner viridis senectus nicht gekannt hat, der hat das Beste von ihm nicht gesehen. Darin aber erweist sich der rechte Mensch, darin die menschliche Bedeutung des Gelehrtenthums für das innere Leben, daß der Brunnquell der Jugend unablässig sprudelt, daß jedes Jahr köstlicher die unverwüstliche Spannkraft des Geistes erprobt. So mag der Psalmist mit seinem Worte von dem siebzigsten und achtzigsten Lebensjahre Recht haben für viele andere Menschen; wir haben es mit eigenen Augen gesehen, und wir sehen es wieder an dem heutigen Tage, wie herrliche Blüthen das menschliche Leben noch auf den schneeigen Gipfeln treibt, da wo Himmel und Sonne gnädig sind.

II.

Vor acht Jahren, am 13. Mai, fanden sich die Göttinger Freunde und Viele von anderen Universitäten zusammen, um mit dem Doctordiplom den Doctorschmaus zu erneuern. Es bedurfte eines nicht geringen Grades von Hinterlist, die unentbehrliche Hauptperson zur Stelle zu schaffen. Als dieselbe da war, als die Fluth der Tischreden über den Jubilar hereinbrach, als Ihering's lebensfreudiger Humor die Erinnerungen jüngerer Jahre zurückrief, da erwachten in dem Jubilare die Tage der alten Burschenherrlichkeit. Er erzählte, was im Jahre 1828 in Heidelberg sich zugetragen, wie die Studentenschaft über gewisse Fragen des Ehrenpunktes mit dem akademischen Senat in Zwist gerathen sei, wie es einen großen Auszug nach Frankenthal in der Pfalz gegeben habe, wie dieser Vorfall der Anlaß geworden, die viel zu kurzen akademischen Ferien um ein Bedeutendes zu verlängern, wie diese Ferienzeit ihn in die Welt hinausgeführt, die er seitdem so oft und so gern mit dem Wanderstab in der Hand erkundet habe. Nicht von dem Doctordiplom, sondern von jener Heidelberger Wanderschaft datire er den Anfang seiner Laufbahn als Gelehrter.

Gebührendermaßen ist dann, als die sechzig Jahre herum waren, auch dieses Jubiläum gefeiert worden, und mehr als sechzig Jahre sind es heute, seit Hanssen im Dienste der deutschen Wissenschaft lebt. Erst in diese letzten Jahre fällt die Herausgabe des zweiten Bandes seiner „Agrarhistorischen Abhandlungen" (1884) und die Fortarbeit an dem dritten Bande derselben, welcher die Welt hoffentlich bald erfreuen wird.

In Hamburg am 31. Mai 1809 geboren, in seiner Vaterstadt für die Universität vorgebildet, habilitirte er sich in Kiel im Jahre 1833 als Privatdocent der Nationalökonomie und Statistik. Sehr bald indessen zog ihn der ihn von jeher beherrschende Trieb nach Anschauung der Wirklichkeit in den Dienst des praktischen Lebens. Eben zuvor hatte er Zeugniß von diesem Drange in zwei historisch-statistischen Arbeiten über die Insel Fehmarn und das Herzogthum Schleswig abgelegt; jetzt trat er in eine mehrjährige Thätigkeit als Kammersecretär und Kammerrath in der deutschen Abtheilung des General-Zoll- und Handelsdepartements in Kopenhagen ein. Erst 1837 kehrte er in die akademische Lehrthätigkeit zurück, in Kiel zum ordentlichen Professor ernannt. Am selben Tage, wo er diese erste Professur antrat (1. October 1837) feierte er auch

seine Hochzeit. Fünf Jahre später berief man ihn nach Leipzig. Als er im Herbst 1842 seine letzte statistische Monographie über einen Theil der Herzogthümer veröffentlichte („Das Amt Bordesholm im Herzogthume Holstein, eine statistische Monographie auf historischer Grundlage"), nahm er Abschied von dem Lande, in welchem ihm „ein überfließendes Maß von Liebe und Wohlwollen zu Theil geworden, dem seither seine Kräfte und alle besseren Gedanken und Gefühle geweiht waren, und für dessen Wohl er fortan nur Wünsche zum Himmel richten" könne. Ungefähr ebenso lange wie in Kiel blieb er in Leipzig. Im Jahre 1848, da für die Universität Göttingen das Ministerium Stüve manches gut zu machen suchte, was seit dem Weggange der Sieben (1837) der Georgia-Augusta widerfahren war, indem theils die damals Entlassenen zurückberufen, theils neue Männer berufen wurden, gelangte auch an Hanssen die Aufforderung, die Leipziger Wirksamkeit mit der Göttinger zu vertauschen. Er folgte derselben und betrat damit den Boden, in welchem er die tiefsten Wurzeln schlagen sollte. Anders als bei so vielen deutschen Universitäten ist es mit den Göttinger Traditionen verknüpft, daß Derjenige, dem die Ehre zu Theil wird, dem Senate der Georgia-Augusta anzugehören, den Wanderstab aus der Hand legt. Kennzeichnend dafür ist die Gewohnheit, welche trotz so mancher Aenderung der Dinge, zumal in der neuesten Zeit, allgemein geworden, daß die Anwurzelung des Menschen ihre äußere Unterlage findet in dem eigenen Hause und den Bäumen des eigenen Gartens.

Hanssen wurde hier einer der beliebtesten Lehrer der akademischen Jugend, wurde der Mittelpunkt eines landwirthschaftlichen Studiums der Aelteren und Jüngeren, das mit anspruchslosen Mitteln der alten Zeit doch ein fruchtbares Bindeglied zwischen Theorie und Praxis bildete; er wurde ein Berather der Behörden und Staatsregierungen — namentlich aber war er mit Lotze, Thöl und Anderen der Mittelpunkt einer edlen, geistig belebten Geselligkeit. Man hat oft von dem Göttinger „Hofrath" geredet; wie ein Gespenst spukt derselbe noch heute im Gerede der Leute; bezeichnenderweise verschwindet dieses Gespenst gleich anderen seiner Gattung in dem Grade, als man ihm nahe kommt. Der von ferne her damit geängstigte Neuling vermag an Ort und Stelle nichts davon zu entdecken; einige unschädliche Anekdoten, die meist unmäßig alt sind, klingen wie eine verschollene Sage aus längst vergangenen Zeiten nach. Aeltere Zeitgenossen wollen das Gespenst gesehen haben, am hellen Tage, als es noch Blut in den Adern hatte. Wenn es aber irgend einen deutschen Gelehrten, Beamten, Würdenträger gegeben hat, in dessen reiner Menschlichkeit auch nicht eine Faser dieses Schreckgespenstes zu finden war, so ist es Hanssen gewesen, und so ist er es heute. In seiner einzigen Bescheidenheit waren ihm immer Diejenigen die Liebsten, welche am wenigsten an der Last der Gravität zu tragen hatten. Zu der studirenden Jugend fühlte er sich hingezogen; in Vereinen von jungen Privatdocenten war er ein vielverehrtes und vielgeliebtes Mitglied, dessen anmuthender Geist und herzhafter Witz in dem Jungbrunnen solcher Umgebung sich neu belebten. Bisweilen allerdings, wie es wohl vorkommt, mißverstand die akademische Jugend auch ihn. Eines Tages, als er von den Steuern redete, eiferte er mit dem Zorn seiner noblen Seele gegen die „Bourgeoisgesinnung", welche die große Verpflichtung der Steuerzahlung nicht begreifen will; ein vernehmbares Zeichen des Mißfallens veranlaßte ihn, hinzuzufügen, daß er mit diesem Worte keineswegs die Bürgerlichen hinter den Adligen habe zurücksetzen wollen.

Die Zeit, da eine Berufung an die Berliner Universität für einen Göttinger Professor verführerisch werden konnte, war allmälig hereingebrochen. Die Zahl der Fälle, da ein Göttinger den Ruf nach Berlin annahm, wurde in den letzten Jahrzehnten nach und nach etwa ebenso groß, wie die Zahl der Ablehnungen. Henle, Ihering, Ritschl und Andere sind Göttingen treu geblieben; manche sind gegangen. Als Hanssen im Jahre 1859 nach Dieterici's Tode den Ruf erhielt, ließ er sich bestimmen, den Versuch zu wagen. Ihn empfing ein größerer Wirkungskreis, angenehme Beziehungen gelehrter, praktischer, geselliger Art; in den hohen Beamtenkreisen gewann

die treue Objectivität seiner Persönlichkeit Ansehen und Einfluß. Im statistischen Büreau und dem mit diesem verbundenen statistischen Seminar fand er wieder die ihm so sympathischen Beziehungen zu den jüngeren Leuten. Aber das Heimweh nach Göttingen, die Sehnsucht aus den großstädtischen Verhältnissen heraus verließ ihn nicht. Sie wurde immer stärker, je mehr die Neugestaltung des deutschen Staatswesens die großstädtische Entwicklung von Berlin beförderte. Als sein Göttinger Nachfolger den alten Lehrstuhl verließ, ging er nach Göttingen (Ostern 1869) wieder zurück. Volle zwanzig Jahre sind seitdem vergangen, daß er zum zweiten Male in Göttingen eingezogen ist. Unvergänglich ist er jetzt mit dieser Universität verbunden, und des zum Zeugniß hat bei dem hundertfünfzigjährigen Jubiläum der Georgia-Augusta (1887) die Munificenz der Staatsregierung Hanssen's Büste in Marmor von Hartzer's Hand in dem historischen Saal der Göttinger Bibliothek aufstellen lassen.

III.

Weil nun einmal nach dem Wort des Dichters Jedermann ein Handwerk treiben muß, und die Besseren von den Uebrigen nur dadurch sich unterscheiden, daß für sie das Handwerk eine Kunst wird, die Besten dadurch, daß sie in dem Einen, was sie recht thun, das Gleichniß von Allem sehen, was recht gethan wird — so muß wenigstens in Kürze davon gesprochen werden, wie sich die wissenschaftliche Arbeit des Gelehrten mit dem Charakter des Menschen berührt.

Hier bemerken wir denn in der That einen auffallenden Zusammenhang. Der Mann, welcher in dem Vorwort zu dem Buche über das Amt Bordesholm von den Herzogthümern Schleswig und Holstein erklärte, diese wiesen in ihren einzelnen Districten eine solche Verschiedenheit volksthümlicher Zustände und administrativer Institutionen auf, daß ein Beamter, der in seinem Bezirke vollkommen orientirt ist, oft schon in dem zunächst angrenzenden Districte eine völlige terra incognita vor sich sehe — dieser Mann konnte durch den centralisirenden und generalisirenden Zug des neuen Staatslebens und seines Mittelpunktes nicht sympathisch berührt werden. Er war wohl weit von dem kümmerlichen Particularismus entfernt, der die deutsche Kraft in Fesseln schlug; er pflegte damals in seinen Vorlesungen den in dem Stoffe liegenden Anlaß zu benutzen, um einem Seufzer über die Misère des deutschen Bundes Ausdruck zu geben. Aber nach seiner ganzen Denkweise war er zu sehr auf die treue Erfassung aller wirklichen Erscheinung und ihrer historischen Bedingtheit gerichtet, um nicht zu empfinden, wie das neue Zeitalter oft keck über die historische Eigenart hinwegfuhr. Nicht weil er für die Sonderthümlichkeit schwärmte, sondern weil das historische Leben dem gründlichen Beobachter immer mehr Sonderthümlichkeit offenbart, war er so gesinnt.

Wie dennoch diese liebevolle Forschung an dem Einzelnen historischer Erscheinungen, eben weil sie echt wissenschaftlich war, über die Schranken des Einzelnen hinaus zum Allgemeinen führte, das mag hier mit wenigen Worten verdeutlicht werden.

Zu den großen Fundamentalfragen der Volkswirthschaft und ihrer Institutionen gehört die Frage nach der Einrichtung der Grundeigenthumsverhältnisse. Nicht nur, daß die radicale Kritik des bestehenden Rechtszustandes mit Vorliebe diese wichtigste Grundlage der heutigen Gesellschaftsordnung angreift, um etwas ganz Anderes an ihre Stelle zu setzen; nicht nur, daß bereits vor zwanzig Jahren der Baseler Congreß der Internationalen Arbeiterassociation unter Führung von Karl Marx die Aufhebung des privaten Grundeigenthums beschlossen hat, daß die Aufsehen erregende Gestalt des amerikanischen Agitators Henry George seit zehn Jahren diesseits und jenseits des atlantischen Oceans von dieser Reform die Heilung aller socialen Leiden verkündet, daß wir in Deutschland selber seit einigen Jahren von einer Landliga gehört haben, die gleichartige Absichten verfolgt — auch außerhalb der eigentlich radicalen Kreise haben sich seit lange ähnliche Ansichten vernehmen lassen. Was aber mehr sagen will, in den Thatsachen der Agrarverfassung jedes civilisirten Landes der Gegenwart, zumal in Deutschland selber, besteht eine solche Verschiedenheit der Eigenthums-

verhältnisse an Grund und Boden, besteht im Contraste zu dem Privateigenthum großer und kleiner Besitzer eine so umfassende Menge und Mannigfaltigkeit von öffentlichem Eigenthum des Staates und der Gemeinden, daß bei keinem Punkte der Socialpolitik die Erörterung der Controversen so nahe liegt, aber auch so leicht auf erfahrungsmäßigem Boden zu führen ist, wie bei diesem. Können doch die Gegner des Privateigenthums in diesem Falle auf Thatsachen hinweisen, die — weit entfernt, eine kühne Neuerung zu sein — vielmehr zu den conservativen, in die Vorzeit weit zurückreichenden Elementen des Staats- und Gemeindelebens gehören, die von Seiten der staatserhaltenden Parteien mit Vorliebe, ja öfters in übertriebener Weise, für den Fortbestand des Verfassungswesens und seiner historischen Gewalten unentbehrlich erachtet werden.

Diese Thatsachen schienen also von selber zu einer historischen Untersuchung einzuladen über die Entwicklung der Grundeigenthumsverhältnisse und deren Bedingungen. Ja, ein Stück älterer Geschichte wurde um die Mitte dieses Jahrhunderts gleichsam leibhaftig unter die Augen Europa's gerückt, als die in der deutschen Philosophie und historischen Schule erlernte Liebe zum nationalen Alterthum eine politische Richtung des großen russischen Reiches veranlaßte, die russischen Grundeigenthumsverhältnisse nicht nur mit nationaler Vorliebe zu betrachten, sondern auch als die national-russische „Lösung der socialen Frage" dem von dem industriellen Proletariate bedrohten Westen Europa's stolz entgegenzuhalten. Die Thatsache an sich war zunächst auch in diesem Falle unleugbar. Nur die Gedanken über die Thatsache bedurften einer weiteren Vertiefung. Wie bei der deutschen historischen Schule, zeigte auch hier allmälig[1]) die Forschung den Fortschritt von der nationalen Romantik zur Aufdeckung einer über das national Beschränkte hinausgehenden gemeinsamen Zweckmäßigkeit historischer Entwicklung.

Und hier ist es, wo Hanssen's Forschungen eingreifen. Wenn nämlich durch das feste Gefüge historischer Thatsachen, theils aus den Urkunden, theils aus den lebendigen Ueberresten der Vorzeit nachgewiesen werden kann, daß die bestehenden Rechtsverhältnisse des Grund und Bodens sich mit einer gleichmäßigen Folgerichtigkeit aus gewissen Ursachen der fortschreitenden Cultur allenthalben entwickelt haben; wenn insbesondere die Entwicklung des Privateigenthums sich aus einer vielseitig befestigten Causalität ergibt, so erhalten die Streitigkeiten über das Recht der Einzelnen und des Volksganzen am Grund und Boden einen Halt, der zuverlässiger ist als das Raisonniren über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten eines Zustandes und einer Einrichtung, von der man keine Erfahrung hat.

Hanssen ist es, der den Untergrund solcher historischen Forschung gelegt hat. Er hat in den Jahren 1835—1837 „Ansichten über das Agrarwesen der Vorzeit" veröffentlicht, welche die wichtigen Entdeckungen des dänischen Feldmessers Olufsen (1764—1827) über die Ansiedlungsverhältnisse des dänischen Festlandes in wissenschaftlichen Zusammenhang brachten und der wissenschaftlichen Welt zuführten. Dem kundigen Auge erschloß sich hier in dem Anblick der Feldmark eines alten Dorfes die ganze Geschichte des Grundeigenthums. Wie die Dorfbewohner sich auf gemeinsamer Flur niedergelassen; wie ein großer Theil des ganzen Bodens in dem ursprünglichen Gesammteigenthum geblieben; wie der Uebergang eines Theiles davon in das Privateigenthum der einzelnen Dorfgenossen aus Gründen fortschreitender Intensität der Bewirthschaftung im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangen; wie die Versenkung des Schweißes in die Scholle auch eine entsprechende Befestigung des Zusammenhanges zwischen dem Bauern und dem Lande diesen hervorgerufen habe; wie hier Haus und Hofstatt, Garten und Obstbaum den Anfang gemacht, die Ackerflur gefolgt sei; wie Weide und

---

[1]) Wir verweisen hier namentlich auf das gediegene umfassende Werk von Dr. Johannes von Keußler „Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland" (in 4 Theilen, 8°. Petersburg, 1876—1887). Die ganze einschlagende Literatur und die Aufgaben der Reform sind darin verarbeitet.

Wald am längsten im Gemeineigenthum verharrt habe, wie nach dem ewigen Gesetze der Geschichte, die darin der Natur selber nur folgt, eine Kette von Zwischengliedern zwischen Gesammteigenthum und Privateigenthum sich eingeschaltet habe u. s. w.

Schon damals wies Hanssen darauf hin, es handele sich bei jenen Entdeckungen durchaus nicht um eine Singularität des dänischen Alterthums; es sei nur eine einzelne Erscheinung aus dem weiten Kreise, der diese Dorfanlagen mit den ältesten Ueberlieferungen des Cäsar und des Tacitus über den ursprünglichen Anbau der Germanen und über die deutsche Markgenossenschaft verknüpft. Es sei auch dieser weite Kreis auf die germanischen Völker allein nicht beschränkt; derselbe dehne sich über die keltischen, slawischen und weiter über Europa nach Asien und den anderen Erdtheilen aus.

Welch' ein Fortschritt über die Romantik hinaus, die zu Anfang dieses Jahrhunderts aus dem Tacitus die Dreifelderwirthschaft und diese wiederum als ein nationales Kleinod herauslas, die ihre Spuren noch in den letzten Ausgaben von Waitz' „Deutscher Verfassungsgeschichte“ zurückgelassen hat. Unterdessen sind die Zeugnisse aus anderen Ländern und Culturen in Ueberfülle hinzugekommen. Aus Irland und Ostindien hat der kürzlich verstorbene Rechtshistoriker Sir Henry Sumner Maine wichtige Mittheilungen gemacht; aus Japan, China, Mexiko u. s. w. sind bestätigende Nachrichten gekommen. Die Literatur dieser Art hat schon vor einiger Zeit der belgische Nationalökonom Emile de Laveleye zusammengefaßt, und sein Uebersetzer hat sie mit werthvollen Zusätzen bereichert („De la propriété et de ses formes primitives“, 1874; Uebersetzung, herausgegeben und vervollständigt von Dr. Karl Bücher, 1879).

Hanssen aber hat sechzig Jahre unablässig durch neue Einzelforschungen die ersten Entdeckungen zu erweitern, zu befestigen, anschaulicher zu gestalten gesucht. Wie er als junger Gelehrter einstmals in den Staats- und Gemeindearchiven, auf Feldmarken und Dörfern, im unmittelbaren Verkehr mit Land und Leuten, mit Bauermeistern und Dorfgenossen das Bild des Lebens und der Geschichte zu erringen suchte — so findet ihn der heutige Tag im Archive des Rathhauses von Göttingen, Acten lesend, Material sammelnd, neue Gedanken mit alten verknüpfend; er findet ihn in den benachbarten Dörfern als einen theilnehmenden Freund des Volkes und seiner Sorgen.

So mag er für Göttingen, für die Wissenschaft, für seine zahllosen Freunde und Verehrer noch viele Jahre seines blühenden Alters erhalten bleiben, in körperlicher Frische, in geistiger Kraft, ein leuchtendes Vorbild für die Gelehrten und zumal die Menschen.

Göttingen. Gustav Cohn.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Die Delegirten Großbritanniens, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschlands, welche zur Regelung der in Bezug auf Samoa bestehenden Schwierigkeiten in Berlin zusammengetroffen sind, haben von Anfang an den besten Willen bekundet, eine friedliche und alle Theile befriedigende Lösung herbeizuführen. Wurden vor Beginn der Samoaconferenz hinsichtlich eines der amerikanischen Delegirten Bedenken geltend gemacht, weil er in einer Monatsschrift eine abfällige Kritik veröffentlicht hatte, so wurden diese Bedenken in einer Zusammenkunft der amerikanischen Bevollmächtigten mit dem Staatssecretär Grafen Herbert Bismarck ohne Weiteres zerstreut. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Delegirte Bates in loyaler Weise, er bedauere, daß ein seine Unterschrift tragender Artikel veröffentlicht und in der deutschen Presse vielfach bemerkt worden sei. Bates fügte hinzu, er benutze gern diesen Anlaß, um hervorzuheben, daß jene literarische Kundgebung, die vielleicht in Folge unvollkommener Uebersetzungen zu Mißverständnissen geführt habe, von ihm zu einer Zeit verfaßt worden sei, als die deutschen Weißbücher noch nicht vorgelegen hätten, und als er noch gar nicht daran gedacht habe, er könnte, obgleich er der gegenwärtigen Regierungspartei nicht angehöre, zum Bevollmächtigten für die Samoaconferenz ernannt werden. Bates betonte zugleich, daß er volle Achtung vor der deutschen Nation hege, welcher die Vereinigten Staaten viel zu verdanken hätten, und daß ihm nichts ferner gelegen habe, als Deutschland oder dessen Regierung verletzen zu wollen. Diese freimüthige Erklärung war von symptomatischer Bedeutung für den Verlauf der Samoaconferenz, deren Ergebnisse, wie von allen Freunden des Friedens mit Bestimmtheit erwartet wird, für das gute Einvernehmen Deutschlands mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten sich segensreich erweisen werden.

Daß auch der in jüngster Zeit vielfach erörterte „Fall Wohlgemuth" keineswegs zur Schädigung der internationalen Beziehungen Deutschlands führen wird, darf um so mehr mit Sicherheit angenommen werden, als Deutschlands maßvolle Politik ganz andere Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hat wie den Conflict mit einem schweizerischen Canton, zumal da unser Verhältniß zu der eidgenössischen Bundesregierung selbst nicht getrübt erscheint.

In der inneren Politik mußte der Strike der Bergarbeiter ernste Besorgnisse hervorrufen. Der preußische Minister des Inneren, Herrfurth, begab sich denn auch nach Dortmund, um sich an Ort und Stelle über die jüngsten Vorgänge aufs Genaueste zu orientiren, sowie im versöhnlichen Sinne zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern zu vermitteln. Daß dem gesammten Erwerbsleben und insbesondere demjenigen jener industriell so hoch entwickelten Bezirke aus den Arbeitseinstellungen schwere Schäden erwachsen, leuchtet ohne Weiteres ein. Nicht minder bedauernswerth sind die Verluste an Menschenleben, welche bei den Zusammenstößen der Arbeiter mit der bewaffneten Macht erfolgten. So hegten alle Freunde einer friedlichen Entwicklung

von Anfang an die Hoffnung, daß alle Betheiligten ihrer Verantwortlichkeit sich bewußt sein und in diesem Gefühle einen billigen Ausgleich anstreben würden. Die am 11. Mai in Essen versammelten Vertreter sämmtlicher Zechen des Ober-Bergamtsbezirks Dortmund beschlossen denn auch einen Aufruf an die Bergleute, worin auf die ungewöhnlich ernsten Folgen hingewiesen wird, welche die längere Fortdauer der Arbeitseinstellungen nicht bloß für den zunächst betheiligten Bezirk, sondern für die weitesten Kreise des gesammten Vaterlandes haben müßte. Die Vertreter sämmtlicher Zechen erklärten zugleich, daß jede einzelne Grubenverwaltung des Bezirkes bereit und ernstlich entschlossen wäre, den Arbeitern nach der Wiederaufnahme der Arbeit erhöhte Löhne zu bewilligen. Die weitere Forderung, die Arbeitszeit abzukürzen, wurde in dem Aufrufe an die Bergleute als sachlich unbegründet bezeichnet.

Die öffentliche Meinung kann es nur billigen, wenn gemäß dem humanen Zuge, der unserer modernen Gesetzgebung aufgeprägt ist, alle gerechtfertigten Anforderungen der Arbeiter Befriedigung finden. Von diesem Gesichtspunkte aus findet auch die Tendenz des vom deutschen Reichstage am 11. Mai in zweiter Lesung durchberathenen Gesetzes über die Invaliditäts- und Altersversicherung selbst bei Solchen Anerkennung, die gegenüber den einzelnen Bestimmungen Bedenken geltend machen. Diese Tendenz, innerhalb bestimmter Grenzen einen socialen Ausgleich der verschiedenen Classen wenn auch nicht zu erreichen, so doch anzustreben, ist gewissermaßen die signatura temporis, der jeder ehrlichen Arbeit gezollte Tribut ebenso wie die gegenwärtige Pariser Weltausstellung den Sieg der menschlichen Thätigkeit auf allen Gebieten darstellen soll.

In Frankreich hat die Säcularfeier der „großen Revolution“ am 5. Mai in Versailles, woselbst gerade vor einem Jahrhundert die Reichsstände zusammentraten, begonnen. In dem von der Monarchie einst errichteten Schlosse begrüßte der Präsident der Republik die Vertreter der französischen Nation, die, wie Carnot hervorhob, im Vollbesitze ihrer selbst als Herrin ihres Geschickes in der Blüthe der Kraft und Freiheit stehe. Der Präsident der Republik erinnerte daran, wie die États généraux, als sie zum 5. Mai 1789 nach Versailles berufen wurden, zunächst nur die Aufgabe lösen sollten, die finanziellen Bedürfnisse der französischen Monarchie zu befriedigen, wie aber die Erwählten der Nation sich zu Mitgliedern der Nationalversammlung erklärten und schworen, sich nicht zu trennen, bis sie dem Lande eine Constitution seiner Rechte und seiner Freiheiten gegeben hätten. In knappen Zügen faßte der Präsident der Republik die der Nationalversammlung vom französischen Volke damals gestellte Aufgabe, wie folgt, zusammen: „Das Land selbst hatte das Programm zu ihren Arbeiten aufgesetzt; es findet sich in jenen von sechs Millionen Wählern gebilligten Denkschriften verzeichnet, in denen die maßvolle Sprache von der Kraft und dem Schwunge der Gedanken sich eigenartig abhebt, woselbst der schöne Wahlspruch „Liberté, Égalité, Fraternité“ uns begegnet, der bald zur Devise der Republik wird, und dessen einmüthige Annahme Zeugniß ablegt für den Scharfblick und die wirkliche Einheit des französischen Volkes trotz der Trennung der Provinzen. Keine Provinzen mehr! sagte man schon damals: das Vaterland! Ein Volk stark, einig, geachtet, entschlossen und frei zu machen, indem man die Schranken niederlegt, die durch das Gebiet des alten Frankreichs sich hindurchziehen, indem man die lästigen und verletzenden Vorrechte abschaffte; diesem Volke dann ein gemeines Recht und eine im Namen Aller geübte und von den Erwählten des Volkes beaufsichtigte Vertreterregierung zu sichern; die Gleichheit vor dem Gesetze einzuführen; die individuelle Freiheit und die Unabhängigkeit der religiösen und politischen Ansichten zu verbürgen, kurz, alle Spuren des Feudalstaates und der Knechtschaft zu verwischen, das sind die Grundsätze, wie sie in jenen Denkschriften aufgestellt und in der Erklärung der Menschenrechte festgesetzt wurden, eine großartige Aufgabe, vor der unsere Väter nicht zurückschreckten, und die sie mit bewunderungswerther Beharrlichkeit durchführten: vermochten doch die furchtbarsten Hindernisse nicht, sie ins Wanken zu bringen.

Ueber die schweren Irrungen, über die Greuel der Revolution glitt Carnot leicht hinweg, indem er andeutete, daß Frankreich ausersehen war, gegen die alte Welt einen

gewaltigen Kampf zu bestehen, daß es dabei schmerzliche Zeiten erlebt habe, in denen alle Parteien der Reihe nach ewig bedauernswerthen Versuchungen erlegen seien, ohne jedoch von dem Wege abzuweichen, den die Männer von 1789 ihm gewiesen hätten. Es kann nicht überraschen, wenn der Präsident der französischen Republik an einem solchen Gedenktage von Schönfärberei sich nicht völlig freizuhalten vermochte. So werden Boulangisten und Monarchisten recht skeptisch darüber urtheilen, wenn die Gründung der gegenwärtigen Republik als die Krönung des unvergänglichen Werkes bezeichnet wird, das vor einem Jahrhundert ins Leben gerufen wurde, wenn diese Republik das Ziel sein soll, welches nach grausamen Erschütterungen und Prüfungen von der französischen Nation erreicht werden mußte, die so begeistert für die Gleichheit ist und so eifersüchtig über ihre Freiheit wacht.

Nicht minder wird die Versicherung Zweifel erregen, daß das französische Volk für alle Zeiten mit der persönlichen Gewalt eines Mannes gebrochen habe, unter welchem Titel sie auch auftreten möge, und daß es keinen anderen Herrn mehr anerkenne wie das Gesetz, welches seine Erwählten in voller Freiheit der Entscheidung berathen. Mag immerhin ein großer Theil der französischen Wähler, denen General Boulanger seine Erfolge in zahlreichen Départements verdankt, aus „Bosheit" gegen die Republik gestimmt haben, so steht doch fest, daß die monarchistische Propaganda sowie die Bewegung zu Gunsten des „Zukunftsdictators" keineswegs unterschätzt werden darf. Wie die letzten allgemeinen Wahlen den Parteigängern des Grafen von Paris und denjenigen der bonapartistischen Prätendenten durchaus nicht ungünstig waren, könnten auch die im Herbste bevorstehenden Erneuerungswahlen Ueberraschungen aller Art bieten, obgleich nach wie vor daran festgehalten werden darf, daß Boulanger selbst nicht der Mann ist, welcher berufen erscheint, das Geschick Frankreichs zu leiten.

Die Republikaner können andererseits ihr volles Vertrauen dem Präsidenten Carnot schenken, dessen makellose Vergangenheit, dessen wiederholt bethätigte Energie ihnen verbürgen muß, daß er in der Stunde der Gefahr selbst seine ganze Persönlichkeit einsetzen, seine volle Schuldigkeit thun und alle Kräfte der Republik im Kampfe gegen deren Widersacher aufbieten wird. Er richtete deshalb jetzt bereits seinen Appell an die Vertreter der Nation, denen das allgemeine Stimmrecht die Aufgabe überträgt, dem Lande Gesetze zu geben, an die großen Körperschaften Frankreichs, denen es zusteht, diese Gesetze zur Anwendung zu bringen, sowie die Achtung vor den Einrichtungen der Republik zu sichern und die Rechte und die Freiheit Aller zu gewährleisten. Er wandte sich ebenso an die Officiere und Soldaten des nationalen Heeres, das von dem Gefühle der Pflicht und der Achtung der Manneszucht innig durchdrungen sei, welche die Kraft des Landes bildet, an die Zöglinge der großen Schulen, die „Auserwählten der französischen Jugend", an die Pfleger aller Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, die aus der Geistes- und Gewissensfreiheit hervorgegangen sind, an die Schriftsteller und Künstler, an die Arbeiter aller Art, die berufen sind, auf der Weltausstellung zu zeigen, welche Wunder der fruchtbare Geist von 1789 gezeitigt habe.

Stimmen nun auch alle bereits vorliegenden Berichte darin überein, daß die Pariser Weltausstellung in der That wohl gelungen ist und die großartige Entwicklung der modernen Kunst, Industrie und Technik in staunenswerther Weise darstellt, so ist doch die Behauptung anfechtbar, daß der fruchtbare Geist von 1789 sich auch hier wirksam erwiesen habe. Braucht doch nur an die Commune von 1871 und deren Zerstörungswuth erinnert zu werden, um zu zeigen, daß die Männer, welche die Tuilerien und andere Monumente in Brand steckten, ebenfalls den „Geist der großen Revolution" anriefen, um ihre Greuelthaten zu rechtfertigen. Weit treffender charakterisirte Carnot die Bedeutung der Weltausstellung, als er bei deren Eröffnung darauf hinwies, daß bei solchen großartigen Festen die Nationen sich nähern und einander verstehen können, daß Gefühle der wechselseitigen Achtung und Sympathie entstehen müssen, die dann jenen glücklichen Einfluß auf das Geschick der Welt ausüben, indem sie den Zeitpunkt beschleunigen, in welchem die Hülfsmittel der Völker und die Erzeugnisse ihrer Arbeit nur noch den Werken des Friedens gewidmet sein werden. Dem Präsidenten der französischen Repu-

blik darf es sicherlich nicht verdacht werden, daß er an einem solchen Tage an einer solchen Stelle den „ewigen Frieden", dieses niemals zu erreichende ideale Ziel, verherrlichte. Die sympathische Persönlichkeit Carnot's kann durch solche Zukunftsphantasieen in den Augen Aller, welche in Frankreich einen Widersacher des europäischen Friedens erblickten, nur gewinnen. Welcher Beliebtheit der gegenwärtige Präsident der französischen Republik aller Orten sich erfreut, erhellt auch aus den Kundgebungen, welche durch den freilich nicht ernsthaft geplanten Attentatsversuch gegen Carnot hervorgerufen wurden. Obgleich es kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß der Urheber dieses am 5. Mai bei der Abfahrt aus dem Elyséepalaste unternommenen Versuches lediglich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, fanden doch die Souveräne der europäischen Staaten, insbesondere auch Kaiser Wilhelm II., Gelegenheit, ihre Sympathie für die maßvolle Persönlichkeit Carnot's zu bekunden, dessen Bestreben, seitdem er zum Nachfolger Jules Grévy's berufen ist, unablässig darauf gerichtet war, mit allen Regierungen freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. So sind denn auch die Meinungsverschiedenheiten, die gegenwärtig noch zwischen Frankreich und Italien existiren, mehr commerzieller als politischer Art. Die italienischen Radicalen befinden sich deshalb ebenso wie ihre französischen Gesinnungsgenossen im Zustande der Selbsttäuschung, wenn sie die Reise des Königs Humbert und des Prinzen von Neapel nach Berlin als eine gegen Frankreich gerichtete Demonstration betrachten. Daß der Besuch, welchen Kaiser Wilhelm II. in der Hauptstadt Italiens abstattete, erwidert werden würde, mußten doch die italienischen „Republikaner" trotz ihrer Geringschätzung der Grundregeln der Courtoisie sich selbst sagen. Es ist daher ganz unverständlich, wie in diesem Gegenbesuche eine Demonstration gefunden werden konnte. Weisen aber Cavallotti und seine radicalen Gesinnungsgenossen in Mailand darauf hin, daß ein anderer Zeitpunkt wie die Säcularfeier der „großen Revolution" hätte gewählt werden können, so verspotten die meisten italienischen Blätter mit Fug eine solche Sentimentalität, zumal da in Frankreich auch in den nächsten Jahren die verschiedenen Epochen dieser Revolution — die Schreckensherrschaft nicht ausgenommen — mit einer solchen Säcularfeier bedacht werden können. Hiernach hätte der Gegenbesuch in den nächsten Jahren überhaupt nicht erfolgen können, während er doch, ohne Verzug abgestattet, lediglich den herzlichen Beziehungen der beiden Nationen entspricht, die, wie sie ihre nationale Einheit zugleich wiedergewonnen haben, auch in ihren ganzen Existenzbedingungen so völlig übereinstimmen, daß ihre dauernde Allianz, ganz abgesehen von dem formellen Bündnisse, für die Zukunft verbürgt ist.

Daß der italienische Conseilpräsident Crispi seinen Monarchen nach Berlin begleitet, hat den Groll der Franzosenfreunde jenseits der Alpen besonders verstärkt, als ob Crispi in den letzten Jahren nicht regelmäßig dem Fürsten Bismarck seinen Besuch gemacht hätte, um stets von Neuem zu zeigen und zu erkennen, wie fest gegründet das deutsch-italienische Friedensbündniß ist. Die wiederholten Anstürme, welche die „Republikaner" und einige mit ihnen ad hoc verbündete Abgeordnete der Rechten in der italienischen Deputirtenkammer gegen den Conseilpräsidenten versuchten, sind denn auch von diesem glänzend zurückgeschlagen worden. Zunächst interpellirten die Abgeordneten Ferrari und Pantano wegen des Fernbleibens des italienischen Botschafters in Paris von der französischen Säcularfeier. In ihrer Verblendung hatten dieselben nur übersehen, daß das diplomatische Corps officiell zu der Feier in Versailles überhaupt nicht eingeladen war, so daß General Menabrea durchaus berechtigt war, seinen Urlaub auf italienischem Boden zuzubringen. Crispi brauchte also in seiner Erwiderung lediglich die Thatsachen festzustellen, um die Gegner zu widerlegen. Er begnügte sich jedoch nicht mit diesem schlagenden Argumente; vielmehr bekämpfte er die Republikaner auf ihrem eigenen Terrain, indem er unter dem lauten Jubel der großen Mehrheit der Deputirtenkammer betonte, daß Italien in seiner Geschichte denkwürdige Tage aufweise, die mindestens ebenso gefeiert zu werden verdienen, wie die Daten der französischen Revolution. Crispi brauchte in dieser Hinsicht nur den 20. September 1870 zu nennen, den Tag, an welchem die italienischen Truppen durch die Bresche der

Porta Pia in Rom einzogen, um die republikanischen Heißsporne völlig ad absurdum zu führen. Daß dieser Einzug, welcher ohne die deutschen Siege in Frankreich damals unmöglich gewesen wäre, den Wünschen der Franzosen in keiner Weise entsprach, wissen Männer wie Cavallotti sehr wohl.

Machten diese aber geltend, daß Frankreich ebenfalls für die italienische Einheit gekämpft habe, so brauchen nur Nizza und Savoyen genannt zu werden, um zu zeigen, daß die Franzosen nicht zögerten, den Lohn für ihre Bundesgenossenschaft zu fordern, mochte auch Savoyen das Stammland des italienischen Königshauses, Nizza die Geburtsstadt des italienischen Nationalhelden Garibaldi sein.

Sind es in der Angelegenheit der officiellen Nichtbetheiligung Italiens an der französischen Säcularfeier insbesondere die sogenannten Republikaner, welche in der Deputirtenkammer eine klägliche Niederlage erlitten, so mußten die Anhänger der früheren Consorteria bei Gelegenheit der Interpellationen über die afrikanische Expedition, sowie über den Nothstand in Apulien ebenfalls erfahren, ein wie gefährlicher und schlagfertiger parlamentarischer Gegner der Conseilpräsident Crispi ist. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Situation des italienischen Expeditionscorps in Massowah nach dem Tode des Negus von Abessinien wesentlich günstiger geworden ist, so mußte auch der Regierung das Recht eingeräumt werden, unter eigener Verantwortlichkeit die Consequenzen dieser günstigeren Gestaltung zu ziehen. So wurde die Besetzung von Keren und Asmara von sachverständiger Seite als durchaus geboten bezeichnet. Nun erschien aber in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 8. Mai Bonghi auf dem Plane und interpellirte den Conseilpräsidenten, ob er gesonnen wäre, Friedensunterhandlungen mit Abessinien anzuknüpfen, sobald die Verhältnisse dies gestatten würden. Bonghi gab zugleich der Verwunderung darüber Ausdruck, daß alle früheren Redner die Nützlichkeit der Besetzung abessinischen Gebietes erörtert hätten, ohne in Erwägung zu ziehen, ob eine solche Occupation auch den Grundsätzen der Gerechtigkeit entspräche. Nach dem in der römischen „Riforma" vorliegenden Berichte bestritt der ehemalige Unterrichtsminister im Cabinet Minghetti allen Ernstes das Recht der italienischen Regierung, ein Gebiet zu colonisiren, das einem anerkannten Staate gehörte. Da nun aber der präsumtive neue Negus, Menelik, mit den Italienern stets freundschaftliche Beziehungen unterhalten hat, glaubte Ruggero Bonghi versichern zu können, daß, wenn Menelik thatsächlich zur Regierung in Abessinien gelangen sollte, dessen Stellung durch die Besetzung Asmara's und anderer Punkte von Seiten des italienischen Expeditionscorps erschwert werden müßte. Selbst in der italienischen Deputirtenkammer mußte es Heiterkeit erregen, als Bonghi versicherte, es würde sich mehr empfehlen, die guten Beziehungen zu Abessinien nicht durch Gewalt, sondern durch den Beweis aufrecht zu erhalten, daß die italienische Nation diejenige ist, deren „geistiges und moralisches Niveau am höchsten in Europa steht". Um die Schlagkraft seiner Argumente zu verstärken, fügte der bei aller Tüchtigkeit als Gelehrter zum Staatsmann wenig geeignete frühere Minister der Consorteria hinzu, daß, falls man dem Fürsten Bismarck einmal den Vorschlag machen wollte, 12,000 Mann zur Besetzung afrikanischen Gebietes abzusenden, man eines ablehnenden Bescheides sicher sein würde.

Die Abfertigung Bonghi's wurde dem Conseilpräsidenten wenig schwierig, da er zunächst darauf hinweisen konnte, daß eine kriegführende Nation nach den geltenden Grundsätzen des Völkerrechts stets befugt wäre, einen Theil des feindlichen Gebietes zu besetzen. Crispi betonte ferner, daß das Territorium, welches nunmehr von den italienischen Expeditionstruppen occupirt werden soll, bis zum Jahre 1884 den Ägyptern gehörte, die es damals an Abessinien abtraten. Der Conseilpräsident machte dann seinen Gegner auf einen Widerspruch aufmerksam, da Bonghi selbst am 2. Juni 1887 in der Deputirtenkammer die Nothwendigkeit, gewisse Punkte Abessiniens zu besetzen, zugab und ein solches Vorgehen als vernünftig und nützlich bezeichnete. Die durch diesen Nachweis hervorgerufene heitere Stimmung wuchs, als Crispi mit seiner feinen Ironie bemerkte, daß, wenn er sich jetzt nicht mehr im Einklange mit dem Abgeordneten Bonghi befände, dies doch vor zwei Jahren in Bezug auf denselben Punkt

der Fall gewesen wäre. Der Conseilpräsident hob ferner hervor, daß der mit dem Obercommando über die italienischen Expeditionstruppen betraute General Baldissera seiner Aufgabe in vollem Maße gewachsen wäre, so daß im Hinblick auf die freundschaftliche Gesinnung Menelik's rasche Entschließungen gar nicht nothwendig wären.

Bonghi hat inzwischen in der Kammersitzung vom 10. Mai einen anderen Angriff gegen das Kabinet unternommen, indem er den Ackerbauminister interpellirte, ob und welche Maßregeln die Regierung zu ergreifen gedenke, um in die wirthschaftlichen Verhältnisse Apuliens helfend einzugreifen. Der radikale Abgeordnete Imbriani spielte die Frage sogleich auf das politische Gebiet hinüber, indem er die herrschende Noth auf die unterbrochenen handelspolitischen Beziehungen mit Frankreich zurückgeführt wissen wollte. Als Imbriani bei seiner ungemein heftigen Kritik der Tripel-Allianz insbesondere das Verhältniß Italiens zu Oesterreich-Ungarn aufs Abfälligste beurtheilte, wurde er vom Kammerpräsidenten zurechtgewiesen. Noch entschiedener fertigte Crispi selbst seinen Gegner ab, indem er mit Recht hervorhob, daß die internationalen Beziehungen und Bündnisse Italiens an der wirthschaftlichen Krisis in Apulien keine Schuld haben, wie denn auch dieser wirthschaftliche Nothstand lediglich als Vorwand zu einer künstlich geschürten Agitation dienen müsse. Unter dem vollen Beifalle der Kammermehrheit erklärte der Conseilpräsident, daß er an seinen Ideen und Besprechungen festhalte, sowie das Bündniß mit den Centralmächten begünstigt habe, zumal da er überzeugt wäre, daß es den Interessen Italiens förderlich wäre.

Auch die in verschiedenen Ländern gehaltenen Katholikencongresse mußten der Opposition in der italienischen Deputirtenkammer dazu dienen, aus den von jenen gefaßten Resolutionen Waffen gegen das Ministerium Crispi zu schmieden. Daß die in Madrid und Wien versammelten Katholiken im Ernste glauben konnten, durch ihre Beschlüsse zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes beizutragen, wird kein ernsthafter Politiker annehmen. Den italienischen Radikalen ist es aber stets erwünscht, wenn sie an dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn rütteln dürfen. Crispi wies nun am 11. Mai in seiner Erwiderung darauf hin, daß an dem Katholikencongresse in Wien beinahe ausschließlich der niedere Clerus theilgenommen habe, und daß nicht einmal der vierte Theil des österreichisch-ungarischen Episkopats vertreten gewesen sei. Vor Allem durchgreifend war jedoch die Erklärung des italienischen Conseilpräsidenten, daß durch den 20. September 1870, durch den Einzug der italienischen Truppen in Rom Schranken zwischen der Vergangenheit und der Zukunft errichtet worden seien. „Roma intangibile“, das „unverletzliche Rom“ — so lautet der Wahlspruch König Humberts. Wie dieser werden sich auch der italienische Kronprinz und Crispi bei ihrer Reise nach Berlin überzeugen, daß Italien bei der Durchführung eines solchen Wahlspruches allezeit auf die treue Bundesgenossen- und Waffenbrüderschaft Deutschlands zählen darf.

Literarische Rundschau.

Literarhistorische Schriften.

Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß von Dr. Ludwig Bellermann, Director des Königsstädtischen Gymnasiums in Berlin. Erster Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1888.

Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Von Dr. Ernst Elster, Docent an der Universität Leipzig. Halle, Max Niemeyer. 1889.

Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Bulthaupt. Erster Band: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Zweiter Band: Shakespeare. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1889.

Vor uns liegen drei Werke, welche sich mit dem germanischen Drama historisch und kritisch befassen. In charakteristischer Weise geben sie die Richtungen innerhalb der deutschen Literaturgeschichte wieder: die Aesthetik im Sinne der älteren Schule vertritt Bellermann, der Gymnasialdirector; Philologe ist Elster, der junge Privatdocent; und eine moderne, empirisch-praktische Poetik erstrebt als ein freier Schriftsteller und Kritiker Heinrich Bulthaupt.

„Nicht die Entstehung von Schiller's Werken, nicht zeitgeschichtliche oder biographische Beziehungen, sondern lediglich die Dramen selbst" will Bellermann besprechen. Er hält eine rein kritische Betrachtung für ersprießlich und möglich, welche nach gewissen ästhetischen Grundbegriffen jedes Werk prüft und mißt: „Gang der Handlung, Einheit der Handlung, Verknüpfung der Handlung, Charakterzeichnung", so heißen die Kategorien, nach denen er die „Räuber", den „Fiesko", „Kabale und Liebe", „Carlos" nach einander beurtheilt. Die Maßstäbe bleiben dieselben und ihre Reihenfolge bleibt dieselbe in jedem Falle; und was wir über die Entwicklungsgeschichte jener Werke aus Zeugnissen und Briefen wissen, was die Einsicht in die dichterische Vorlage lehren könnte, bleibt außerhalb der Betrachtung. Das ist die Weise der deutschen Aesthetik, wie sie Hegel und Vischer ausgebildet haben; der Anschauung der kritischen Schule und den aus den exacten Wissenschaften gewonnenen Methoden steht sie, wenn nicht ablehnend, so doch kühl gegenüber und variirt mit Eifer und Geist die ewigen Grundfragen von dem Wesen der Tragödie, von Schuld und Sühne und Katharsis.

Es ist unschwer einzusehen, daß die Betrachtung, welche mit so abstracten Maßstäben arbeitet, jeden Augenblick Gefahr läuft, fehlzugreifen; daß sie, weil sie die Rechte der poetischen Individualität verkennt, und nach einem einzigen Schema Alles regelt, leicht mit ihrem Urtheil in der Luft steht. Denn das moderne Drama hat, bis in die Fundamente hinein, andere Lebensbedingungen als das griechische, und der „Don Carlos", ein Organismus für sich, gleich dem „Faust", ist mit keiner Aristotelischen Elle zu messen. Und selbst in der Beurtheilung des Einzelnen der dramatischen Motive

und Scenen wird eine Erläuterung, welche von dem Werden des Kunstwerkes glaubt abstrahiren zu dürfen, häufig in die Irre laufen müssen: sie will allgemein und ästhetisch begreifen, was vielmehr individuell und historisch zu begreifen ist. Wenn z. B. Bellermann Betrachtungen darüber macht, weshalb König Philipp den Marquis Posa durch einen Meuchelmord tödten läßt, statt ihn vor ein ordnungsmäßiges Gericht zu stellen, so hätte ein Blick in Schiller's Quelle, in die Erzählung des Abbé St. Real, lehren können, daß der Dichter hier einfach einen Zug seiner Vorlage wiederholt; es greift demnach völlig neben die Sache, wenn dies Motiv wie eine eigene Erfindung Schiller's behandelt und bloß nach allgemeinen Erwägungen kritisirt wird: „Niemand, am wenigsten König Philipp, wird in dieser Lage so handeln. Man sieht, was irgend mit dem wunden Punkt der Tragödie (dem Opfertode Posa's) in Berührung kommt, wird dadurch aus seiner natürlichen Richtung gebracht." Keineswegs sieht man das, keineswegs wird durch die Berührung mit dem wunden Punkt der Tragödie das Motiv bestimmt, sondern seine Entstehung liegt außerhalb des Dramas; über das Kunstwerk hinaus aber liegt die ästhetische Betrachtung nicht, sie hält sich eigenwillig an „das Drama selbst", und so muß sie nothwendig, bei aller Klugheit und Feinheit, über die einfachsten Wahrheiten stolpern, und Ursachen suchen, wo nur Wirkungen arbeiten.

An guten Beobachtungen im Einzelnen fehlt es bei Bellermann dennoch nicht; über die Zeit und Dauer der Schiller'schen Dramen, über schwierige Stellen des Textes weiß er, gestützt offenbar auf die Erfahrungen des Lehrers, viel Treffendes zu sagen, und von den Thorheiten anderer, berufsmäßiger Commentatoren hält er sich frei. Wo er polemisirt, ist sein Ton ruhig, sachlich; nur gegenüber Heinrich Düntzer kommt auch er ohne gröbere Abwehr nicht aus.

Gleich dem Vertreter der verschiedensten Richtungen, gleich den Loeper, Scherer, Xaver Fischer muß auch Bellermann wider Düntzer Front machen, den „allgemeinen Feind", dessen gewaltsame und schiefe Auslegungen der literarhistorischen Betrachtung so viel Gegner geschaffen haben. Nicht oft genug kann man darum erklären, daß von dieser die Thatsachen meisternden, engherzigen Betrachtungsweise innerhalb unserer Wissenschaft noch weit schärfer geurtheilt wird als außerhalb derselben; nicht oft genug kann man bitten: uns doch um Gottes Willen nicht mit Herrn Düntzer zu identificiren. Die Methode, nach welcher dieser seine Autoren „erläutert", bleibt immer die nämliche: es wird dem klaren Sinn des Textes zunächst etwas möglichst Schiefes untergelegt, und dann erklärt der kluge Mann erstaunt: seht nur, wie schief das ist! Ein Beispiel unter den vielen, welche Bellermann anführt, sei hier wiederholt. Der Präsident in „Kabale und Liebe" spricht zu Ferdinand: „Eine herrliche Aussicht dehnt sich vor dir! Die ebene Straße zunächst nach dem Throne — zum Throne selbst, wenn anders die Gewalt so viel werth ist als ihre Zeichen." Was ist hieran unklar, was erklärungsbedürftig? Der Präsident sagt einfach: den Fürsten und durch ihn das Land beherrschen, heißt so viel, als selbst Herrscher sein. Aber so billig thut es Herr Düntzer nicht: der Präsident, so „erläutert" er, wolle, daß Ferdinand selbst einmal Herzog werde — „eine Aussicht, die doch so phantastisch und außerhalb aller in den damaligen Verhältnissen gegebenen Möglichkeit liegt, daß die betreffende Stelle immer anstößig bleibt." Natürlich, die Stelle bleibt anstößig, und nur Schiller ist es, der etwas Thörichtes gesagt hat; aber beileibe nicht Herr Düntzer.

Gegenüber solchen Excessen eines toll gewordenen Pseudo-Philologenthums stellt sich in Ernst Elster das exacte, moderne Forscherthum dar, das auf völliger Kenntniß des Thatsächlichen seine sorgsame Arbeit aufbaut und auch ohne Geistreichigkeit und überraschende Einfälle in jenem abgegrenzten Gebiet gesicherte Resultate gewinnt. Herr Elster ist ein persönlicher Schüler Zarncke's; in seiner kleinen Habilitationsschrift folgt er aber mehr den von Scherer gefundenen oder neu ausgebildeten literarhistorischen Methoden und legt die umständliche Entwicklungsgeschichte des „Don Carlos" in allen ihren Theilen dar, etwa wie Scherer es für den „Faust" versuchte; er prüft die Quellen, zeigt, wie in bestimmten seelischen Zuständen der Dichter den

Stoff zuerst aufgefaßt hat, wie er in wechselnden Stimmungen, zu wechselnden Zeiten die Vorlage vertiefte, dem ersten Helden einen zweiten hinzufügte, neben den Carlos den Posa stellte; er weist Widersprüche, Schwankungen, Neugestaltungen auf und legt einen verwickelten, für die Biographie Schiller's ungemein interessanten Proceß zum ersten Male in allen Einzelheiten dar, überall klar, bestimmt, matter of fact.

Auch in Heinrich Bulthaupt's Studien ist dieser moderne Sinn für das Thatsächliche lebendig; nur daß er nach anderer Seite hin sich auslebt. Ausdrücklich erklärt der Verfasser, der allgemeinen ästhetischen Betrachtungen im alten Stil sich entschlagen zu wollen: nicht eine Codification dramaturgischer Gesetze will er versuchen, sondern in der Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes, zugleich mit den individuellen Lebensformen, das Gesetzmäßige der poetischen Gattungen ergreifen. Gegen alle ästhetischen Abstractionen, gegen das aprioristische Construiren von Kunstregeln hat er ein tiefes Mißtrauen: „Wir haben uns aus dem alten metaphysischen Bann erst ganz zu befreien," sagt er; „nicht die Botanik schafft die Pflanzen, sondern die Pflanzen die Botanik." Er erkennt, daß die ästhetischen Gesetze nicht unverbrüchlich und ewig sind, sondern sich wandeln nach Zeit und Ort und Menschen; darum will er nicht das Schöne an sich, nicht das Schöne im Drama finden, sondern er setzt sich das engere, aber gewissere Ziel: zu einer Aesthetik des germanischen Dramas Material herbeizutragen, durch eine Betrachtung Shakespeare's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, welche gerade aus dem Specifischen der Gattung, aus den dramatischen und theatralischen Wirkungen Regeln aufzufinden und Normen zu gewinnen sucht. Bulthaupt's Bemühungen liegen auf einer Linie mit dem Streben Scherer's, wie es in der „Poetik" sich zusammengefaßt hat, und Scherer auch war es, der an dieser Stelle das Buch zuerst willkommen hieß; sein erneutes Erscheinen zeigt, wie glücklich es den Anforderungen moderner Leser entgegenkommt, und eifrig hat der Verfasser gesucht, an seiner Arbeit noch zu bessern und von Widerspruch und von Zustimmung Nutzen zu ziehen. Eine Ergänzung des tüchtigen Buches wäre nur nach Seite des Literarhistorischen noch zu wünschen; auch Bulthaupt greift oft fehl, weil ihm die Kenntniß des Details entgeht, und er nennt etwa die Auffassung: Marquis Posa habe, nach Schiller's Intention, die Königin geliebt, wunderlich und thöricht — obgleich die Einsicht in den Briefwechsel des Dichters mit Körner, sowie der Vergleich mit der Bühnenbearbeitung ihm sowohl die volle Bestätigung jener Auffassung hätte bringen können, wie auch die Erzählung, weshalb die Intention Schiller's nur unvollkommen zum Ausdruck kam. Es bleibt eben der ungeheure Vorzug der historischen Betrachtung, uns auf die Gründe der ästhetischen Erscheinungen, auf ihr Warum und Weshalb oft sicher hinzuführen, und darum thut Niemand gut, sie bei Seite zu schieben. Jede Richtung kann so von der benachbarten profitiren, der Aesthetiker vom Philologen, der Philologe vom Dramaturgen; und selbst von Herrn Düntzer kann man, wenn man Lust hat, noch etwas lernen; nämlich dieses: wie es nicht zu machen ist.

Otto Brahm.

Der Hamburgische Bürgermeister Kirchenpauer.

Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und Zeitbild von Werner von Melle. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1888.

In dem dritten Bande seiner „Deutschen Geschichte" entwirft H. von Treitschke ein lebensvolles, in den Hauptpunkten zutreffendes Bild des hamburgisch-hanseatischen Lebens der Jahre 1815 bis 1830. An diese Schilderungen eines öffentlichen Zustandes, der in Mittel- und Süddeutschland immer nur unvollständig bekannt geworden ist, sind wir durch das Buch gemahnt worden, dessen Titel über diesen Zeilen steht.

Nicht als ob diese Biographie eines specifisch hamburgischen Patrioten im Sinne Treitschke's geschrieben wäre, sondern weil der Berichterstatter über das Leben des Bürgermeisters Kirchenpauer bei dem Zeitpunkte einsetzt, an welchem der dritte Band der „Deutschen Geschichte" stehen geblieben ist, und weil das Buch im Uebrigen den Beweis führt, daß Gegensätze, welche noch vor wenigen Jahren unüberbrückbar erschienen, mindestens im Norden des Vaterlandes endlich ausgeglichen sind. Auf die Verhältnisse des neuen Deutschlands hat das Wort:

„Nichts ist beständig! Manches Mißverhältniß
Löst unbemerkt, indeß die Jahre rollen
Sich stufenweise auf in Harmonie"

eine Anwendung gefunden, von welcher sich auch der größte Deutsche älterer Zeit nichts hatte träumen lassen. In dem Jahre der Aufnahme Hamburgs in den Zollverein ist einem der entschiedensten Gegner dieser unitarischen Neuerung ein literarisches Denkmal gesetzt worden, das des alten, glücklich beendeten Streites über die handelspolitische Stellung der Hansestädte keiner anderen als beiläufigen Erwähnung zu thun gebraucht hat.

So viel zur Einleitung. In den deutschen Annalen der letzten vierzig Jahre ist der Name Gustav Heinrich Kirchenpauer zu häufig genannt worden, als daß das Unternehmen, Charakter und Thätigkeit dieses von den Freunden verehrten, von den Gegnern geachteten Mannes zum Gegenstande ausführlicherer Darstellung zu machen, besonderer Rechtfertigung bedürfen könnte. Auf einen biographischen Abriß hat der Verfasser sich indessen nicht beschränkt: weil Kirchenpauer's Leben in der Arbeit für die wirthschaftliche und politische Neugestaltung seiner Vaterstadt aufging, hat das seinem Andenken gewidmete Buch sich zu einer Darstellung der neueren hamburgischen Entwicklungsgeschichte erweitert, welche überall da willkommen geheißen werden wird, wo man den großen Proceß deutscher Neugestaltung im Einzelnen kennen lernen, wo man erfahren will, wie es zu den Tagen der Väter in den verschiedenen Theilen des Vaterlandes wirklich gewesen und zugegangen ist.

Auf diese Seite des Melle'schen Buches und ganz besonders auf die in demselben enthaltenen Ausführungen über die Verwandlung der alten in die neue Verfassung der „freien und Hansestadt" muß entscheidendes Gewicht gelegt werden. Nicht als ob der biographische Gesichtspunkt außer Acht gelassen worden wäre: Kirchenpauer's merkwürdige, durch die Ereignisse der Franzosenzeit bestimmte Jugenderlebnisse und die seinen Tagebüchern entnommenen Aufzeichnungen aus den (in Frankfurt a. M. verlebten) Jahren 1848 und 1849 liefern manchen werthvollen Beitrag zur inneren und äußeren Geschichte unserer Zeit. In der Summe tritt das persönliche Moment indessen hinter das sachliche zurück. Abgesehen davon, daß Kirchenpauer's gemessene und zurückhaltende Art und der normale Verlauf seines Lebens zu genaueren Ausführungen über seine Individualität keine Veranlassung boten, kam für den Verfasser in Betracht, daß ein Theil der Personen, die an der neueren Entwicklung Hamburgs mitgewirkt haben, noch am Leben ist, der andere Theil erst seit verhältnißmäßig kurzer Frist im Grabe ruht, und daß ins Einzelne gehende Charakteristiken Kirchenpauer's und seiner Freunde unter solchen Umständen nicht am Platze gewesen wären. Herrn von Melle's Darstellung hat es demgemäß in erster Linie auf Schilderung der Verhältnisse und Thatsachen abgesehen, durch welche der bedeutendste politische Geschäftsmann des neueren Hamburgs seinen Weg genommen.

Dieser Umstand verbürgt einen allgemeinen Erfolg des Buches, der andernfalls wahrscheinlich auf den Kreis von Kirchenpauer's Mitbürgern und näheren Freunden beschränkt geblieben wäre. Dem Leser wird eine sonst nirgends vorhandene Gelegenheit geboten, das alte und das neue Hamburg, die auf den Unionsreceß von 1710 und den Hauptreceß von 1712 gegründete Ordnung der kleinen, von der Thorsperre eingeengten, von etwa 125000 Menschen bewohnten freien und Hansestadt des Mittelalters und die neuhamburgischen Einrichtungen von 1861, 1871 u. s. w. kennen zu lernen und den eigenthümlichen Proceß zu verfolgen, der sich während der Jahre

äußerer und innerer Erneuerung dieses Gemeinwesens vollzog. Zu Ende des Jahres 1832 in seiner Vaterstadt angesiedelt, in den folgenden zwölf Jahren als Publicist und Secretär der Handelskammer thätig, wurde der Held des Melle'schen Buches über die Unhaltbarkeit des altväterischen Zustandes so gründlich belehrt, daß er alsbald in die vorderste Reihe der hamburgischen Reformer seiner Zeit trat. Zu der Thätigkeit derselben gab die bekannte große Feuersbrunst vom Mai 1843 den ersten Anstoß; noch aber war die vis inertiae so stark, daß die Reformbewegung alsbald wieder ins Stocken gerieth, und daß es der großen Erschütterung von 1848 bedurfte, damit die Sache wieder in Zug kam. Für die maßvollen und conservativen Reformfreunde, zu denen der nunmehrige Senator Kirchenpauer gehörte, lagen die Verhältnisse zunächst so schwierig, daß ihre Wünsche hinter diejenigen der plötzlich emporgewachsenen demokratischen Partei zurückgedrängt wurden und die Bewältigung der Revolution dringender zu sein schien als jede andere Sorge. Nicht sowohl der „hamburgischen" Revolution (allzu gefährlich ist dieselbe niemals gewesen), als der großen, alle Staatsüberlieferungen in Frage stellenden deutschen und europäischen Revolution mußte die Spitze geboten werden, wenn eine solide Neuregelung der kleinen Welt „zwischen Alster und Elbe" in Ausführung gebracht werden sollte. Rascher, als irgend hatte erwartet werden können, verliefen die wilden Wasser des Bewegungsjahres wieder — der Fluth aber folgte eine Ebbe von ausgesprochen reactionärer Tendenz: das von der achtundvierziger „Constituante" entworfene demokratische Verfassungsproject theilte das Schicksal der großen Mehrzahl zeitgenössischer Entwürfe, indem es in einer selbst gegrabenen Grube versank — „Octroyirungen" aber, wie sie in den Nachbarländern inzwischen Mode geworden, waren durch die eigenthümliche Structur hanseatischen Wesens ausgeschlossen. Erst nachdem es eine längere Weile unverändert „beim Alten" geblieben war, gelang es während der Jahre 1859—1860 ein Compromiß der Parteien herbeizuführen, dessen Frucht die neue, seitdem nur unwesentlich veränderte hamburgische Verfassung von 1860—1861 war.

Um Tragweite, inneren und äußeren Sinn dieser Umgestaltungen zu verstehen, muß man den Einzelheiten derselben nachgehen. Der Verfasser hat dieselben in außerordentlich zweckmäßiger Weise aufzusummiren, Zersplitterungen und Weitläufigkeiten ebenso glücklich zu vermeiden gewußt wie Oberflächlichkeiten und Verallgemeinerungen. Sein Bericht über Kirchenpauer's Lebensgang hat sich auf solche Weise zu einer erschöpfenden Darstellung der hamburgischen Verfassungs- und Wirthschaftsreform erweitert, die genau da in die große deutsche Um- und Neugestaltung einmündet, wo des verdienten Mannes Thätigkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Auch an den Arbeiten von 1866—1867 und von 1870—1871 hat der vieljährige hamburgische Bundesrathsbevollmächtigte ehrenvollen Antheil genommen; der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag indessen auf den specifisch hamburgischen Angelegenheiten, die Glanzzeit derselben innerhalb der Periode, wo die „freie und Hansestadt" ihres Weges gegangen war, ohne nach Rechts oder nach Links zu sehen. Die Analyse von Kirchenpauer's innersten politischen Neigungen bei Seite lassend, hat der Verfasser das Verhältniß des festen Mannes der alten Zeit zu den Wendungen und Wandlungen unserer stürmischen Tage in höchst tactvoller Weise zu bezeichnen gewußt: während die Geschichte der Jahre 1832—1864 in neun Capiteln und auf 390 Seiten erzählt wird, hat für die letzten dreiundzwanzig Jahre von Kirchenpauer's Leben ein Capitel mit 43 Seiten genügt.

Dem edlen und reinen Charakter des am 4. März 1887 an seinem Schreibtisch verstorbenen neunundsiebzigjährigen alten Herrn ist sein Biograph gerade durch die discrete Behandlung seines intimen Lebens gerecht geworden. Für einen unbedingten Anhänger der neuen Ordnung deutscher Dinge hat der consequente Vertheidiger der Freihafenstellung Hamburgs sich niemals ausgegeben und niemals ausgeben wollen: an der „Freiheit der Elbschiffahrt" hat derselbe ebenso unentwegt festgehalten wie an den Grundsätzen des Freihandels, aus dem Bekenntniß zu diesen Stücken seines politischen Katechismus niemals das geringste Hehl gemacht und die Leitung der hamburgischen Schiffahrts- und Handelsangelegenheiten freiwillig aus Händen gegeben, als

er mit seinem Programm in der Minderheit blieb. Es entsprach das zweien Eigenschaften des trefflichen Mannes, die ihm menschlich wie politisch die höchste Ehre machten: entschiedener Abneigung vor Intrigue und gewundenen Wegen und edler, wahrhaft männlicher Bescheidenheit. Nie und unter keinen Umständen suchte Kirchenpauer seinen Willen und seine Ueberzeugung anders, denn in offenem und ehrlichem Kampf durchzusetzen. Gegen Verpflichtungen, welche die freie Hand und das Selbstbestimmungsrecht Hamburgs beschränkten, wehrte er sich so lange wie möglich; waren dergleichen Verpflichtungen aber einmal übernommen worden, so konnte es Niemand mit Erfüllung derselben genauer und gewissenhafter nehmen als er that. Gleicher Gewissenhaftigkeit haben sich (wie bei dieser Gelegenheit bemerkt werden darf), Kirchenpauer's nächste Arbeits- und Gesinnungsgenossen, vor Allem der vieljährige Leiter der hamburgischen auswärtigen Angelegenheiten, Syndikus Dr. Merck, beflissen und dadurch in ehrenhaftester Weise bewiesen, daß sie sich auf den guten Namen ihres Staatswesens ebensowohl verstanden wie auf dessen wahre Interessen. — Nicht minder rühmlich war Kirchenpauer's Fähigkeit, innerhalb seiner Sphäre zu bleiben und nur da die erste Stimme in Anspruch zu nehmen, wo sie ihm gebührte. Wäre es nach ihm gegangen, so hätten die deutschen Geschicke wahrscheinlich andere Richtungen, als diejenigen von 1866 und 1871 eingeschlagen: er wußte indessen, daß sein Beruf der hamburgische sei, daß Hamburg kein Recht auf Entscheidungen über die Zukunft Deutschlands besitze und daß der wahre Patriot vor Allem Selbstbeschränkung üben müsse. Diese Fähigkeit zur Beschränkung war eine der charakteristischen und rühmlichsten Eigenschaften Kirchenpauer's: sie wurzelte ebenso in seinem hellen Kopf wie in seinem selbstlosen Herzen. Das in unseren Tagen seltene Glück, zahlreiche Freunde zu haben und unter seinen Gegnern keinen einzigen Feind zu zählen, hat der treffliche Mann vornehmlich seiner weisen und wahrhaft männlichen Bescheidenheit zu danken gehabt. Daß dieselbe mit Würde und festem Sinn gepaart war, daß man ihn in jedem Sinne justum ac tenacem propositi virum nennen durfte, haben Alle gewußt, die mit Gustav Heinrich Kirchenpauer jemals in Berührung gekommen sind.

Als Beitrag zur Geschichte der bedeutendsten Handelsstadt des europäischen Festlandes und als Ehrendenkmal eines Musterbildes alt-hanseatischer Bürgertugend wird das Melle'sche Buch auf gute Aufnahme in der deutschen Leserwelt rechnen dürfen.

Z.

π. **Vom papiernen Stil.** Von Otto Schröder. Berlin, Walther und Apolant. 1889.

Was heißt papierner Stil? Gemeint ist jene Art zu schreiben, die nicht ängstlich genug sein kann in der Aufrichtung von Schranken zwischen der natürlichen Sprechweise und der Sprache der schriftlichen Darstellung; jener Stil, dem als oberste Instanz die Correctheit gilt, und zwar jenes Zerrbild von Correctheit, an dessen Zustandekommen verknöcherte Convention und der falsche Einfluß des Lateinischen in gleich unheilvoller Weise betheiligt sind. Gegen diesen Stil und seine Herrschaft zieht O. Schröder in dem Büchlein zu Felde. In dem ersten Aufsatz, „Der große Papierne", verfolgt er in einer Darstellung, die mit vielem Glück die Mitte zu halten weiß zwischen derbem Pathos und behaglicher Laune, den papiernen Geist bis in seine geheimsten Schlupfwinkel, und stellt seine Sünden in einer artigen Blüthenlese zusammen. — Der zweite Aufsatz, „Derselbe", geht dem unseligen Mißbrauch zu Leibe, der mit dem genannten Wort getrieben wird und legt für die schönen einfachen Pronomina er, sie, es und die Adverbia damit, davon u. s. w. eine Lanze ein. In der dritten Untersuchung, „Wörter und Worte", kommt die schwierige Frage des Hiatus in der deutschen Poesie zur Sprache. Dabei aber haben den Verfasser, wie uns scheint, seine Schutzheiligen ein wenig im Stiche gelassen, so daß „Der große Papierne" selbst die Gelegenheit benutzt, ihm das Concept zu verderben. Denn wer kann leugnen, daß die übergroße Empfindlichkeit gegen den Hiatus dem Deutschen etwas Frembartiges ist, und nur der classischen Poesie ihr Dasein verdankt? Als fernere Unternehmungen möchten wir dem Verfasser vorschlagen ad 1) einen Feldzug gegen den „mündlich Papiernen", wie er sich in der Aussprache des „ä" als Umlautes von „a" auf dem Katheder, auf der Bühne, am allerschlimmsten in der Schule geltend macht; ad 2) einen Sonderstreifzug gegen das invertirte „und". Denn was der Verfasser auf S. 24 f. darüber sagt, dürfte leider nicht ausreichen, um zu verhüten, daß er jetzt wiederholt zu lesen bekommen wird: „Schröder's Buch ist ganz vortrefflich und hoffen wir, daß es in viele Hände gelange."

π. **Die Poetik** auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre von Heinrich Viehoff. Herausg. nebst einer biograph. Skizze: Heinrich Viehoff von Victor Kiy. Trier, Fr. Lintz. 1888.

Diese Poetik ist in einzelnen Parthien überraschend modern. Wie Wilhelm Scherer in dem kühnen und gewaltigen Torso seiner Poetik den Weg des Naturforschers beschreitet, so appellirt auch Viehoff in diesem, mit seinen Anfängen in die dreißiger Jahre zurückreichenden Werke wiederholt an die inductive Methode der exacten Wissenschaften. Gleichwohl hat er sich zu einer entschiedenen Absage an die veraltete Aesthetik nicht zu entschließen vermocht. In dem ersten Theile des Buches huldigt er noch ganz jener Auffassung, die das „Wahre, Gute und Schöne" sucht und sich mit subtilen Definitionen abmüht, durch die das Problem nicht im Geringsten gefördert wird. Aber schon hier schimmert durch das dichte Laubwerk einer unfruchtbaren Philosophie das Licht moderner Anschauung hindurch; schon hier offenbart sich eine mehr auf das Psychologische als das Metaphysische ausgehende Betrachtungsweise. Und im weiteren Verlauf bietet der Verf. namentlich in dem Theil „Aesthetische Gesetze und Kunstmittel" eine solche Fülle lehrreicher Beobachtungen, daß Jeder, auf welchem Standpunkt er auch stehe, daraus nur lernen kann. Als ein erfahrener Literarhistoriker, der auf dem Gebiete der antiken Literatur nicht minder bewandert war, als auf dem der neueren, weiß Viehoff diese Beobachtungen stets durch gut gewählte Beispiele zu stützen. Auch begnügt er sich nicht mit dem bloßen Aufsuchen der Kunstmittel, sondern ist bestrebt, ihren Motiven nachzugehen, wobei manche psychologische Feinheit zu Tage tritt. Vielfach recurrirt er dabei auf Jean Paul's allzusehr vergessene „Vorschule der Aesthetik", die doch immer den Vorzug hat, im eigentlichsten Sinne einen Fachmann zum Autor zu haben. Die Begegnung Viehoff's gerade mit diesem Werk ist nicht zufällig. Auch er gibt vorzugsweise eine praktische Aesthetik, die zu registriren sucht, was eine verständnißvolle Lectüre der besten Dichter über die Art des Verfahrens und die Wirkung der Poesie ermittelt hat. Aehnliches wollte auch Scherer, nur ging seine Absicht tiefer, indem er zugleich historisch verfuhr und die einzelnen Dichtungsgattungen, wie die Kunstmittel geschichtlich zu begreifen suchte. An diese Tendenzen reicht Viehoff's Werk nicht heran; immerhin bezeichnet es auf dem Wege zu einer modernen Poetik eine Station, auf der man in der Freude über die schon zurückgelegte Strecke und in der Erwartung des nicht mehr zu fernen Zieles nicht ungern verweilen wird.

σβχ. **With the Immortals.** By F. Marion Crawford. In two Volumes. London, Macmillan & Co. 1888. (Auch in der Tauchnitz-Edition, Vol. 2533).

Immer hat es einen besonderen Reiz gehabt, sich vorzustellen, wie bedeutende Personen der Vergangenheit über wichtige Fragen der Gegenwart urtheilen möchten, und diesem Reize verdanken zahlreiche Schriften in fast allen Literaturen ihren Ursprung. Briefe wie Ovid's Heroiden (und deren deutsche schwächliche Nachahmungen durch Hoffmann von Hoffmannswaldau), die Fälschungen von Briefwechseln aus der Abblüthe der antiken Literatur und aus dem Mittelalter, Faßmann's Göttergespräche und die satirischen Unterredungen des mit Unrecht gänzlich vergessenen G. L. Wechrlin in seinen „Chronologen", dem „großen Ungeheuer" und den „Hyperboräischen Briefen" gehören hierher. Gewiß die bedeutendste Schöpfung in der ganzen Gruppe sind die Imaginary Conversations von Walter Savage Landor. Wie lebhaft das Interesse für dieses Spiel der Phantasie noch ist, zeigen Andrew Lang's neulich erschienene Episteln an Schriftsteller und Künstler vergangener Zeit, sowie das vorliegende neue Buch Crawford's. Es wird manche Leser enttäuschen, welche von dem geschickten amerikanischen Erzähler wieder

einen spannenden Roman erwarten; und in der That wäre es betrüblich, wenn dieses Werk nicht die Zerstreuungen der Mußestunden, sondern das Erschlaffen seiner Erfindungsgabe bekunden sollte. In der Einleitung, welche von Jules Verne beeinflußt ist, wird berichtet, wie durch ein künstlich erzeugtes electrisches Gewitter die Naturgesetze zeitweilig derart gestört werden, daß eine Anzahl berühmter Todter, an welche die Mitglieder der kleinen Gesellschaft eben denken, in diesem abgelegenen Winkel der süditalischen Küste sichtbar werden und sich mit den Lebenden unterhalten. Indem Crawford den „Unsterblichen" die Fähigkeit verleiht, Alles nach ihrer Zeit auf Erden Vorgegangene und Gelernte sich ebenfalls anzueignen, hat er sich die Sache wesentlich erleichtert. Andererseits zeigen sich gerade dadurch recht deutlich die Mängel seiner historischen Studien, welche durch keine gelehrt scheinenden Anmerkungen verhüllt werden, und eine gewisse Seichtigkeit der Bildung. Wenn Julius Cäsar, Franz I. von Frankreich, Bayard, Lionardo da Vinci, Blaise Pascal, Dr. Johnson, Heine und Chopin uns nichts Originelleres über die wichtigsten Aufgaben des Lebens mitzutheilen haben, als Crawford sie reden läßt, dann lohnte es nicht der Mühe, sie aus den elysischen Gefilden auf die Erde zu rufen. Die recht schätzenswerthen Eigenschaften des gewandten Erzählers Crawford kommen hier nicht zur Geltung, und daß es ihm an Tiefe der Kenntniß, an Weite des Blickes, ja an kräftiger Eigenart des Denkens für eine solche philosophische Arbeit gebricht, darüber seine Verehrer durch ein besonderes Buch aufzuklären, dünkt mich unnöthig. Uebrigens will ich nicht in Abrede stellen, daß manche Stücke aus diesen Gesprächen auf einen modernen Leserkreis ganz anregend wirken und zu eigenem erörternden Geplauder veranlassen mögen.

ϱ. **Literary Essays.** By Richard Holt Hutton. Third Edition, revised and enlarged. London, Macmillan & Co. 1888.

Diese Sammlung von Essays enthält: „Goethe and his influence", „The genius of Wordsworth", „Shelley and his poetry", „Mr. Browning", „The poetry of the Old Testament", „Arthur Hugh Clough", „The poetry of Matthew Arnold", „Tennyson", „Nathaniel Hawthorne". Die bloße Aufzählung ergibt, wie weit das Interesse des Autors reicht und wie mannigfaltig die Gegenstände sind, die er in diesen Essays behandelt; vortrefflich geschrieben, haben sie in England, dem Musterland dieser Literaturgattung, so großen Beifall gefunden, daß bereits eine dritte Auflage vorliegt. Für deutsche Lehrer werden die hier gebotenen Charakteristiken englischer Dichter die erfreulichsten sein, während die Studie über Goethe von der einseitig kirchlichen Betrachtungsweise des Autors beeinträchtigt wird: „the earth was eloquent to him, but the skies were silent."

π. **Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin.** Von D. Gilles de la Tourette. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Professor Charcot. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Seitdem die Physiologen und Aerzte angefangen haben, sich experimentell mit dem Hypnotismus zu beschäftigen, ist eine sehr große Anzahl von Schriften darüber in deutscher, französischer und englischer, auch in italienischer Sprache erschienen, obgleich die wissenschaftliche Behandlung des schwierigen Gegenstandes trotz Braid kaum ein Jahrzehnt alt ist. Unter jenen Publicationen hat keine einen solchen Umfang wie die vorliegende, welche in vier Abschnitten die hypnotischen Zustände, die dem Hypnotismus verwandten Zustände (Somnambulismus, Hysterie, doppeltes Bewußtsein), Nutzen und Gefahren des Hypnotismus, den Hypnotismus vor dem Gesetz behandelt. Etwas wesentlich Neues zu bringen, lag nicht in der Absicht des Verfassers, der, ein Schüler von Charcot und Abtheilungsvorstand in der Salpetrière, vielmehr seine auf reiche Erfahrung und fleißiges Studium begründete Kritik übt und mit Nachdruck auf die Wichtigkeit des Hypnotismus für den Gerichtsarzt und den Juristen hinweist. Die Uebersetzung, die Schreibweise und die Correctur sind nicht sehr sorgfältig. Jedoch wird das Buch, welches in Frankreich Erfolg hat, auch in der deutschen Uebersetzung bei dem zunehmenden Interesse an hypnotischen Zuständen seitens der Mediciner und Juristen sohne Zweifel zahlreiche Leser finden

μ. **Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887** von Moritz Schanz. Leipzig. Roßberg'sche Buchhandlung 1889.

Ein Kaufmann, ein Rio-Kaufmann, wie er sich selbst nennt, dem eine mehrjährige Erfahrung zur Seite steht, unternimmt eine Reise in die vornehmsten Provinzen Brasiliens und zwar in deren entlegenere Gegenden; er sieht und hört mit dem Auge und Ohre eines Kaufmanns, ohne jedoch auch für sonstige Verhältnisse einer scharfen Beobachtungsgabe zu entbehren. Obiges Buch, das Ergebniß dieser Reisen, ist seinem Inhalte nach ebenso weit entfernt von den vorhandenen, denselben Gegenstand behandelnden Werken, die nur die Zwecke des Auswanderers im Auge haben, als von gewissen Feuilleton-Artikeln, deren schillernde Darstellung die Unkenntniß des Thatsächlichen weder verdeckt noch entschuldigt. Der Verfasser sucht den Ansiedler in der kaum erstandenen Stadt ebensowohl wie im fernsten romantischen Thale auf; sein praktisches, nüchternes Auge prüft und kritisirt, sein kaufmännischer Beruf befähigt ihn, höchst beachtenswerthe Winke über Import und Export, aber auch über Cultur und Arbeiterverhältnisse zu geben, wie z. B. über Neu-Freiburg in der Provinz Rio, über den Stand der dortigen Fazenda's und die Betriebsprojecte nach Aufhebung der Sclaverei. Als Deutscher widmet er überall selbstverständlich dem deutschen Element besondere Aufmerksamkeit, und seine bezüglichen Angaben liefern uns manches Ueberraschende. Höchst interessant und von ethnographischem Werthe sind die Mittheilungen, welche der Verfasser über die Botokuden macht, jene Ureinwohner, über welche wir nur wenig wissen und deren gegenwärtiges Verhältniß zu der weißen Bevölkerung uns nicht bekannt ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen von Curt Abel. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1889.

Achajus. — Der Werth der Berliner politischen Presse von Achajus. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1889.

Amici. — Sull Oceano. Dei Edmondo de Amici. Tredicesima edizione. Milano, Fratelli Treves.

Autier. — Marius Maurel. Roman aus der Provence u. andere Erzählungen von Jos. Autier. Autorisierte freie Uebersetzung von B. M.-K. Zürich, Schröter & Meyer. 1889.

Bastian. — Die Culturländer des alten America. III. Bd. Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des Ethnologischen Museums von A. Bastian. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1889.

Binet. — The Psychic life of micro-organisms. A Study in experimental psychology. By Alfred Binet. Translated from the French by Thomas McCormack. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1889.

Brügelmann. — Ueber den Hypnotismus und seine Verwerthung in der Praxis. Von Dr. W. Brügelmann. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag (Louis Heuser).

Bunge. — Aus meinem Kriegstagebuche. Erinnerungen an Schleswig-Holstein. 1864. Von F. Bunge. Rathenow. Max Babenzien.

Carlyle. — Die Französische Revolution. Von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman. 1./3. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889.

Cauer. — Suum cuique. Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens. Von Dr. Paul Cauer. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1889.

Der erste Schelmenroman. Lazarillo von Tormes. Herausgegeben von Wilhelm Lauser. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1889.

Die Neue deutsche Schule. Monatsschrift zur Begründung einer dem Zeitbedürfniß entsprechenden Jugendbildung. Herausgeg. von Dr. Hugo Göring. I. Jhrg. Hft. 1. Berlin, A. Hofmann & Comp.

Dies irae. Eine Vision. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. V. Jhrg. Bd. 17/18: Doctor Rameau. Von Georges Ohnet. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Erdmann. — Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwickelung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Litterarhistorisch-kritische Studien von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg, R. Herrose. 1888.

Erfurth-Lindner. — Deutsche Litteraturkunde. Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa. Lesebuch für die oberen Klassen mittlerer und höherer Schulen von P. Erfurth und H. Lindner. Potsdam, Aug. Stein. 1889.

Eynatten. — Schwarzwaldsagen. Von Carola Freiin von Eynatten. Emmendingen, Albert Dölter. 1889.

Felix. — Der Einfluss der Religion auf die Entwicklung des Eigenthums. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889.

Gerstäcker. — Ausgewählte Werke von Friedrich Gerstäcker. Neu durchgesehen und herausgegeben von Friedrich Theden. 1./2. Lfg. Jena, Hermann Costenoble. 1889.

Gilman. — Profit Sharing, between employer and employee. A study in the evolution of the wages system. By Nicholas Paine Gilman. Boston & New-York, Houghton, Mifflin and Company. 1889.

Hamel. — Die reaktionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung. Nebst Untersuchungen über Wesen und Entwickelung der Sprache. Von Richard Hamel. Halle a. S., Tausch & Grosse. 1889.

Hamel. — Ein Wonnejahr. Von Richard Hamel. Dritte vermehrte Auflage. Halle a. S., Tausch & Grosse. 1889.

Haykens. — Kurze Geschichten von Rolf Haykens. Nürnberg, Hermann Ballhorn. 1889.

Heinrici. — D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Von F. F. Georg Heinrici. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Henke. — Zeichnen und Sehen. Ein Vortrag von W. Henke. Zweite Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Jaenicke. — Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen. Von Karl Jaenicke. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1889.

Kuhlenbeck. — Das Problem einer internationalen Gelehrtensprache und der Hellenismus der Zukunft. Ein Sendschreiben an den geistigen Adel deutscher Nation von Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Kühner. — Das Buch der Mutter. Eine Belehrung für junge Frauen von Dr. A. Kühner. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Lipperheide. — Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Herausgegeben von Frieda Lipperheide. 1. Sammlung. Berlin, Franz Lipperheide. 1889.

Marshall. — Zoologische Vorträge herausgegeben von Dr. William Marshall. 1. Heft: Die Papageien. Von William Marshall. Leipzig, Richard Freese. 1889.

Maspero. — Aegyptische Kunstgeschichte von G. Maspero. Deutsche Ausgabe von Georg Steindorff. Mit 316 Abbildungen im Text. Leipzig, W. Engelmann. 1889.

Max. — Weihnachten. Bilder aus der Weltgeschichte des Christenthums von Julis Max. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Michael. — Salimbene und seine Chronik. Eine Studie zur Geschichtschreibung des dreizehnten Jahrhunderts von Emil Michael S. J. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1889.

Milow. — Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1889.

Moll. — Der Hypnotismus. Von Dr. med. Albert Moll. Berlin, Fischer's medicin. Buchhandlung (H. Kornfeld). 1889.

Neue Litterarische Volkshefte. Hft. 1: Der Officier in der Dichtung. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Rothnagel. — Sinngemäßes Schaffen u. Modelhorheit in Architektur und Kunsthandwerk von A. Rothnagel. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Verlag der Bau- und Kunstgewerbe-Zeitung für das Deutsche Reich. 1889.

Osterberg-Verakoff. — Himmlische Liebe. Roman von Max Osterberg-Verakoff. Augsburg u. München, Adelbert Votsch. 1889.

Pfau. — Gedichte von Ludwig Pfau. Vierte durchges. und vermehrte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1889.

Rod. — Les sens de la vie. Par Edouard Rod. Quatrième édition. Paris, Perrin & Cie. 1889.

Rothenburg. — Die Nähterin von Stettin. Eine Erzählung aus der Zeit der Thränen und Wunder von Adelheid von Rothenburg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889.

Schawaller. — Jehu. Von Fritz Schawaller. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1889.

Schulz. — Ueber verschönernde Gesichtsbildung. Physiognomische Plaudereien und Rathschläge von Ernst Schulz. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund). 1889.

Streibel. — Balladen und Briefe von Karl Streibel. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Systematischer Schul-Hand-Atlas, Ausgabe für Berlin. In Uebereinstimmung mit den dazu gehörigen Wandkarten für den einheitlichen Unterricht in der Heimat- und Erdkunde bearbeitet und herausgegeben von Eduard Gaebler und Hermann Hänsler. Berlin, J. Mecklenburg (R. Mickisch). 1889.

Thom. — Realismus. Zeitgemäße Betrachtung von Herman Thom. Leipzig, Armin Baumann.

Trabert. — Deutsche Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert. II. Band: Ein Menschenleben. Frankfurt a. M., G. Wendel. 1889.

Walcker. — Grundriss der Statistik der Staatenkunde. Ein Nachschlagewerk und kulturgeschichtliches Lesebuch von Dr. Karl Walcker. Berlin, Mayer & Müller. 1889.

Wehl. — Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884 von Feodor Wehl. Erster Band. Altona, A. C. Reher. 1889.

Wellmer. — Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier von Arein Wellmer. Dritte vermehrte u. durchges. Auflage. Berlin, Hugo und Herman Zeidler. 1889.

Werner. — Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Von B. v. Werner. 1./3. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889.

Witte. — Mein Conflict mit Herrn Hof- und Domprediger Stöcker. Eine Rechtfertigung und ein Appell von Carl Witte. Berlin, F. Fontane. 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

YD 11000